This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

P 2205.
Y 266.

Meisenbach Riffarth & Co. Berlin. Dem. v. H. Gussow 1893.

May Jähns

Geschichtliche Aufsätze

von

Max Jähns.

[illegible] und herausgegeben, sowie mit einer biographischen Einleitung versehen

von

Karl Koetschau,

[illegible] einem Anhang: „Max Jähns als militärischer Schriftsteller"

von

Alfred Meyer.

Mit einem Bildnis in Kupferlichtdruck.

Ausgeschieden
OBER-REALSCHULE
WIESBADEN

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1903.

Geschichtliche Aufsätze

von

Max Jähns.

Ausgewählt und herausgegeben, sowie mit einer biographischen Einleitung versehen

von

Karl Koetschau,

nebst einem Anhang: „Max Jähns als militärischer Schriftsteller"

von

Alfred Meyer.

Mit einem Bildnis in Kupferlichtdruck.

Ausgeschieden

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1903.

Vorwort.

Max Jähns hat die Absicht gehabt, seine Aufsätze, soweit deren Inhalt nicht in seine Bücher Aufnahme gefunden hatte, zu sammeln und in einer Auswahl herauszugeben. Der Tod verhinderte die Ausführung dieses noch nicht weiter vorbereiteten Planes. Die Familie hat nun in der Überzeugung, daß dem Verewigten kein besseres Denkmal gesetzt werden könne, als wenn man ihn noch einmal zum Worte kommen ließe, mich mit der Herausgabe der Aufsätze betraut. Freudigen Herzens unterzog ich mich der Aufgabe, da so mir die einzige Möglichkeit gegeben war, dem verehrten Manne für alle die Wohltaten zu danken, die ich in dem leider so kurzen Verkehr mit ihm aus dem Reichtum seines Geistes und seines Herzens hatte empfangen dürfen.

Die Auswahl erfolgte unter dem leitenden Gedanken, Max Jähns in seinem Künstler- und in seinem Menschentum noch einmal zu zeigen. Deshalb setzen die Aufsätze mit der schönen Abhandlung über „Kriegskunst als Kunst" ein, während die folgenden vier erkennen lassen, wie der Verfasser Kriegskunst künstlerisch schilderte, und die beiden letzten ihn als warmherzigen Menschen und Vaterlandsfreund, der letzte insbesondere auch noch in seinem Verhältnis zur Dichtkunst darstellen. Es konnte dabei nicht in Betracht kommen, wenn etwa unterdessen, wie bei dem Aufsatz über „Walther von der Vogelweide", die Forschung vorwärts geschritten war. Denn trotzdem haben diese Aufsätze jedem noch vieles zu sagen: sie werden niemals veralten.

Die biographische Skizze soll den Leser mit der Person des Schriftstellers entweder bekannt machen oder ihn an sie erinnern.

Es wäre reizvoll genug gewesen, die Skizze zum Bilde auswachsen zu lassen. Aber statt des Raumes, wie er mir zur Verfügung gestellt werden konnte, wäre ein Band dazu nötig gewesen. Ich habe versucht, Max Jähns als Menschen und als Künstler zu schildern, und dabei das Recht für mich in Anspruch genommen, durchblicken zu lassen, daß die Liebe zu dem seltenen Manne mir die Feder geführt hat. Es schien mir aber nötig, ihn auch so dem Leser zu zeigen, wie ihn in seiner Wirksamkeit ein gebildeter Soldat beurteilt. Mein lieber Freund, Hauptmann Alfred Meyer, war bei seiner Kenntnis der Militärliteratur und seiner Verehrung für einen ihrer tüchtigsten Vertreter für diese Aufgabe besonders geeignet.

Den Verlagsfirmen Giesecke & Devrient, F. W. Grunow, E. S. Mittler & Sohn und Georg Reimer ist die Bewilligung zum Wiederabdruck der Aufsätze zu danken. Zu besonderem Dank aber verpflichtet mich das Vertrauen der Familie Jähns, die mir ungehinderten Einblick in das reiche, in Briefen und Tagebüchern niedergelegte Material gewährte, und die Unterstützung von Fräulein Hildegard Jähns, welche mir mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit die Durchsicht dieses Materials erleichterte.

Dresden, im März 1903.

Karl Koetschau.

Max Jähns.

Eine biographiſche Skizze

von

Karl Koetſchau.

Max Jähns war ein glücklicher Mensch. Ich darf das aussprechen, obwohl auch ihm, wie jedem, berechtigte Wünsche und Hoffnungen unerfüllt geblieben sind, hemmend auch in sein Dasein Kummer und Sorge traten. Aber wer den Verlauf seines Lebens im ganzen überblickt, Erstrebtes und Erreichtes gegen einander abwägt, der steht doch unter demselben reinen und beglückenden Eindruck, wie ihn ein in sich geschlossenes Kunstwerk hervorruft.

Diese ästhetische Wirkung, die zugleich zu einer ethischen wird, wäre nicht möglich, wenn nicht alles Fühlen, Denken und Schaffen des Mannes von dem eifrigen Streben nach harmonischem Ausgleich aller seiner Kräfte erfüllt gewesen wäre. Die eine große Sehnsucht nach Schönheit, die sich schon im Kinde in ganz naiver Form äußert, wenn es, ähnlich wie der Knabe Goethe, von schönen Menschen leidenschaftlich sich angezogen fühlt, diese Sehnsucht begleitet ihn auf seinem ganzen Lebenswege, selbst dahin, wo man sie am wenigsten vermutet, zu den statistischen Arbeiten, die er im Dienste des Großen Generalstabes ausführte. Die wundervolle Klarheit des Aufbaues, die Phantasie, die zu lebensvollen Zeugen von Kulturerscheinungen trockene Aufzählungen umzugestalten versteht, verrät auch hier die künstlerisch schaffende Hand. Und so allenthalben. Es war Max Jähns nicht möglich, die kleinste Gabe jemandem darzubieten, ohne daß er sie in eine künstlerische Form gekleidet hätte, er wußte selbst das gleichgültigste Gespräch mit einer eigenen Anmut zu beleben, so daß es eine Lust war, ihm zuzuhören und

zu beobachten, wie er ſich und anderen auch das Alltägliche ſchmackhaft zu machen verſtand. Dabei lag ihm nichts ferner, als die äußere Form auf Koſten des inneren Gehalts auszubilden. Nur ſeine auf viele Gebiete menſchlichen Wiſſens ausgebreiteten Kenntniſſe, die in ſtrenger ernſter Arbeit erworben waren, geſtatteten es ihm, jederzeit ſo leicht, ſo frei und ſo ſchön ſich zu äußern.

Die Schönheit war für Max Jähns nicht Mittel zum Zweck, ſondern Selbſtzweck. Er wollte ſie in ſich tragen, das heißt: er wollte eine ausgeglichene Perſönlichkeit ſein, deren ſittliche Kräfte nicht minder entwickelt ſein ſollten wie die geiſtigen und körperlichen. Der Rhythmus der Seele war ihm die Bedingung zum Leben. Freilich war dieſe nur erfüllbar, wenn er ſich ſeine Pflichten ſo ſtreng wie möglich ſchuf. Und das hat er getan. Er, der ſich bei glücklichen äußeren Verhältniſſen leicht mit dem genußreichen Behagen an einer reifen Kultur hätte begnügen können, ſtellte ſich, nie ermüdend, immer vor neue Aufgaben, die zu löſen er ſeiner Wiſſenſchaft, ſeinem Volke, ſeiner Familie ſchuldig zu ſein glaubte. Nie hat er es an ſich fehlen laſſen, wenn er überzeugt war, daß gerade ſein Wort und ſeine Tat von Nutzen ſein könnten. Und die Reinheit ſeines Herzens half ihm immer, Gutes zu erreichen.

Merkwürdig früh war der Jüngling zu der Erkenntnis ſeiner Pflichten und des Maßes ſeiner Fähigkeit, ſie zu erfüllen, durchgedrungen. Es iſt ein wahrhaft künſtleriſcher Genuß, zu ſehen, wie er daraufhin beginnt, ſich ſein Leben auszubauen. Kein Menſchenſchickſal wäre es geweſen, wenn nicht auch er durch äußere Einwirkungen gezwungen worden wäre, an dem urſprünglichen Plan im Verlaufe des Baues zu ändern. Aber die beſtimmenden Grundlinien hat er nie zu verrücken gebraucht. Von langer Hand ſcheint alles, was er geſchaffen, vorbereitet zu ſein, und im rechten Augenblick tritt es an die rechte Stelle. Als er ſich anſchickt, den Schlußſtein einzuſetzen, iſt kaum ein Motiv unausgeführt geblieben. So verläuft ſein Leben voll Harmonie

und Maß. Und wenn jemand seinen Sinnspruch zu Recht geführt hat, so er den seinen: μηδὲν ἄγαν. —

War das nicht ein glücklicher Mensch? —
Von diesem Manne will ich erzählen.

Wir haben uns mit der wachsenden Teilnahme, die wir der genealogischen Forschung schenken, daran gewöhnt, die Keime hervorragender Eigenschaften eines Menschen in der Geschichte seiner Familie aufzusuchen, und wir haben dabei die Wahrnehmung gemacht, daß ein Geschlecht, wenn es zu einer höchsten geistigen Leistung die in ihm ruhenden Kräfte zusammengefaßt hat, im Mannesstamme sich sehr häufig erschöpft. Das ist auch bei der Familie Jähns der Fall.

Sie stammte aus Friesland. Der Zweig, dem unser Max angehörte, ist im 18. Jahrhundert in Hamburg, seit 1763 in Berlin nachweisbar, wo Urgroßvater und Großvater das Uhrmacherhandwerk betrieben, ohne damit mehr zu verdienen, als zu dem einfachen Leben jener Tage unbedingt nötig war. Stattliche Körperschönheit zeichnete die Männer aus und kam am vollkommensten wohl in dem Vater von Max Jähns, Friedrich Wilhelm, zum Ausdruck. Aber auch auf diesen selbst war sie übergegangen. Sie mag nicht so sieghafter Art wie die des Vaters gewesen sein, doch auf jeden Empfänglichen mußten der edel geformte Kopf mit dem leicht gewellten Haar, die vornehmen Züge, denen eine feingebogene Nase den Ausdruck männlicher Kraft, wundervoll durchleuchtete blaue Augen den Stempel eines klaren Geistes und gütiger Gesinnung gaben, einen erquickenden, nicht wieder verlöschenden Eindruck machen.

Mag diese äußere Schönheit schon an die ursprüngliche Heimat der Familie gemahnen, so erinnert an sie noch mehr der feste, des eigenen Wertes sich bewußte Charakter, den wir bei fast allen ihren männlichen Gliedern finden. Strenge Rechtschaffenheit, warme, nicht selten leidenschaftliche Vaterlandsliebe machten sie zu tüchtigen Staatsbürgern, und mehr als einmal

haben ſie bereitwillig für König und Vaterland ihr Leben in die Schanze geſchlagen, bis denn Max ſich dem von Kindheit an geliebten Soldatenberuf ganz hingab.

Zur Zeit des alten Gleim lebte ein — wohl einem anderen Zweig des Geſchlechtes angehörender — Jähns, der mit dem poetiſchen „Grenadier“ verwandt war und im Halberſtädter Dichterkreis mehr noch wegen ſeines vortrefflichen Charakters als wegen ſeiner dichteriſchen Leiſtungen geſchätzt wurde. Sonſt ſind literariſche Neigungen in der Familie erſt nachweisbar, nachdem Dorothea Sophie Koch, die Großmutter von Max, in ſie eingetreten war, eine in jeder Hinſicht ausgezeichnete Frau, deren verſtändnisvolle Begeiſterung für unſere großen Dichter auf Sohn und Enkel ſich übertrug. Bei dieſen beiden aber kam auch noch der Trieb, ſelbſt künſtleriſch zu ſchaffen, hinzu. Was Friedrich Wilhelm an Gedichten niedergeſchrieben hat, läßt nicht mehr als die Begabung eines geſchmackvollen Dilettanten erkennen. Auch beurteilte er ſie ſelbſt kaum anders und beſchränkte deshalb ihre Mitteilung auf den engſten Kreis. Für ſeine künſtleriſchen Gedanken und Stimmungen war das Ausdrucksmittel vielmehr die Muſik. Wo das deutſche Lied, namentlich der Chorgeſang, liebevoller Pflege ſich erfreut, wird der Name von Friedrich Wilhelm Jähns nicht vergeſſen werden. Max, der ein großer Muſikfreund ſein Leben lang war, hat dieſe ſchöpferiſche muſikaliſche Begabung des Vaters nicht geerbt, wohl aber lebte ſie in dem jüngeren Bruder Reinhart fort. Dafür überwog bei Max die dichteriſche Anlage.

Die Mutter unſeres Helden, Ida von Klöden, entſtammte einem in Franken zuerſt auftauchenden, dann ſeit dem 12. Jahrhundert in der Altmark nachweisbaren Geſchlecht. Die Klödens waren immer rechte Kriegsleute geweſen, und erſt der Vater Idas, Karl Friedrich von Klöden, der unter dem liebevollen Schutz einer edlen, für alles Geiſtige ſehr empfänglichen Mutter, der Chriſtiane Dorothea Willmanns, heranwuchs, hatte ſeinem Könige und ſeinem Lande nicht mit dem Schwerte gedient, ſondern mit ſeinen

mannigfaltigen, gründlichen Kenntniſſen und ſeinen reifen pädagogiſchen Erfahrungen. Ihm bleibt der Ruhm, der Schöpfer der erſten preußiſchen Gewerbeſchule, die für viele andere Länder vorbildlich wurde, geweſen zu ſein, ihm verdankt die Mark Unterſuchungen von bleibendem Wert über ihre Geſchichte, ihre mineralogiſche und geologiſche Beſchaffenheit. Die Geographie nennt ihn als wichtigen Verbeſſerer der Kartenzeichnung, und ihr wie der Aſtronomie ſind nicht nur ſeine zahlreichen ſelbſtändigen Forſchungen zugute gekommen, ſondern auch ſeine Begabung, anderen die Ergebniſſe einer Wiſſenſchaft ſo mitzuteilen, daß ſie nicht nur vorübergehend anregen, ſondern dauernd feſſeln. Wer die „Jugenderinnerungen“ Klödens geleſen hat, die lange nach ſeinem Tode Max Jähns herausgab, ein Buch, das noch immer nicht in dem Maße in der deutſchen Familie heimiſch geworden iſt, wie es ſein großer ſittlicher Wert verdient, der weiß, daß Klöden ſich zu dieſer hohen Stufe der Gelehrſamkeit, zu dieſer ebenſo verantwortlichen wie einflußreichen Stellung im praktiſchen Leben ganz aus eigener Kraft aus geradezu jämmerlichen äußeren Verhältniſſen emporgearbeitet hat, und er wird dieſem nimmer entmutigten Kämpfer, der ſich bis an ſein Lebensende ein reines, heiteres, faſt kindliches Gemüt bewahrt hatte, ſeine verehrende Liebe ſchenken müſſen. Nur jemand, der in heißem Bildungsdrange dem Schickſal jeden Zoll ſeines inneren Wachstums abgerungen hat, kann zu ſolcher Klarheit des Weſens ſich durcharbeiten. Max Jähns hat noch bis in ſeine Jünglingsjahre hinein unter dem Einfluß dieſes ſeltenen Mannes ſtehen dürfen, und der aufmerkſame Beobachter ſeines Lebens wird immer wieder Spuren finden, die auf das Weſen des Großvaters zurückführen. Oft genug erſcheint er als Menſch wie als Gelehrter als deſſen Spiegelbild, und nur die formelle Begabung tritt bei ihm noch ſtärker hervor als bei jenem. Die äſthetiſchen Neigungen Klödens, der auch ein eifriger und glücklicher Sammler auf künſtleriſchem und naturwiſſenſchaftlichem Gebiete und ein großer Bücherfreund war, waren unter ſeinen Kindern faſt allein

auf die Tochter Ida übergegangen, und ſie, die an der Seite eines gleichgeſtimmten Gatten ſie beſtändig pflegte, genießend wie ſpäter bisweilen auch ſchaffend, übertrug ſie in verſtärktem Maße auf ihren Sohn Max.

So ſteuern denn zwei tüchtige Geſchlechter ihre Kräfte bei, um Max Jähns für das Leben auszurüſten. Die Erfolge aber, die er hatte, wären trotzdem nicht eingetreten, wenn nicht ſeine ehrliche Arbeit, ſein reiner, ſtarker Wille geweſen wären. Denn auf ſie kommt letzten Endes alles an. Sie ſind das perſönliche Verdienſt des einzelnen, das ſchwerer wiegt als die vererbten Eigenſchaften.

Am 1. Auguſt 1835 ſchloſſen in der Domkirche zu Berlin Friedrich Wilhelm Jähns und Ida Klöden den Bund fürs Leben. Nicht in wolkenloſer Klarheit lag es vor ihnen. Denn der junge Mann, der nach kurzer Zeit halb und halb erzwungener ſchauſpieleriſcher Tätigkeit ſich ganz in den Dienſt der heiß geliebten Muſik geſtellt hatte und nun als Geſangslehrer ſein Brot verdiente, hier und da auch in Konzerten auftrat und ſchon eine Reihe erfolgreicher Kompoſitionen aufweiſen konnte, mußte angeſtrengt arbeiten, wenn er von dem jungen Hausweſen die Sorge für den Tag fernhalten wollte. Aber da er ein reichbegabter Menſch war und eine Zähigkeit in der Arbeit beſaß, wie man ſie ſelten trifft, ſo durfte er wohl hoffnungsfreudig in die Zukunft ſehen. Nur war er leider keine Natur, die, wenn Fehlſchläge kamen, an dieſer Zuverſicht unbeirrt hätte feſthalten können. Dazu war ſein Herz viel zu ſehr der Stimmung der Stunde unterworfen, und wie er alles mit Leidenſchaft ergriff, ſo fühlte er auch ein wirkliches oder eingebildetes Unglück viel ſchwerer als andere Menſchen von größerer innerer Sammlung. Wie es äußerlich in ſeinem raſtloſen Arbeitsdrang zum Ausdruck kam, der ihn nach ſchwerem Tagewerk noch bis tief in die Nacht hinein zu ernſter Lektüre oder ſpäterhin zu wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung mit ſeiner liebevoll ausgebauten

Autographenſammlung trieb, ſo war innerlich ſein Weſen in beſtändiger Bewegung. Nicht daß es etwa ſprunghafter Art geweſen wäre, bald das, bald jenes ergriffen hätte, um es, kaum begonnen, wieder fallen zu laſſen, im Gegenteil, er hielt mit bewunderungswerter Treue an dem einmal erfaßten Ideal feſt, aber er hatte eben für alles Schöne, auf das er ſtieß, einen offenen Sinn und alſo auch mehr als ein Ideal, jedes aber wollte er ſich ganz zu eigen machen. Zweifellos lag darin für ihn zunächſt ein Vorteil. Denn der hinreißende Schwung, der dadurch in ihm hervorgerufen wurde, begeiſterte auch andere, und nie hätte er z. B. mit dem ſpäter gegründeten Geſangverein ſo glänzende Erfolge gehabt, wenn er nicht zum Führer geboren geweſen wäre, zum Führer, der mindeſtens ebenſo ſehr mit dem bedingungsloſen Einſetzen ſeiner Perſönlichkeit wirkte als mit dem überlegenen Können. Aber daneben hemmte den Hochflug mancher Stunde das Verlangen, daß jeder in ſeiner Umgebung mit ihm gleich begeiſtert ſein müſſe. Geſchah es nicht, ſo fühlte er ſich aufs ärgerlichſte, oft auch wahrhaft ſchmerzlich enttäuſcht, mißtrauiſche und ſchwermütige Gedanken bekamen über ihn Gewalt, ja nicht ſelten brauſte der Zorn in vernichtendem Sturme einher. Freilich ſelbſt dann war Wilhelm noch ein Künſtler: der ruhige Beobachter konnte erkennen, wie ſich der leidenſchaftliche Ausbruch Szene auf Szene ſteigerte, und in einer gewiſſen dramatiſchen Geſetzmäßigkeit der Erregte die Seele bis ins Innerſte ſich zerwühlte. Vielleicht hat gerade das Temperament des Vaters den Sohn frühzeitig die Beherrſchung ſeiner ſelbſt gelehrt. Mehr als einmal trat er dem Vater aufmunternd und begütigend zur Seite, mehr als einmal hat er durch ſeine überlegene Klarheit ihn vor Übereilungen und Übertreibungen behütet, aber oft genug war auch er machtlos und bitter hat er es dann mit ſeinem warmen Herzen empfunden, daß der Vater ſo ſchwer an den Unvollkommenheiten des Lebens trug, weil er nur ſein hochgeſtelltes Weſen zum Maßſtab für andere nahm. Denn er liebte ihn hingebend und mit aller

Kraft, die eine ſchönheitsdurſtige Seele wie die ſeine an eine ſo ſtarke künſtleriſche Natur band, wie ſie der Vater beſaß. Aber gerade deshalb litt er auch um ihn und mit ihm.

Neben dieſen Mann trat nun recht als Ergänzung ſeines Weſens Ida Klöden. Schön war auch ſie. Aber mehr noch als durch ihre Schönheit bezauberte ſie, die man gern „Frau Minnetroſt“ nannte, diejenigen, welche in ihren Kreis traten, durch die Anmut ihres Herzens. Sie fühlte warm und innig, ſuchte und genoß das Schöne, welches Leben, Kunſt und Natur ihr boten, aber was ſie in ihre Seele aufgenommen hatte, diente nicht dazu, deren Spannung zu verſtärken, ſondern dazu, ſie auszugleichen, ſie zu löſen. An innerer Kraft ſtand ſie deshalb dem Gatten nicht nach. Ja, vielleicht übertraf ſie ihn darin ſogar, denn wer zu harmoniſch abgeklärter Grundſtimmung durchgedrungen iſt, der muß ſich ganz in der Gewalt haben. Und eben das machte ſie zum beſten Bundesgenoſſen für die Kämpfe des Lebens, denen ſie jederzeit mit jener Tapferkeit ſtandgehalten hat, die wir bei hochgeſinnten Frauen in reiner, ich möchte ſagen ruhig-heroiſcher Weiſe des öfteren finden. Bei ſolchen Eigenſchaften, die immer den Erfolg gewährleiſten, mußte das Hausweſen, das ſie mit raſtloſem Fleiße verwaltete, recht eigentlich den Stempel ihrer Perſönlichkeit tragen. Und in der Tat mögen die vielen Freunde des Hauſes deshalb beſonders gern in ihm geweilt haben, weil die milde, aber doch auch feſte Hand der Herrin es mit einem Zauberkreis umzog, den nichts Niedriges durchdringen, nichts Platt-Alltägliches auflöſen konnte. Die geiſtige Atmoſphäre ſchuf die hochfliegende Phantaſie des Mannes, aber daß ſie für die darin Lebenden gedeihlich werden konnte, das iſt zweifellos der fein entwickelten Lebenskunſt der Frau zu danken. Solch eine Gattin mußte die beſte Mutter werden. Sie iſt es geworden, und mit einer unerſchöpflichen Fülle zärtlichſter Liebe haben ihr dafür ihre Kinder gedankt.

In dem Hauſe an der Spittelbrücke Nr. 3, jetzt Leipzigerſtraße 66, wurde dem jungen Paare am 18. April 1837 das erſte Kind geboren, welches der Prediger an St. Petri, Pelkmann, am 21. Mai, alſo am Geburtstage des Großvaters Klöden, auf die Namen Karl Maximilian Wilhelm taufte. Unter den Paten verdienen zwei wegen ihrer engen Beziehungen zum Jähnsſchen Hauſe unſere beſondere Aufmerkſamkeit, Karoline von Weber, die Witwe des Tondichters, und Adolf Borbſtaedt, der damals Premierleutnant und Adjutant des Kadettenkorps war.

Im Alter von 12 Jahren hatte Wilhelm, der unter der eigenen Leitung des Komponiſten ſtattfindenden Erſtaufführung des „Freiſchützen“ in Berlin (1821) beiwohnen dürfen, unter den begeiſterten Zuhörern bei der ihm eigenen weit über ſeine Jahre hinaus entwickelten muſikaliſchen Anlage der begeiſtertſte. Fortan gab es für ihn nur noch einen Leitſtern in der Muſik, zu dem er bis an ſein Lebensende mit jener treuen Begeiſterung aufſah, die ſeine Neigungen in ſo gewinnender Art auszeichnete. An dem denkwürdigen Abend hatte ſich der Knabe gelobt, wenn er ſelbſt je einen Sohn haben würde, ihn Max zu nennen. Iſt es da zu verwundern, wenn der Pate des Freiſchützen, je älter er wurde, um ſo mehr auch ſeinerſeits in den Bannkreis der Weberſchen Kunſt trat, ja daß ſie ſchließlich auf muſikaliſchem Gebiete das ſchlechthin für ihn darſtellte, was er ſich unter dem Schönen überhaupt dachte? So ſtark war die Begeiſterung des Vaters, daß ſie auf den Sohn mit faſt ungeminderter Kraft überging. Da es Wilhelm nicht vergönnt geweſen war, dem früh verſtorbenen Meiſter perſönlich nahe zu treten, ſo übertrug er alle ſeine Verehrung auf deſſen Witwe und den Söhnen, Max Maria und Alexander, war er in freundſchaftlicher Liebe zugetan, nachdem er im Jahre 1829 die Familie in Dresden kennen gelernt hatte. In dieſen Bund trat ſpäter auch die junge Gattin, und er bekam von da ab eine Zeitlang faſt eine romantiſche Färbung, da die beiden lebhaft fühlenden, reich beanlagten Brüder in ritterlicher Huldigung vor der anmutigen Frau wett-

eifernd sich zu überbieten suchten. Immer mehr wurde dann mit den Jahren der Genius Webers recht zum Laren des Jähnsschen Hauses, und es ist bezeichnend genug, daß Wilhelm und den Seinen die beste Erholung immer an der Stätte von Webers reichstem Schaffen erblühte, in Dresden und seiner Umgegend. Fast in jedem Jahre reiste die Familie Jähns dorthin, um glückliche Wochen im Verein mit den Freunden zu verleben. Bald zog die Zuneigung zu den Personen die zu dem Orte nach sich, so daß Wilhelm, wie später Max die sächsische Residenz förmlich als ihre zweite Heimat ansahen. Das ist für Max nicht bedeutungslos, denn ein so guter Berliner er zeit seines Lebens war, so glücklich er die Schönheiten seiner Vaterstadt aufzufinden wußte und so eifrig er in ihre Geschichte forschend sich hineingelebt hatte, auf seine ästhetische Entwicklung war Dresden mit seinem eindrucksvollen Stadtbild und den nahe gelegenen Elblandschaften von größerem, ja dem nachhaltigsten Einfluß, der in gleichem Maße nur noch dem oft von ihm besuchten Potsdam mit seiner Umgebung zuerkannt werden kann. In späteren Tagen hat er auf weiten Reisen viel des Schönen geschaut, aber immer wieder kehrte er besonders gern zu den beiden Orten zurück, an denen er in der Jugend die nachhaltigsten Eindrücke im Naturgenuß empfangen hatte.

Hatte die Übernahme der Patenschaft durch Karoline v. Weber den Knaben für die Webersche Kunst förmlich geweiht, so schien Borbstaedt fast die Rolle des Vorbereitenden für seinen künftigen Beruf zugefallen zu sein. Er war aus einem ernsthaften Bewerber um Ida Klödens Hand ein warmherziger Freund des Jähnsschen Hauses geworden, ja man kann wohl behaupten, daß er recht eigentlich als ein Glied desselben angesehen wurde. Mit einer Zartheit der Gesinnung, die nur noch von seiner Treue übertroffen wurde, kümmerte er sich um alle Angelegenheiten der Familie und namentlich wurde er in den mancherlei Nöten des Lebens der Hausfrau ein nie versagender Trostspender, jederzeit zum Raterteilen bereit. Denn sein klarer,

manchmal vielleicht etwas zu nüchterner Sinn, unterstützt von der Fähigkeit rücksichtsvollen Einfühlens in das Wesen anderer, ließ ihn die Verhältnisse meist richtiger beurteilen, als es Wilhelm bei seinem Temperament möglich war. Willig erkannte das dieser auch an, und auch für ihn ist der „Onkel" Borbstaedt jederzeit der treue Wegweiser gewesen. Den stärksten Einfluß gewann er aber auf Max. Von Kindheit an sah dieser in ihm den tüchtigen Vertreter eines Standes, dem seine ganze jugendliche Neigung gehörte, und der ihm später um so anziehender erscheinen mußte, als er ihm an Borbstaedts Beispiel deutlich zeigte, zu welch gediegener Entwicklung in ihm ein redlich Strebender gelangen kann. Zudem kam die militärwissenschaftliche Tätigkeit Borbstaedts einer besonders starken Beanlagung von Max entgegen. Der spätere Schriftleiter der „Militär-Literatur-Zeitung" und des „Militärwochenblatts", der rühmlichst bekannte Verfasser kriegsgeschichtlicher Werke zeigte dem Nacheifernden den Weg, auf dem er in dem erwählten Beruf seinen Fähigkeiten das beste abgewinnen konnte. Wenn sich dabei kein eigentliches Schulverhältnis bildete, so lag das an der verschiedenen geistigen Grundstimmung. Denn Borbstaedt fehlte in dem Maße, wie es Max Jähns besaß, das künstlerische Empfinden. Ein Gegenstand wurde von ihm nur seiner sachlichen Bedeutung wegen erforscht, während bei Jähns sehr deutlich der Mensch und der Künstler die Auswahl der Stoffe mitbestimmte.

So war das Haus beschaffen, in dem unser Max heranwuchs, so dessen vertrauteste Freunde. Der Kreis derer freilich, mit denen die Familie verkehrte, war viel größer. Aber es geht von ihnen nur eine zeitweilige, keine dauernde Anregung aus, und deshalb darf ich hier von ihrer Schilderung absehen. Denn wenn ich den vielen gerecht werden wollte, zu denen durch Vermittlung von Wilhelms Kunst namentlich von dem Zeitpunkt an engere Beziehungen erwachsen waren, als er mit seinem Gesang-

verein, einer Art privater Singakademie, in dem Vordergrund des Berliner Muſiklebens ſtand, ſo würde es für mich darauf hinauskommen, ein Bild der kunſtfreundlichen Geſellſchaft Berlins zu entwerfen. Gewiß wäre das eine lockende Aufgabe, denn es gälte z. B. Männer wie Schinkel, wie Lichtenſtein, den Begründer des Zoologiſchen Gartens, wie Boyen und Wrangel, die zu dem kunſtbegeiſterten Muſiker bald in ein nahes Verhältnis traten, in ihren äſthetiſchen Neigungen zu würdigen. Hier muß es jedoch genügen, darauf hinzuweiſen, welche Fülle von Anregungen der heranwachſende Knabe, der begabt mit einem herrlichen Sopran, mit ſeinem um drei Jahre jüngeren Bruder eifrig an der Tätigkeit für den Geſangverein teilnahm, aus dieſem geiſtig hochſtehenden Kreiſe für ſeine Bildung im allgemeinen, wie insbeſondere für ſeine Menſchenkenntnis und geſellſchaftliche Erfahrung gewinnen konnte. Es leuchtet ein, daß ein Kind mit ſo reichen Anlagen wie Max in dieſer Atmoſphäre ſich außergewöhnlich raſch entwickeln mußte, ja daß ſogar eine gewiſſe Gefahr der Frühreife für ihn vorlag. Aber der Mutter klarem Weſen, deren Diätetik der Kindererziehung von einer ſeltenen geiſtigen Reife zeugt, iſt es zu danken, daß ihren beiden Knaben lange Jahre die kindliche Anmut gewahrt blieb.

Max erwuchs aus der vielleicht etwas zu ſehr betonten Phantaſietätigkeit kein anderer Schade, als daß er in den erſten Schuljahren eine Zerſtreutheit zu bekämpfen hatte, die namentlich bei ſo abſtrakten Arbeiten wie dem Rechnen ihm trotz der treuen Beihilfe der Mutter manche trübe Stunde bereitete. Doch bald hatte er es gelernt, ſich in einen Gegenſtand mit eifrigem Nachdenken zu vertiefen, und nun trieb oft die Hartnäckigkeit ſeines Fragens nach den Gründen die Erwachſenen in die Enge. Der einmal wach gewordene Wunſch nach Belehrung mußte aber den Knaben ſehr bald dazu führen, ſie ſich ſelbſt zu ſuchen. Mit Leidenſchaft ergab er ſich dem Bücherleſen, und der Zehnjährige griff, was für den Ernſt ſeines Denkens ſpricht, ebenſo gerne zu einer Weltgeſchichte wie zu den Unterhaltungsſchriften, ja er be-

trieb bald seine historische Lektüre so gewissenhaft, daß er eifrig die verschiedenen über einen Gegenstand vorgebrachten Ansichten mit einander verglich. Da ist es denn kein Wunder, daß er bei den Ereignissen des Jahres 1848, so wenig er sie natürlich in ihrer Tragweite verstehen konnte, doch schon eine Art von politischer Meinung sich gebildet hatte, sich unbeirrt durch das demokratische Treiben, das auch die Berliner Jugend angesteckt hatte, als kernfester Royalist erwies und seine Anschauung gemeinsam mit dem von ihm unzertrennlichen Bruder auch mit den Fäusten gegen die anders denkenden Altersgenossen tapfer verfocht. Um jene Zeit, Michaelis 1848, war er nach sechsjährigem Besuch der Grüzmacherschen „Neuen Knabenschule auf der Friedrichstadt" in die Quarta der vom Großvater Klöden geleiteten Gewerbeschule eingetreten.

Es war selbstverständlich für die Familie gewesen, daß der Enkel der Obhut des Großvaters anvertraut wurde, und zweifellos hatte man recht daran getan. Denn er empfing hier eine für den späteren Beruf besonders geeignete Ausbildung, die bei der Betonung der exakten Wissenschaften sich namentlich durch eine vortreffliche Schulung der Beobachtungsgabe auszeichnete. Aber bei einem Manne wie Klöden mit seinem herrlichen Streben nach Erkenntnis der Wahrheit und mit seinem nie gestillten Hunger nach Belehrung kam auch der Humanismus im edelsten Sinne des Wortes zu seinem Recht. Max Jähns durfte dies an sich erfahren; das beste, was ihm an Bildung zufloß, wurde ihm durch die Vermittlung des Großvaters zuteil: die Bekanntschaft mit Goethe. Natürlich würden ihm dessen Werke auch so nicht fremd geblieben sein. Aber die Art und Weise, wie ihm Klöden, dessen Gewerbeschule sich übrigens Goethes wärmster Teilnahme hatte erfreuen dürfen, dafür das Verständnis erschloß, die war entscheidend. Daneben konnte der Enthusiasmus des Vaters für Schiller nicht aufkommen. Gewiß hat Max auch diesem Großen jederzeit Verehrung und Bewunderung gezollt, aber in Goethe hat er gelebt. Von dem Augenblick an, wo der

Großvater mit ihm ein Gedicht aussuchte, welches er bei der Schulfeier zum hundertsten Geburtstag des Dichters vortragen sollte, war er in seinem Bann. Ahnte der Knabe die Wahlverwandtschaft, die ihn gerade zu diesem Geiste ziehen mußte? Als er im Jahre 1853 auf einer mit dem Vater unternommenen Reise in heiliger Scheu zum erstenmal den geweihten Boden Weimars betrat, da mag er gefühlt haben, daß hier seine geistige Heimat war. Später, bei fortgeschrittener Selbsterkenntnis, ist er sich dessen sicher bewußt gewesen, obwohl er es nie liebte, mit seiner Zugehörigkeit zur Weimarischen Gemeinde zu prunken. Noch steht mir das anmutige Bild lebendig vor der Seele, wie er im letzten Jahre seines Lebens in einer stillen, aber starken, ganz auf Goethischem Geiste aufgebauten Daseinsfreude an den Erinnerungen der Jugend sich in Weimar erquickte und dem den Dankeszoll entrichtete, der seinem Leben den besten Inhalt gegeben hatte. Denn in dem Streben nach harmonischer Ausbildung aller seiner Kräfte war er ein echter Jünger Goethes, und aus diesem Streben erklären sich alle seine Erfolge, erklärt sich die Reinheit des Herzens, die Heiterkeit der Seele, die Milde der Denkungsart, die ihn allen so lieb werden ließ.

So früh nun auch schon Spuren dieser reifen Lebensanschauung zu finden sind, so konnten doch dem Knaben und dem Jüngling innere Kämpfe nicht erspart bleiben, bis sie in voller Klarheit vor ihm lag. Dabei war begreiflicherweise gerade die Frühreife der Gefahr ausgesetzt, für eine Weile dem Weltschmerz zu verfallen. Aber für ihn war er ein Läuterungsprozeß, der die wenigen seinem Wesen noch anhaftenden Schlacken des Unbestimmten und Unfertigen ausschied. Diese Auseinandersetzung mit sich und der Welt begann etwa um die Zeit, wo ihm der Konfirmationsunterricht — die Einsegnung fand am 25. März 1852 in der Nikolaikirche unter herzlichster Anteilnahme der Familie statt — die Beschäftigung mit religiösen Fragen nahe legte. Es entsprach dabei der starken Betonung des Gemütslebens in den vorhergehenden Jahren, daß der Knabe sich ein

ganz gefühlsmäßiges, ein wenig ins Pietistische hinüberschillerndes Religionssystem zurechtbaute. Bald aber war er auch hier bemüht, alle Sentimentalität von sich zu streifen. Die Lehren der Geschichte redeten zu deutlich zu ihm, als daß er nicht persönliche Konstruktionsversuche in der Religion für wenig brauchbar erkannt hätte. Ein von den engen Banden der Dogmatik befreiter Glaube an einen persönlichen Gott und die Überzeugung von der Unübertrefflichkeit der Lehren der christlichen Ethik, die gerade der Milde seines Wesens so sehr entsprach, wurden seiner Seele zur Richtschnur. Es spricht für deren Keuschheit, daß er nie den Schleier, mit dem er seine Gedanken über das Heiligste zu verhüllen für richtig befunden hatte, hinwegzog. Da er nun auch selbst bei ganz intimen Äußerungen hierüber nur Andeutungen gab, so ist der Biograph für die lange Zeit vom frühen Abschluß seiner religiösen Entwicklung, also vom Jünglingsalter an bis an sein Ende nur auf indirekt gewonnene Schlüsse angewiesen. Die aber berechtigen zu dem, was ich sagte.

Mehr noch als die Religion hatte auf seine Empfindungswelt sein Verhältnis zur Natur Einfluß gewonnen. Auch hier stand er vor allem unter des Großvaters Führung, wenn auch der Enthusiasmus des Vaters und der feine Sinn der Mutter für alle Naturschönheiten sicherlich fördernd mitgesprochen haben. Aber recht eigentlich hatte doch der Verfasser des „Sternenhimmels“, dem der dreizehnjährige in einem begeisterten Prosa-Gedicht seine Huldigung dargebracht hatte, und der klassische Beschreiber der Natur der engeren Heimat ihm die Augen geöffnet. Mit den Eltern und dem Bruder trat Max im Sommer 1852 eine Reise über Dresden und Prag nach Salzburg an. Es ist erstaunlich, wie er durch sie mit einem Male um Jahre in seinem geistigen Wachstum gefördert wurde. Aus dem Knaben wird der Jüngling, und die poetischen Versuche, denen oft noch eine vollkommen begreifliche kindliche Unfertigkeit bisher angehaftet hatte, runden sich nun in rascher Entwicklung inhaltlich und formal zu wirklichen Dichtungen ab. Denn sein Verhältnis zur

Natur war durchaus poetiſcher Art, und hier iſt der Punkt, wo der Enkel ſich von dem Einfluß des Großvaters loslöſt, denn bei dieſem war der Trieb zu forſchen größer als der zu genießen. Max aber kam es darauf an, ſich als Genießender in die Natur hinein zu leben, ſich in ihr zu empfinden. Und da ihm dies jederzeit vollkommen gelang, ſo tragen auch diejenigen ſeiner Gedichte, in denen er Naturſchilderungen gibt, am deutlichſten den Stempel ſeiner Perſönlichkeit, und die Bilder, die aus ſeiner Naturbeobachtung ungeſucht in reichſter Farbenfülle ſeiner Phantaſie vorſchweben und ſo recht beweiſen, wie er mit dem Leben und Weben in der Natur eins geworden war, ſtellen den größten Vorzug ſeiner poetiſchen Arbeiten, auch der früheſten, dar. Alles, was ihn bewegte, in Verſen auszuſprechen, war ſchon in den erſten Schuljahren, ſobald er ſich ſchriftlich einigermaßen gewandt ausdrücken konnte, ihm zur lieben Gewohnheit geworden. Leicht floſſen ihm ſelbſt damals ſchon die Reime aus der Feder. Bei fortſchreitender Entwicklung aber bekunden ſie eine ungewöhnliche Herrſchaft über die Sprache, welche den jungen Dichter ſogar dazu führte, ſich für ſeine Lieder nicht ſelten künſtliche und künſtlichſte Formen zu wählen. Eine Weile — ich denke an die letzte Schulzeit — tat er darin des Guten faſt zu viel. Die Gedichte der nächſten Jahre aber, bei denen er die Form durch den Inhalt beſtimmen ließ, erzielen eine reinere Wirkung.

Oſtern 1854 verließ Max die Prima der Gewerbeſchule, in der er dank ſeinem Fleiße immer einer der tüchtigſten Schüler und gewiß derjenige geweſen war, welcher ſich die vielſeitigſte Bildung erworben hatte. Soldat zu werden, war immer ſein Wunſch geweſen. Aber wenn ein ähnliches Verlangen bei vielen Knaben bald wieder zu ſchwinden pflegt, ſo hatte es von ihm ſo völlig Beſitz ergriffen, daß jegliche Luſt zu irgend einem anderen Beruf überhaupt fehlte. Gewiß kommt hier das Soldatenblut in den Vorfahren mütterlicher- und väterlicherſeits wieder zu ſeinem Rechte. Seiner ernſten Art entſprechend gab aber der Jüngling

nicht ohne weiteres ſeiner Neigung nach, ſondern traf ſeine Entſcheidung erſt nach gründlicher Prüfung ſeiner ſelbſt. Er kannte ſeinen Hang zu phantaſieren und zu grübeln, kannte, wie er vielleicht etwas zu ſtreng ſagt, die „hyperäſthetiſche Empfindlichkeit ſeines Weſens“, und ſo ſah er einen Beruf als ein wirkſames Gegengewicht an, der ihn mitten ins praktiſche Leben ſtellte und die Zuſammennahme aller Energie von ihm forderte. Zu dieſem freilich mehr negativen Beweggrunde trat dann die Erwägung hinzu, daß ihm der Soldatenſtand allein geſtattete, alle in ihm wohnenden Kräfte ſo harmoniſch auszubilden, wie es ihm damals bereits als das einzig Erſtrebenswerte erſchien. Er war ferner in ſeinem Goethe bewandert genug, um auch den Ausſpruch in den „Wahlverwandtſchaften“: „Die größten Vorteile im Leben überhaupt wie in der Geſellſchaft hat ein gebildeter Soldat“ zu kennen und zu verſtehen. Und ſo kommt denn ſchließlich gewiß auch das Lockende der geſellſchaftlichen Stellung des Offiziers in Betracht. Was aber der militäriſche Beruf von dem fordert, der ſich ihm widmet, das hatte, wie ſchon angedeutet, er an dem tüchtigen „Onkel Borbſtaedt“, der das Muſter eines pflichtgetreuen, fleißigen und gründlich gebildeten Offiziers war, beobachten können, umſomehr, als er deſſen pädagogiſchen Einfluß, bei Beſuchen in Wahlſtatt, wo Borbſtaedt eine Zeitlang Kompagniechef am Kadetteninſtitut war, unmittelbar im Zuſammenhang mit dem militäriſchen Leben auch auf ſich hatte einwirken laſſen dürfen. In Berlin aber vertrat Borbſtaedts Stelle der junge Arved von Teichmann und Logiſchen, der als Kadett allſonntäglich im Jähnsſchen Hauſe verkehrte und den beiden Knaben eine aufopfernde, der Güte ſeines Herzens das beſte Zeugnis gebende Liebe zuwandte. Sein unbefangener Sinn, dem die Beſchäftigung mit den ſoviel jüngeren nicht zu gering ſchien, ſein klares, tüchtiges Weſen befähigten ihn ebenſo ſehr zum guten Kameraden wie zum Beſchützer, Förderer und Führer. Nach dem Verlaſſen der Schule ward Max durch den inzwiſchen zum Leutnant vorgerückten Freund in der Mathematik für das

Fähnrichsexamen vorbereitet, und bei der Wahl eines Regimentes ſtand er ihm mit gutem Rate zur Seite. Das war, da Überfüllung bei allen Truppenteilen herrſchte, gar nicht ſo leicht. Den Wunſch, Max in Berlin zu behalten, mußten die Eltern bald aufgeben, zweifellos zum Glück für den Sohn. Denn mit gutem Recht hatten ſowohl Wrangel, den man befragt hatte, als auch Borbſtaedt dafür geſprochen, daß fern von dem elterlichen Hauſe eine Laufbahn begonnen werden ſolle, in der die Selbſtändigkeit des Charakters die erſte Bedingung zum Erfolg iſt. Nach mancherlei geſcheiterten Verſuchen glückte es denn, Max beim 2. Rheiniſchen Infanterie-Regiment Nr. 28 in Aachen unterzubringen. Die Zeit zwiſchen dem Abgang aus der Gewerbeſchule und dem Dienſtantritt verfloß noch bei emſiger Arbeit: Sprachen, Geſchichte, Geographie, Mathematik wurden mit Rückſicht auf das bevorſtehende Examen eifrig betrieben; daneben wurde geſchwommen, gefochten und exerziert, ſo daß nur bei genauer Tageseinteilung auch noch für geſellige Vergnügungen Zeit gewonnen werden konnte, denen Max in jenen Monaten um ſo weniger aus dem Wege gehen mochte, als er für ſein geſellſchaftliches Auftreten ſich davon einen nicht unweſentlichen Vorteil verſprach. Endlich ſchlug am 22. September 1854 die Stunde der Trennung. Für die Eltern und die Großeltern, die in ihrem Kreiſe noch nie eine Lücke geſehen hatten, war ſie faſt noch ſchwerer als für den ſcheidenden Jüngling, deſſen letzte Worte im Tagebuch freilich auch die Herbheit des Schmerzes ahnen laſſen, der das junge Herz durchſchauerte: „Potsdam, Wildpark, ſtill und ſchwarz. Allein! Allein! O meine Lieben, wann werde ich euch wiederſehen?!“ Aber das neue Leben lockte den Tätigen zu ſehr, als daß ſich nicht bald in die Erinnerung an die verlaſſene Heimat die Träume der Zukunft gemiſcht hätten.

Eine völlig neue Kultur trat dem jungen Märker am Rheine entgegen. Hatte ihm für die heimiſche Art der Großvater das

tiefere Verſtändnis erſchloſſen, ſo mußte er hier ſich allein zurechtzufinden ſuchen. Da nun ſeine fleißigen Studien die Erkenntnis für alle geſchichtlichen Vorgänge weſentlich geſchärft hatten, ſo wußte er bald die Denkmäler der Rheinlande als Zeugniſſe der älteſten und reifſten Kultur unſeres Vaterlandes über ihre provinzielle Bedeutung hinaus in ihrem nationalen Werte zu würdigen. Neben dem Preußen kam der Deutſche zum Wort, und auf dieſem Boden, auf dem das Werden Deutſchlands im weltgeſchichtlichen Zuſammenhange beſonders deutlich ſich ihm darſtellte, wurde der Grund zu dem Beſtreben gelegt, jede hiſtoriſche Entwicklung nicht für ſich allein, ſondern in Verbindung mit dem Ganzen zu betrachten, d. h. hier wurden geſchichtsphiloſophiſche Ideen in ihm lebendig, die immerfort aufs neue ſein Schaffen befruchteten und, wenn auch nie theoretiſch formuliert, deutlich in den ſpäteren Arbeiten, am deutlichſten in denen über die Wehrverfaſſung, hervortraten. Aber auch eine andere Natur und anders geartete Menſchen umgaben nun den Jüngling. Sein empfängliches Auge, zu geſteigerter Leiſtungsfähigkeit durch die neuen Eindrücke ſich vorwärts arbeitend, genoß eine Landſchaft, die ſich von den bisher kennen gelernten weſentlich unterſchied, und deren feine Reize gerade einen Lyriker wie ihn begeiſtern mußten. Die Menſchen aber, von denen er jetzt im Dienſte auch die ihm noch fremden niederen Volksſchichten genau kennen lernte, führten ihn zu einer reiferen, weil vielſeitigeren Beurteilung des Lebens. Auch förderte das geſellſchaftliche Treiben, im Weſen ſehr verſchieden von dem Berliner, und für ihn deshalb bedeutungsvoller, weil er darin nicht um ſeiner Eltern, ſondern um ſeiner ſelbſt willen etwas galt, die Selbſtändigkeit ſeines Auftretens, zumal es ihn bald vor die Aufgabe ſtellte, mit einer ſtarken Neigung für ein in jeder Hinſicht ausgezeichnetes Mädchen zu ringen und, da er wohl einſah, daß für ihn noch nicht die Zeit gekommen war, mit ſeinem Schickſal ein anderes dauernd zu verknüpfen, ſie zu überwinden. Seine Luſt zu poetiſchem Schaffen mußte ſich in dieſen Herzens-

kämpfen nur ſteigern, und in der Tat quollen die Lieder in nicht auszuſchöpfender Fülle aus der ſangesfrohen Bruſt. In jeden Brief faſt, den Max in die Heimat ſandte, war ein Gedicht verwoben, und jedes war ein Selbſtbekenntnis. Da darf es denn nicht Wunder nehmen, daß die Eltern immer mehr in den Glauben ſich hineinlebten, ihr älteſter Sohn werde mindeſtens ebenſo reiche Lorbeeren auf dem Felde der Dichtkunſt wie in ſeinem Berufe ernten können, ein Glaube, der ſie dazu verleitete, Max in einem Maße zu dichteriſcher Arbeit zu ermuntern, welches ihm hätte gefährlich werden können, wäre ihm nicht damals ſchon eine reife Selbſterkenntnis eigen geweſen.

Der Briefwechſel mit dem Elternhauſe war äußerſt rege und wurde von Max mit einer Offenheit geführt, daß die Eltern, auch von den kleinſten Vorgängen unterrichtet, in ſeiner Seele jederzeit leſen konnten wie in einem Buch. Nie bemerkten ſie deshalb etwas Fremdes an dem Sohn, wenn er auf Urlaub, wie es des öfteren möglich war, ſie beſuchte, und wenn ſie oder der Bruder nach Aachen kamen, ſo traten ſie ſofort in ihnen vertraute Verhältniſſe ein. Dieſer Briefwechſel, der in ſechs Jahren zu einem Umfang von tauſenden von Seiten anſchwoll, konnte von beiden Teilen nur mit großem Zeitaufwand geführt werden. Hinter der Mutter, die Leiden und Freuden des Sohnes verſtand, wie es ſo feinfühlig eben nur eine Mutter kann, die ſich aber auch von ihm in eigener Herzensnot gern tröſten ließ, ſtand der von früh bis ſpät eifrig tätige Vater hierbei nicht zurück. Man fragt ſich, wie der Überanſtrengte der Nacht noch Stunden abgewinnen konnte, um in Briefen, die bisweilen zwanzig und mehr Seiten umfaßten, die Gedichte des Sohnes Beſprechungen zu unterziehen, die, immer gehaltreich, das reife Kunſtgefühl eines geſchmackvollen Mannes bekunden. Aber nicht minder erſtaunlich iſt bei der gewiſſenhaften Pflichttreue im Beruf, bei den wiſſenſchaftlichen Studien und dem dichteriſchen Schaffen, bei der regen Teilnahme am geſellſchaftlichen Leben und dem ſchriftlichen Verkehr mit den heimatlichen Freunden die Leiſtung

des Sohnes. Schon damals besaß er eben die Kunst der Zeitausnützung in höchstem Maße, war die Mechanik seiner Arbeit so planvoll wie bei einer klar durchdachten Maschine entwickelt. Das aber ist bei einem jungen Menschen immer ein Zeichen hoher geistiger und moralischer Reife.

Wenige Tage nach der Ankunft beim Regiment wurde Max nach Trier zur Ablegung seines Fähnrichsexamens geschickt. Wie es bei seiner Begabung und seinem Fleiße nicht anders zu erwarten gewesen war, bestand er es gut, obwohl der schwarzseherische Vater hinterher das Schlimmste befürchtete, da die Ernennung zum Fähnrich auf sich warten ließ. Das aber lag in den Verhältnissen des Regiments. Denn daß dessen Kommandeur mit des jungen Soldaten Eifer zufrieden war, bewies dessen schon im Januar 1855 erfolgte Beförderung zum Unteroffizier. Im September wurde er Fähnrich und im nächsten Monat bezog er die Divisionsschule in Trier. Der auf ein Jahr sich erstreckende Aufenthalt in dieser Stadt war für ihn von besonderer Bedeutung. Denn eindrucksvoller noch als in Aachen und in Köln, wo er vorübergehend mit dem Regiment sich aufgehalten hatte, sprach hier die Vergangenheit mit ihren Denkmälern zu ihm, und zweifellos wurde hier der erste bedeutende Schritt nach vorwärts in der Entwicklung seiner gelehrten Tätigkeit getan, so sehr es auch zunächst noch den Anschein haben mochte, als würde die dichterische in seinem Leben überwiegen. Zwar war die Organisation der Divisionsschule recht reformbedürftig, und unter den Lehrkräften, die durchaus nicht nach ihren pädagogischen Fähigkeiten ausgewählt zu werden pflegten, befand sich damals nur ein einziger Offizier, ein Oberleutnant von Passau, der tüchtige Kenntnisse und Liebe zur Wissenschaft besaß. Aber dieser eine Mann genügte auch, um in unserem Max das Verständnis für die Kriegswissenschaften zu wecken, während die meisten seiner Kameraden doch nur den Kriegsdienst kannten. Besonders begeisterten Passaus Vorträge über Militärliteratur den lernbegierigen Schüler; Jahrzehnte

ſpäter hat er in ſeinem gelehrteſten Werke, der „Geſchichte der Kriegswiſſenſchaften“ den Dank für die damals empfangene Anregung abgetragen. Und ebenſo geht ein zweites wichtiges Werk in ſeinen Anfängen auf jene Zeit zurück, da in der Ausarbeitung der gehörten Vorträge ſchon die Keime zu jenen Gedanken niedergelegt ſind, die dann in „Krieg, Frieden und Kultur“ ihren klaſſiſchen Ausdruck fanden. Im praktiſchen Dienſt feſſelten Max neben dem Reitunterricht, dem er mit Eifer und Erfolg oblag, beſonders die Aufnahmen im Gelände, die der jungen Schar Gelegenheit zu weiten Streifzügen in die Umgegend, bis nach Luxemburg hin gaben und ſie dadurch mit dem Boden der Landſchaft vertrauter machten, ſo daß ſie ihn gewiſſermaßen geiſtig ſich erobern konnten. Eben das aber mochte Max den Gegenſtand ſo anziehend machen, wozu noch kam, daß auch hier eine Neigung des Großvaters im Enkel wieder auflebte. Gewiß empfand er gerade ſie damals ſehr deutlich, weil die Erinnerung an den Teueren, der ihm am 9. Januar 1856 durch den Tod entriſſen worden war, ſein Herz mehr als je erfüllte. Er wußte, was er an Klöden verloren hatte, und die reiche Fülle ſeines lauteren Weſens ſprach noch einmal in dem Manuſkript ſeiner Lebenserinnerungen, das er damals las, in vernehmlichen Worten zu ihm. Ganz im Sinne des bis zum Ende raſtlos tätig geweſenen Mannes gedachte aber der Enkel ſeiner nicht in untätiger Trauer, ſondern er ſuchte durch Zuſammenfaſſung aller Kräfte ſich des wackeren Ahnen in ernſteſter Arbeit würdig zu erweiſen.

Ein ſogenanntes Tentamen ſchloß den Kurſus der Diviſionsſchule. Max und der ihm ſeit kurzem eng befreundete Fritz Boeckh beſtanden es am beſten, und die dadurch geweckten Erwartungen erfüllten ſich in der Offiziersprüfung, die im Oktober 1856 in Berlin ſtattfand, vollkommen. Auch jetzt verging faſt ein halbes Jahr, ehe die Ernennung zum Leutnant erfolgte, obwohl Max durchaus den Dienſt eines ſolchen verſah, wie er z. B. alsbald den Vorbereitungsunterricht der Avantageure für das

Fähnrichsexamen übertragen bekommen hatte. Am 25. März 1857 erfolgte endlich die ersehnte Beförderung, die ihn um so mehr beglückte, als er der zu erwartenden Versetzung zum zweiten in Jülich garnisonierenden Bataillon entgangen war. Denn ein Abschied von Aachen würde ihm um jene Zeit besonders schwer gefallen sein, da damals die junge Liebe, von der ich schon andeutend sprach, ihn mit starken Banden an die Stadt fesselte, und er dem Zauber einer heiteren Geselligkeit gerade in dem Hause, wo ihm jene erblüht war, sich hingeben durfte. Der ebenso durch stattliche Schönheit wie durch reiche Begabung ausgezeichnete junge Offizier gewann sich bald die Zuneigung der Älteren und erschien den Jüngeren als der beste Kamerad, an dem sie jederzeit einen geschmackvollen Organisator ihrer Feste und Unterhaltungen und einen sicheren, taktvollen Berater in ihren kleinen Leiden und Nöten fanden. Es liegt nahe, daß unter der Führung eines Max Jähns dieser Kreis sehr bald eine ästhetische Färbung annehmen mußte. Aber die Gesundheit einer lebensvollen Jugend, die für sein Wesen in jenen Jahren so bezeichnend ist, machte die Gefahr von vornherein zunichte, der Unnatur, der Geziertheit, der Sentimentalität, wie sie ja bei derartigen Gelegenheiten nur zu leicht sich einstellen, zu verfallen. Der Grundsatz des μηδὲν ἄγαν war eben schon damals, wenn auch noch unausgesprochen, in Max lebendig. Am besten wird von ihm selbst das Aachener Leben in einer Novelle geschildert, die er 1859 niederzuschreiben begann, aber nie vollendete. Sie führt den Titel „Richard Steinach", d. h. den Namen eines Offiziers, unter dem der Verfasser von sich selbst erzählt. Der Stil ist aufs sorgsamste gefeilt, ja er ist namentlich in den Gesprächen fast zu glatt, so daß die Dichtung nicht ganz frei von einer gewissen Kühle der Reflexion erscheint. Vielleicht war dies auch die Ursache, daß die Phantasie den aufgenommenen Faden nicht zu Ende spann.

Im übrigen erwies sich in jenen ersten rheinischen Jahren (1854—1860) die dichterische Kraft als unerschöpflich. Neben

dem Märchenepos „Reinhart“ entſtanden 360 Gedichte, die zum Teil in das „Jahr der Jugend“ aufgenommen wurden, einen farbenprächtigen Strauß, in dem jede Blume aus dem warmen Fühlen des jungen Dichters entſproſſen und mit ſeinem Herzblute genährt iſt. Zu dem Märchenepos hatte Max den Plan in Trier gefaßt, angeregt durch einen poetiſchen Vergleich der Mutter in einem Briefe, in dem ſie die Sehnſucht nach einer ausgeglichenen Lebensauffaſſung „das Dornröschen des irrenden Erdenritters“ nennt, „zu der er ſich den Weg durch immer und immer neu emporwachſende Hecken mühſam erkämpft.“ Man wird ſich dieſer Worte erinnern müſſen, um des Dichters Abſicht gerecht werden zu können. Denn es kam ihm nicht nur darauf an, dem Elternhauſe den Dank für wonnige Tage der Kindheit dadurch abzutragen, daß er die ſchönſten deutſchen Märchen im Spiegel ſeines Geiſtes und bekleidet mit dem Schmuck ſeiner Phantaſie in lieblicher Verkettung dem Leſer vorführte, ſondern getreu dem Goethiſchen Worte „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis“ wollte er eben ſeiner Sehnſucht nach Harmonie, dem „Dornröschen der Mutter“, ſymboliſchen Ausdruck ſchaffen. Nun iſt es freilich für den Sohn ſehr bezeichnend, daß er den Vergleich zu einem guten Ende führt, während in jenem Briefe die Mutter fortfährt: „aber der Kuß, der die endlich Erreichte aus ihrer Bezauberung erlöſt, iſt zugleich der Kuß des Todesengels, der den müden Ritter von der Außenwelt trennt und ihn zu ſeliger Gemeinſchaft in der Wunderwelt reif macht.“ Max lebte in dem ſieghaften Bewußtſein, daß der Ernſt ſeines Strebens zum Ziele führen müſſe: „Lebensſpende bringt Reinhart, Lebensſegen! Nun ſiegen Licht und Liebe.“

Die Arbeit an dem Epos begleiteten die Eltern von Abenteuer zu Abenteuer mit größter Spannung; namentlich ging der Vater, Enthuſiaſt wie er nun einmal war, ganz in der Arbeit des Sohnes auf. Worte reichſten Lobes entſtrömten ſeiner Feder und mit liebevoller Kritik muſterte er Vers um Vers. Bis auf den Titel erſtreckte ſich dies ſorgende Mitarbeiten. Denn da in

dieſer Zeit zwei Dichtungen mit dem Titel „Dornröschen“ erſchienen waren, ſo rieten die Eltern davon ab, das Epos ebenſo zu benennen, und ſie einigten ſich mit Max dahin, den Namen des Ritters, Reinhart, zu wählen, was dem Verfaſſer es zugleich ermöglichte, dem inniggeliebten Genoſſen der Kindertage, ſeinem Bruder, ein Denkmal zu ſetzen. Endlich, um Weihnachten 1858, war die Dichtung abgeſchloſſen worden. Begeiſtert las ſie der Vater dem engeren Kreis der Bekannten vor, fleißig unterhandelte er wegen der Drucklegung mit den Buchhändlern, und als Alexander Duncker den Verlag übernahm, die Kronprinzeſſin von Preußen aber die Widmung als Zeichen der Huldigung bei der Geburt ihres erſten Sohnes, unſeres jetzigen Kaiſers, genehmigt hatte, da war des Glückes kein Ende. Die Kritik nahm das Buch günſtig auf, das Publikum mit warmem Anteil. Aber Max, ſchon zu ſehr an ſtrenge Selbſtprüfung gewöhnt, ließ ſich dadurch nicht blenden. Klar ſah er die Vorzüge wie die Schwächen der Dichtung, und die Beurteilungen von Max von Weber und Gutzkow, die den Eltern zu wenig anerkennend ſchienen, empfand er als durchaus gerecht. In der Tat wird man auch heute noch ſie gelten laſſen müſſen. Die Tendenz des Buches, die nur der kennen kann, welcher Einſicht in den Briefwechſel hat, tritt für den Fernerſtehenden nicht klar hervor. Dieſer ſieht in dem Buch vielmehr nur eine allerdings mit Geſchick zuſammengeſtellte, liebenswürdige und feinſinnige Verarbeitung unſerer beliebteſten Märchenſtoffe, aber, wie Max Jähns ſelbſt ſagt, „der Plan iſt ſtockend, der Anfang ſchleppt, die Behandlung iſt ungleich.“ Die wunderbar klangvolle Sprache jedoch, die glückliche Behandlung der ſchwierigen Nibelungenſtrophe, vor allem aber die lyriſchen Stellen, die in den Naturſchilderungen zu bedeutender Höhe emporſteigen, und die zarte Keuſchheit des Dichterherzens werden heute noch jeden Genußfähigen entzücken. Zweifellos durfte Max als ein vielverſprechendes Talent begrüßt werden.

Raſch folgte dem erſten Werk eine Auswahl der bisher entſtandenen Gedichte, die Max unter dem Titel „ein Jahr der

Jugend“ zuſammenfaßte. Er wollte, wie er nach Hauſe ſchreibt, „in zwölf Abteilungen, die den Namen der Monate führen, die Gedichte in einer Reihenfolge geben“, welche den Kreislauf des Geiſtes und der Empfindung von der ruhigſten Meditation, durch Sehnſucht und Hoffnung zur keimenden, wachſenden, beglückenden und ſchmerzlichen Leidenſchaft und von dieſer wieder erſt durch milde, dann gefaßte Reſignation zur Sammlung und Erhebung darſtellt.“ Max hätte gar nicht glücklicher ſein bisheriges Leben und ſeine Gedanken über die Ausgeſtaltung des künftigen uns mitteilen können, als durch dieſe Sammlung, die recht eigentlich zu einem Selbſtzeugnis im Goethiſchen Sinne wird. Wer heute den kleinen Band durchblättert, der ſo deutlich zeigt, daß Max Jähns zuvörderſt Lyriker war, wird bedauern, daß ſpäter nur noch ganz gelegentlich dieſes oder jenes Gedicht gedruckt wurde. Das mit ernſter Selbſtkritik zuſammengeſtellte Werkchen iſt in die Hände von Tauſenden gekommen, da es Serre, ein Freund des elterlichen Hauſes, der um den großartigen Verlauf der Schillerfeier ſich bedeutende Verdienſte erworben hatte, als Gewinn für die Schillerlotterie in einer großen Auflage drucken ließ, nachdem er zuerſt an den „Reinhart“ für dieſen Zweck gedacht hatte. Dieſe nationale Gedenkfeier brachte übrigens Max noch einen zweiten, ganz unerwarteten Erfolg. Er hatte für das Schillerfeſt in Jülich einen Prolog gedichtet, der natürlich auch in Abſchrift zu den Eltern wanderte. Von ihnen wurde er Duncker bekannt gegeben, und dieſer ließ ihn ſofort zu Gunſten des Berliner Schiller-Standbildes drucken, in deſſen Grundſtein der bei einer ſehr lobenden Beſprechung in der Spenerſchen Zeitung abgedruckte Schluß des Gedichtes mit verſenkt worden iſt. Ähnlicher Feſtdichtungen von Max Jähns, die ſich immer durch Geſchmack, Gedankenreichtum und Schönheit der Sprache auszeichnen, gibt es, was gleich hier erwähnt ſein möge, mehrere. So begleitete er die Enthüllung des Weberſtandbildes in Dresden (1860) mit Verſen, in denen die tiefe Verehrung des Jähnsſchen Hauſes ſich herrlich aus-

ſpricht, ſo widmete er ſeine Kunſt der Leſſingfeier in Berlin (1862) und der Shakeſpearefeier in Aachen (1864). Wenn ich noch einen Sonettenkranz erwähne, der unter dem Titel „Aus dem ſechzehnten Jahrhundert, Bilder in Sonetten“, ſpäter im „Album des germaniſchen Muſeums“ erſchien und in einer feinſinnigen Würdigung der nationalen Bedeutung unſerer vornehmſten Helden der Reformationszeit den poetiſchen Niederſchlag der beſonders gepflegten hiſtoriſchen Studien darſtellt, ſo iſt der Überblick über die dichteriſchen Leiſtungen jener Jahre beendet.

Noch aber habe ich, ehe wir uns einem neuen Lebensabſchnitt zuwenden, kurz einige die äußeren, beſonders die dienſtlichen Verhältniſſe betreffende Mitteilungen nachzuholen. Trotz der regen poetiſchen Tätigkeit drang Max in ſtrenger Geiſtesarbeit immer tiefer in die Bedeutung ſeines Berufes für Staat und Geſellſchaft ein. Aber auch den Anforderungen des praktiſchen Dienſtes ſuchte er mit Aufbietung aller Kräfte gerecht zu werden. Nun war es für ſeine mannigfachen Beſtrebungen zweifellos günſtig, daß er durch die Verſetzung nach Jülich im Herbſt 1857, die er freilich nur ſchweren Herzens hinnahm, die Möglichkeit erhielt, ſich in der ſtillen Garniſon zu ſammeln. Denn wenn zu aller Arbeit noch dauernd die doch ſchließlich unausbleibliche Zerſtreuung durch das geſellige Leben Aachens gekommen wäre, das er jetzt nur als Gaſt von Jülich aus noch zeitweiſe genoß, ſo würde vielleicht ſelbſt ſeine reiche Perſönlichkeit nicht ohne Schaden dabei geblieben ſein. So aber ſah er ſich zunächſt ein Jahr lang und dann vom Sommer 1859 an noch ein zweites in Jülich faſt ganz auf ſich ſelbſt geſtellt, was ſein Heranreifen zum Manne bei der Gelegenheit einſamen und ernſten Nachdenkens über ſich ſelbſt aufs glücklichſte förderte. Die Zeit, die er zwiſchendurch wieder in Aachen verbrachte, war durch die politiſche Lage ſehr bewegt. Der öſterreichiſch-italieniſche Zuſammenſtoß war erfolgt, und Preußen machte, zur Übernahme einer bewaffneten Vermittlung ohne Bindung nach irgend einer Seite bereit, die Armee mobil. Max wurde nach Köln komman-

diert, um das Landwehrbataillon bei Verteilung der Reserven zu unterstützen. Voller Eifer widmete er sich seiner Aufgabe, die ihn bald dahin, bald dorthin am Rhein führte. Aber noch sollte ihm sein glühender Wunsch nicht erfüllt werden, vor den Feind zu kommen. Die Regimenter marschierten in ihre Garnisonen zurück, Max mit dem 2. Bataillon, zu dem er nun wieder kommandiert worden war, nach Jülich. Hier tauchte bei eifrig wieder aufgenommener Arbeit das Verlangen in ihm auf, eine seinen wissenschaftlichen Neigungen entsprechende Tätigkeit innerhalb seines Berufes zu finden, und womöglich eine, die den Wunsch der Eltern, ihn bei sich zu haben, erfüllen könnte. Die Hoffnung, zum Kadettenkorps abkommandiert zu werden, scheiterte. Er meldete sich nunmehr, woran er ja auch schon früher gedacht hatte, zur Kriegsschule, oder wie wir jetzt sagen würden, zur Kriegsakademie. Nach glücklich bestandenem Examen erfolgte die Einberufung, und Max reiste, nachdem er noch der Schleifung der Jülicher Festungswerke beigewohnt hatte, Ende September 1860 nach Berlin.

Ein wichtiger Abschnitt seines Lebenswerkes lag hinter ihm: in eifriger Selbsterziehung hatte er zur Blüte entwickelt, wozu in der Heimat der Keim gelegt worden war. Mit Zuversicht durfte er dem Reifen der Frucht entgegensehen.

Man muß den Wissensdurst eines jungen Mannes, dessen Anlagen eine gelehrte Tätigkeit so wenig entbehren konnten, und daneben die Unfruchtbarkeit eines Bodens, wie er dafür der kleinen, aller Hilfsmittel baren Garnisonstadt eigen war, in Betracht ziehen, um zu begreifen, mit welchem Hochgefühl Max Jähns alsbald in Berlin sich den Studien widmete. Die einzige Möglichkeit, die es für ihn in seinem Berufe gab, eine Hochschulbildung sich anzueignen, nutzte er nun, wo sie ihm geboten war, mit Anspannung aller seiner Kräfte aufs gewissenhafteste aus, und da er auch die anderen Bildungsmittel der großen, geistig

ſo regſamen Stadt fleißig aufſuchte und auf ſich einwirken ließ, ſo gewann er in den drei Jahren der Kriegsſchulzeit für ſein weiteres Arbeiten eine Grundlage, die, ebenſo breit wie tief, ihm nicht nur als militäriſchem Fachgelehrten, ſondern auch als gebildetem Manne im allgemeinſten Sinne einen ſtark gefeſtigten Stand gewährleiſtete. Auch ſein ganzes vorhergehendes Arbeiten hatte ja nichts anderes bezweckt, als dieſen geſicherten Grund für den Ausbau zu ſchaffen, aber es iſt gewiß, daß auch ſein beſtes Wollen nicht ausgereicht haben würde, wäre er dauernd im Frontdienſt feſtgehalten worden und nicht wieder in den geiſtigen Mittelpunkt zurückgekommen, der Berlin gerade für den Militär damals ſchon war, ganz abgeſehen davon, daß hier, in der Heimat, die beſten Wurzeln ſeiner Kraft ruhten.

Auf die Einzelheiten des Beſuches der Kriegsſchule einzugehen, iſt unnötig. Nicht ſie, die nichts Außergewöhnliches brachten, ſind von Wichtigkeit, ſondern die Einrichtung als Ganzes, als Verkörperung der Berufswiſſenſchaft machte auf den empfänglichen Schüler den größten Eindruck. Neben den Vorleſungen beanſpruchten ſeinen Fleiß noch private Studien: Übungen in franzöſiſcher Konverſation, geſchichtliche Lektüre und das Einarbeiten und Einfühlen in das griechiſche Altertum, welches natürlich auf der Gewerbeſchule nicht ſo hatte berückſichtigt werden können, daß einer äſthetiſchen Natur wie der unſeres Max und einem Goethefreunde obendrein damit genügt worden wäre. Die eigene ſchöpferiſche Tätigkeit trat jetzt, wo der Geiſt ſo viel des Neuen zu verarbeiten hatte, zurück. Außer einer Anzahl von Gelegenheitsgedichten iſt aus dem Beginn dieſer Zeit nur ein Aufſatz bekannt, der beweiſt, wie gut der junge Soldat ſeinen Aufenthalt in Aachen zu benutzen verſtanden hatte. „Aachen, die Kaiſerſtadt“, erſchienen in einer neubegründeten Zeitſchrift „Unſer Vaterland“, iſt eine Arbeit, die mit Geſchick und in guter Form die Eindrücke eines empfänglichen Künſtlerauges mit den Gedanken eines tüchtigen Hiſtorikers zu verſchmelzen verſteht. Ganz ähnlich und ebenfalls eine Frucht

der rheiniſchen Jahre ſind dann die etwas ſpäter am gleichen Orte veröffentlichten „Jülichſchen Geſchichten bis zur Vereinigung Jülichs mit Cleve.“

Aber auch die Geſelligkeit machte Anſprüche an den viel Beſchäftigten, der er ſich ſchon mit Rückſicht auf das elterliche Haus und den ehemaligen Freundeskreis, der ſich nicht allzuſehr verſchoben hatte, nicht entziehen durfte. Der Geſangverein des Vaters rechnete auf die Mitwirkung des vortrefflichen Sängers, ein Leſekränzchen auf den Rat und die Vortragskunſt des Dichters. Aber dieſer geſellige Verkehr wuchs über die Bedeutung, die er als Ausſpannung von geiſtiger Arbeit hatte, hinaus, als Max ſeit Anfang des Jahres 1862 oft in der Tannhäuſerſchen Familie verkehrte. Die Freundſchaft zwiſchen dieſer und dem Jähnsſchen Hauſe ging in die Jünglingsjahre des Vaters Friedrich Wilhelm zurück, der hier die erſte Leidenſchaft ſeines Herzens durchzukämpfen gehabt hatte. Nun, nach mehr als dreißig Jahren, ſollte das Glück, das er ſich einſt vergebens zu gewinnen verſucht hatte, dem Sohne in der Nichte jenes von Friedrich Wilhelm umworbenen Mädchens erblühen, in Marie Tannhäuſer. Die Liebe zur Kunſt gab dem Hauſe, zumal ſie ſich mit deſſen zunehmender Wohlhabenheit immer kräftiger betätigen konnte, im Verein mit der maßvollen Gehaltenheit und zuverläſſigen Gediegenheit des ganzen Gehabens ſein beſonderes Gepräge. Es mußte einem Manne wie Max Jähns die für den eigenen Hausſtand in ſtillen Träumen erſehnte Umgebung darſtellen, und da er bei dem vertrauten Verkehr ſehr bald die Tochter als Repräſentantin aller der Vorzüge erkannte, die ihm das Haus ſo lieb machten, ſo ſuchte er ſich ihre Neigung zu gewinnen. Am 6. Mai 1862 fanden ſich die beiden recht für einander geſchaffenen Menſchen, und am 26. Januar 1863 ſegnete der Prediger Eyſſenhart das glückliche Paar in der Nikolaikirche ein. Die Freude, neben den Eltern in Berlin leben zu können, ſollte es allerdings nicht lange genießen. Denn ſchon im Auguſt mußte Jähns, der inzwiſchen im November des vorhergehenden Jahres zum Pre-

mierleutnant befördert worden war, nach glücklich beendigtem Kriegsſchulkurſus wieder zum Bataillon nach Jülich zurückkehren, ohne ſeine Hoffnung auf Verwendung in einer ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen entſprechenden Tätigkeit erfüllt zu ſehen.

Es iſt leicht verſtändlich, daß ein Mann, der ſeine Fähigkeiten kennt, auch wünſcht, ſie an der rechten Stelle zu gebrauchen. Stehen dieſem Verlangen die Verhältniſſe entgegen, wird er ſuchen, ſich von ihnen frei zu machen. So iſt es denn auch nicht verwunderlich, daß Max Jähns, in den gleichförmigen Dienſt einer kleinen Garniſonſtadt eingezwängt, bald ſich mit dem Gedanken einer Änderung ſeiner Lage beſchäftigte. Es war die Zeit, wo die holſteinſche Frage zu einer Entſcheidung drängte. Jähns, ein warmherziger Vaterlandsfreund, ergriff ſie mit Leidenſchaft. Heiß ſehnte er den Augenblick herbei, für das Vaterland mit ſeinem Degen einzutreten. Es war ihm, wie ſo vielen anderen, die ein gleiches Verlangen beſeelte, nicht vergönnt. Wozu aber war er Soldat, wenn der Degen in der Scheide ruhen ſollte? Die einzige Auslöſung in dieſem Widerſtreit der Wünſche und Verhältniſſe bot ihm die Dichtkunſt. Hier konnte er in der Glut „geharniſchter Sonette" wenigſtens ſeine Tatenſehnſucht ausſtrömen laſſen. Doch war das eben nur ein Erſatz, der um ſo weniger befriedigte, als die Pflichten ſeines Standes ihn zwangen, ſeine Perſönlichkeit auch hier zurücktreten zu laſſen. „Ich will," bricht er in einem Briefe an die Eltern aus, „eine Verantwortung haben. Ich habe gar keine Luſt, mich in acht zu nehmen, ſondern große Luſt, mich auszuſetzen." Noch hielt er aber mit einem Entſchluſſe zurück und verſuchte in wiſſenſchaftlicher Arbeit die nach Betätigung ringende Kraft feſtzulegen: eine Abhandlung über „Das Pferd in Sitte und Sprache der Deutſchen", zu der ihm die Generalſtabsreiſe am Schluſſe der Kriegsſchulzeit die Anregung gegeben hatte, beſchäftigte ihn viel, und ſpäter wandelte ſich ihm in wiederholten Umarbeitungen der Stoff unter der Feder, bis er denn, wie wir noch ſehen werden, zu der kulturhiſtoriſchen Monographie „Roß und Reiter" ſich aus-

wuchs. Aber dieſe Beſchäftigung konnte doch den Zwieſpalt ſeiner Seele ebenſowenig ausgleichen wie die im Anſchluß an die Ernennung zum Regimentsadjutanten erfolgte Überſiedelung nach Aachen (März 1864). Sein Geiſt ſchien eines durchaus neuen Nährbodens zu bedürfen. „Deutſche Kultur- und Ortsgeſchichte", ſetzt er den Eltern auseinander, „Deutſche Sagen- und Märchenwelt, das iſt im Grunde die Quelle, aus der alles, was ich von Dornröschen bis zur Pferdeabhandlung geſchrieben, hervorging und entſprang. Auf dem Gebiete germaniſcher Kultur- und Ortsgeſchichte denke ich denn auch weiter zu arbeiten. Ernſte Vorſtudien des Altdeutſchen, der politiſchen und literariſchen Geſchichte, der deutſchen Philoſophie werden mich einführen; das Meiſte werde ich vermutlich, wie unſer teuerer Großvater, von dem ich wohl überhaupt die ganze oben bezeichnete Richtung geerbt, bei eigenen monographiſchen Detailarbeiten lernen — und endlich hoffe ich mich in die Zahl der tüchtigen Arbeiter für Völkerpſychologie einzureihen, die für mich Bannerträger der neuen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ſind." Und dann: „Die einfachſten Begriffe und Laute unſerer Sprache, die einfachſten Handgriffe und Beobachtungen ſind die ehrwürdigſten Altertümer. Ihnen nachzuſpähen und die Gegenwart geiſtigen Lebens innig und klar mit der Vergangenheit zu verbinden, ihren Zuſammenhang einzuſehen und aus dieſer Erkenntnis heraus das Selbſterlebte zu beurteilen, das Werden zu belauſchen und kommende Entwicklungen in ihrem Keime ſchon erkennen zu lernen — das iſt das ſchöne Ziel, was ich der Tätigkeit meiner künftigen Jahre geben möchte." Dieſe Sätze ſind von programmatiſcher Bedeutung. Mit einer Sicherheit, wie ſie nur in ſtrenger Selbſtprüfung gewonnen werden konnte, zergliedert Max Jähns ſeine Neigungen und Anlagen, und wer ihn als Kulturhiſtoriker erkennen will, findet in dieſen Worten den Schlüſſel dazu. Seltſam genug ſteht aber nun neben dieſer klaren Beurteilung des eignen Weſens und Wollens das Aufgeben eines früher mit nicht geringerer Klarheit ausgewählten, mit wahrhafter Liebe er-

griffenen und mit ernstem Pflichteifer ausgeübten Berufes. Er, der die harmonische Lebensführung als seinen Lebenszweck frühzeitig erkannt hatte, trat aus einer Tätigkeit heraus, die ihm besonders geeignet schien, diese Harmonie zu erreichen. Ich kann mir das nicht anders erklären, als daß nun eine Anlage, die bisher nicht so sich hatte entwickeln können, wie es die in ihr schlummernde Kraft erforderte, gebieterisch wie ein Quell, der den Felsen durchbricht, nach der Oberfläche drängte. Er mußte ihr einige Jahre seines Lebens ganz widmen, bis er sie soweit gefördert hatte, daß sie ihm als unbedingte Dienerin willig gehorchte. Dann erst war auch sie ein Teil seines Selbst geworden, der sich dem Ganzen, ohne zu stören, einfügte, das früher Erstrebte konnte wieder aufgenommen und mit dem nun Erreichten zu glücklicher Einheit verschmolzen werden. So wurde Max Jähns das, als was wir ihn bewundern: der gelehrteste Soldat unserer Zeit. Damals, als er aus dem Dienste schied, glaubte er gewiß nicht, daß er sich ihm je wieder widmen werde. Als Gelehrter wollte er fortan seinem Vaterlande nützen. Darin aber, daß er glaubte, er könne das erreichen, ohne den Zusammenhang mit dem ihm doch schon in Fleisch und Blut übergegangenen Beruf zu wahren, in diesem Irrtum beruht die letzte Schwierigkeit, die er zu überwinden hatte, um ein fertiger Mann zu werden.

Ende Dezember 1864 verließ Jähns sein altes Regiment, welches im März des nächsten Jahres sein fünfzigjähriges Stiftungsfest feiern sollte. Der Oberst hatte ihm vorher noch die Weiterführung der Regimentsgeschichte, die bis zum Jahre 1840 gedruckt vorlag, übertragen, eine Arbeit, der er sich als gewissenhafter Chronist unterzog. Niedergeschrieben wurde sie schon in der neuen Berliner Wohnung, Schöneberger Ufer 40 I, und im Frühjahr 1865 erschien sie in Köln unter dem Titel: „Geschichte des Königlich Preußischen 2. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 28. Zweites Vierteljahrhundert.“ Damit traten für einige Zeit die Beziehungen zum militärischen Leben bei

der Arbeit ſcheinbar ganz in den Hintergrund. Aber wenn wir den eifrig Studierenden beobachten, ſo finden wir ihn alsbald doch über einer Abhandlung, die er nie ohne die als Offizier empfangenen Anregungen mit ſolch innigem Anteil hätte betreiben können: er ging an die dritte Neubearbeitung des uns bereits bekannten Aufſatzes, der nunmehr betitelt wurde: „Roß und Reiter in deutſcher Kultur und Sprache.“ Und wie hier, ſo kommen die ritterlichen Neigungen auch bei ſeiner Beſchäftigung mit Walther von der Vogelweide, deſſen glühende Vaterlandsliebe zudem in ſeinem Herzen gerade in jener politiſch-ernſten Zeit ein volltönendes Echo fand, und weiterhin in der Vorliebe für mittelhochdeutſche Dichtungen zur Geltung. Bald aber wurde die gelehrte Muße, die nur Reiſen und eine rege Geſelligkeit unterbrochen hatte, geſtört. Das Vaterland bedurfte bei den Kriegswirren des Jahres 1866 ſeiner Dienſte. Nach kurzer Verwendung bei den Kreis-Erſatzgeſchäften in Treuenbrietzen und als Adjutant bei der Kommandantur in Spandau wurde er als Dezernent ins Kriegsminiſterium kommandiert. Hier arbeitete er angeſtrengt während der Dauer des Feldzuges. So freudig er nun auch in der Stunde der Gefahr auf dieſe Weiſe in ſeinem früheren Berufe ſich nützlich machte, ſo ſehr bedrückte es ihn doch, daß er es nicht mit dem Degen in der Fauſt vor dem Feinde tun durfte. Mit leidenſchaftlichem Anteil begleiteten ſeine Gedanken die im Felde ſtehenden Armeen von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, von Sieg zu Sieg.

„O Sohn des Lichts, du ſtarker Flügelſchwinger,
Der göttergleich aus unſerer Mitte ſtieg,
Du Lorbeerbrecher, Palmenwiederbringer,
Sei uns gegrüßt, du königlicher Sieg.“

So jubelte Max Jähns in Verſen dithyrambiſchen Schwunges, als die Nachricht von dem entſcheidenden Schlag bei Königgrätz im Kriegsminiſterium eintraf. Der kleine Zettel, auf dem dort im Amtszimmer das Gedicht faſt ohne Verbeſſerung niedergeſchrieben iſt, zeigt in den ungewöhnlich haſtigen Zügen die

tiefe Erregung des Schreibenden, die der Tagebuchvermerk bestätigt: „Allgemeiner Enthusiasmus, allgemeine Umarmung vom General bis zum Leutnant. Mit Mühe behielt man Stimmung und Sammlung für die kleine Bureau-Arbeit.“ Der Friede kam, und Max trat am 16. August wieder in den Beurlaubtenstand zurück. Als ein poetischer Nachklang der bewegten Wochen entstand zur Feier der Wiedervereinigung der Berliner Landwehr-Offiziere gegen Ende des Jahres: „Ein preußisches Festspiel“, ein kurzes, sehr wirkungsvolles dramatisches Gedicht, das in den Soldaten der einzelnen Zeitalter Preußens Entwicklung zum Großstaat geschickt veranschaulicht. Es ist später, besonders nach 1870, bis in die Neuzeit sehr oft an vaterländischen Festtagen aufgeführt worden und verdient, daß es noch lange in der Armee fortlebt, da es, frei von jeder Phrase, wirklich einmal eine volkstümliche Dichtung darstellt, deren gesunde Schönheit auch den gemeinen Mann ohne weiteres anspricht.

Die Zeit der Arbeit im Kriegsministerium hatte Max Jähns darüber belehrt, wie er künftig seine Tätigkeit einrichten müsse, um sich selbst zu genügen und seinem Lebensziel näher zu kommen. Zu mächtig hatte die große Zeit gesprochen, zu verlockend schienen für einen Mann, der die sittliche Bedeutung des Soldatenstandes so tief erfaßt hatte wie er, die Aufgaben der Zukunft, als daß die Enge der Studierstube ihm genügt hätte. Mit Hilfe des Chefs der Abteilung, bei der er gearbeitet hatte, hoffte er eine ständige Verwendung im Kriegsministerium zu finden. Da das aber nicht möglich war, so griff er gern die ihm dargebotene Gelegenheit auf, in den damals eben erst geschaffenen Nebenetat des Großen Generalstabs einzutreten. Unter Stellung à la suite des Landwehrbataillons wurde er im Februar 1867 der geographisch-statistischen Abteilung, die Oberst von Sydow leitete, zugeteilt, und damit war er dem alten Berufe wiedergewonnen. Noch ehe dies aber geschah, hatte er das Buch über „Roß und Reiter“ vollendet, das er freilich in der Folgezeit nochmals, ehe es im Druck erschien, umarbeitete, hatte er den ihm besonders

lieb gewordenen Aufſatz über „Walther von der Vogelweide“ niedergeſchrieben, einen Eſſay, der, um die Worte des Herausgebers der Preußiſchen Jahrbücher zu gebrauchen, in denen er veröffentlicht wurde, „ein ebenſo ehrendes Zeugnis gründlicher Studien, als ein Meiſterſtück in der Darſtellung iſt; eine wahrhaft erfriſchende poetiſche Kraft, gezügelt durch feinſtes Maß und helles hiſtoriſches Verſtändnis.“ Auch die fleißige, den regen Eifer für die Erforſchung der engeren Heimat bezeugende Arbeit über „die Entſtehung der Friedrichſtadt“, die als Abdruck eines im Februar 1867 im Verein für die Geſchichte Berlins gehaltenen Vortrags zuerſt in der Zeitſchrift „Nach der Arbeit“ und ſpäter mit wenig Veränderungen im „Bär“ erſchien, war noch zum Abſchluß gebracht worden. Die Tätigkeit im Generalſtabe ſollte ganz anders geartete Aufgaben bringen. Aber ſehr bald ſah Max Jähns, daß er auch bei ihnen die uns bekannt gewordenen Anſchauungen zur Geltung bringen könne, welche er kurz vor dem Ausſcheiden aus dem aktiven Dienſt den Eltern entwickelt hatte. Damit war dann die angeſtrebte Einheitlichkeit hergeſtellt, d. h. die harmoniſche Verſchmelzung ſeines Weſens, ſeiner Lebens- und Geſchichtsauffaſſung mit ſeinem urſprünglichen Berufe.

— —·——

Es iſt notwendig, die ganze Zeit, welche Max Jähns dem Dienſte im Generalſtabe und ſpäter zugleich dem in der Kriegsakademie widmete, alſo von 1867—1886, im Zuſammenhange zu betrachten, weil alles, was er in dieſen Jahren ſchuf, in engſter Beziehung zu eben dieſem Dienſte ſtand. Damit meine ich nun nicht ſo ſehr die im Auftrage der Behörde angefertigten Arbeiten, bei denen es ja ſelbſtverſtändlich iſt, als vielmehr diejenigen, zu welchen die beſondere, ſeinen Anlagen entſprechende Verwendung im Berufe ihm die Anregung gab. Denn jetzt endlich war ſeine Kraft auf den Boden verpflanzt, aus dem ſie Nahrung ſowohl für wiſſenſchaftliche als für militäriſche Leiſtungen gewinnen konnte.

Ich habe schon einmal von der vortrefflich durchgebildeten Mechanik der Arbeit gesprochen, die Max Jähns besaß. Ohne sie wäre bei all seiner Begabung die Masse der literarischen Veröffentlichungen nicht zu begreifen, und deshalb muß ich bei ihr einen Augenblick verweilen. Es bedarf der Beachtung auch des kleinsten Aufsatzes, um zu verstehen, wie die Räder des Mechanismus nach einem wohldurchdachten Plan ineinandergreifen. Hat man ihn aber erkannt, so wird man über die große Einfachheit der Grundgedanken erstaunt sein. Freilich, wie Moltke irgendwo einmal sagt, „das Einfache ist das Schwere", und um dieses Einfache zu leisten, bedarf es der Reife eines harmonischen Menschen. Sehe ich aber von diesem Standpunkte aus auf das Lebenswerk von Max Jähns, so möchte ich das Moltkesche Wort fortsetzen und sagen: Das Einfache ist auch das Schöne, eben weil es sich als Wirkung der Harmonie der Kräfte darstellt. Dann aber hat nicht nur ein handwerksgerechter Baumeister, sondern ein Künstler das Gebäude aufgeführt, und die Schönheit, von der ich am Anfang dieser Lebensskizze sprach, leuchtet auch hier wieder hervor.

Schon auf der Divisionsschule in Trier hatten, wie wir sahen, den jungen Soldaten Gedanken beschäftigt, die sich später zu bedeutenden Werken auswachsen sollten. Das ist charakteristisch genug. Denn es zeigt deutlich, daß sich Max Jähns sehr bald über das, was ihm in seinem Berufe und für seine Anlagen das Wesentliche schien, im Klaren war. So wie er aber die Ziele seiner Arbeit einmal erkannt hatte, ging er ganz planmäßig auf sie zu, und was ihm begegnete, wurde, wie es gerade für eines von ihnen geeignet schien, bald auf diesen, bald auf jenen der darauf hinführenden Wege gebracht. Von vornherein war damit jedes Mittel zur Erkenntnis an seiner rechten Stelle, in dem unendlichen Reichtum der Einzelarbeit herrschte ein wunderbares System der Ordnung, und der Nutzen, den ein so planvolles Studium, dieses Neben- und Ineinander der Arbeit, dem Gelehrten brachte, leuchtet ohne weiteres ein. Die Forschungsergeb-

niſſe wurden zunächſt zu kleineren Abhandlungen zuſammengefaßt. So ſehr nun jede einzelne von ihnen ein für ſich beſtehendes, geſchloſſenes Ganze bildet, ſo deutlich ſchimmert doch überall der Zweck durch, dem ſie nach dem Willen des Schriftſtellers ſpäter in größerem Zuſammenhange dienen ſollte, und gerade dieſer wirkungsvolle Hintergrund einer großen Idee feſſelt den Leſer ſo ſtark. Nach genügender Vorbereitung und Abrundung der einzelnen Teile konnte dann die Zuſammenſchweißung aller erfolgen. Ich wähle dieſen Ausdruck, der an eine der älteſten Kunſtübungen, an die Tätigkeit des Waffenſchmiedes, erinnert, mit allem Bedacht, denn in der Tat war dieſe letzte Arbeit recht eigentlich das Werk eines Künſtlers, welches einzelne Teile ſo zu einem unlösbaren Ganzen zu vereinigen verſteht, daß man ſie ſelbſt als nicht mehr vorhanden empfindet. Daß aber bei dieſer letzten Bearbeitung auch eine gründliche Überarbeitung der einzelnen Abhandlungen ſtattfand, braucht bei der Gewiſſenhaftigkeit und dem raſtloſen Streben eines Gelehrten wie Max Jähns nicht beſonders betont zu werden. Es wäre reizvoll genug, an einem Beiſpiel dieſe Art der Arbeit zu kennzeichnen, nur würde das bei der Fülle der Aufſätze, die berührt werden müßten, eine Studie für ſich ergeben.

Die klare Scheidung zwiſchen Kriegswiſſenſchaften und Kriegskunſt, die ſpäter in dem einleitenden Vorwort zur „Geſchichte der Kriegswiſſenſchaften“ in bündiger Form aufgeſtellt wurde, beſchäftigte Max Jähns ſchon ſehr früh. In einem glänzenden Eſſay über „Kriegskunſt als Kunſt“, der im Jahre 1874 erſchien, ſuchte er ſich ſelbſt die Beantwortung dieſer Frage vorzubereiten. Der Aufſatz iſt um ſo wichtiger, als er uns auch einen Einblick in die künſtleriſche Perſönlichkeit des Schriftſtellers gewährt und uns deutlich die Quelle zeigt, aus der er bei ſeinen meiſterhaften Schlachtenſchilderungen, die doch nichts anderes als Beiträge zur Darſtellung der angewandten Kriegskunſt ſind, ſchöpfen konnte. Er verſtand aber unter Kriegskunſt die von den Kriegswiſſenſchaften vorbereitete Praxis, in die geheimnisvolle

Werkſtatt der Phantaſie verſetzt und von dem Kriegshandwerk getrennt durch die „Induition, d. h. ein entſchiedenes, oft plötzliches Erleuchtetſein von der Idee, ein ebenſo energiſches Erfaſſen derſelben, ein Gegenwärtighaben aller Mittel, deren man zur Ausführung der Idee bedarf, und ein entſchloſſenes, rechtzeitiges Anwenden dieſer Mittel.“ Da nun die Kriegskunſt ohne ihr vorbereitendes Werkzeug, die Kriegswiſſenſchaften, nicht in ihrer vollen Bedeutung zu erfaſſen war, ſo mußten weiterhin gerade ſie ihm der ernſteſten Forſchung wert erſcheinen; neben die vielen hierher gehörigen kleineren Aufſätze als Vorſtudien treten die drei Bände ſeiner Geſchichte, auf die ich ſpäter noch zu ſprechen komme. Ein zweites Hilfsmittel findet die Kriegskunſt dann in der militäriſchen Technik, und hierher gehören die Studien über Bewaffnung, Befeſtigung und Taktik, wie ſie im „Handbuch einer Geſchichte des Kriegsweſens“ zuſammengefaßt und, was die erſte anlangt, in der geiſtreichen „Entwicklungsgeſchichte der alten Trutzwaffen“ mit beſonderer Liebe im einzelnen ausgeführt ſind. Wie ſich dann Kriegskunſt, Kriegstechnik und Kriegswiſſenſchaften in den Leiſtungen einzelner Perſönlichkeiten äußern können, das iſt in den Biographien, vornehmlich in der Moltkes, und in den Nekrologen auf andere bedeutende Heerführer zur Darſtellung gekommen. Es würde jedoch ein Fehler im Aufbau ſeines Arbeitsſyſtems beſtanden haben, wenn Max Jähns nicht auch deſſen Grundveſten genau erkannt gehabt hätte. Unter ihnen verſtand er aber die Heeresverfaſſungen und über ſie ſtellte er in einem ſeiner beſten Bücher, in dem über „Heeresverfaſſungen und Völkerleben“, nach einer Reihe oft ſehr umfangreicher Voruntersuchungen die Ergebniſſe ſeiner Forſchung zuſammen. Beſſeres iſt auf dieſem Gebiete, ſoweit ich ſehe, überhaupt nicht geleiſtet worden, und die Aufſtellung und der umfängliche Beweis des Grundſatzes, daß die Wehrverfaſſung eines Volkes in engſtem Zuſammenhang mit ſeiner geſamten Kultur ſteht, genügt für ſich allein, Max Jähns den tüchtigſten Gelehrten der Kulturgeſchichte einzureihen.

Es ist verwunderlich, daß Jähns der geographisch-statistischen und nicht der historischen Abteilung des Großen Generalstabes zugeteilt wurde. Zweifellos brachte er ja auch für sie dank der vom Großvater Klöden ererbten Neigung zu geographischer Forschung sehr schätzenswerte Eigenschaften mit, aber mit Recht sah er doch in der Erledigung geschichtlicher Aufgaben das seinen Kräften am nächsten stehende Ziel. Indes, er mußte sich begnügen, im Auftrag des damaligen Chefs der historischen Abteilung, des Majors Verdy du Vernois, hie und da geschichtliche Untersuchungen anzustellen. Im übrigen aber kam seine Kraft namentlich der Registrande der geographisch-statistischen Abteilung, so lange sie überhaupt erschien, zu gute, und wer ihre musterhafte, ebenso viel Fleiß wie Geschick beweisende Anlage und Durchführung kennt, wird verstehen, daß man sich eines Arbeiters zu versichern suchte, wie er so bald sich nicht wieder gerade dafür finden ließ. Obwohl aus den Tagebüchern sich nun unschwer die dienstliche Tätigkeit wenigstens insoweit darstellen ließe, als deren Themata mitgeteilt und daraus Schlüsse gezogen würden, so glaube ich doch hierauf verzichten zu können, da die Öffentlichkeit einmal an diesen Arbeiten keinen Teil hat. Wohl aber möchte ich auf eine Studie hinweisen, die, im Auftrag des Generalstabes geschrieben, 1884 im Druck erschien und einen Kritiker wie Moltke zu dem Urteil veranlaßte, „es sei ein ganz außerordentliches Buch." Ich meine das „Russische Reich in Europa". Der Name des Autors wurde in einer vielleicht übertriebenen Vorsicht nicht genannt, denn trotz der damaligen zarten Beziehungen zu Rußland hätte das Werk auch von amtlicher Stelle durchaus vertreten werden können, da es ein Muster ruhigster, strengster Sachlichkeit darstellt. In der Fülle des verarbeiteten Stoffes, dem, soweit das Heerwesen in Betracht kommt, Jähns schon in einigen kürzeren Aufsätzen Beachtung geschenkt hatte, ist es ein laut rühmendes Zeugnis dafür, mit welchem Fleiß der Verfasser seinen Dienstpflichten nachzukommen suchte, und welches Maß allgemeiner Bildung man bei ihm voraussetzte,

als man ihm die Aufgabe übertrug. Denn es war nicht nur über Land und Leute im allgemeinen zu berichten, sondern über alle Lebensäußerungen des Volkes in ihren Einzelheiten, also über seine Religion, sein Bildungswesen, über Bodenproduktion, Handel, Gewerbe, Finanzen, Verkehr und natürlich auch über das Kriegswesen, so daß mit Recht in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde" (1885) von einem „umfassenden und zuverlässigen Kompendium fast sämtlicher Wissenschaft über das Europäische Rußland" gesprochen werden konnte.

Eine Unterbrechung des Dienstes bei der geographisch-statistischen Abteilung brachte nur der große Krieg der Jahre 1870 und 1871. Jähns, der inzwischen im Januar 1869 zum Hauptmann befördert und à la suite des 8. Ostpreußischen Infanterie-Regiments Nr. 45 gestellt worden war, bewarb sich bei Ausbruch des Krieges um eine Stellung in der Feldarmee. Zu seinem größten Schmerze wurde sie ihm nicht gewährt. Man übertrug ihm vielmehr, auf seine Umsicht und seine Kenntnisse bauend, das wichtige Geschäft eines Eisenbahn-Linien-Kommissars für die Konzentration des 2. Armeekorps in Pommern, dem er sich mit dem seinem Pflichtbewußtsein eigenen Eifer, aber doch auch mit dem Wunsche unterzog, bald des Kommandos enthoben zu werden und gegen den Feind marschieren zu können. „So Gott will," schreibt er damals, „gibt ein Landungsversuch in der Ostsee die Gelegenheit, dem Feinde gegenüberzutreten." Als aber die Arbeit in Pommern beendet war, wurde er zum Kommissar der Linie Straßburg über Saverne westwärts mit dem Sitz in Nancy ernannt. Hier blieb er in angestrengtester Tätigkeit und oft leidend bis zum Ende des Oktobers, wo ihn ein Befehl, der wohl in Meinungsverschiedenheiten mit den Vorgesetzten über dienstliche Maßnahmen seine Veranlassung gehabt haben mag, für mehrere Monate in die alte Tätigkeit nach Berlin zurückrief. Im Frühjahr 1871 aber übernahm er eine dritte Eisenbahnlinie, die von Mainz nach Zittau, mit dem Sitze in Erfurt.

Die Wünsche, welche die geographisch-statistische Abteilung

dem Hiſtoriker nicht hatte erfüllen können, ſollten ihre Befriedigung finden, als Max Jähns Ende September 1872 an die Kriegsakademie als Lehrer der Kriegskunſt berufen wurde. Wohl ſteigerte ſich mit der Annahme dieſes Amtes die Arbeitslaſt, die ohnehin groß genug war, noch beträchtlich, da ja der Dienſt im Generalſtab nach wie vor verſehen werden mußte, aber eine Ablehnung war für ihn ganz undenkbar. Er wußte, daß er damit ſeinem innerſten Weſen entgegen gehandelt haben würde, welches ja mit aller Kraft auf eine derartige Tätigkeit hindrängte. Lehren war ihm von jeher eine Luſt geweſen, eine rechte Herzensſache. Auch jetzt glückte es ihm deshalb, die hunderte von jungen Offizieren, welchen er den vollkommenſten Begriff von der Bedeutung ihres Berufes vermittelte, durch ſeine feine, von allem Schulmeiſterlichen freie Art der Mitteilung, den Hochflug ſeiner Gedanken und den Umfang ſeiner Kenntniſſe in die Begeiſterung, die ihn ſelbſt beſeelte, mit fortzureißen. Manch einer von ihnen, der dem früheren Lehrer im Leben ſpäter wieder begegnete, hat dies freudig und dankbar anerkannt, ſo daß mehr noch als die ſtille Arbeit im Bureau des Generalſtabes ſein lebendiges Wort auf der Lehrkanzel der Akademie Segen gebracht hat, denn hier wurde Samen geſtreut, der tauſendfältige Frucht trug. Im Jahre 1885, alſo nach 13 Jahren, ſchied Max Jähns aus dieſer ihm ſo ſehr ans Herz gewachſenen Tätigkeit. Die ihm ohnehin ſehr knapp zugemeſſene Zeit ſollte auf die Hälfte beſchränkt werden. Damit aber war ihm ſeiner Anſicht nach die Möglichkeit genommen, ſeiner Aufgabe fernerhin gerecht zu werden, denn am wenigſten entſprach es ſeiner Art, Halbes zu geben.

Kam in den Akademievorträgen der Gelehrte zu ſeinem Recht, ſo hatte in den Vorleſungen, die er im wiſſenſchaftlichen Verein in der Singakademie hielt, der Künſtler vor allem Gelegenheit, ſich auszuſprechen. Man ſieht dieſen Arbeiten, die im Druck erſchienen und meiſt dann ſpäter auch in den verſchiedenen Büchern verarbeitet wurden, die Luſt am Geſtalten des Stoffes an. Einem jener reifen Landſchaftsmaler gleich, die, mit der

Natur ganz verwachſen, ſchließlich nur die weſentlichen, einfachen Linien und Farben wiederzugeben brauchen, um einen geſchloſſenen Bildeindruck zu erzielen, mit den knappeſten Mitteln alſo die höchſten Wirkungen erreichen, arbeitete Max Jähns die Grundgedanken des Themas ſo meiſterlich heraus und ſtellte ſie ſo eindringlich dar, daß jeder ſeiner Hörer nach dem Vortrag im Banne des Gegenſtandes war, mochte er ihm vorher auch noch ſo fremd gegenübergeſtanden haben. Auf erſchöpfende Behandlung kam es ihm dabei weit weniger an als darauf, anzuregen: ſeine Zuhörer ſollten ihm zu Nach- und Mitarbeitern werden. Nur reifſte Kunſt vermag aber einem Stoffe zu einer derartigen Herrſchaft über das Publikum zu verhelfen, und je reifer deſſen allgemeine Bildung iſt, um ſo ſchwieriger iſt es. In der Singakademie hatte nun Jähns das ganze geiſtige Berlin vor ſich. Regelmäßig befand ſich unter den Zuhörern die Kaiſerin Auguſta, deren nie ausbleibender Dank dem Redner die tiefe Wirkung ſeiner Worte bewies. Es war eine außergewöhnliche Ehrung, daß er nach zweien ſeiner Vorträge zur kaiſerlichen Tafel geladen wurde, und ihm dabei Kaiſer Wilhelm viel Schmeichelhaftes über den ihm berichteten Inhalt der Vorleſungen ſagte. Noch mehr aber mußte ihn die perſönliche Anweſenheit des hohen Herrn in der Singakademie erfreuen, als er dort über „Machiavelli und den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht“ (1876) ſprach. Wie dieſe Vorleſung, ſo war auch die über „Volkstum und Heerweſen“ (1870) und die über einen der geiſtvollſten Verfechter der Idee der allgemeinen Wehrpflicht, über den „Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe“ (1878) aus der Beſchäftigung mit der Heeresverfaſſung der verſchiedenen Völker hervorgegangen. Der erſte Vortrag hingegen (1868) knüpfte in ſeinem Thema über „Krieg und Frieden“ ebenſo an die Zeitverhältniſſe an, wie der über „Deutſche Feldzüge in Frankreich“ (1871), auch mochten gewiß die eben erſt ſo deutlich hervorgetretenen Großtaten eines Moltke den unmittelbaren Anſtoß zu einer Gedankenreihe gegeben haben, wie wir ſie unter dem Titel „Kriegs-

kunſt als Kunſt“ (1874) entwickelt finden. Außerhalb des Wiſſenſchaftlichen Vereins ſprach Jähns in dieſen Jahren ſehr ſelten. Im Schauſpielhaus trug er 1868 über „Preußen 1866“ (Schlacht von Königgrätz) und bald darauf im Guſtav Adolf-Verein über „Wodan als Jahrgott“ vor.

Mit dem zuletzt genannten Gegenſtand gab Max Jähns eines der wertvollſten Kapitel ſeines Werkes über „Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geſchichte der Deutſchen“, das vier Jahre ſpäter (1872) nach mannigfachen Umarbeitungen endlich im Grunowſchen Verlag zu Leipzig erſchien. Es lebt ein erquickender Hauch von Friſche und tüchtiger Lebenskraft, wie ihn der Reiter beim Ritt in den Morgen hinein verſpüren mag, in dieſem Buche. Mit gutem Grunde hat es der Verfaſſer dem Fürſten Bismarck gewidmet. Denn „wir wiſſen es, wer Deutſchland in den Sattel half“, und, wie Wilhelm von Oranien ſagte: „Raten und Reiten tut's!“ Wie die Philologen über dieſes Werk urteilen, weiß ich nicht. Ich meinerſeits glaube, daß es auch ihnen viel Gutes bietet, und der Germaniſtik wäre zu wünſchen, daß ſie noch viele derartige Monographien beſäße. Es würde dann um die Kenntnis unſerer Altertümer weſentlich beſſer beſtellt ſein als heute, wo trotz einzelner bedeutender Arbeiten der letzten Jahrzehnte doch dieſes Feld viel zu wenig bebaut wird. Aber nicht nur die deutſche Altertumskunde, die namentlich die mythologiſchen Abſchnitte mit großem Vorteil ſtudieren mag, wurde durch die Jähnsſche Arbeit bereichert, auch der, den nur die Lebensverhältniſſe des Pferdes beſchäftigen, Stall und Schmiede, Zucht, Krankheiten und Kuren, findet darin ausführliche Belehrung. Selbſt ein Kapitel über den Pferdehandel iſt nicht vergeſſen.

Außer dieſem Buch, das gewiſſermaßen Rechenſchaft über die Zeit gibt, die der Schriftſteller nach dem Ausſcheiden aus dem aktiven Dienſt bis zur Verwendung im Generalſtabe mit Privatſtudien verbracht hatte, ſind die übrigen bis in die Mitte der achtziger Jahre erſchienenen Werke der Militärliteratur zu-

zuweiſen. Freilich kommt auch bei ihnen die Kulturgeſchichte zu ihrem Recht, und wie die eben erwähnte Arbeit die Bezeichnung einer „kulturhiſtoriſchen Monographie“ trägt, ſo nannte Jähns das Werk über „das franzöſiſche Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart“ (Leipzig 1873) eine „kulturhiſtoriſche Studie“. Unter dem Titel „Frankreich und die allgemeine Wehrpflicht“ war aus ſeiner Feder in den Grenzboten eine Reihe von Aufſätzen veröffentlicht worden, die, umgearbeitet und weſentlich erweitert, nun als Ganzes dargeboten wurden. Es errang einen bedeutenden Erfolg, wie denn auch die verwandten ſpäteren Arbeiten über die Organiſation der modernen franzöſiſchen Armee, die in der Kölniſchen, der National-Zeitung und in den Loebellſchen Jahresberichten erſchienen, wegen der darin hervortretenden Sachkenntnis eines reif urteilenden, ſorgſamen Beobachters — glaubte man doch in Paris, ſie ſeien vom deutſchen Militärbevollmächtigten geſchrieben! — diesſeits wie jenſeits der Vogeſen mit größtem Eifer ſtudiert wurden. Man muß deshalb den Jähnsſchen Unterſuchungen über Frankreich den Wert einer zeitgenöſſiſchen Quelle beimeſſen, die der Forſcher der neueſten Geſchichte keinesfalls unbeachtet laſſen darf. Niemand hat das mehr anerkannt als der beſte Beurteiler, den es für dieſen Stoff geben kann, Moltke. Er nannte dem Verfaſſer gegenüber das Werk, das ihn lange aufs eingehendſte beſchäftigte und an dem ihm die Schilderung des inneren Lebens der Armee das bedeutſamſte ſchien, „ein wundervolles Buch“, ein Lob, das, aus dieſem Munde geſprochen, gewiß doppelt ſchwer wiegt, weil es nach einer ſelbſt die kleinſten Einzelheiten berührenden Prüfung erſt geſpendet wurde. Auch in Frankreich verfehlte die Arbeit ihren Eindruck nicht, wenn auch gegen dieſe und jene Stelle die Polemik nicht ausblieb. Das Bemühen des Verfaſſers, möglichſt objektiv zu ſein, mußte man dort gelten laſſen, und das Spiegelbild der eigenen Kultur, von der als großem Hintergrund ſich das Heerweſen abhebt, feſſelte gerade in der fremden Beleuchtung. Der große Gewinn für Max Jähns beſtand aber darin,

daß er nun auch weiteren Kreiſen als einer der erſten Militärſchriftſteller bekannt ward, ſo daß z. B. bei parlamentariſchen Verhandlungen über Heeresvermehrung mehr als einmal die von ihm gebotenen Unterlagen benutzt wurden. Redaktionen und Verleger ſuchten nun ſeine ſachkundige Feder für ſich zu gewinnen, doch ging er, auf die ſich ſelbſt geſteckten Ziele hinarbeitend, nur ſelten auf eines der Angebote ein.

Zunächſt hatte er ein Buch zu vollenden, zu dem er ſchon ſeit dem Jahre 1867 in verſchiedenen kleineren Aufſätzen des Militär-Wochenblattes und in einer größeren Folge von Unterſuchungen, die in den „Preußiſchen Jahrbüchern“ 1868 und 1869 veröffentlicht wurden, den Grund gelegt hatte. Im Jahre 1876 erſchien bei Grunow in Leipzig „die Schlacht von Königgrätz, zum zehnjährigen Gedenktage des Sieges.“ Auch hier kann ich mir nicht verſagen, das einem Briefe entnommene Urteil Moltkes anzuführen: „Das Buch iſt mit gründlicher Benutzung aller Quellen geſchrieben, maßvoll gehalten und vortrefflich redigiert.“ Man muß ſich dieſer klaren Worte erinnern, um zu verſtehen, wie ungerecht, wenn auch begreiflich, die öſterreichiſche Kritik, namentlich in Streffleurs Zeitſchrift, ſich äußerte. Denn gerade das, was Tempelhoff als das ſchwerſte für den Geſchichtsſchreiber bezeichnet, „die Beſchreibung einer Schlacht ſo zu geben, daß ſie für den Kriegsmann unterrichtend ſein und das Betragen der ſtreitenden Truppen in ein unparteiiſches Licht ſetzen ſoll“, iſt Max Jähns wohl gelungen. Aber nicht nur für den Soldaten, der mit Staunen neben der Überwindung dieſer Schwierigkeit vor allem die vollſtändige Beherrſchung der umfangreichen Literatur anerkennen muß, iſt das Buch geſchrieben. Auch der Laie wird es mit Nutzen, und was mehr iſt, mit äſthetiſcher Befriedigung leſen. Denn es iſt nicht am wenigſten als Kunſtwerk zu beurteilen. In muſterhafter Klarheit baut ſich die Kompoſition auf; hier ſchildert ein Künſtler, ein Dichter, hier ſpricht derſelbe Geiſt, der aus dem Vortrag über „Kriegskunſt als Kunſt“ zu uns redet. Die gelungenſten Kapitel, von dieſem Standpunkt

aus betrachtet, sind diejenigen, welche die Stunden kurz vor und die nach der Entscheidung behandeln. Liest man sie, so ist es schwer zu glauben, daß der Verfasser nicht selbst am Kampfe teil genommen hat, sondern erst Jahre darnach dessen Schauplatz kennen lernte. So sehr war er mit seinem freilich auch durch zehn Jahre hindurch gesammelten Stoffe verwachsen. Es ist zu bedauern, daß wir keine ähnlich umfassende Schilderung der Hauptschlachten des siebziger Krieges von Max Jähns besitzen. Wohl hat er auch ihm in einer Folge von Besprechungen namentlich des Generalstabswerkes und in selbständigen Schilderungen im Anschluß an diese Quelle seine Arbeit gewidmet, aber zu einer monographischen Behandlung hat er sich nicht entschlossen. Andere wichtige Aufgaben, die bereits vorbereitet waren, harrten damals der Erledigung.

Bei den Vorlesungen über Geschichte der Kriegskunst an der Akademie hatte Max Jähns das Fehlen einer Geschichte des Kriegswesens, die der neuesten Forschung entsprach, oft genug störend empfunden. Er entschloß sich, selbst diesem Übelstand abzuhelfen, und in der Tat brachte wohl kaum ein anderer Fachmann so viele dazu nötige Eigenschaften mit als er, der schon damals eine reiche Kenntnis der Militärliteratur als bestes Rüstzeug aufweisen konnte. Das Werk, betitelt „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis Renaissance“ erschien zusammen mit einem Atlas von 100 Tafeln als die Frucht achtjähriger emsiger Arbeit 1880 im Grunowschen Verlage und ist Moltke gewidmet. Die Begründung dieser Zueignung ist für des Verfassers Auffassung von seinem Berufe wichtig genug, um hier wiederholt zu werden, denn sie läßt erkennen, warum er so nachdrücklich die historischen Studien betont wissen will. In den Worten liegt auch heute noch eine wohl zu beachtende Mahnung. „Der Name des Feldmarschalls Grafen Moltke an der Spitze dieses Buches wird allen denjenigen zu denken geben, welche in einseitigem Eifer für das ‚Praktische‘ militärhistorische Studien, insbesondere solche des Altertums oder des Mittel-

alters, als wertlos für den modernen Offizier bezeichnen. Der Name seiner Exzellenz wird diese Herren daran erinnern, daß die großen Feldherren aller Zeiten durchaus nicht Routiniers gewesen sind, sondern Männer, deren geistiges Leben ganz vorzugsweise durch geschichtliche Studien befruchtet war." Der Schwerpunkt des Buches ruht in der Bearbeitung der Kriegstechnik des Mittelalters, über die zum ersten Male eine zusammenfassende und durch eine Fülle von eigenen neuen Forschungsergebnissen erweiterte Übersicht geboten wurde, ja es ist nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß hier das Handbuch geradezu bahnbrechend gewirkt und der Einzelarbeit erst den Weg bereitet hat. Moltke, der das Werk als „stupend" bezeichnete, fügte dem Qualifikationsberichte ganz ungewöhnlicherweise eine Kritik darüber bei und empfahl es schließlich sogar im Militärwochenblatt der Armee. Auch der schmeichelhaftesten Anerkennung des Kaisers und des Kronprinzen, denen der Verfasser seine Arbeit selbst überreichen durfte, hatte es sich zu erfreuen. Am wichtigsten aber wurde für Jähns, daß die bayrische Akademie der Wissenschaften auf Grund der im Handbuch niedergelegten umfassenden Literaturkenntnisse ihn dazu ausersah, für die von ihr herausgegebene Geschichte der Wissenschaften die der Kriegswissenschaften zu bearbeiten.

Während er nun mit den Vorstudien für dieses Riesenwerk beschäftigt war, beendete Max Jähns im Jahre 1885 ein Buch, dessen Thema, wie wir sahen, ihn schon oft zur Behandlung gelockt hatte: „Heeresverfassungen und Völkerleben". Auf Anregung Dr. Hermann Paetels erschien es als die erste militärliterarische Veröffentlichung des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur." Das ist nicht ohne Belang. Denn es will zu einem Publikum mit reifer, allgemeiner Bildung reden, nicht nur zu Fachleuten. In sorgfältiger Untersuchung über die Heeresformen der verschiedenen Zeiten und Völker bereitet der Verfasser die Erkenntnis vor, daß einzig die „reine allgemeine Wehrpflicht und zwar in der Form des Rahmenheeres mit einer für die

militäriſche Erziehung der Mannſchaft ausreichenden Dienſtzeit“ dasjenige Mittel iſt, welches Deutſchland ſtark gemacht hat und in dieſer Stärke erhalten kann. Durch ſie werden die Kräfte, die in unſerem Volke ſchlummern, geweckt, ſie iſt für deſſen überwiegende Mehrzahl die eigentliche Erzieherin, „die Hochſchule“. Damit wird das Buch zum Bekenntnis eines Vaterlandsfreundes, den ebenſo warmherzige Liebe wie klares Verſtändnis für die Forderungen der Zeit auszeichnet, und zum Zeugnis eines Offiziers, der die tiefſte Bedeutung ſeines Berufes für das Leben der Nation erkannt hat und deshalb mit ſtarken Worten für ihn eintreten kann. Faſt ſcheint es, als ſei die hierin liegende ethiſche Wirkung auf den Leſer der eigentliche Zweck, ſo eindringlich wird in dem letzten Teil, der die Gegenwart behandelt, die Sprache. Aber es kam dem Verfaſſer ebenſo ſehr auf die Vermittlung von hiſtoriſchen Kenntniſſen an, die den Maßſtab zu einer der gewinnreichſten Betrachtungen der Weltgeſchichte darbieten und die Gründe des Aufblühens und des Verfalls der Staaten um einen beſonders wichtigen vermehren können. Denn die Heeresverfaſſungen der Völker ſind keine durch die Willkür und den überragenden Willen eines Einzelnen geſchaffene Einrichtungen, ſondern die mit logiſchem Zwang ſich ergebenden Folgen der geſamten Lebensäußerungen der Nationen. Das Buch darf jedoch nicht nur auf ſeinen hiſtoriſchen und ethiſchen Wert hin betrachtet werden. Es iſt auch ein Kunſtwerk, gleich vollendet in der Anordnung des Stoffes, die einem klar durchdachten Werk der Architektur gleicht, wie in der Behandlung der Form, die verhaltene Kraft mit Anmut zu umkleiden verſteht. So bleibt denn von der Lektüre ein feiner, reiner Eindruck, und dazu ſtimmt auch ſchließlich noch die an Arved von Teichmann gerichtete Widmung. Denn wer des Verfaſſers Leben kennt, weiß, daß damit der Dank einem Manne erſtattet wurde, der dem Suchenden einſt half, den rechten Weg zu finden.

Die hauptſächlichen Ergebniſſe der ſchriftſtelleriſchen Arbeiten dieſer Periode ſind mit dem, was ich bisher ſagte, angedeutet.

Aber die Maſſe des Geleiſteten könnte nur genügend veranſchaulicht werden, wenn eines jeden der kleineren und größeren Aufſätze gedacht würde. Ich glaube, daß die frühere Schilderung der Arbeitsweiſe mich deſſen jedoch überhebt, da ich mit ihr darzutun verſuchte, wie allen den Waſſertropfen und Bächen von vornherein planvoll ein Weg gewieſen wird und wie ſie ſchließlich in ein Strombett geleitet werden; hier, wo nur zu einer Skizze der Raum zur Verfügung ſteht, muß ich mich eben beſcheiden, auf den Lauf dieſer Ströme hingewieſen und gezeigt zu haben, wo ſie münden. Wohl aber muß ich an dieſer Stelle noch zweier Bücher gedenken, die mit den Kriegswiſſenſchaften nichts gemein haben, auch nicht von Max Jähns ſelbſt verfaßt, ſondern nur von ihm herausgegeben worden ſind. Das eine erſchien unter dem Titel „Jugenderinnerungen Karl Friedrichs v. Klöden“ (Leipzig 1874) und wurde „durch einen Umriß ſeines Weiterlebens“ vom Enkel „vervollſtändigt“. Das andere war ein nachgelaſſenes Werk Max Marias von Weber „Vom rollenden Flügelrad“ (Berlin 1882). Der jüngere Freund begleitete es mit einer biographiſchen Einleitung. Ein Buch, dem Max Jähns ſeine Neigung und ſeinen Fleiß zuwandte, bedarf nun gewiß keines Wortes der Empfehlung, denn er würde nie etwas herausgegeben haben, was er nicht für eine Bereicherung unſerer Literatur gehalten hätte, aber der pietätvollen Art und der Abſicht, die ihn bei der Herausgabe leitete, muß doch gedacht werden. Mit dem erſten Werk wollte er dem deutſchen Hauſe ein Buch ſchenken, an dem es ſich wahrhaft erbauen kann und deſſen ſittlicher Wert mindeſtens ebenſo groß iſt, wie der der einigermaßen verwandten „Erinnerungen eines alten Mannes“, während das zweite der belletriſtiſchen Literatur ein Gebiet erſchloß, das ihr möglichſt fern gerückt zu ſein ſcheint und das doch unter der Feder eines geiſt- und phantaſievollen Mannes eine Fülle von Schönheit gewinnt, das Gebiet des Eiſenbahnweſens. Auch für die Vermittlung dieſer Gaben haben wir Jähns dankbar zu ſein. —

Im Januar 1878 war Max Jähns zum Major unter

Stellung à la suite des 4. Niederſchleſiſchen Infanterie-Regiments Nr. 51 befördert worden. Im Laufe des Jahres 1885 durfte er, der von Moltke und Walderſee glänzend beurteilte Offizier, das Patent als Oberſtleutnant erwarten. Aber zum Schmerze aller, die ſeine großen Verdienſte zu ſchätzen wußten, wurde ihm nur der Charakter dieſer Charge erteilt. „Wenngleich es nun," ſchreibt er dem Vater, „nicht ausgeſchloſſen iſt, daß ich noch ein Patent nachträglich erhalte, ſo wage ich dies doch kaum zu hoffen, weil jetzt alle älteren Offiziere, welche ſich in Spezialſtellungen befinden und lange keinen Frontdienſt getan haben, mit dem Charakter abgefunden werden." Und in der Tat beſtand ſeine Befürchtung zu recht. Die Patentierung war am Schluß des Jahres noch nicht erfolgt, wohl aber war ein anderer Major im Nebenetat des Generalſtabes Oberſtleutnant mit Patent geworden, und ſo, wie das Tagebuch bemerkt, „die Kataſtrophe in voller Schärfe eingetreten." Jähns, der ſich mit Recht aufs tiefſte verſtimmt fühlte, reichte einen dreimonatlichen Urlaub nach Italien ein. Und wenn nun auch die Fülle der neuen Eindrücke das ſchmerzliche Ereignis in den Hintergrund drängte, ſo trat es bei der Rückkehr in die Heimat in ſeiner niederdrückenden Wirkung doch doppelt ſcharf hervor, als er ſah, daß inzwiſchen nichts für ihn geſchehen war. Er reichte nunmehr ſein Abſchiedsgeſuch ein, das am 16. Juni 1886 bewilligt wurde: die Armee hatte damit die Dienſte eines Offiziers verloren, der mit einem wahrhaften Bienenfleiße, mit Aufbietung aller ſeiner glänzenden Fähigkeiten, mit warmer Hingabe an die idealſten Zwecke ſeines Berufes, mit glühender Vaterlandsliebe und unerſchütterlicher Treue jede Stunde ſich vollkommen einzuſetzen gewohnt war und als rüſtiger Mann von 49 Jahren hoffte, es noch lange tun zu können. Wenn ihm etwas über dieſe trübe Erfahrung hinweghelfen konnte, ſo waren es die Ehrungen, die ihm die zurückbleibenden Kameraden in aufrichtiger Bewunderung ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften erwieſen, mehr aber noch das „ſchöne, herzerquickende Schreiben Moltkes", welches ihm

zeigte, daß er trotz allem den Besten seiner Zeit genug getan. Es lautet: „Mit aufrichtiger Teilnahme, lieber Jähns, sehe ich Sie aus fast 20jähriger Tätigkeit scheiden, in welcher Sie erfolgreich für den Generalstab und die Kriegsakademie gewirkt haben. Ich hoffe, daß Sie Ihre wissenschaftlichen Arbeiten in der Ruhe des Privatlebens ungestört weiter führen und auch mir noch ferner ein freundliches Andenken bewahren wollen. Es gereicht mir zu wirklicher Genugtuung, bei diesem Anlaß Ihnen meinen Dank und die besondere Hochachtung auszusprechen, welche ich mit allen Kameraden des Korps aufrichtig teile. Ihr ergebenster Gr. Moltke. F. M."

Moltke, der feine Kenner des menschlichen Herzens, hatte in seinem Briefe einen Trost gespendet, der bei einem Manne wie Max Jähns auf volles Verständnis rechnen konnte. Der Hinweis auf die nun eingetretene Muße für die gelehrte Arbeit durfte ihn mit Zuversicht für die Zukunft und der Wunsch der Fortführung seiner Studien, von einem Moltke ausgesprochen, mit freudigem Stolze erfüllen. Ehe ich mich aber diesen Forschungen zuwende, ist es nötig zu sehen, wie denn das Leben im Jähnsschen Hause, das nun für uns wieder in den Vordergrund tritt, verlief. Denn für einen Mann, der eine aufreibende Tätigkeit, hier die eines unermüdlich vorwärts strebenden Gelehrten, führt, ist es noch weniger als für andere belanglos, welcher Nährboden ihm vom eigenen Hause für die Entwicklung seiner Kräfte geboten wird. Ich habe schon oft in dieser Skizze von Harmonie gesprochen, eben weil dieses Wort immer und immer wieder sich mir förmlich aufdrängte, wenn ich nach dem bezeichnenden Ausdruck für die Grundstimmung in irgend einem der bisher betrachteten Abschnitte der Entwicklung suchte. Auch hier kann ich nun nichts anderes sagen, als daß die ungetrübte Harmonie des Familienlebens die Quelle des Behagens, des Glückes und der Leistungsfähigkeit unseres Max Jähns war. Ausgestattet

mit einem Herzen voll Liebe zog er mit wahrhaft magnetiſcher Kraft alle an, die in ſein Haus eintraten. Man mußte ihm anhangen, man mußte ihn, den Milden, Gütigen, Abgeklärten, lieben, empfing von ihm, wie von der Sonne, Licht und Wärme. Die Wirkung aber, die er auf andere ausübte, ſtrahlte auf ihn ſelbſt zurück: ſein Glück beſtand darin, daß er andere glücklich machte. Nun war es die ſchönſte Gabe des Schickſals, die Max Jähns je zuteil geworden iſt, daß es ihm eine Gattin gab, die ganz mit ihm eines Sinnes war, ſo daß, unbeſchadet der Selbſtändigkeit jedes einzelnen, alles, was geſchah, im Hinblick auf ein gemeinſames Lebensideal geleiſtet wurde. Eine derartige Seelen- und Herzensgemeinſchaft gibt die beſte Grundlage für die Erziehung der Kinder. Drei Töchter wurden dem Paare, nachdem ihm zuerſt ein Knabe gleich nach der Geburt, ein Mädchen nach drei Jahren durch den Tod wieder genommen worden war, geſchenkt. Ihre Entwicklung zu leiten und zu beobachten, mit ihnen in der Kindheit froh zu ſein — er, der kindlich-heitere —, die Heranwachſenden in ſeinen Anſchauungskreis hineinzuziehen, ihnen die Lebensweisheit zwanglos mitzuteilen, die er ſich ſelbſt erworben hatte, war des Vaters eifrigſtes Bemühen, und als es von ſchönſtem Erfolge begleitet war, ſein beſtes, reinſtes Glück. Ein kleines Gedicht leiht dem Zauber, von dem er ſich im Kreiſe ſeiner Familie immer umfangen fühlte, Worte:

„Früher Schnee auf Wald und Flur,
Kurze dunkle Tage nur,
Aber im Hauſe ein emſiges Weben,
Fröhliches, ſinniges, wachſendes Leben.

Still am wohlgeſchützten Ort
Grünen drei liebliche Pflanzen fort,
Schwellende Knoſpen ſind ihnen beſchieden.
Gott erhalte ſo ſeligen Frieden.“

Der älteſten und der jüngſten Tochter konnte der Vater noch ſelbſt die Gatten geben — zwei Brüder von Glaſenapp —, und bei einem Blick auf die Enkelkinder, die dieſen Ehen entſproſſen,

„lagen," um Jean Pauls ſchönes Wort zu gebrauchen, „in der offenen Welt die Küſten der Zukunft hell vor ihm." Der zweiten Tochter aber war es beſtimmt, ihm recht als eine Gefährtin neben der Mutter heranzureifen.

Lange Zeit haben noch Ida und Wilhelm Jähns dieſes häuslichen Glückes des Sohnes ſich erfreuen dürfen, während der treue Borbſtaedt, der immer mehr mit der Familie verwachſen war, ſchon im Jahre 1873 ihr entriſſen wurde. Vielleicht wußte Max Jähns allein den vollen Umfang dieſes Verluſtes zu bewerten. Denn er kannte nicht nur den Menſchen, ſondern er wußte auch den Soldaten und Schriftſteller zu ſchätzen. Der Nekrolog, den er ihm im Militär-Wochenblatt widmete, ſpricht ebenſo wie die ſpäter in der Allgemeinen Deutſchen Biographie erſchienene Lebensſkizze dafür, wie tief er in ſein Weſen eingedrungen war, deſſen Gediegenheit ihn noch ebenſo ſtark wie in der Jugendzeit anzog. Von den Eltern ſtarb, durch körperliches Leiden zu einer ſtillen, ſanften Dulderin geworden, Mutter Ida zuerſt im Jahre 1886. Der Gatte, bis in ſein hohes Alter hinein der raſtlos tätige, aber auch noch immer der Leidenſchaftlichkeit ſeiner Seele unterworfene Mann, folgte ihr zwei Jahre ſpäter nach. Beiden war der Schmerz erſpart geblieben, den reichbegabten jüngeren Sohn Reinhart, der ſich als tüchtiger Techniker des beſten Rufes erfreute, einer unheilbaren ſchweren Krankheit verfallen zu ſehen. Der Bruder, der ihn mit zärtlichſter Liebe umgab, die Gattin, die ſeiner Pflege ihr Daſein opferte und es jetzt noch tut, ſie beide mußten das ſchwere Nervenleiden ſeinen raſtloſen Zerſtörungsgang zurücklegen laſſen, ohne Hilfe bringen zu können.

Im Weſten Berlins gibt es einen kleinen Bezirk, der, ganz in der Nähe des regſten Verkehres liegend, doch ganz abgeſchloſſen von dem lärmenden Treiben der unruhigen Stadt iſt. Der Fremde, der in eine der Straßen eintritt, iſt verblüfft über die Stille, die ihn plötzlich umfängt. Dieſe in der nächſten Umgegend der Matthäikirche gelegenen Straßen hat der ver-

ſtorbene Politiker Ludwig Bamberger „the cathedrale close“ genannt, wie uns Rodenberg in ſeinem Nachruf auf ihn erzählt, und damit ſehr fein den Frieden charakteriſiert, der hier in der Tat ſo eindringlich zu uns ſpricht wie in den ſtillen im Schutze und Schatten der Kirche liegenden engliſchen Pfarrhäuſern. In dieſem Bezirk, in der Margaretenſtraße, wohnte die Familie Jähns ſeit dem Jahre 1868, zuerſt im Hauſe Nr. 7 (früher Victoriaſtraße 29a), dann ſeit Juli 1890 in dem in ihren Beſitz übergegangenen Grundſtück Nr. 16. Das Sanktuarium der mit Kunſtſchätzen geſchmackvoll ausgeſtatteten Wohnung war des Hausherrn Bibliothek. Tauſende von Nummern hatte hier ein liebevoller, ja leidenſchaftlicher Sammler vereinigt und in würdigſter Form aufgeſtellt, während in den Zierſchränken der Hausfrau das Porzellan der beſten alten Fabriken die erſte Stelle einnahm. Beide wurden nicht müde, die Schätze ihres Hauſes zu vermehren, wozu namentlich die häufigen Reiſen Gelegenheit gaben. Da ſie hierbei nur ihren Geſchmack, nicht aber ein rein äußerliches Streben auf Vollſtändigkeit für die Auswahl maßgebend ſein ließen, ſo ging auch von den Gegenſtänden ihrer Umgebung eine ganz perſönliche Wirkung auf den Beſucher über, wie man ſie eben nur in den Räumen feinſinniger Sammler finden kann, für die jede Erwerbung mehr als einen Zuwachs, für die ſie vielmehr die Befriedigung eines Herzenswunſches, ein inneres Erlebnis, darſtellt.

Viele bedeutende Menſchen ſind nun in beiden Wohnungen ein- und ausgegangen, und wohl hätte Max Jähns die letzten Zeilen von Goethes kleinem Gedicht an ſein Gartenhaus über den Eingang ſeines Hauſes ſchreiben dürfen:

„Allen, die ſich drin genährt,
Ward ein guter Mut beſchert.“

Denn die gaſtfreundlichen Wirte verſtanden Behagen zu wecken, dem Herzen und dem Geiſte erquickende Nahrung zu ſpenden. Ich verſage es mir nur ungern, einen Kreis, wie er ſich im Jähnsſchen Hauſe verſammelte, eingehend zu ſchildern.

Der beschränkte Raum der Skizze verbietet es mir. Aber um ihn wenigstens andeutend zu charakterisieren, mögen einige Namen genannt sein. In engster Verbindung mit der Familie stand Ernst von Wildenbruch, namentlich seitdem er Max von Webers Tochter als Gattin heimgeführt hatte. Von der Jugendzeit her hatten Arved von Teichmann, die beiden Brüder Wittich, Theodor Toeche-Mittler, Fritz Boeckh die alte Freundschaft bewahrt. Die liebenswürdige Dichterin und Malerin Marie von Olfers, die Gräfin Kalckreuth, der Schriftsteller Rudolf Genée, der mit seiner feinen Rezitationskunst und seinem attischen Witz manchen Abend verschönte und erheiterte, Berthold Auerbach, Friedrich Spielhagen, Friedrich Drake, der Generalarzt von Lauer, der als väterlicher Freund schon dem Knaben und Jüngling sehr zugetan gewesen war, die beiden Militärschriftsteller Colmar Freiherr von der Goltz und Albert von Boguslavski, die als Gleichstrebende dem Hausherrn zur Seite traten, sie alle zeigen deutlich, welchen geistigen und ästhetischen Richtungen im Jähnsschen Hause der Vorzug gegeben wurde. Noch deutlicher treten diese aber vielleicht hervor, wenn ich den Namen Konrad Ferdinand Meyers nenne, mit dem es zwar nicht zu persönlichem, sondern nur zu schriftlichem Verkehr kam, der aber doch zu einem rechten Hausheiligen wurde, und wenn ich der Freundschaft gedenke, die Max Jähns mit Josef Victor von Scheffel verband. Der Humor, der von reichen, menschenfreundlichen Herzen so gern Besitz ergreift, schlug zwischen beiden die verbindende Brücke, denn auch Jähns verstand die herrliche Lebensmitgift nicht nur an anderen zu schätzen, sondern sie sich auch selbst lebendig zu erhalten. Es bildeten sich ferner zu Hansjakob, dessen gesunde, reine Art es ihm angetan haben mochte, auf der Grundlage gegenseitiger verständnisvoller Verehrung persönliche Beziehungen heraus, und so könnte noch mancher Name von gutem Klang hier angereiht werden, wenn nicht diese alle schon genügend erkennen ließen, wie sehr man den Menschen, den Gelehrten und den Schriftsteller Jähns allüberall zu schätzen verstand.

Man hat in Freundeskreiſen Max Jähns den Namen „Mittler“ ſcherzweiſe beigelegt, der freilich, wie alle vergleichenden Ausdrücke, nur zum Teil zutrifft. Denn mit jener ebenſo wunderlichen wie anziehenden Perſönlichkeit in Goethes Wahlverwandtſchaften hatte er nur gemein, daß man in ſchwierigen Lagen ſich gern ſeiner Hilfe bediente, und daß er, wie jener, ſtets gern zu raten bereit war. Aber die ausgeglichene, milde Denkweiſe, die nur einer in den Lebenskämpfen geſund gebliebenen und deshalb in ſich ruhig gewordenen Natur eigen ſein kann, hat er vor jenem voraus. Vielleicht rechnete man mit dieſen Eigenſchaften, zu denen noch ein bemerkenswertes organiſatoriſches Talent kam, wenn man ihn in Vereinen immer wieder zu einer leitenden Stellung zu gewinnen ſuchte. Es iſt begreiflich, daß ein Mann mit ſo vielſeitigen Neigungen zahlreichen Vereinigungen angehörte. Ich nenne den Verein für die Geſchichte Berlins und den für die Geſchichte der Mark Brandenburg, den Künſtlerverein St. Lukas, deſſen Feſte er ſo oft mit geſchickten Gelegenheitsdichtungen verſchönte, die militäriſche, die hiſtoriſche, die Goethe-Geſellſchaft, die für Heereskunde und die für Erdkunde. Am bedeutendſten aber wurde ſein Wirken im Verein zum Schutze des Deutſchtums in den Oſtmarken, der niemals umſonſt ſeine Vaterlandsliebe zur Hilfe aufrief, im Verein für hiſtoriſche Waffenkunde, der in ihm meines Erachtens nicht nur ſeinen bedeutendſten Fachgelehrten, ſondern auch einen durch Geſchicklichkeit und Takt beſonders hervorragenden Schriftführer beſaß. Vom deutſchen Schulverein aber, in deſſen Zentral-Vorſtand er viele Jahre mit beſtem Erfolge gearbeitet hatte, und vom Allgemeinen deutſchen Sprachverein wurde er zum Ehrenmitgliede ernannt. Das Verhältnis zum Sprachverein war ganz beſonders inniger Art. Von jeher war Jähns die Sprache als eines der wichtigſten Güter eines Volkes erſchienen. Mit Vorliebe knüpfte er ſeine geſchichtlichen Unterſuchungen an die von ihr geprägten Ausdrücke an, und auf manche Entwick-

lungsreihe — ich denke vornehmlich dabei an die Geſchichte der Trutzwaffen — fiel dadurch hellſtes Licht. Ihm, dem die Sprache ein ſo lebendig ſprudelnder Quell der Erkenntnis war, mußte deshalb die Erhaltung ihrer Reinheit als eine der wichtigſten Aufgaben vaterländiſch denkender Männer erſcheinen. Er war auch reif genug, um jede Abgeſchmacktheit von dieſer ernſten Arbeit fern zu halten, und niemand, der in ſeinen letzten ſprachlich beſonders vollendeten Werken lieſt, wird unempfindlich gegen den Reiz bleiben können, der an ſeiner edlen Ausdrucksweiſe haftet. In dankbarer Geſinnung hat der Sprachverein anerkannt, was Max Jähns für ihn getan hatte. Als ihm das Diplom ſeiner Ernennung zum Ehrenmitgliede übergeben wurde, beſchenkte man ihn mit einem prächtigen Stuhl, an dem die Wappen aller der Städte dargeſtellt ſind, in denen er als Vorſitzender Hauptverſammlungen abgehalten hatte. Doch Max Jähns durfte ſich deſſen verſichert halten, daß mit dieſem äußeren Zeichen der Verehrung der Dank des Vereins nicht erloſchen war. Wer den warmherzigen Nachruf von Otto von Mühlenfels in der Zeitſchrift des Vereins geleſen hat, wer die ergreifenden Worte Sarrazins, die ſeinen Tod melden, zu ſich ſprechen läßt, der weiß, daß der Name von Max Jähns in der Geſchichte des Sprachvereins nie ſeinen guten Klang verlieren wird. „Fünf Jahre hindurch", ſagt Sarrazin, „vom Beginn des Jahres 1894 bis Ende 1898, hat Jähns den Vorſitz im Deutſchen Sprachverein geführt und ihm ſeine hohen Gaben, ſein reiches, gediegenes Wiſſen und Können gewidmet. Er übernahm die Leitung zu einer Zeit, als innere Wirren den Beſtand des Vereins ernſtlich bedrohten. Sein mild vermittelndes, mit Klarheit, Feſtigkeit und Ritterlichkeit der Geſinnung verbundenes Weſen führte das Vereinsſchiff in kurzer Zeit in ruhiges Fahrwaſſer zurück. Gewandtheit in der Leitung der Verhandlungen, glänzende Redegabe, Verbindlichkeit der Form, dazu der Zauber einer ſonnigen Perſönlichkeit — alles das machte ihn zu einem Führer, dem jeder mit vollem Vertrauen folgte."

Wenn jemandes Kräfte so von der Öffentlichkeit in Anspruch genommen werden, wie es bei Jähns der Fall war, so darf man nicht erwarten, daß er noch Gaben spendet, die in der Einsamkeit der Studierstube in langer, ernster Gelehrtenarbeit herangereift sind. Und doch hat Jähns gerade in der Zeit nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste bis zum Ende seines Lebens Werke geschaffen, die ihn auf der Höhe seiner Gelehrsamkeit wie seines Schriftstellertums zeigen. Man hat einmal von einem jüngst verstorbenen unermüdlichen Arbeiter, Veit Valentin, gesagt, „er sei ein Virtuose gewesen auf dem Instrumente der Zeit.“ Ich darf diese Bezeichnung auch auf Jähns übertragen, denn die Arbeitssumme der an öffentlicher Wirksamkeit so reichen letzten anderthalb Jahrzehnte seines Lebens ist um so erstaunlicher, wenn man das rege gesellschaftliche Treiben erwägt und bedenkt, daß er, der von jeher reiselustig gewesen war, auch noch jedes Jahr und meist mehr als einmal verreiste. Die Schweiz und Italien suchte er mit Vorliebe auf, aber auch nach den Niederlanden, nach Dänemark, Frankreich, Österreich, nach den Balkanstaaten können wir den Lernbegierigen und Genußfrohen begleiten, und das Streben, vor allem im eigenen Vaterlande Bescheid zu wissen, führte ihn vom Osten nach dem Westen, vom Norden nach dem Süden.

In der Zeit, wo Jähns an der „Geschichte der Kriegswissenschaften“ arbeitete, wurden die Reisen meist für dies groß angelegte Werk unternommen. Sechsundsiebenzig Sammlungen hat er dazu besucht und durchforscht. Es gehörte die reife Kraft eines Künstlers dazu, die dabei gewonnene ungeheure Stoffmenge klar zu gliedern, und der Geschmack eines formgewandten Schriftstellers, um sie so darzustellen, daß das Studium zum Genuß wird. Gewiß hat den größten Gewinn von diesem in fast zehn Jahren strengster Arbeit entstandenen Monumentalwerke, welches in den Jahren 1889 bis 1891 in drei starken Bänden erschien, die Militärliteratur. Aber wer die Geistesgeschichte eines Volkes erkennen will, wird

nicht an einer Wissenschaft achtlos vorbeigehen dürfen, die dazu dienen soll, das beste, was wir haben, zu schützen, das Vaterland. So wird denn auch der, welcher sich nicht damit begnügt, im Gebiet seiner Fachwissenschaft zu Hause zu sein, sondern fleißig über deren Grenzen hinaus Umschau hält, einen reichen Schatz aus diesem Buche heben können. Denn — um den Verfasser selbst sprechen zu lassen, der am besten den Wert seiner Arbeit für die Allgemeinheit und besonders für seine Landsleute kennzeichnet — „überblickt man das gesamte Werk, so erscheint es als ein Denkmal ruhmvoller Geistestätigkeit der Deutschen. In manchem Zeitraum gehen die deutschen Kriegswissenschaften den entsprechenden Leistungen der Nachbarvölker überhaupt voran; in anderen zeichnen sie sich durch besonders hohe Kultur gewisser Zweige glänzend aus; immer bleiben die deutschen Kriegstheoretiker, wenn nicht die ersten, so doch hervorragende Führer auf dem Gebiete ihrer Wissenschaften."

Noch während Jähns mit der Abfassung der Geschichte der Kriegswissenschaften beschäftigt war, wurde ihm eine Ehrung zuteil, die er mit Recht in seinem Tagebuche als „einen großen, stolzen, tief befriedigenden Erfolg" bezeichnen durfte. Die philosophische Fakultät der Universität Heidelberg hatte ihn beim Jubiläumsfeste am 5. August 1886, an welchem fünfzig Gelehrte diesseits und jenseits des Ozeans besonders ausgezeichnet werden sollten, also bald nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste und gerade in diesem chronologischen Zusammenhange, wenn auch natürlich unbeabsichtigt, doppelt bedeutungsvoll, mit Einmütigkeit zum Ehrendoktor ernannt. Gewiß war sie dazu vornehmlich durch die Arbeiten bewogen worden, die bisher von Jähns veröffentlicht worden waren. Aber gerade in Heidelberg, wo er auf der Bibliothek merkwürdige Funde für die kriegswissenschaftliche Literatur gemacht hatte, wußte man, welche Aufgabe zu lösen er unternommen hatte, und wenn der Dekan ihn „als Erforscher und Darsteller der Heeres- und Kriegsgeschichte alter wie neuer Zeit von hervorragendsten Verdiensten" feierte und sagte: „sowohl

wegen ausgebreitetſter Gelehrſamkeit wie wegen vorzüglicher Durcharbeitung zählen ſeine Werke zu dem Beſten, was unſere Zeit über Kriegsgeſchichte hervorgebracht hat," ſo möchte man annehmen, daß auch dem mit der Abfaſſung der „Geſchichte" Beſchäftigten ſchon eine Huldigung dargebracht werden ſollte. Jedenfalls hat kein Orden, deren Max Jähns im Laufe der Jahre und namentlich nach dem Erſcheinen der „Geſchichte der Kriegswiſſenſchaften" eine ſtattliche Zahl erhielt, ihm auch nur entfernt ſolch reine Freude bereitet, wie dieſe Verleihung der höchſten wiſſenſchaftlichen Ehren, die nach den Worten des damaligen Heidelberger Prorektors „nicht wie bei den Rite-Promotionen eine Anweiſung auf die Zukunft bedeuten, ſondern die höchſte Anerkennung des Geleiſteten." Aber noch eine zweite ähnliche Belohnung ward Max Jähns, dem gelehrteſten Soldaten, zuteil, dieſe einige Zeit nach Abſchluß der „Geſchichte": 1892 ernannte ihn die Akademie der Kriegswiſſenſchaften in Stockholm zu ihrem Mitgliede.

Eine Weile ſchien es, als ob Jähns nach dieſer Rieſenarbeit ſich zunächſt der militärwiſſenſchaftlichen Literatur fern halten wollte. Er hatte wahrlich das Anrecht auf Erholung redlich verdient. Da ſie aber für den Raſtloſen nicht in Untätigkeit beſtehen konnte, ſo ſuchte er ſie in einer ſchriftſtelleriſchen Arbeit, bei der nur der Menſch in ihm, nicht der Gelehrte zum Worte kommen ſollte. Zu Beginn des Jahres 1891 ſtellte er den in Briefen und Tagebüchern reichlich vorhandenen Stoff zu einer Familiengeſchichte zuſammen, an der er einige Jahre mit großer Hingebung ſchrieb. Dieſe zunächſt für den Freundeskreis berechnete Biographie ſeines Vaters und ſeiner ſelbſt iſt nicht vollendet worden. Sie ſchließt mit dem Jahre, in dem der junge Offizier zur Kriegsſchule einberufen wurde, alſo mit 1860. Denn die Erinnerungen hatten während der Arbeit eine ſolche Gewalt über ihn gewonnen, daß er, der hier mit ſeinem Herzblute ſchrieb, nicht imſtande war, weiter zu erzählen. Es iſt zu wünſchen, daß dieſe ſchlichte, würdige Schilderung noch durch

den Druck bekannt gegeben wird, denn sie wird dann viele, die Max Jähns nicht persönlich gekannt haben, noch nachträglich zu seinen Freunden machen, sie wird auch eine ganze Reihe bedeutender Menschen in einem neuen Lichte zeigen, das von dem feinen Herzen eines geistig Vornehmen ausstrahlt, und sie wird uns wieder mit Eindringlichkeit die Kultur Berlins in einer Zeit vor Augen rücken, die wir, nachdem erreicht worden ist, was jene vorbereitete, jetzt allzuleicht zu vergessen geneigt sind.

Erscheint Max Jähns in der Schilderung des eigenen Lebens schon als ein feiner, durch Innigkeit der Empfindung und durch klaren Blick ausgezeichneter Menschenkenner, so tritt er in dieser Eigenschaft noch deutlicher hervor, wenn er das Leben von Zeitgenossen beschreibt, die als Charaktere und als Arbeiter seine Teilnahme an ihrem Geschick und ihren Werken zu wecken gewußt hatten. Es liegen aus dieser letzten Zeit einige Nekrologe vor, von welchen der auf Kaiser Wilhelm I. den Lesern dieses Buches die beste Vorstellung geben und zeigen kann, wie sehr sich Jähns in das Wesen eines anderen einzuleben verstand, und in welch' entwickeltem Maße er also diejenige Eigenschaft besaß, deren ein Biograph vornehmlich bedarf, um eindringlich schildern zu können. Am klarsten aber stellt sich diese Begabung des Schriftstellers in seinem herrlichen Werke über den „Feldmarschall Moltke" dar, von dem der erste Teil „Lehr- und Wanderjahre" 1894, der zweite und dritte „Meisterjahre und Lebensabend" 1900 erschien. Die Moltke-Biographie ist ein Volksbuch vornehmster Art. Denn den Deutschen wird ihr Held von einer Seite dargestellt, für die wir nun einmal besonders empfänglich sind, von der rein menschlichen. Wir wollen die lieben können, die wir bewundern müssen. Und Liebe zu Moltke lehrt uns Max Jähns auf jeder Seite seines Buches, nicht indem er sie predigt, sondern indem er uns völlig im Wesen Moltkes aufgehen und es uns mit seinen Augen betrachten läßt. Die aber waren eben erleuchtet von einer Lichtquelle, die noch stets die hellsten und wärmsten Strahlen spendete, von der

mit Ehrfurcht durchdrungenen Liebe. Jähns hatte lange genug unter Moltke gearbeitet, um seine Art als Soldat und als Mensch genau zu kennen. Er wußte aber auch, wie hoch ihn der Feldmarschall stellte, und deshalb war es sein höchster Ehrgeiz, ihn mit seinen Leistungen zu befriedigen. Wie oft habe ich bei der Durchsicht des Stoffes zu dieser Skizze das Gefühl gehabt, daß Jähns sich bei seinen militärwissenschaftlichen Arbeiten immer fragte: was wird der Feldmarschall dazu sagen? Und hatte er sich günstig geäußert, so mochten andere das Gegenteil tun: für ihn hatte der höchste Richter gesprochen. Aber er wußte sich auch als Mensch von dem oft so gleich fühlenden und mit so ganz ähnlichen Neigungen ausgestatteten Menschen Moltke verstanden, und es würde, wäre nicht der Unterschied in der Dienststellung gewesen, hier die Grundlage für eine Freundschaft gegeben gewesen sein, wie ich sie mir in edlerer Ausbildung nicht leicht denken kann. Darin aber liegt schließlich der vornehmste Grund der starken Wirkung der Moltkebiographie: sie ist von einem Manne geschrieben, der zwar nicht wesensgleich, aber wesensverwandt war.

Zeitlich voraus geht der Moltkebiographie das schöne Buch „Über Krieg, Frieden und Kultur", das 1893 als eine Gabe des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur erschien und dem Jugendfreunde Dr. Theodor Toeche-Mittler zugeeignet ist. Es ist seine letzte kriegswissenschaftliche Arbeit, wie der eben von diesem Freunde seinerzeit in Verlag genommene Vortrag über „Krieg und Frieden", aus dem sie erwuchs, die erste gewesen war, da ein Werk, welches Jähns in den letzten Lebensjahren beschäftigte und welches „die Elemente der Kriegskunst" behandeln sollte, nicht viel über die erste Stoffsammlung hinaus gediehen ist. In der Verteidigung des Satzes „der Krieg war, ist und bleibt einer der gewaltigsten Kulturförderer der Menschheit" besteht der Kern des Buches. Es ist eine Art soldatischen Glaubensbekenntnisses, von der höchsten Auffassung der Berufswirksamkeit diktiert, es ist das Ergebnis langjährigen Nach-

denkens über die sittliche Berechtigung eben dieses Berufes und eine glänzende Verteidigung der Aufgaben desselben gegen die unzulänglichen, schwärmerischen Theorien des Ideals vom ewigen Frieden. Ist es nicht eine wunderbare Fügung des Schicksals, daß mit diesem Buche, welches so vortrefflich die geistige Durchdringung des Grundstoffes veranschaulicht, dessen verschiedensten Erscheinungsformen Jähns jahrzehntelang eifrig nachgeforscht hatte, seine kriegswissenschaftlichen Arbeiten abschließen? War es nicht der beste Schlußstein, der diesem dem Kriege geweihten Gebäude eingefügt werden konnte?

Wohl steht die „Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen", die 1899 bei E. S. Mittler & Sohn erschien, mittelbar auch mit der Militärliteratur in Verbindung, wie es bei jedem rechten Buch über Waffenkunde der Fall sein sollte, aber sie ist doch vornehmlich ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Der Stoff war Max Jähns schon von seinem Handbuch des Kriegswesens her geläufig. Wie aber hatte er ihn im Laufe der Jahre um- und durchgedacht! Meines Erachtens leitet die „Entwicklungsgeschichte" die Waffenkunde auf ganz neue Wege, denn zum erstenmal wird hier die enge Fassung, die man, wesentlich von kunstgeschichtlichen Erwägungen ausgehend, dem Gegenstande angepreßt hatte, gesprengt, zum ersten Male wird eine genügende Grundlage für die Darstellung der Formenlehre geschaffen und werden die nicht leicht festzustellenden Übergänge von einer Waffenart zur anderen und ihre ursächlichen Zusammenhänge ausreichend erklärt. Die Entwicklung von der Urgestalt aus in einer klar aufgebauten Reihe vorgeführt zu sehen ist ein Genuß, den eben nur ein Buch gewähren kann, welches sich als logisches Kunstwerk erweist, gestützt von tüchtigem, historischem Wissen und gefördert von einer selten geschickten Kombinationsgabe. Fast scheint es, als wäre die Waffenkunde noch nicht reif genug, um sich dieses Werkes so zu bedienen, wie sie es nötig hätte. Aber seine Wirkung wird nicht ausbleiben, und in der Geschichte dieses Wissenszweiges wird dann von ihm eine neue Periode seiner Entwicklung anheben.

Mehr noch als die Waffenkunde hat die Erforschung des Befestigungswesens früherer Zeiten Fühlung mit den Kriegswissenschaften behalten. Jähns hatte ihr von jeher, sicherlich durch seinen Aufenthalt am Rhein und besonders in Jülich dazu angeregt, seine Aufmerksamkeit zugewendet, auch hie und da kleinere Arbeiten darüber geschrieben, von denen nur die über „Hans Schermer und die Befestigungskunst um 1480" hervorgehoben sein mag. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich auf diesem Gebiete jedoch als Herausgeber von August von Cohausens nachgelassenem Werke „Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters" (Wiesbaden 1898). Die Aufgabe war nicht leicht. Aber sein Fleiß und seine Verehrung für den Verfasser, die aus der biographischen Einleitung deutlich zu uns spricht, halfen ihm über die Schwierigkeiten hinweg, so daß er einer Zeit, welche die Arbeiten im Limesgebiet mit regem Eifer wieder aufgenommen hat und der Burgenkunde emsiger und wissenschaftlicher als früher obliegt, mit dem Werke ein wertvolles Geschenk machen konnte.

Man möchte glauben, wenn man diese Arbeiten übersieht, Max Jähns hätte bei herannahendem Alter noch einmal über die Gegenstände, die ihm in der langen Zeit seiner Forschertätigkeit ans Herz gewachsen waren, in Zusammenfassungen uns seine letzten Gedanken geben wollen. Auch als Vaterlandsfreund wollte er nun noch einmal zu uns sprechen. Es kennzeichnet deutlich seine besondere Art, Ideale am liebsten in ein poetisches Gewand zu kleiden, daß er, als das neue Reich ein Vierteljahrhundert bestand, die Gedanken, die zu seiner Gründung geführt hatten, im Spiegelbild der Dichtkunst uns zu zeigen unternahm. So entstand das frisch und mit warmem Herzen geschriebene Buch „Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung", welches im Verlag der Gebrüder Paetel 1896 veröffentlicht wurde. Nichts lag dem Verfasser ferner als eine erschöpfende, gelehrte Zusammenstellung aller in Betracht kommenden Dichtungen. Das, was unter ihnen seinen Geschmack

besonders gefesselt, sein Herz am tiefsten berührt hatte, wollte er geben, um zu zeigen, wie groß die Sehnsucht der Deutschen nach einem einigen, starken Vaterlande gewesen war. Das Buch wurde so zu einer persönlichen Bekenntnisschrift. Und nichts anderes ist auch die Beantwortung der Frage „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Wohl wird dabei ein reicher historischer, geographischer und statistischer Apparat aufgeboten, aber vernehmlicher und eindringlicher als der Gelehrte spricht doch zu uns der Patriot. Das war schon bei dem im Jahre 1893 in Dresden gehaltenen Festvortrag, der diesem vom Allgemeinen deutschen Schulverein herausgegebenen Schriftchen zugrunde liegt, der Fall gewesen, wo der hohe Schwung der Worte die Hörer zu brausenden Beifallsrufen fortgerissen hatte; es ergeht auch heute dem Leser noch so. Um so williger aber wird er dem ernsten Mahner sein Ohr leihen, weil er hier zum letztenmal zu der Öffentlichkeit gesprochen hat. Die kleine Schrift ist das letzte Werk aus der Feder von Max Jähns, sie ist „wie ein politisches Testament“.

Max Jähns ist in seinem Leben oft von Krankheit heimgesucht worden. Mehr als einmal mußte er die Heilkraft der Bäder und Quellen erproben. Und doch schien er einem rüstigen Alter entgegenzugehen. Wer das an seinem sechsundfünfzigsten Geburtstage vollendete Bildnis betrachtet, welches Gussows Meisterschaft im Erfassen einer geistreichen Persönlichkeit ein vortreffliches Zeugnis gibt, wird sich diesem Eindruck nicht entziehen können. Aber schon ein Jahr später hören wir ihn hie und da über Erschöpfung klagen, die ihn, den Tätigen, schwer bedrückte. Im sechzigsten Lebensjahre beginnen Schwindelanfälle ihn zu quälen, und als wenig später (1898) der Tod Arved von Teichmanns, seines liebsten Freundes, ihn heftig erschütterte, glaubte auch er sich keine lange Lebensdauer mehr beschieden. Immer wieder erholte er sich, da ein organisches

Leiden nicht vorlag. Aber die Krankheitserscheinungen, die auf hochgradige Nervosität zurückgeführt wurden, kehrten häufiger wieder. Am 18. September 1900 überfielen ihn, gerade als er in Yorks Buch „Bismarcks persönliche Erscheinung" las, plötzlich heftige Rückenschmerzen. Bald trat ein leichtes Absterben der linken Seite ein. Am frühen Morgen des folgenden Tages verlor er die Besinnung. Es folgte ein Bluterguß ins Gehirn und nachmittags bald nach 5 Uhr, am 19. September 1900, küßte ihm der Tod die herrlichen, gütigen Augen. —

Das stille, hoheitsvolle Antlitz des Verstorbenen, in dessen edle Linien sich ein wehmutsvoller Zug des Leidens gemischt hatte, kündete denen, die noch einmal an sein Lager treten durften, welchen Mann sie verloren hatten. —

Am 22. September trug man Max Jähns auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe zu Grabe. Die Sonne, der so oft in freudigem Danke sein Herz entgegengeschlagen hatte, begleitete mit ihren Strahlen seinen in Blumen gehüllten Sarg bis in die Gruft. „Wirket," sprach der Prediger, „so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Und als die Menge der Trauernden diesen Worten voll Ergriffenheit lauschte, da wird ihnen im Andenken an das, was Max Jähns geleistet hatte, was er ihnen im Leben gewesen war und was er ihnen über das Grab hinaus blieb, der Ausspruch Moltkes wie ein Wort des Trostes erklungen sein:

„Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige!"

Max Jähns als militärischer Schriftsteller

von **Meyer,**
Hauptmann und Kompagniechef
im kgl. sächs. 11. Infanterie-Regiment Nr. 139.

Den Inhalt eines an edler Arbeit reichen schriftstellerischen Lebens recht zu würdigen ist eine schwere Aufgabe. Nicht erleichtert, glaube ich, wird sie dadurch, daß, wie hier, nur ein Teil der Tätigkeit des Schriftstellers betrachtet werden soll.

Die gesamte Lebensarbeit eines Geistes ist ein organisches Ganze, dessen Harmonie gar leicht durch Herausgreifen und gesonderte Betrachtung einzelner Dinge gestört wird. Der Anatom erkennt die Bedeutung eines von ihm zergliederten Körperteiles erst dann völlig, wenn er seine Beziehungen zu anderen Teilen festgestellt hat: um eine einzelne Gruppe der Werke eines Schriftstellers beurteilen zu können, muß man mit dem ganzen Wesen des Mannes vertraut sein. Von diesem Standpunkt aus habe ich es auf mich genommen, Max Jähns als militärischen Schriftsteller für dieses Buch zu schildern.

Die Notwendigkeit weitgehender Spezialisierung, wie sie heutzutage infolge der gewaltigen Fortschritte von Wissenschaft und Technik überall hervortritt, findet sich auch im soldatischen Berufsleben. Die Waffen und sonstigen Mittel zur Kriegs- und Gefechtsführung sind immer verschiedenartiger geworden, und ihre Anwendung führt nur dann zum Erfolg, wenn jedes Spezialgebiet von Spezialkennern betrieben wird.

Dieser Umstand ist ein trennendes Moment für die zahlreichen Angehörigen des militärischen Berufes, welches durch etwas starkes, allen gemeinsames ausgeglichen werden muß: nächst der Treue zum Kriegsherrn und dem Korpsgeist dient hierzu die Wissenschaft. Hieraus schon ergiebt sich, einen wie hohen Beruf der Militärschriftsteller hat.

Manche Offiziere, und gerade die strebsamsten, leiden darunter, daß der Hauptnutzen, den ihr Beruf bringt, — die für die Kultur so wertvolle Volkserziehung, — aus ihrem Gesichtskreis scheinbar ohne Spur verschwindet: jährlich neu empfängt das Heer die erziehungsbedürftige Jugend des Volkes und gibt sie, moralisch und körperlich gefestigt, dem Volke zurück. Eine Danaidenarbeit nannte es ein französischer General:*) aber dieser unterlag demselben Irrtum, wie jene strebsamen Offiziere, demselben, wie jene alte Sage von den Danaiden, nämlich einer irrtümlichen und einseitigen Definition des Begriffes: Berufsarbeit. Eben weil die Arbeit niemals endet, bleibt jenes Wasser, welches die Danaiden schöpfen, in heilsamer, jeder Fäulnis feindlichen Bewegung: unser Wasser aber, welches wir schöpfen, ist das Volk. Und eben für jene gewissenhaften und strebsamen Offiziere, denen noch keine rechte Zufriedenheit hat kommen wollen, ist die Wissenschaft ein Labsal, da erst sie in Wahrheit jedem Nachdenkenden die Bedeutung der eigenen Leistungen im Rahmen des Gesamtorganismus der vaterländischen Wehrkraft erkennen läßt.

Max Jähns hinterlassene militärische Schriften betrachte ich als ein treffliches Mittel solcher Selbstbelehrung. Den herrlichen Eindruck, den man aus ihnen empfängt, habe ich selbst so tief gefühlt, daß ich eine Dankespflicht erfülle durch den Versuch, ihren Wert ins rechte Licht zu setzen.

Hierbei kann es nicht meine Aufgabe sein, alle Arbeiten aufzuzählen und ihren Inhalt anzugeben: nötiger erscheint mir vielmehr, das Denken des Soldaten Max Jähns und seine Schreibweise in ihrer Wirkung auf den Leser vorzuführen.

Auch hier muß, wie es schon in der Biographie geschehen ist, zuerst der Schönheit des Stils in den Jähns'schen Werken gedacht werden. Wohl kleiden sich wahrhaft schöne und edle, von Menschen mit echter Herzens- und Geistesbildung geprägte

*) Marmont. Vgl. Jähns, „Das französische Heer p. p." S. 779.

Gedanken oft gleichsam von selbst in eine schöne Form: dem edlen Wein das schöne Gefäß. Es ist aber charakteristisch, daß Jähns mit seiner Künstlernatur für jedes literarische Erzeugnis die Vollendung der Form unbedingt forderte, in erster Linie von sich selbst. Speziell die Leser aus dem militärischen Berufe dürfen dies nicht vergessen: denn gerade das an sich berechtigte Streben nach kurzer Fassung in militärischen Abhandlungen ist oft genug zu einem abgehackten Stil ausgeartet, der das Lesen solcher Schriften zu einer wahren Qual machen kann. Zwar sind diese hie und da als „rein wissenschaftlich" gepriesen worden: aber in der Besprechung des Helmuthschen Vortrages über Sedan*) weist Jähns den Gedanken zurück, daß die Darstellungen kriegerischer Ereignisse entweder „rein wissenschaftlich," oder „rein poetisch" sein müßten, und daß eine Form „gefunden" werden müsse, welche innerhalb der Grenzen der geschichtlichen Darstellung dem Epos sich näherte. Diese Form war längst gefunden, und ihr bedeutendster Vertreter war Jähns' verehrter Lehrer und Lieblingsheld Moltke, der die Darstellung auch der trockensten Tatsachen stets in eine sprachlich schöne Form zu gießen wußte. Wer sich in Moltkes Schriften vertieft hat, wird dies zugeben: war er doch auch, wie sein Schüler Jähns, nicht allein ein klar und scharf denkender Kopf, sondern, was so mancher früher nicht hat glauben wollen, auch eine tief poetisch veranlagte Natur, worauf Jähns so treffend in seiner Moltkebiographie hinweist.

Diese Seelenverwandtschaft mit Moltke mag es denn auch nicht zum geringsten Teile mit gewesen sein, die in Jähns eine so innige Verehrung für seinen großen Lehrer weckte, eine Verehrung, aus der heraus uns die wundervolle Lebensbeschreibung des Feldmarschalls und die geradezu klassischen Besprechungen seiner Schriften geschenkt wurden. Die Persönlichkeit Moltkes ganz zu verstehen, ermöglichte erst die Veröffentlichung seiner

*) Mil.-Woch.-Blatt 1874.

hinterlassenen Schriften. Sie boten dem Psychologen ein weites Feld der Forschung, und als wahrhafter Seelenkündiger hat sich Max Jähns in allem erwiesen, was er über unseren großen Volkshelden schrieb.

Jähns, dem Künstler, ist es in der Moltkebiographie vortrefflich geglückt, das Vielseitige in des Marschalls Persönlichkeit ins rechte Licht zu setzen, ohne dabei den Einfluß äußerer Verhältnisse zu unterschätzen. Wir sehen, wie derselbe Mann, der mit unerbittlicher Folgerichtigkeit des Denkens den Riesenapparat des modernen Volksheeres zu lenken versteht und mit der dem großen Feldherrn eigenen gigantischen Energie trotz widrigster Nebenumstände den sicheren Stoß ins Herz des Feindes zu führen weiß, der Kaiserreiche zertrümmert und unter den Größten der Geschichte einer der Größten ist, — sich auf der anderen Seite als der einfachste, anspruchsloseste Mann zeigt, als der zärtlichste Gatte, der zartsinnige Naturfreund, der rücksichtsvollste Hausherr, kurz, der liebenswürdigste Mensch. Nicht zum wenigsten ist der Erfolg der Jähnsschen Schilderung der trefflichen Auswahl zu verdanken, welche bei Anführung schriftlicher Äußerungen Moltkes getroffen wurde, eine Auswahl, welche den militärischen Fachmann ebenso gut seine Rechnung finden läßt, wie den Nichtsoldaten.

„Über all dem, was dies Buch enthält," sagt Jähns in einer Besprechung Moltkescher Briefe,*) „ruht wie der Glanz einer milden Sonne die Stimmung der Seele Moltkes." Kein besseres Motto wäre zu finden für das, was Jähns über unseren Marschall schrieb. Und aus dieser Stimmung heraus ist leicht der Standpunkt zu folgern, den er anderen großen Feldherren gegenüber einnahm. Sie mußten nicht nur als Heerführer seinen Verstand, sondern auch als Menschen sein Herz fesseln, sollten seine reichen Fähigkeiten ihrer Schilderung dienstbar werden. konnte er nimmer ein Verehrer Napoleons sein. Wohl hat

*) Mil.-Woch.-Blatt 1892.

er die ungeheure Wucht dieser fast fabelhaft zu nennenden Gestalt erkannt und anerkannt, wie jeder Soldat, Historiker und Psycholog: nie und nimmer aber konnte Max Jähns eine Lebensbeschreibung Napoleons geben, im gleichen Tone geschrieben, wie die Moltkebiographie. Dazu bedarf es der Liebe zum Helden und um einen Napoleon zu lieben, war Jähns viel zu fein historisch gebildet und viel zu vornehm geartet.

Zwei andere Gestalten sind es vielmehr, denen er sich mit ähnlicher Verehrung zuwendet, wie der Moltkes: es sind Kaiser Wilhelm der Siegreiche und Friedrich der Große.

Den militärischen Nachruf, welchen Jähns dem heimgegangenen Heldenkaiser widmete, lesen wir in diesem Buche. Es ist das Hohelied der Pflicht: war es doch das Pflichtbewußtsein, welches dies unvergleichliche Leben durch unsagbare Leiden zu unsagbaren Triumphen führte. Wir Soldaten sind dem Schriftsteller dankbar für dieses Hohelied der Pflicht: denn zum Pflichtbewußtsein wollen und sollen ja auch wir einen Jeden unserer jungen Deutschen erziehen.

Die Gestalt des großen Königs steht uns heutigen Menschen ferner, da die lebende Persönlichkeit nicht unmittelbar auf uns gewirkt hat: den Gestalten der Geschichte gegenüber tritt Achtung und Verehrung in ihr Recht, den großen Zeitgenossen gestattet uns das Geschick noch Liebe und Dank in erster Linie entgegenzubringen. Dem entspricht es, wenn Jähns weniger der Mensch Friedrich, als der Theoretiker und Praktiker des Krieges beschäftigt. Von seinen Arbeiten über ihn ist mir eigentlich der Aufsatz am liebsten, welcher 1890 zum Friedrichstage im Militärwochenblatt erschien. Dort wird aus den Schriften Friedrichs nachgewiesen, daß auch er, der doch der methodisch-bedächtigen Kriegsauffassung seiner Zeit wissenschaftlich um wenigstens ein Säkulum voraus war, eben dieser Auffassung unter dem erbarmungslosen Drucke der Tatsachen, — besonders der von 1744, — hat Zugeständnisse machen müssen, und sich dieses Zwanges vollkommen bewußt gewesen ist. Weit

entfernt davon, hierin nach kleiner Geister Art eine Schmälerung der Bedeutung des Helden zu erblicken, sieht Jähns, wie jeder vornehm Denkende ihm nachfühlen wird, hierin eine Betätigung wahrer Größe: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", und kein Genie kann anders, als auf der festen Basis tatsächlicher Verhältnisse dauernd Wertvolles schaffen. Wiederum ergibt sich, daß keine Verehrung Napoleons bei Jähns entstehen konnte: denn da ist keine Selbstbeschränkung zu edlem Zwecke, sondern der Umsturz als Selbstzweck.

Dieselbe tiefgewurzelte Uberzeugung von der Wichtigkeit historisch gewordener Grundlagen, auf denen alles menschliche, als auf unentbehrlichem Grunde steht, durchdringt die Jähnsschen Arbeiten über das Wehrwesen als Kulturfaktor. So will ich ganz allgemein das Thema bezeichnen, dem seine meisten Studien auf militärischem Gebiete gewidmet sind. Diesen Gegenstand muß der Soldat sorgfältig studieren, wenn anders er den Organismus geistig zu erfassen strebt, von dem er selbst ein Glied ist.

Schon die Titel der beiden bedeutendsten Werke dieser Art: „Heeresverfassungen und Völkerleben" und „Krieg, Frieden und Kultur" zeigen, wie Jähns den Krieg und die Wehrkraft betrachtete: den Krieg als grundnatürliche, unentbehrliche Entwicklungsphase im Leben der Völkerorganismen, wie es gewisse, oft lästige, aber physiologisch absolut notwendige Entwicklungsphasen im Leben des Einzelorganismus gibt; und das Wehrwesen als eine der wichtigsten Kulturtätigkeiten, — nicht Kulturzustände, — des Volkes überhaupt, welche in ihrer Eigenart weit über die Grenzen des Landes und weit über die Zeit der Entstehung und Anwendung gewisser Institutionen hinaus wirkt. Die Geschichte des Wehrwesens einer Nation ist für Jähns Kulturgeschichte schlechthin, und mit Recht!

Bestrebungen, die auf „Abschaffung" des Krieges sich richten, führt Jähns zwar stets in schonender Weise, aber doch mit unerbittlicher Logik auf das zurück, was sie sind: entweder weich-

herzige, einseitige, jede Folgerichtigkeit historischer Entwicklung völlig verkennende Sentimentalitäten, oder aber Bestrebungen, die unter dem Deckmantel der Friedensliebe ganz andere Ziele verfolgen, als den ewigen Frieden, — Ziele, die meist alles andere, als einwandsfrei sind.

Jähns betont stets in hohem Grade das sittliche Moment in der Wehrhaftigkeit des Mannes wie des Volkes: und so mußte er zum Verfechter der allgemeinen Wehrpflicht werden, weil diese die sittlich am höchsten stehende Form aller Wehrverfassungen ist. Dem historischen Werden des Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht wandte er seine Studien mit Vorliebe zu, und ihm ist es wohl zu danken, daß frühe Bestrebungen um die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wie z. B. die Machiavellis und des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Es mußten sich dem Militärschriftsteller in der Geschichte aller bedeutenderen Völker auf diesem Gebiete eine unabsehbare Menge von Aufgaben bieten, Aufgaben, deren Vielseitigkeit eine schier unerschöpfliche Menge von Arbeit und Wissen verlangt. Und noch mehr mußten sich solche Studien dem Soldaten, Kulturhistoriker und warmherzigen Patrioten aufdrängen, da er die gewaltigen Jahre erleben durfte, in denen die sieggekrönte deutsche Organisation der Volkswehrkraft, bewundert von der ganzen gesitteten Welt, von allen erwähnenswerten Landmächten, vor allem vom geschlagenen Gegner selbst, in ihren Hauptgrundsätzen angenommen wurde.

So ist denn auch das Wehrwesen unserer westlichen Nachbarn von Jähns mehrfach behandelt worden. Einen breiten Raum nehmen hier die Beiträge für Loebells Jahresberichte ein. In der letzteren Natur liegt es, daß die reine Zahlenstatistik ausgiebig zu Worte kommen muß. Zahlen können viel beweisen, wenn der Schriftsteller es wie Jähns versteht, die Zahlen sprechen, und zwar wahr sprechen zu lassen. Das ist nicht leicht und deckt sich vollkommen mit der Fähigkeit, die inneren

Gründe der Tatsachen zu erkennen und allen erkennbar darzustellen. So hat Jähns schon 1878 betont, daß bei wirklicher Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht selbst in dem reichen und opferwilligen Frankreich die 5jährige Dienstzeit der 3jährigen werde weichen müssen: und so ist es ja auch gekommen.

Weniger auf statistische Verhältnisse und mehr auf das sittlich-kulturgeschichtliche Wesen der französischen Wehrverfassung gehen die in den Grenzboten erschienenen Aufsätze ein, welche dann unter dem Titel: „Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart, Eine kulturhistorische Studie" zusammengefaßt wurden. Ein hauptsächlicher Grundgedanke in diesem Buche ist der, daß die Franzosen wohl kriegerischen, nicht aber militärischen Geistes sind. Wie alle aphorismenartigen Ausdrücke läßt auch dieser, je nach der Deutung seiner einzelnen sprachlichen Bestandteile, eine verschiedenartige Auslegung zu, und es ist begreiflich, daß sich die Kritik, besonders die französische, dieser Möglichkeit bemächtigt hat. Ich aber glaube, daß Jähns kaum treffender den inneren Kern des französischen Wehrwesens charakterisieren konnte. Kriegerischer Sinn ist angeboren, militärischer Sinn kann nur anerzogen werden. Das haben die Franzosen an sich selbst erfahren und in ihrer Literatur vielfach auch zugestanden. Ob Jähns Recht hatte mit der Prophezeiung, die allgemeine Wehrpflicht werde in Frankreich auch nach ihrer offiziellen Einführung keinen Boden finden, bleibe dahingestellt, da hierin auch politische Verhältnisse mitsprechen, deren Erörterung nicht Sache des aktiven Offiziers sein kann. Für unsachlich und ungerecht aber halte ich die Kritik, die da meinte, Jähns habe gewissermaßen nur darauf hingearbeitet, zu beweisen, daß Frankreich in militärischer Beziehung auf absteigendem Aste sei. Ein Streben nach Verkleinerung des Gegners ist bei seinem vornehmen Charakter einfach ausgeschlossen, und wie er auch dem Feinde gerecht zu werden weiß, zeigt die hohe Anerkennung, die er den Franzosen an

anderer Stelle*) zollt. Rückhaltlos lobt er die Großartigkeit der französischen Reorganisationsbestrebungen seit 1870, nur zweifelt er, ob bei dem dortigen Menschenmaterial und seinen psychologischen Eigentümlichkeiten diese Anstrengungen entsprechenden Erfolg haben werden.

Trotz der Triumphe der deutschen Wehrorganisation ist Jähns keineswegs blind für das, was in früheren Jahrhunderten in deutschen Landen infolge der politischen Zerrissenheit auch auf diesem Gebiete gesündigt worden ist. Besonders zwei Arbeiten sind es hier, die mir, ich möchte sagen, tief gegangen sind: „Die Entwicklung der Feudalität und das deutsche Kriegswesen im frühen Mittelalter**) und „Zur Geschichte der Kriegsverfassung des Deutschen Reiches".***) Ich bin speziell betreffs der letztgenannten Abhandlung in der Lage, einige Worte aus einer Besprechung dieser glänzenden Arbeit als ganz besonders treffend anzuführen: „Möchten doch alle die Staatsweisen, denen unsere stramme militärische Zucht ein Dorn im Auge und ein Greuel im Tempel der Freiheitsgöttin ist, möchten doch alle die trefflichen Redner, die über Militarismus und die unerschwingliche Heereslast deklamieren, möchten sie doch bei der Muse Klio in die Schule gehen und sich von unserem kundigen Autor diese Geschichte erzählen lassen, eine Geschichte, wie sie für den deutschen Patrioten haarsträubender und beschämender nicht wohl ersonnen werden kann".†)

Genau dasselbe Gefühl hatte auch ich nach der Lektüre dieser Jähnsschen Arbeiten, und weiter sagte ich mir, daß Volk und Heer doch eigentlich gar nicht dankbar genug dafür sein können, wenn ihnen ein gütiges Geschick eine starke staatliche Zentralgewalt und eine feste Organisation der Wehrkraft beschert hat. Denn wie jammervoll es damals ohne diese Gottes-

*) z. B.: Die Reorganisation der französischen Armee seit dem Frieden. Köln. Zeitg. 1874.

**) Grenzboten 1881.

***) Preußische Jahrbücher, Bd. 39/40.

†) Militär-Zeitung Nr. 299, vom 30. Juni 1877.

gaben war, das malt Jähns in furchtbar lebenswahren Farben, und ebenſolche Lektüre iſt es, die ich im Eingang dieſer Arbeit als beſonders belehrend für diejenigen ſtrebſamen Geiſter unter unſeren Offizieren bezeichnet habe, denen unter widrigen äußeren Verhältniſſen das richtige Verſtändnis für den inneren Wert ihres Berufes noch nicht hat kommen wollen.

Man würde aber zu einer einſeitigen Beurteilung des Schriftſtellers gelangen, wollte man etwa nur dieſen einen, wenn auch ganz hervorragenden Aufſatz leſen. Gerade weil hier über deutſche Verhältniſſe Bilder in tiefſtem Grau gemalt ſind, wird der Patriot geneigt ſein, an Übertreibung und Einſeitigkeit zu glauben. Man muß deshalb möglichſt alles, was Max Jähns ſchrieb, geleſen haben, um ihn recht zu verſtehen, und auf dem Gebiete des Wehrweſens hat er uns noch viel geſchenkt: ich erwähne nur kurz die Arbeiten über das ruſſiſche, öſterreichiſche, eidgenöſſiſche, endlich die ganz hervorragenden Studien über das altrömiſche und altgriechiſche Heerweſen. Hierin finden ſich, wie in manchen anderen Aufſätzen, Gedanken detaillierter ausgeführt, welche in „Heeresverfaſſungen und Völkerleben“ zuſammengedrängter erſcheinen. — Es iſt eine bedauerliche Folge der ſchon erwähnten Spezialiſierung im militäriſchen Berufe, daß das Studium des militäriſchen Altertums von dem dienſtlich vielbeſchäftigten Offizier meiſt völlig beiſeite gelaſſen wird. Das mag begreiflich ſein, aber beklagenswert iſt es doch. Denn es iſt und bleibt eine bequeme, ſelbſttrügeriſche Phraſe, wenn es heißt, die militäriſchen Verhältniſſe der Alten könnten dem modernen Soldaten nichts mehr lehren. Aus Organiſationen, wie es die römiſche, griechiſche, karthagiſche, perſiſche waren, aus Feldzügen, wie ſie ein Hannibal, Scipio, Cäſar führten, kann *jeder* lernen. Aber freilich, die Vorbedingung iſt, daß man lernen *will*.

Wer aber dieſen Willen hat, dem iſt durch Jähns viel geboten. Wie z. B. in Rom und Griechenland die Wehrverfaſſungen ſich aufbauen, ändern und untergehen, wird in innigſte Beziehung geſetzt zu den natürlichen Eigenſchaften der betreffenden Völker, poli-

tiſchen Zuſtänden, geographiſchen Verhältniſſen, dem Einfluß großer Perſönlichkeiten und tiefeinſchneidender Ereigniſſe. Die beiden Themen lauten zwar gleich: „Die Entwicklung des altrömiſchen (altgriechiſchen) Kriegsweſens“*), aber ſie waren doch grundverſchieden. Denn dort begann die Entartung durch zu ſchnelle, in der Stärke der römiſchen Wehrkraft begründete Ausbreitung des Staatsgebietes und der Staatsmacht: hier lag der Keim des Verfalls in dem den Griechen eingeborenen Partikularismus, der die freie und einheitliche Entwicklung ihrer Wehrkraft lähmte. Die Anwendung ſolcher Lehren auf moderne oder den modernen Zeiten naheſtehende Verhältniſſe dürfte die Berechtigung dieſer Studien auch für den heutigen Soldaten als gegeben erweiſen.

Daß neben geſchichtlichen Problemen den Soldaten Jähns die einzelnen militäriſchen Fachwiſſenſchaften lebhaft beſchäftigten, bedarf kaum der Erwähnung. So behandelte er, wohl als erſter, den Vergleich der ſtrategiſchen Einleitungen der Feldzüge von 1757 und 1866 und gab eine geiſtvolle Studie über die militäriſche Bedeutung unſeres Eiſenbahnweſens**), worin vor allem der Hinweis darauf wertvoll und treffend iſt, daß unſer Eiſenbahnnetz, wiewohl an ſich ausgedehnter als das franzöſiſche, doch noch mehr hätte leiſten können, wenn es nicht an der Einheitlichkeit der Anlage im ganzen gemangelt hätte: eine Folge der früheren politiſchen Zerriſſenheit. Ein großartiges Schlachtengemälde entwickelt ferner Jähns in ſeiner „Schlacht von Königgrätz“, bei deren Bearbeitung er ſich einem Quellenſtudium von geradezu phänomenalem Umfang unterzog. Daß ein ſolches Werk, beſonders von ſeiten des Gegners nicht überall rückhaltloſe Anerkennung finden würde, war zu erwarten: ich glaube, daß nur eine Bemerkung der nicht uneingeſchränkten Anerkennung über dieſes Buch berechtigt iſt: daß nämlich Jähns mehr ſeine eigene Kritik hätte ſprechen laſſen ſollen. Denn dieſe gibt kriegsgeſchichtlichen Abhandlungen erſt die rechte Originalität.

*) Grenzboten 1878.

**) Berliner Börſen-Zeitung 1881.

Charakteristisch ist es ferner, daß Jähns, den Soldaten, Dichter und Künstler, fortifikatorische Probleme ebenfalls in hohem Grade fesselten, wie seine Studien über Vauban, Macchiavelli, Hans Schermer dartun. Zur Weckung dieses Interesses mag eine äußere Einwirkung durch die Schleifung der Werke von Jülich, welche der junge Leutnant mit erlebte, tätig gewesen sein: aber auch ohne diese Einwirkung ist solche Neigung psychologisch sehr erklärlich: die Tragik des Kampfes regt eben in jeder Form den Dichter an, sie umgibt auch die scheinbar so trockenen Formeln der Befestigungskunst: und deren mannigfaltige Probleme fesseln den Sinn des Künstlers, wie wir ja auch in dem Dichter und Künstler Friedrich den großen Kriegsbaumeister finden. Und so hat sich auch Jähns dem Freundschaftsdienst unterzogen, das prächtige nachgelassene Werk Cohausens: „Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters," ein von unglaublich ausgedehnter Arbeit und fabelhaftem Fleiß zeugendes Buch herauszugeben.

Bei den folgenden drei Gruppen Jähnsscher Schriften tritt der Militärschriftsteller hinter dem Kulturhistoriker zurück. Doch ist ihre Besprechung auch an dieser Stelle unentbehrlich. Zahlreiche Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften und in erster Linie das schöpferische Werk: „Entwickelungsgeschichte der alten Trutzwaffen" bezeichnen die erste, das Waffenwesen behandelnde Gruppe. Sie sind in erster Linie für den Waffenhistoriker berechnet, zu denen ja auch der Offizier gehört. Freilich wird man zugestehen müssen, daß wenige der mit Berufsgeschäften überhäuften Offiziere genügend Zeit finden werden, um allen diesen Studien, die u. a. auch vielfach auf sprachlichen Forschungen aufgebaut sind, die ihnen zustehende Zeit zu widmen. Wer aber diese Studien beginnt, der greife zuerst zu den Jähnsschen Arbeiten: denn kein anderer Waffenkundiger hat so wie er für den Offizier geschrieben, in keinem anderen Werke finden wir eine so breite Grundlage, vielmehr meist eine einseitig kunstgeschichtliche Basis, auf welcher besonders der Anfänger viel

schwerer wird mit- und weiterbauen können, als auf den Jähnsschen Studien.

Innig berührt sich mit der Waffenkunde das von unglaublicher Arbeitskraft und glänzendster Belesenheit zeugende „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance", dessen Fortführung bis auf unsere Zeit uns leider nicht beschert wurde. Aus dem Vorwort desselben sind nun schon in der biographischen Skizze (S. 55 f.) einige sehr bezeichnende Sätze angeführt worden, auf die ich hier nochmals hingewiesen haben möchte, da sie sich ganz mit dem decken, was ich vorher über das Studium der Alten dargelegt habe.

Jähns hat übrigens dieses Werk vermittels hervorragender kriegsgeschichtlicher Schilderungen geradezu spannend zu gestalten gewußt, derart, daß der Leser den Inhalt dieser Schilderungen gleichsam als praktische Anwendung der vorher für die betreffende Periode theoretisch beschriebenen Ausrüstung, Bewaffnung, Formation, Aufbringungsweise, Strategie und Taktik mit erlebt: eine Anordnung des Stoffes, die sich meines Wissens in ähnlichen Werken, — die ja sehr wenig zahlreich sind und wohl nur das Altertum behandeln, — nicht wieder findet.

An dritter Stelle nenne ich das phänomenale Werk: „Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland." Die Einteilung des umfangreichen Stoffes ergab sich aus der Einwirkung, welche große kriegerische Ereignisse auf die Entwicklung der Kriegswissenschaften übten, deren Phasen also den Zeiträumen entsprechen, welche die Geschichte mit jenen großen Ereignissen einrahmt. Jähns läßt die Schriftsteller selbst so viel wie möglich zu Worte kommen, setzt ihre Leistungen in Beziehung zur kriegerischen Praxis und zeigt, wie diese fördernd auf das Lebenskräftige, vernichtend auf das Überlebte und Greisenhafte wirkt; er führt vor, wie große Feldherren bestimmend, wenn auch meist mittelbar durch ihre Taten, seltener, wie Friedrich, durch unmittelbare Teilnahme an der literarischen Produktion, auf die Entwicklung der Kriegswissen-

ſchaften wirken. Bei aller Grandioſität dieſes Gemäldes der Geſamtheit des militäriſchen Denkens ſeit mehr als zwei Jahrtauſenden vergißt doch Jähns niemals, daß dieſes Gemälde nur einen Teil der Grundlagen, nicht den Hauptinhalt des „kriegeriſchen“ ausmachen, daß letzteres vielmehr durch die künſtleriſche Begabung und den Charakter des Feldherrn ſeine größte Ausgeſtaltung findet.

Der große Unterſchied zwiſchen der Kriegskunſt und den Kriegswiſſenſchaften beſchäftigt Jähns auch ſonſt in hohem Grade. Die Wiſſenſchaft iſt dem Feldherrn unentbehrlich, wie jedem Künſtler ſeine theoretiſch-wiſſenſchaftliche und, — es ſei der Ausdruck geſtattet, — handwerksmäßige Ausbildung. Zum Künſtler wird er erſt durch die Intuition, durch die Erleuchtung, ein Etwas, was im echten Künſtler da iſt, man weiß nicht woher, warum und wie. Dies künſtleriſche im Feldherrn behandelt Jähns in bisher wohl nicht gekannter geiſtreicher Art. Schon die in den Grenzboten veröffentlichten Vorträge: „Die Kriegskunſt als Kunſt“ und „Über den Stil in der Kriegskunſt“ ſichern Jähns einen der vornehmſten Plätze unter denen, welche der Erforſchung der Beziehungen zwiſchen den verſchiedenen menſchlichen Geiſtestätigkeiten ihre Kräfte widmeten. Die höchſt geiſtreichen Parallelen zwiſchen Taktik und Architektur ſtehen meines Wiſſens bis jetzt allein da und können für ſich allein eine Entdeckung genannt werden; und eine ſolche eröffnet den Ausblick, daß in der Erforſchung jener Beziehungen noch vieles wird geleiſtet werden. Daß hiermit gerade ein Soldat den Anfang machte, der — eine glückliche Fügung — zugleich Künſtler, Hiſtoriker, Pſychologe war, das iſt inſofern natürlich, als der Beruf des Soldaten ſeiner Natur und geſchichtlichen Entwicklung nach von allen Berufen die zahlreichſten Berührungspunkte mit anderen menſchlichen Tätigkeiten aufzuweiſen hat. Für die militärliterariſche Bedeutung von Max Jähns aber liegt hierin eines der hauptſächlichſten Erklärungsmittel.

Man laſſe mich nun endlich noch verweilen bei den zahl-

reichen Besprechungen fremder Werke der verschiedensten Wissensgebiete, welche Max Jähns für eine ganze Reihe von Zeitschriften verfaßt hat. Gute Bücheranzeigen sind ebenso selten als verdienstvoll. Bei der Fülle literarischer Erscheinungen sind sie ja auch unentbehrlich geworden, namentlich für diejenigen, denen die Berufsarbeit kaum Zeit läßt, die wichtigsten Neuerscheinungen der eigenen Disziplin zu studieren, geschweige denn die der anderen. Je besser nun die Besprechung eines Buches sowohl dem Fachmann, wie dem allgemein Gebildeten eine genügende Vorstellung seines Inhaltes gibt, um so wertvoller wird sie in jeder Beziehung sein. Jähns war solch ein trefflicher Referent, aber auch ein hervorragender Rezensent, der, nur nach dem wahren Werte der Leistung urteilend, rein sachlich die Licht- und Schattenseiten literarischer Produktionen darzustellen wußte.

Zahlreich und besonders verdienstvoll sind die Besprechungen der Literatur über 1870/71: in erster Linie das Generalstabswerk, an dem die Ruhe und Sachlichkeit hervorgehoben wird, die auch dort nicht fehlen, wo persönlich unangenehme Verhältnisse und Stimmungen nicht zu verschweigen waren; sodann Werke von Borbstaedt, Blume, v. Schell, Graf Wartensleben, v. Hahnke, Frhr. v. d. Goltz. In vornehm feinem Gefühl betont Jähns, wie gut es war, daß im Gegensatz zu Frankreich, damals keiner von den Männern mit historischen Namen die Geschichte seiner Taten schrieb, sondern daß diese notwendige Arbeit solchen überlassen blieb, die den Verhältnissen nahe standen, ohne sie selbst unter eigener Verantwortung schaffend zu gestalten. Wahrlich, ein Punkt von kaum zu schätzender Tragweite!

Besonders umfangreich sind auch die Besprechungen geographischer Werke. Jähns mochte hierzu insofern ganz besonders intensive Anregung empfangen, als er längere Zeit die Registrande der geographisch-statistischen Abteilung des großen Generalstabes geführt hat. Ist in diesem hervorragenden Nach-

ſchlagewerke an ſich ſchon eine gewaltige Menge geographiſchen Wiſſens, auch in Form von Aufſätzen vereinigt, ſo erhellt aus den Beſprechungen noch mehr, eine wie hohe Bedeutung Jähns der Geographie ſowohl als militäriſcher Hilfswiſſenſchaft wie als ſelbſtändiger Disziplin beimaß. Die naturgemäß heute ſchon veraltete Arbeit über das ruſſiſche Reich in Europa legt hiervon Zeugnis ab. Jähns erweiſt ſich auch hier als Schüler Moltkes, welcher die hohe Bedeutung der Geographie ſtets zu würdigen wußte. Die ſchönſten Beſprechungen aber ſind, wie ſchon angedeutet, die der Moltkeſchen Werke, denn hier führten Liebe und Verehrung die Feder.

Liebe und Verehrung gegen den Mann, deſſen überreiche Lebenstätigkeit ich als Soldat hier kurz zu ſchildern verſuchte, werden Jeden erfüllen, der ſich dem Studium der Jähnsſchen Schriften widmet, uns Soldaten nicht an letzter Stelle. Wir verdanken ihm eine Verherrlichung unſeres Berufes, welche in uns die Überzeugung weckt und kräftigt, daß dieſer Beruf, wenn er auch, wie kaum ein zweiter, alle Kräfte anſpannt, dieſes Kräfteaufwandes auch wert iſt. Seine Vielſeitigkeit, ſeine ſittliche Kraft und Höhe kann aus nichts deutlicher hervorgehen, als aus den Arbeiten eines ſeiner beſten Schriftſteller, aus den Arbeiten von Max Jähns.

Geſchichtliche Aufſätze

von

Max Jähns.

1. Die Kriegskunſt als Kunſt.*)

In der Sprache liegt eine Offenbarung. Selten wandelt der Sprachgebrauch auf Irrwegen. Bedeutungsvoll erſcheint es daher, wenn zu einer Zeit, da das Wort „Kunſt“ mit Bewußtſein und allgemeinſter Geltung vorzugsweiſe auf den Begriff der ſchönen Künſte eingeſchränkt erſcheint und einen vorwiegend äſthetiſchen Inhalt empfangen hat, doch die Wörter „Staatskunſt“ und „Kriegskunſt“ in aller Munde geblieben ſind. Das iſt gewiß nicht zufällig, und ſchwerlich haben diejenigen Recht, welche mit Vorliebe von dem Kriegshandwerk oder von der Kriegswiſſenſchaft reden. Der Graf de la Roche-Aymon, der zu Anfang unſeres Jahrhunderts ein damals berühmtes Buch über die Kriegskunſt ſchrieb,**) meint in der Einleitung desſelben: man höre oft ſagen, „daß der Krieg eine Kunſt nur für die Unwiſſenden, für fähige Köpfe dagegen eine Wiſſenſchaft ſei.“ — Nichts iſt unrichtiger und ſchiefer! Ich behaupte dagegen, daß ſowohl die Kriegswiſſenſchaften, als das Kriegshandwerk den Anforderungen der Kriegführung nie zu genügen vermögen, daß es vielmehr dazu unbedingt der Kriegskunſt bedarf.

Es iſt ja der bezeichnende Unterſchied zwiſchen Künſten und Wiſſenſchaften, daß die letzteren an und für ſich nichts anderes

*) Vortrag, gehalten im Wiſſenſchaftlichen Verein in der Sing-Akademie zu Berlin am 31. Januar 1874, abgedruckt in den „Grenzboten“, Jahrgang 1874.

**) Introduction à l'étude de l'art de guerre. Weimar. 1802—4.

erſtreben, als den Inbegriff gleichartiger, nach großen Hauptgedanken methodiſch geordneter Erkenntniſſe: das **Wiſſen** iſt ihr Inhalt und ihr Zweck. Die **Künſte** dagegen wollen **ſchaffen**; „Kunſt“ ſtammt von „können“; Gedanken ſind der **Inhalt**, die künſtleriſche Tat, das **Kunſtwerk** iſt der Endzweck der Kunſt; ein Künſtler iſt der, welcher eine Idee zur Erſcheinung bringt. — Um das zu vermögen bedarf allerdings der Künſtler auch des Wiſſens. Nur der Mann, in deſſen Seele durch eine hohe und weitreichende Weltbildung Ideen und Ideale reifen, wird Gedanken faſſen, die eines großen Kunſtwerks würdigen Inhalt bilden können; nur **der** Meiſter, der ſein Material und ſein Werkzeug ganz genau kennt, der mit Sicherheit weiß, wie weit die Leiſtungsfähigkeit desſelben geht und was ſich mit ihm erreichen läßt, wird etwas zu ſchaffen vermögen. Ein Künſtler iſt er darum freilich noch keineswegs: er iſt es auch noch nicht, wenn er die Handhabung jener Werkzeuge verſteht: dieſe Fertigkeit macht ihn immer erſt zum Handwerker. Um Künſtler zu ſein, dazu gehört noch das, was Schiller „Intuition“ nennt, d. h. ein entſchiedenes, oft plötzliches Erleuchtetſein von der Idee, ein ebenſo energiſches Erfaſſen derſelben, ein inneres Gegenwärtighaben aller Mittel, deren man zur Ausführung der Idee bedarf, und ein entſchloſſenes, rechtzeitiges Anwenden dieſer Mittel. Was auf ſolche Weiſe entſteht, das wird ein Kunſtwerk, d. h. ein Werk, welches vollem Können entſprungen iſt, und ſchon dieſe Andeutungen zeigen wohl zur Genüge, daß man mit großem Rechte eben ſo wohl von Staatskunſt und Kriegskunſt als von redenden und bildenden Künſten ſpricht. Ja, Staatskunſt und Kriegskunſt erſcheinen vielleicht als die höchſten aller Künſte, weil der Stoff, mit dem ſie zu arbeiten haben, nämlich Völker und Heere, der koſtbarſte und ſprödeſte, weil die Art ihres Schaffens, wegen der entgegenwirkenden feindlichen Kräfte, die bei weitem ſchwierigſte, und weil ihr Ziel das denkbar höchſte iſt: Staatswohlfahrt und Sieg! —

Vergleichen wir einmal die produktive Tätigkeit eines Feld-

herrn mit der eines andern Künſtlers und zwar desjenigen, der unter allen wohl die meiſten ſelbſtändigen und individuellen Kräfte in Bewegung ſetzen und ſie leitend überwinden muß, um ſein Kunſtwerk hervorzubringen: mit der eines Kapellmeiſters, der die eigene Symphonie aufführt. — Dieſer Meiſter hat ſeine Partitur in monatelanger Arbeit ſtill vollendet; die Frucht, welche der Genius gezeugt, iſt reif und ausgetragen — welchem Feldherrn war es je beſchieden, den Entwurf eines Kriegszuges oder gar den einer Schlacht mit ſolcher Ruhe, ſolcher Muße feſtzuſtellen!? — Jede Stimme von der erſten Violine bis zur Keſſelpauke hinab hat der Kapellmeiſter ſorgfältig ausſchreiben laſſen; jede Note ſteht feſt; jedes Tempo, jedes Crescendo iſt vorgezeichnet — jene Direktiven jedoch, die ein General ſeinen Unterführern erteilen kann, vermögen niemals über allgemeine Umriſſe hinauszugehen; kaum das leitende Motiv, das der Hauptaktion zu Grunde liegen ſoll, iſt er imſtande, ihnen anzugeben; wie ſie das Thema behandeln, wie ſie ſich untereinander verſtehen werden, das iſt *ihre* Sache; und über die Gefechtspauſen, über das Tempo des Angriffs, das Crescendo der Verteidigung, darüber kann wohl nur in den ſeltenſten Fällen auch nur eine Vermutung ausgeſprochen werden. — Bevor der Kapellmeiſter ſeine Symphonie öffentlich aufführt, hält er Proben ab. Er will nicht nur überzeugt ſein, daß der Geiger die Geige, der Flötiſt die Flöte zu ſpielen verſtehe, ſondern er will auch Gewißheit haben, daß ein Jeglicher die beſtimmte Kompoſition unfehlbar inne habe, und kommt der Augenblick der Aufführung, da werden die Inſtrumente ſorgfältig geſtimmt, und ein Auge auf das Notenheft, ein Auge auf den Dirigenten gerichtet, ſo ſteht alles dem Winke des Meiſters bereit. — Glücklicher Muſiker! — Keine Probe darf der Feldherr machen; er muß zufrieden ſein, wenn er auf die allgemeine Tüchtigkeit ſeiner Inſtrumente rechnen kann, wenn er gewiß iſt, daß ſein Entwurf ihnen nichts zumutet, was ſie nicht zu leiſten vermöchten. Eins aber iſt wahrſcheinlich: daß er ſeine Inſtru-

mente verſtimmt ins Konzert brnigt, abgeſpannt und müde vom Marſche, erregt und vibrierend in der Gefahr, und gewiß iſt, daß ihm während der Aufführung nicht nur Saiten ſpringen, ſondern daß ihm vom Baß bis zur Trompete, von der ſchweren Batterie bis zur Huſarenſchwadron kaum ein Inſtrument unbeſchädigt bleiben wird.

Sobald der Kapellmeiſter den Taktſtock erhebt, wird es ſtill im Saale; jeder Laut, der von nun an erklingt, iſt der Seele des Meiſters entſtrömt. Alle dieſe Melodien, die einander folgen, einander durchdringen, alle dieſe wechſelnden Rhythmen, ſie vereinigen ſich ungeſtört, um ſeine Gedanken auszuſprechen; auch die wildeſten Diſſonanzen löſen ſich nach vorbedachtem Plan in Harmonie. — Aber in dem Augenblicke, da der Feldherr den Kommandoſtab ſchwingt, brauſt dem Donner ſeiner Kanonen eine furchtbare fremde Muſik entgegen, die der Feind anhebt. Jeder Schritt wird durchkreuzt; nichts iſt gewiß; jeder Augenblick führt neue Begebenheiten herbei, erfordert neuen Entſchluß. In Dunkel gehüllt liegen vor des Feldherrn Auge Entwürfe und Maßregeln ſeiner Gegner. Zu enträtſeln, was der Feind, den allgemeinen Grundſätzen der Kunſt gemäß, tun könne, tun werde, in der Maſſe der Möglichkeiten das Wahrſcheinliche zu wittern, die innere Natur der ſtets wechſelnden Verhältniſſe zu begreifen, die unendliche Fülle von Erſcheinungen und Anforderungen mit gewaltiger Einbildungskraft unter Einen Geſichtspunkt zu ordnen, die verſchlungenſten Kombinationen zu löſen, Raum und Zeit, bewegende und hindernde Kräfte mit ſicherem Takt zu berechnen, der Macht des Zufalls, durch die Kraft des Selbſtvertrauens und der Geiſtesgegenwart zu begegnen, die Gefahr zu überbieten durch den Mut, die mitwirkenden und nicht minder die gegneriſchen Charaktere richtig zu würdigen, ja ſie zu durchſchauen, die eigenen Genoſſen zu begeiſtern, ſie vom Erſten bis zum Letzten in Abhängigkeit, Anhänglichkeit und Hingebung zu halten, den rechten Mann ſtets an den rechten Platz zu ſtellen und ihm dort bei feſter Führung

den entsprechenden Spielraum zu lassen — *das sind die Aufgaben, die der Kriegskünstler erfüllen muß*, wenn er, unüberwunden von der Flut der Ereignisse, seinen Plan, sein Motiv zur Geltung bringen will, wenn ihm selbst die Maßregeln des Feindes nur neue Mittel werden sollen, zur Durchführung seiner Idee, wenn der ungeheuere Strom wilder Dissonanzen, der den Feldzug, der die Schlacht durchrauscht, am Ende in die Harmonie münden und sich so das Kunstwerk vollenden soll: *der Sieg*.

Doch unter welchem Hochdruck der Empfindungen hat der Feldherr diese Riesenaufgabe zu lösen! — Was sind gegen seine Aufregungen alle diejenigen, die irgend einen andern Künstler erschüttern können! — Goethe nennt den Krieg einmal einen „Vortod", der die Menschen gleich mache und selbst die höchste Persönlichkeit mit Gefahr und Pein bedrohe. Das ist richtig. An niemand aber macht der Krieg so ungeheuere, den ganzen Menschen ergreifende Ansprüche als an den Feldherrn. Welcher Anspannung der Willenskraft bedarf er, welcher erhabenen Ruhe der Seele, um die furchtbare Verantwortlichkeit zu tragen, die auf seinen Schultern lastet! Denn nicht nur *sein* Ruhm, *seine* Ehre — nein, die heiligsten Güter des Vaterlandes, das Schicksal von Millionen, Glück und Unglück des Staates hangen ab von seinem Entschluß. Im Drange des leidenschaftlich bewegten Momentes umweht ihn der Hauch der Weltgeschichte mit der Ahnung künftigen Siegesjubels oder schmerzlicher, schmachvoller Trauer, und indes er selbst dem wahllosen Tode ins Auge blickt, durchschauert ihn das Ächzen der Männer, die auf seinen Wink zu sterben haben, und von fernher der Jammer der Hinterbliebenen. — Und dennoch — während alles in ihm und um ihn tobt, soll er sein Haupt in die frische Höhe freudigen und freien Schaffens heben; in Klarheit und Unabhängigkeit soll er den Grundsätzen treu bleiben, mit denen er sich durchdrungen hat; nichts soll er erwägen als sein Ziel und seine Mittel; in stiller Seele soll er

den Offenbarungen lauſchen, die ihm der Genius macht, ſoll ſie feſthalten und die Form finden, den Gedanken ſo großartig, ſo einfach, ſo rein als möglich ins Daſein zu rufen. — Wahrlich, ſolch ein Mann bedarf des vollkommenſten Gleichgewichtes zwiſchen Geiſt und Charakter; er bedarf einer Feuerſeele und eines kalten Kopfes; er kann nur wirken durch die eingeborene geniale Kraft, die ſich mit meiſterhafter Technik paart; er muß, wenn irgend jemand, ein echter, wahrer Künſtler ſein!

Zwar einer der berühmteſten Kriegstheoretiker, der General v. Clauſewitz, bezeichnet den Krieg lediglich als einen Akt des menſchlichen Verkehrs, als einen Konflikt großer Intereſſen, der nur darin von andern Konflikten unterſchieden ſei, daß er ſich blutig löſe. Er vergleicht daher den Krieg vorzugsweiſe dem Handel und verweiſt ihn aus dem Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften in das des geſellſchaftlichen Lebens.*) — Aber haben ſich in eben dieſem Leben nicht auch alle unſere ſchönen Künſte zu betätigen? Haben ſie mit ſeinen Anforderungen und Einflüſſen nicht täglich zu rechnen? Ja ſind ſie nicht gerade dadurch wirkungsvoll und ergreifend, daß auch ſie dem wirklichen Leben entſtammen, daß ſie es widerſpiegeln, es für ihre Zwecke unter einheitliche Geſichtspunkte ordnen, es geſtalten und das ſo gewonnene Kunſtwerk den Mitlebenden entgegenbringen!? Hat je eine Kunſt lebendig gewirkt, die nicht dem vollen Leben ihrer Zeit entſprungen war!? — Und wäre es etwa mit der Kriegskunſt anders? Offenbart nicht auch ihre Entwicklung, bezeugen nicht auch ihre Reſultate ein beſtändiges Zuſammengehen mit den ſozialen Wandlungen, mit dem Wechſel, mit dem Fortſchritt des geſamten Lebens der Menſchheit!?**) Ich glaube, dieſe Frage muß bejaht werden

*) Vom Kriege. Hinterlaſſenes Werk des Generals Carl v. Clauſewitz. I. Teil. 3. Aufl. Berlin 1867.

**) Vergl. Ed. de la Barre-Duparcq: Parallélisme des progrès de la civilisation et de l'art militaire. Paris 1861 und des Verfaſſers Vortrag: Volkstum und Heerweſen. Berlin 1870.

und zwar so ausdrücklich, daß man, nicht minder bestimmt wie etwa von verschiedenen Stilen der Baukunst, so auch von verschiedenen Stilen der Kriegskunst zu reden hat.

Um dies näher zu erläutern, gestatten Sie mir, einige Hauptmomente aus der Geschichte der Kriegskunst und namentlich aus der der Taktik hervorzuheben und darzutun, wie genau dieselben mit den entsprechenden Erscheinungen der schönen Künste korrespondieren.

Von jeher hat es einen eigenen Reiz gehabt, den ersten rohen und kindlichen Lebensäußerungen einer Kunst nachzuforschen und sich deutlich zu machen, in welcher Weise ihre Keime sich ausgestreut und entwickelt haben. Sage und Mythe wandten jener Kinderzeit der Künste mit Vorliebe ihren poetischen Schmuck zu, und nicht minder knüpfen neuerdings Ethnographie und Völkerpsychologie gerade an diesen Punkt so viele ihrer festesten und zuverlässigsten Fäden. Die Kriegskunst steht dabei gegen ihre schönen Schwestern nicht zurück. — Die urtümlichste Art des Männergefechtes, der Faustkampf, wurde von den Alten als eine Erfindung der Himmlischen selbst bewundert und als eins ihrer höchsten Geschenke verehrt. Horaz stellt in einer seiner Oden*) die Gabe des Faustkampfs sogar unmittelbar neben die Gabe der Sprache. Eine vergötterte Heroengestalt, der Kämpfer der Faust Polydeukes, vertrat im Kreise der Olympier die hohe Kunst, und die nemäischen Spiele hielten auf Erden das Andenken aufrecht an jene erste, ehrwürdigste Kampfform. — Welche Rolle der Sport des Boxens noch heut bei den Briten spielt, ist allbekannt. Männer wie Sir Robert Peel und Lord Byron haben es nicht verschmäht, fachmäßig the noble Science of Defence zu üben,**) und in der Tat: der Faustkampf in seiner Vollendung verdient es wohl, gepriesen und gepflegt zu werden, denn er ist im Grunde schon ein Prototyp der ganzen Kriegskunst. Stoß, Gegenstoß und

*) Quintus Horatius Flaccus: Carmina I. 10.

**) Vergl. Pierce Egan: Boxiana, or Scetches of ancient and modern Pugilism. 4 Bd. London. 1824.

Finte — Angriff, Verteidigung und Demonſtration — dieſe Grundmomente der Kriegskunſt ſprechen ſich auch ſchon beim Fauſtkampf deutlich aus. — Aber nach einer andern Richtung verſchließt er ſich dem Fortſchritt: er kennt die Waffe nicht.

Die Waffen hat der Menſch wahrſcheinlich zu allererſt nicht gegen ſeinesgleichen, ſondern gegen die übermächtigen Tiere ergriffen, welche ihm, dem Nackten, Waffenloſen gepanzert und bewehrt mit Stoßzahn und Horn, mit Huf, Tatze und Kralle, mit Schnabel, Rachen und Giftzahn begegneten und ihn dadurch aufforderten, ſich ähnliche Werkzeuge zu bilden, wie die, mit denen er den Feind gerüſtet fand. — Und zuerſt waren es wohl Schutzwaffen, die er nahm: in breiter Baumrinde barg er die Bruſt, dann kleidete er ſich in Tierhaut, und bildete Schilde aus Flechtwerk und Holz. Und nun waffnete er ſich auch zum Trutz. Knorrige Äſte wurden ihm zur Keule, junger Eſchen Stämme zum Speer, ſcharfe Steine zu Meſſer und Dolch, und endlich übte er gar die Kunſt des Fernhintreffens — anfangs durch rohen Wurf mit Stein und Spieß, dann mit der Schleuder und dem Laſſo und endlich mit Bogen und Pfeil.

Die Herſtellung eines ſolchen Schießgewehrs, ſelbſt in ſeiner einfachſten Form, bedingt ein Maß von Vorkenntniſſen, deſſen Erlangung wohl Jahrtauſende erfordert haben mag, und die Erfindung dieſer Schußwaffe, welche uralte Sagen mit dem Namen des Nimrod, jenes großen Jägers vor dem Herrn, in Verbindung bringen, erſcheint als eine Kardinal-Entwicklung in der Geſchichte des Waffenweſens überhaupt;*) — unſere gewaltigſten Feuerſchlünde wie unſere feinſten Repetiergewehre ſind nur verſchiedenartige Ausgeſtaltungen jenes erſten prinzipiellen Fortſchritts.

Inzwiſchen war ſich der Menſch deutlich bewußt geworden, in wie hohem Maße die Waffe den Unterſchied der Kräfte ausgleiche, und je mehr ſeine Macht über das Tierreich wuchs,

*) Carrion Nisas: Essai sur l'histoire générale de l'art militaire. Paris 1824.

um so allgemeiner kehrte er die Waffe nun auch gegen seinesgleichen, und an die Stelle des Faustkampfes trat das Gefecht der Bewaffneten.

Die Beschaffenheit und Güte der Waffen äußerte natürlich einen bedeutenden Einfluß auf die Kampffähigkeit, welche überdies durch Geschicklichkeit und Tüchtigkeit im Waffengebrauche bedingt war. Diese Eigenschaften aber entsprangen wieder aus dem Genius der Völker, aus ihrer Lebensweise und der Beschaffenheit ihres Landes.*) Die meisten asiatischen Völker z. B., wie die Babylonier, Lyder, Perser und Parther, führten ausschließlich oder doch vorwiegend Fernwaffen: Schleuder, Wurfspieß, Bogen, und entbehrten, mit Ausnahme leichter Schilde, gewöhnlich der Schutzwaffen. Erst Cyrus gab den Persern Harnisch, Schwert und Streitaxt, um sie für das Nahgefecht brauchbar zu machen; während die Lieblingswaffe der Griechen von Anfang an der Stoßspeer, die der Römer das Schwert war.**) — Also tritt schon in der Bewaffnung der Völker früh und deutlich ein scharfer Unterschied des Stils hervor.

Hand in Hand mit den Errungenschaften auf dem Gebiete der Bewaffnung gingen aber drei andere große Fortschritte: erstens die Nutzbarmachung der besiegten Tiere für den Kampf, zweitens der Beginn der Befestigungs- und Belagerungskunst und endlich die Vereinigung der Gesippen und Gesellen für den Kriegszweck, also die Scharung.

Was die Tiere als Streitmittel anlangt, so steht durchaus in erster Reihe das Roß. Man scheint es früher mehr angespannt als geritten zu haben. Die uralten Sagen von Sesostris, Ninus und Semiramis berichten schon von vielen tausenden von Streitwagen; die jüdischen Geschichten der Bibel sind voll davon, und Homers Iliade hallt wider vom Kampf der Wagen,

*) Vergl. hierüber die höchst interessanten Auseinandersetzungen von Oskar Peschel: „Über den Einfluß der Ortsbeschaffenheit auf einige Arten der Bewaffnung." (Das Ausland 1870, Nr. 19) und „Völkerkunde" Leipzig 1874.

**) Vergl. (v. Cyriacy), Das Kriegswesen des Altertums. Berlin 1828.

zu einer Zeit, da von Reitergefechten noch nirgends die Rede ist.*) Dennoch ist die Reiterei asiatischen Ursprungs wie der Bogen. Altberühmt ist das Roßvolk der Lyder, Scythen und Parther, und das Grauen vor barbarischen Reiterstämmen kann nicht kräftiger ausgedrückt werden, als es die hellenischen Sagen von den Kentauren tun. — Auch in späterer Zeit war die Reiterei der Griechen immer verhältnismäßig schwach, und fast ausschließlich asiatisch blieb die Verwendung der Dromedare und der Elefanten für den Krieg. — Ein starker stilistischer Gegensatz in den Mitteln der Kunst ist also auch hier nicht zu verkennen.

Ganz ähnlich stehen die Dinge auf dem Gebiete der Befestigungs- und Belagerungskunst, welche gewissermaßen eine Kunst in der Kriegskunst ausmacht, etwa so wie die Kupferstecherkunst innerhalb der Malerei. — Die Zeit verbietet es mir, auf die stilistischen Unterschiede im Gebiete der Fortifikation einzugehen, so bezeichnend sie auch sein mögen; denn die größte und eingehendste Aufmerksamkeit verdient das zuletzt genannte, tatsächlich jedoch neben der Bewaffnung in erster Reihe stehende Urelement der Kriegskunst: die Scharung; denn sie ist der Ursprung der Taktik, die Entstehung der kriegerischen Gliederung für Lager, Marsch und Gefecht; und sieht man näher zu, so ergeben sich wieder die Kampfformen des Fußvolks als Hauptgrundlage aller anderen Kunstformen des Krieges. — Auf die Verdeutlichung jener Fußvolksscharungen muß ich also den Nachdruck legen, wenn ich es versuche, Ihnen von der Geschichte des Stils in der Kriegskunst zu sprechen.

Weitverbreitet ist der Instinkt für taktische Scharung. Er gehört keineswegs allein dem Menschen an, sondern auch vielen Tieren ward ihre durch Gefahren erzwungene gesellige Vereinigung der Anlaß zu taktischer Scharung. Wie die Bienen ver-

*) Vergl. Schlieben, Die Pferde des Altertums. Neuwied 1867.

eint ihre kunſtgerechten Zellen bauen, ſo erwehren ſie ſich auch des Eindringlings vereint in dichtem Schwarme. — In kriegsmäßiger Ordnung unternehmen die Wanderameiſen ihre Züge, fallen über jeden Feind her und vernichten ihn, wie groß er immer ſei durch ihre ungeheure Überzahl. — In wohlgeordneten Geſchwadern ſteuern die Wandervögel dahin; ſie fliegen in Marſchformen, welche das Abſtrömen der durchſchnittenen Luft erleichtern und halten ſich eng geſchloſſen, um Richtung und Fühlung nie zu verlieren. Stundenlang oft kreiſen die Wildgänſe, bevor ſie ſich niederlaſſen; ſie rekognoszieren das Feld, und erſt wenn ſie erkannt, daß ihnen nichts Feindliches drohe, fallen ſie nieder. — Die wilden Roſſe ſcharen ſich zum Ringe, um einander gegenſeitig die Flanken zu decken und den herandringenden Wölfen mit dem zermalmenden Schlage der Hufe zu drohen. Auch die Büffel wehren ſich in ähnlichem Ring, die Hörner nach außen, und die Gemſen vereinigen ſich zur Weide, ſtellen ihre pfeifenden Vorpoſten aus, und werden ſie dennoch umzingelt und eingeengt, ſo ſtürzen ſie ſich, dicht geſchloſſen und den ſtärkſten Bock an der Spitze, kühn auf den Feind — falle, was fällt; die meiſten rettet immer der Zuſammenhalt. — Welche Übereinſtimmung und dennoch welche Mannigfaltigkeit! Und auch bei den Menſchen erſcheint der inſtinktive Trieb der Scharung nach Volksanlage und perſönlicher Begabung in ſehr verſchiedenartiger Form, verſchwiſtert ſich mit der Neigung für beſtimmten Waffengebrauch und wird auf dieſe Weiſe die Grundlage der verſchiedenen Stile der Taktik. Wie groß z. B. iſt der Unterſchied zwiſchen jenem unwiderſtehlichen Naturdrange, der in den wilden Überſchwemmungszügen der Hunnen, Mongolen und Tataren hervortritt, und jenem begeiſterten, in allen einzelnen Geſtalten eigenartig abgeſtuften Kampfesdrang der homeriſchen Heroen oder der Recken der germaniſchen Heldenſage! — Die Hunnen und Tataren gleichen den Schwärmen jener Heuſchrecken oder Wanderratten, die, obgleich aus Tauſenden und Abertauſenden einzelner Individuen

bestehend, doch nur ein einziges zu sein scheinen, weil sie, von ein und demselben geheimnisvollen Triebe beherrscht, wie unbewußt über die Länder fahren, sich und anderen zum Verhängnis. Die hellenischen und germanischen Krieger dagegen werden, ähnlich wie die Rosse oder die Gemsen, durch einen bewußteren Willen bewogen, zu einander zu stehen, und werden so zu einem Heere verbunden, in welchem die Persönlichkeit niemals untergeht, vielmehr in Wetteifer und Streit, in aufopfernder Hingebung und eifersüchtigem Groll sich nur noch reicher und mannigfaltiger entwickelt und bestätigt.

Solche Nationen zusammenzuhalten und einem einheitlichen Willen zu unterwerfen, die Mannigfaltigkeit der in ihnen hervortretenden personellen Begabungen sachgemäß zu verwerten, dazu gehören Kraft und Geist, und daher erscheinen denn an der Spitze solcher individualisierenden Völker zuerst jene Krieger, welche hinauswachsen über die bloße Vorkämpferschaft und in denen die Feldherrnnatur deutlich zutage tritt. — Da nun bei eben diesen Völkern auch zuerst das wissenschaftliche Leben beginnt, so ergab sich hier am frühesten jene Verbindung von natürlicher Anlage mit erworbenem Wissen, welcher jede Kunst entspringt.*)

Richten wir den Blick zunächst auf die Lieblingsstätte der antiken Kunst, auf Griechenland.

Mit stolzem Selbstgefühl erhob sich der Hellene über den

---

*) „Anfangs war man zweifelhaft, ob körperliche Stärke oder die Kraft des Geistes wichtiger sei für den Krieg. Augenscheinlich jedoch sind beide unerläßlich, weil jede Unternehmung zuvor reiflich zu überlegen ist, der gefaßte Entschluß aber nur unter Entwicklung hoher Tatkraft glücklich ausgeführt werden kann. Eins von beiden: Entwurf oder Ausführung allein, ist unzureichend; es müssen beide einander unterstützen."

„Als Cyrus in Asien, als Athener und Sparter in Griechenland zuerst begannen, Städte zu belagern und fremde Völker zu unterwerfen, kurz, die Eroberung als einen Kriegsbund zu betrachten, da wurden die Gefahren und Schwierigkeiten so mannigfaltig und verwickelt, daß man deutlich erkannte und eingestand, wie nichts wichtiger sei im Kriege, als des Menschen geistige Kraft" (Sallustius: De conjuratione Catilinae.)

Barbaren, wie in den Künſten des Friedens, ſo auch in der des Krieges. — Und was erſcheint ihm als das Merkzeichen ſeiner höheren Kultur im Kriege? Worin findet er den ſtiliſtiſchen Unterſchied zwiſchen ſeiner Haltung im Kampf und der des Barbaren? In der Ordnung und Stille, im Gehorſam und in der Geſchloſſenheit. — Sehr ſchön ſchildert dieſen Gegenſatz Homer:

„Aber nachdem ſich geordnet ein jegliches Volk mit den Führern,
Zogen die Troer in Lärm und Geſchrei her gleich wie die Vögel:
Sowie Geſchrei hertönt von Kranichen unter dem Himmel,
Welche, nachdem ſie dem Winter entflohn und unendlichem Regen
Laut mit Geſchrei fortziehn an Okeanos ſtrömende Fluten . . .
— Sie dort wandelten ſtill die mutbeſeelten Achaier,
All' im Herzen gefaßt, zu verteidigen einer den andern*) . . .
Alſo zogen gedrängt die Danaer Haufen an Haufen
Raſtlos her in die Schlacht. Es gebot den Seinigen jeder
Völkerfürſt; ſtill gingen die Andern, jegliche Heerſchar
Ehrfurchtsvoll verſtummend den Königen. Keiner gedächt' auch
Solch ein großes Gefolg' hab einigen Laut in dem Buſen.**)

Mit dieſem ſtiliſtiſchen Unterſchiede geht ein anderer Hand in Hand, der der Kampfart. Der Maſſeninſtinkt barbariſcher Völker führt ſie nicht zur geſchloſſenen Form, ſondern zum durcheinanderwirbelnden Schwarm. Nur das Beieinander, nicht das Miteinander kommt ihnen zunächſt zum Bewußtſein. Es iſt das die älteſte, aber auch die niedrigſte Art kriegeriſcher Scharung. — Solch loſes Schwarmgefecht mit Pfeil und Bogen war dem Morgenländer naturgemäß. Schnell anprallend und nicht minder ſchnell weichend, ſo erweiſen ſich auch in der Iliade diejenigen Helden der Troer, welche, wie Paris, den echt aſiatiſchen Typus tragen. Es iſt der Genius des alten Nomadentums, der aus der orientaliſchen Kampfart ſpricht. — Wie anders erſcheint das Weſen der Hellenen!

---

*) Iliade, III. 1—9.
**) Iliade, IV. 427—431.

Ihre Auffassung prägt sich deutlich in jenem Worte aus, welches der Feldherr Xenophon dem Sokrates in den Mund gelegt hat: „Die Ordnung ist das höchste im Heer; denn man vermag dies ohne sie ebensowenig zu gebrauchen, wie man in einem wild durcheinander geworfenen Haufen von Steinen, Holz und Ziegeln wohnen kann.“*) — In der Tat, wer sich jemals den Charakter der griechischen Architektur deutlich gemacht, der hat auch ein Bild der griechischen Taktik; denn wunderbar entspricht die rechtwinklige Strenge des dorischen Stils der Anordnung der hellenischen Phalanx. Die großen einfachen Formen, das feste Gefüge, die klare übersichtliche Symmetrie sind beiden gemein. — Wenn das längliche Rechteck der schwergewaffneten Hopliten, dicht geschlossen, dröhnenden Tritts zum Angriff schritt, die Speere gefällt und die des ersten Gliedes vor der Front gekreuzt — war es nicht, als wandle ein dorisches Tempelhaus daher, eins jener festgefugten Marmorrechtecke, deren Säulen ja auch einzeln in stolzer Kraft emporstreben wie jene hellumschienten Hopliten, doch auch wie diese innig verbunden sind durch das Gesetz der Gleichheit, und wie diese nur den Einen Zweck aussprechen, dem Ganzen zu dienen, und die mächtige Einheit darzutun. Griechische Dichter selbst empfanden die Ähnlichkeit der Phalanx mit ihren festgefugten Bauwerken. Homer, der seine Bilder sonst fast ausschließlich der Natur entnimmt, schildert doch das von des Achilleus Rede begeisterte Myrmidonenheer eben durch jenen Vergleich**):

Enger noch schlossen die Reihen, nachdem sie vernommen den König.
Wie wenn die Mauer ein Mann fest fügt aus gedrängeten Steinen
Einem erhabenen Hause, der Macht der Stürme zu wehren:
Also fügten sich Helm und genabelte Schild' aneinander,
Tartsch' an Tartsche gelehnt, an Helm Helm, Krieger an Krieger,
Und die umflatterten Helme der Nickenden rührten geengt sich
Mit hellschimmernden Zacken: so dicht war beisammen die Heerschar.

*) Apomnemoneumata. (Memorabilia Socratis.)
**) Ilias, XVI. 212—218.

Nicht zufällig also ist es, wenn ich die Kriegskunst vor allem der Baukunst vergleiche. Der Kriegskunst gleich hängt auch die Architektur auf das Genaueste mit dem Leben des Staates zusammen und dient wie jene dem öffentlichen Nutzen; in der Fortifikation berühren sich beide Künste unmittelbar, und gerade im Wesen der Baukunst prägen sich die stilistischen Merkmale der Zeiten am deutlichsten und am dauerhaftesten aus.

Darum dürfen wir uns jenes Vergleiches mit der Architektur auch da erinnern, wo es gilt, sich den Unterschied klar zu machen, der zwischen dem Stile der griechischen Taktik und der der Römer besteht. — Die römische Kunst trägt einen universalen Charakter. — Die Formation der Legion mit ihren drei hintereinanderstehenden Treffen, deren jedes wieder in sich gegliedert ist in zehn durch Intervalle getrennte Manipel — diese Formation gewährt an und für sich schon die Möglichkeit ganz anders gearteter und viel reicherer Evolutionen als das eine tiefe Treffen der Phalanx. — Und damit ist die Vielseitigkeit der Legion noch nicht einmal erschöpft. In die drei Treffen ist die Mannschaft vielmehr nach Dienstalter und Kriegstüchtigkeit eingeteilt und verschiedenartig bewaffnet, so daß ein Ineinandergreifen verschiedener Elemente und eine Steigerung statthat. Auf diese Weise ergab sich eine ganz neue taktische Grundgestalt, die so sehr dem römischen Wesen entsprach, daß noch Vegetius meinte, die Legion scheine von einem Gott erfunden zu sein. — Die Phalanx entbehrt der organischen Gliederung; sie ist ein einaktiges Schauspiel, ganz wie der schöne griechische Tempel*); die Legion bietet dagegen drei Akte in dramatischer Steigerung dar, ja wenn wir die jugendlichen Kampfgenossen in Anschlag bringen, welche leichtbewaffnet als Veliten vor ihr herschwärmten, so fehlt auch das Vorspiel nicht. Vor allem jedoch unterscheidet die Legion sich von der Phalanx dadurch, daß der Zusammenhalt ihrer einzelnen Teile durch

*) Vergl. Lemcke: Ästhetik. Leipzig, 1865.

ein höheres statisches Gesetz bedingt wird als durch das einfache Nebeneinandertreten und Miteinanderaushalten, wie es im Bau der Phalanx und dem des griechischen Steinbalken-Hauses herrscht.

Und zwar äußert sich jenes höhere Gesetz in der selbständigen Gestaltung aller einzelnen Teile bei ihrer durchgängigen Beziehung auf ein und denselben Schwer- und Mittelpunkt; und durch diese konstruktionelle Neuerfindung, durch dies Ineinandergreifen der taktischen Teile stellt sich die Anordnung der Legion unmittelbar in Parallele zu der wichtigsten und fruchtbarsten Erfindung, welche die Baukunst den Römern verdankt: nämlich zum Gewölbebau! Wie dieser für die Architektur, so wird die Legion für die Kriegskunst ein neues unentbehrliches Grundelement. Gewölbebau und Legionsstellung bieten eine den Griechen unbekannte Mannigfaltigkeit, gewähren eine unberechenbare Fülle neuer Motive und gestatten die Entfaltung einer überaus großartigen Raum- und Massenentwicklung, wie sie weder Phalanx noch Steinbalken-Bau ermöglichten, wie sie jedoch für die weltgeschichtlichen Aufgaben des Römertums unerläßlich war. — Mit Phalanx und Legion hatte sich die Kriegskunst ihre großen für immer gültigen klassischen Grundformen geschlossener Kampfart ein für allemal geschaffen, geradeso wie die Baukunst im Architravbau und im Gewölbebau.

Wenn man die Werke der sinkenden Kunst des Altertums betrachtet, so fällt es auf, wie der Mangel an Ideen, an Klarheit der Anordnung, an Haltung und Kraft, ersetzt werden soll durch Überladung, durch Schnörkel und Schwall — kurz durch Barbarismen. — Ganz dasselbe Schauspiel gewähren auch Heerwesen und Taktik jener Zeit. Prokop von Cäsarea z. B., der in seinen pomphaften Kriegsberichten zeigt*), wie groß er in der Kunst war, aus Nichts Etwas zu machen, der legt doch zugleich die ganze innere Faulheit des byzantinischen Kriegs-

*) Geschichte des vandalischen, persischen und gothischen Krieges. (Vergl. die Gesamtausgabe von Dindorf. Bonn 1833—38.)

weſens dar und lehrt, daß das Aſiatentum in den Heeren des ſinkenden Oſt-Roms herrſcht. Dies orientaliſche Weſen aber erſcheint in den alten uns wohlbekannten Formen: im Leben als banales Zeremoniel und geiſtloſer Luxus, in den ſchönen Künſten als launenhafte Pracht, in der Kriegskunſt als unverhältnismäßige Vermehrung der Reiterei, als Überhandnehmen der Fernwaffen an Stelle der blanken Waffen und als vordringliches Auftreten der Kriegsmaſchinen, der Katapulten und Balliſten und des griechiſchen Feuers, um durch dieſe artilleriſtiſchen Surrogate Tapferkeit und echte Kunſt zu erſetzen.

Ganz anders geartet als dies überreife morgenländiſche Barbarentum iſt jene geſunde Friſche und Roheit, die infolge der Völkerwanderung das lateiniſche Abendland durchſetzte. Die Kriegsverfaſſung, welche ſich unter dem Einfluß der germaniſchen Eroberer herausbildete, das Vaſallenheer, das Feudalſyſtem, iſt eine der wunderbarſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte ſchon dadurch, daß ſie die faſt alleinige Grundlage der Staatsverfaſſung war, und wer ſich der ſtiliſtiſchen Eigentümlichkeit dieſer volks- und kriegshiſtoriſchen Geſtaltung mit einem Blicke deutlich bewußt werden will, der faſſe das höchſte Ergebnis der ſchönen Kunſt des Mittelalters ins Auge: den gotiſchen Dom. — Wie dieſer ſtatt der Mauer, die doch bisher als unerläßliche Grundbedingung jedes Baues galt, vereinzelte Pfeilerbündel anordnet, wie er die alte feſte Balken- oder Gewölbedecke auflöſt in ein Netz von Rippen und Gurten, die gleich den Pfeilern nur durch leichte Füllung miteinander verbunden ſind, geradeſo verneint auch der mittelalterliche Feudalismus die uralte Einheitsgeſtalt des Staats- und Heeresbaues und zerlegt ihn in eine Unzahl freier ſelbſtändiger Einzelglieder. Und wie die Gotik den Horizontalismus, das alte Urprinzip der Architektur, verleugnet und durch den Vertikalismus zu erſetzen ſtrebt*), ſo entwickelt ſich auch der Bau des Feudalismus von der breiten

*) Vergl. Lübke: Geſchichte der Architektur. Lpzg. 1870.

Basis der letzten Hintersassen und Hörigen aus mit nie dagewesener Konsequenz nach oben, um endlich in der Königskrone zu gipfeln. Aber die mathematische Folgerichtigkeit der Konstruktion geht in der gotischen Kunst wie im Feudalstaat und im Vasallenheere mit phantastischer Willkür in den Einzelheiten auf das Sonderbarste Hand in Hand. Jede dieser schlanken Fialen, die zu Hunderten die Strebepfeiler schmücken, ist eine Individualität für sich und zugleich nach genau demselben Gesetze konstruiert wie der gewaltige Turm. So steht der Bannerherr, der Graf auf schmalerer Basis, als der Herzog, als der König; aber er ist doch nach seinem Bilde geformt, und die Fiale trägt ihre Krone ebensowohl wie der Turm. Jeder dieser kauzenden Heiligen, jeder dieser ungefügen Wasserspeier ist eine Selbständigkeit; allerdings ordnet er sich, ebenso wie etwa der Abt oder der Reichsritter, dem Ganzen ein; aber er entwickelt dabei im höchsten Maße seine Eigenart, ja seine Laune, die gelegentlich in argem Widerspruche steht mit den Tendenzen des Gesamtbaues, sei dieser nun das heilige Münster oder sei er das heilige Reich. Diese Selbständigkeiten machen es möglich, Vieles fortzulassen, ohne doch den ganzen Bau zu zerstören; sie machen es auch annehmbar, sich allenfalls mit dem Unfertigen zu begnügen — wie wenige gotische Dome sind vollendet worden?! Und ist das römische Kaisertum deutscher Nation jemals der schwindelhohe Wunderbau geworden, als welcher er seinen großen kaiserlichen Bauherren vorgeschwebt hat!?

Ich bin bei diesem Vergleiche mehr als bisher auf die Kriegsverfassung eingegangen und zwar absichtlich. Denn wenn schon zu allen Zeiten die Heeresverfassung als wichtigste Grundlage der Kriegskunst erscheint, so gilt das doch im höchsten Grade von der Periode der Feudalität. Ganz derselbe Stil, in welchem das Heerwesen gehalten ist, spricht sich in Kriegsführung und Taktik aus, und auch auf diesem Gebiete scheitern die großartigsten Pläne an dem Partikularismus der Teile, an ihrem Ausbleiben oder an ihrem Eigensinn. Die Ausbildung des

einzelnen ritterlichen Kriegers war innerhalb des herrschenden Systems oft eine höchst vollendete; aber Strategie sowohl wie Taktik wurden in ihrer Entwicklung aufs äußerste beeinträchtigt durch die vielen sachlichen und zeitlichen Beschränkungen der Kriegspflicht und durch den Ehrgeiz des Adels, der sogar angesichts des Feindes um den Vorrang im Streite haderte. Nur zu oft verwechselte der Ritter den Drang, seine eigene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, mit der Hingabe an den allgemeinen Kriegszweck. Nur zu oft sah er in einer Schlacht nichts anderes als ein Turnier, einen Buhurt im großen. Erschienen ihm doch die Massen der zu Fuße fechtenden Gemeinen nur als armselige Füllung zwischen den stolzen Pfeilern der geharnischten Reitergeschwader, in denen seiner Ansicht nach der Bau der Schlachtordnung dem Wesen nach allein bestand. Ritten die Edlen doch ohne Zaudern und ohne Gewissensbiß rücksichtslos das eigene Fußvolk über den Haufen, wenn es dem adligen Wettstreit irgendwie im Wege schien, und verdarben so in verhängnisvollem Ungestüm oft die wichtigsten Schlachten, wie z. B. die von Crecy und Maupertuis. — Wer die bedeutenden kriegerischen Unternehmungen des Mittelalters, u. a. die Kreuzzüge, studiert, der wird unwillkürlich erinnert an jene Neigung unserer Altväter: lieber zwei große Domtürme anzufangen, als einen einzigen zu vollenden.

Die gotische Architektur wie das ritterliche Feudalsystem haben in der letzten Hälfte des Mittelalters eine Universalherrschaft geübt wie kein Baustil und kein Kriegsstil jemals vorher. Beide verbreiteten sich mit unwiderstehlicher Gewalt und wunderbarer Schnelligkeit über alle Länder der Christenheit, um nach kurzer Blütezeit allgemeiner Entartung anheimzufallen — ein Schicksal, das sich besonders durch jenen Gegensatz erklärt, zwischen der strengen Gesetzmäßigkeit des inneren Systems und dem Sonderleben willkürlicher Einzelgebilde auf der Oberfläche*).

*) Vergl. Lübke a. a. O.

Die realen Mächte reagieren gegen die idealen Ansprüche der Gotik wie gegen die der Vasallenkriegsverfassung. Eine tiefe Gärung hat sich der Geister bemächtigt; ein gewaltiger Drang nach Wissen und Erkenntnis erfüllt sie. Die Einnahme von Konstantinopel durch die Türken, infolge deren eine große Anzahl griechischer Flüchtlinge die Kunde antik-helleniſcher Literatur zunächst in Italien mehr und mehr ausbreitet, kommt diesem Drange zu statten. Ein gelehrtes Studium von einer Tiefe und einem Umfange, wie keine Zeit vorher sie gekannt hatte, bahnt einem neuen wissenschaftlichen Leben den Weg.*) Schon anfangs des 15. Jahrhunderts griffen die italieniſchen Künstler, die den gotischen Stil immer nur äußerlich aufgenommen, mit Bewußtsein zu den antiken Formen zurück, und ganz dasselbe geschah von den italieniſchen Kriegsmännern jener Zeit. In beiden Fällen wollte man eine Wiedergeburt der Kunst herbeiführen. Diese Renaissance ging von einem sorgfältigen Studium der antiken Überreste aus, um in ihnen die Grundlage für die Entwicklung eines neuen künstlerischen Lebens zu gewinnen. Und dabei hatten Baukunst und Kriegskunst wieder ein und dasselbe Schicksal. — Denn wie jene vorbildlichen Formen an den antik-römischen Gebäuden bereits abgeleitete waren, die sich nicht ohne Trübung ihres ursprünglichen Wesens anderen Zwecken anbequemt hatten, und wie also die Baukunst der Renaissance aus zweiter Hand schöpfte, ebenso erging es auch der Kriegskunst. Ihre vornehmste Quelle ist der trübe Vegez, der erst um 375 n. Chr. schrieb**) und der sich zu dem um ein halbes Jahrtausend früher lebenden hellen Polybios als Kriegsschriftsteller nicht anders verhält wie die rokokoartigen Verzerrungen des 4. Jahrhunderts zu den edlen Bauten des augusteischen Zeitalters.

Aus dem gleichen Grunde, aus welchem das italische Land

*) Vgl. Voigt: Die Wiederbelebung des klassischen Altertums. Berlin 1859.

**) Vegetius Renatus: Epitome institutionum rei militaris. — Fünf Bücher. Beste Ausgabe: Scriver. 2 Bde. Antwerpen 1607. — Deutsche Übersetzung: Meinecke. Halle 1800.

der günſtigſte Boden für die Aufnahme der antiken Tradition in den ſchönen Künſten war, iſt es auch zur Wiege der modernen Kriegskunſt geworden. War dort die Gotik niemals ſo heimiſch wie in Deutſchland, Frankreich und Spanien, ſo galt ganz dasſelbe in bezug auf das Vaſallenheer. Hier bei den Italienern herrſchte am früheſten das dem Feudalſyſtem ſo feindliche Söldnerweſen vor, das ganz andere Lebensbedingungen hat als jenes; und wie bei dem mit der Renaiſſance verbundenen Hange nach Durchbildung der freien Individualität die Geſchichte der ſchönen Künſte ſich damals umzuwandeln begann in eine Geſchichte der einzelnen Meiſter, ſo bildet ſich auch unter jenen Söldnerführern die Perſönlichkeit, das Talent, die Meiſterſchaft zur höchſten Blüte aus. Die Armeen der Kondottieren ſind die erſten der neueren Geſchichte, in denen der perſönliche Kredit des Anführers als Kriegskünſtler ohne weitere Nebengedanken zur bewegenden Kraft wird. Glänzend zeigt ſich das im Leben des Francesco Sforza. Kam es doch vor, daß bei ſeinem Anblick Feinde die Waffen niederlegten und ihn mit entblößtem Haupte ehrerbietig grüßten, weil ihn jeder als den gemeinſamen Vater der Kriegerſchaft anerkannte. — In Italien zuerſt entwickelt ſich eine Wiſſenſchaft des geſamten im Zuſammenhange behandelten Kriegsweſens; hier zuerſt begegnet man einer neutralen Freude an der Kriegskunſt, d. h. an der korrekten Kriegführung als ſolcher, wie das zu der rein ſachlichen Handlungsweiſe und dem häufigen Parteiwechſel der Kondottieren ja auch trefflich paßte.

In ganz gleicher Weiſe wie unter den Baumeiſtern, den Bildhauern, den Malern, bildeten ſich auch unter den Kriegskünſtlern förmliche Schulen, von denen ſich namentlich die des Alberico Barbiano hervortat. Ein Zeitgenoſſe verſichert, daß aus Barbianos Schule wie aus dem trojaniſchen Pferde unzählige Feldherren hervorgegangen ſeien. Militäriſche Kennerſchaft und Liebhaberei fingen an zu einer vornehmen Modeſache zu werden; Fürſten wie Federigo von Urbino und Alfonſo von Ferrara eigneten ſich eine wirkliche Kennerſchaft des Kriegsweſens

an, und der größte „Dilettant", d. h. der ausgezeichnetste wissenschaftliche Liebhaber, der wohl je im Kriegsfach aufgetreten ist, Nicolo Macchiavelli, schrieb damals seine „arte della guerra".*)

Aber neben so vielem Lichte fehlt es auch keineswegs an Schatten; und der schlimmste derselben ist das militärische Virtuosentum. Er fällt in reichstem Maße auf die Kondottieren. Denn der Zweck dieser Männer war keineswegs derselbe wie derjenige ihrer Soldherren, in deren Dienste sie fochten. Für diese wäre natürlich ein reiner Sieg das Wünschenswerteste gewesen, also das echte, wahre Kunstwerk; Zweck der Kondottieren aber war der Scheinsieg, der den Krieg nicht endete; sie führten den Krieg nicht um des Sieges, sondern um des Krieges willen. Die Schlacht war für sie ein Virtuosenkunststück, bei dem es darauf ankam, durch geschickte Schachzüge den Gegner dahin zu bringen, daß er genötigt war, sich unter ungünstigen Umständen zum Treffen zu stellen. Hatte man ihn dahin gebracht, so erfolgte ein Scheingefecht, bei dem, einem stillschweigenden Übereinkommen, einem Zunftgesetze zufolge, womöglich gar kein Blut vergossen, wohl aber Gefangene gemacht wurden und zwar solche, die imstande waren, ein gutes Lösegeld zu zahlen. — Genau so wie z. B. gewisse musikalische Virtuosen nicht deshalb eine Komposition spielen, um eben diese und ihren geistigen Gehalt zu vollendetem Ausdruck zu bringen, vielmehr deshalb, um an jenem Musikstück ihre persönliche Fertigkeit, ihre Virtuosität und Volubilität zur staunenerregenden Geltung zu bringen und nebenbei ihren Beutel zu füllen — ebenso führten jene Kondottieren Krieg nicht, um den vorgesteckten Zweck einfach zu erreichen und den Sieg zu erringen, sondern um bei der Gelegenheit ihre Kapriolen zu machen, ihre Virtuosität und Manövrierkunst zu zeigen und nebenbei ihren Beutel zu füllen. Ich will nur an jene Tiberschlacht von Anghiary (1440) erinnern, in welcher die Mailänder nach vierstündigem, wechsel-

*) Jacob Burckhardt: Die Kultur der Renaissance in Italien. Leipzig 1869. (Der Krieg als Kunstwerk.)

vollem Kampfe geſchlagen wurden und mit Verluſt einer überaus großen Zahl edler Gefangener das Schlachtfeld räumten. Dieſen Sieg, von dem ganz Italien begeiſtert war, zu deſſen Verherrlichung Lionardo da Vinci und Michel Angelo wetteifernd weltberühmte Kartons entwarfen — mit welchen Opfern hatten ihn die Florentiner erkauft? — Macchiavelli verſichert, daß nur ein einziger Mann, der im Gedränge vom Roſſe fiel und hinterher zertreten wurde, ein Opfer des Todes geweſen ſei. — Das nenne ich militäriſches Virtuoſentum! Es iſt eben alles konventionell, alles Attitude, keine Spur von Hingebung! Ein ſolcher Kondottiere will ebenſowenig wie jener muſikaliſche Virtuos die Sache, ſondern er will ſich; bei dem einen wie bei dem andern iſt es „Viel Lärmen um Nichts", und es iſt gewiß nicht zufällig, daß eben in Italien und zwar zur Zeit der Renaiſſance, da das Künſtler- und Virtuoſentum tiefer in alle Lebensverhältniſſe eingriff als vielleicht jemals ſonſt in der Geſchichte, auch die Kriegskunſt jener Ausartung verfiel.

Die Renaiſſance hatte aus den Trümmern der Antike nur ein formales Moment, nur einen Kanon beſtimmter Gliederungen und Details gewinnen können, während die Geſamtanlage, die Art und Weiſe wie den modernen Anforderungen und Lebensbedingungen in jenen Formen genügt würde, ihre Aufgabe und ihr Verdienſt blieb.

Das gilt von den ſchönen Künſten und von der Kriegskunſt. — Es ſind überdies zwei große Grundſtrömungen der Renaiſſance, welche bis auf den heutigen Tag im Fluſſe des modernen Kunſtlebens erkennbar blieben und welche die Äſthetiker als die römiſche und die griechiſche Renaiſſance bezeichnen. Beide wechſeln einander ab; beide treten mit größerem oder geringerem Verſtändnis der Antike auf, ahmen mit mehr oder weniger Treue römiſche oder helleniſche Formen nach und verſchmelzen ſie mit denjenigen Elementen, welche Tagesbedürfnis und Tagesſtimmung fordern. Auf dem Gebiete der ſchönen Künſte iſt dieſer Entwicklungsgang bekannt. Er führt von der Frührenaiſſance

durch die Hochrenaissance zum Barockstil, von diesem durch das Rokoko und den Zopfstil zu dem mißverstandenen Griechentum des Empire und dem echteren Hellenismus der Kunst Thorwaldsens und Schinkels, bis wir uns endlich heutzutage in einem Eklektizismus wiederfinden, der unter den Formen aller vorangegangenen Zeiten nach Willkür wählt. Vergebens waren bisher die Versuche, einen neuen Stil zu produzieren; denn sie bestanden meist darin, daß man neuen Wein in alte Schläuche füllte. Wer gegenwärtig wirklich einen neuen Stil erwartet, der sieht dem Entstehen desselben nicht mehr aus der anarchischen Vermischung beliebiger alter Stilelemente, sondern aus dem organischen Gebrauche der neuen Materialien entgegen, so namentlich in der Baukunst aus der rationellen Anwendung des Eisens, welche ja alle bisherigen tektonischen Voraussetzungen modifiziert.

Die Entwicklung der taktischen Formen der Kriegskunst in der neueren Geschichte bietet nun ein Bild, welches sich aus ganz denselben Grundmomenten und Gegensätzen gestaltet und zu fast gleichen Resultaten in der Gegenwart führt wie jener historische Gang der schönen Kunst.

Ich habe vorher gesagt, daß der erste Anlaß für die Abwendung von den mittelalterlichen Formen darin lag, daß die realen Mächte gegen den abstrakten Idealismus reagierten, welcher jene Formen geschaffen hatte. Daher ist denn auch das vorherrschende Prinzip, welches sich in den Erscheinungen der Frührenaissance ausspricht, zunächst noch mehr die Natur als die Antike.*) Die Künstler (und die des Krieges nicht minder als die anderen) bringen eine energische Individualität, ein sehr starkes subjektives Gefühl zur Geltung, wie es in dem Maße bei ihren Nachfolgern kaum wieder hervortritt, und an Stelle willkürlicher Prätensionen und phantastischer Wahngebilde sind es die lebendigen Organismen, sind es die Gestalten der wieder entdeckten wirklichen Welt, denen die schöpferischen Geister der

*) Vgl. Jacob von Falke: Geschichte des modernen Geschmackes. Leipzig 1866.

Zeit vor allem begeisterte Hingebung weihen. — Auf dem Gebiete des Kriegswesens erscheint als eine solche Neuoffenbarung der wirklichen Welt, als eine solche zum Durchbruch gelangende reale Macht: das organisch geordnete Fußvolk. Indem dies, unterstützt von den neuerfundenen Feuerwaffen, nach langer Mißachtung und Zerrüttung eine glorreiche Auferstehung feiert, beginnt auch das moderne Leben der Kriegskunst.

Dasjenige Fußvolk, welches zuerst auf der Höhe militärischer Kunstübung stand und auf lange hinaus vorbildlich ward für ganz Europa, das Volk der Schweizer, focht in den Formen der Phalanx. Diese Phalanx war ursprünglich keineswegs Nachahmung des griechischen Vorbildes, sondern lediglich das Resultat der rohen naturalistischen Massierung des mittelalterlichen Spieß-Fußvolks, und als solches faßten sie auch die Kriegsmänner auf, in diesem Sinne benutzten sie dieselbe. Bald aber bemächtigte sich die archäologische Kritik dieser Erscheinung und erkannte in jenen imposanten Gewalthaufen der Eidgenossen, in jenen hellen Haufen der deutschen Landsknechte, in jenen stolzen spanischen Terzios, die so oft den Sieg an ihre Fahnen fesselten, eine Kunstgestalt, die durchaus der griechischen Phalanx entsprach, und nun wurde zwischen den theoretischen Tendenzen der Kriegsgelehrten und der überkommenen Form ein Kompromiß geschlossen, genau so, wie das auch auf dem Gebiete der schönen Künste zwischen den mittelalterlichen Formen und denen der Antike geschah. — Schon beim Aufblühen dieser Frührenaissance der Kriegskunst plädiert übrigens ein prophetischer Geist wie Macchiavelli für die Treffenstellung, für die römische Legion. — Das Vorherrschen der blanken Waffen, der Piken, ließ indessen noch für fast ein Jahrhundert die Phalanx Fundamentalform der Kriegskunst bleiben. — Erst seitdem die Feuerwaffe des Fußvolks durch immer neue Verbesserungen handlicher und wirkungsvoller wurde, trat an die Kriegskünstler die Aufgabe heran, Pikeniere und Schützen zweckmäßiger zu verbinden, als es im phalangitischen Gewalthaufen möglich war, und es ist vornehmlich das Verdienst

der niederländiſchen Feldherren, namentlich Oraniens, erkannt zu haben, wie die bloße Wucht der Maſſe ſich übertreffen laſſe, wenn man die Tiefe der Truppen zu Gunſten ihrer Frontausdehnung, alſo ihrer Feuerwirkung, vermindere, wenn man die taktiſchen Einheiten verkleinere und folglich vermehre, wenn man ſie treffenartig gliedere, mit einem Worte, wenn man ſich der legionaren Ordnung nähere. — Zum europäiſchen Stil aber wurde dies niederländiſche Syſtem erſt durch Guſtav Adolf. Er wird mit Recht der Schöpfer der neuen Taktik genannt; er hat zuerſt das Treffenſyſtem in ſeiner Reinheit, d. h. im Sinne der Römer, wiederhergeſtellt, und erſt die Brigadeſtellung des Schwedenkönigs führt die ſchon von Macchiavelli angeſtrebte römiſche Taktik ins Leben ein. — Das iſt die Hochrenaiſſance der Kriegskunſt.

Hand in Hand mit Vermehrung der taktiſchen Einheiten und mit Einführung der Treffenſtellung ging eine ununterbrochene Steigerung der Manövrier- und Exerzierfähigkeit der Truppen. Nicht umſonſt wird ſchon Moritz von Oranien ein „Erfinder und Aufſucher des Drillens“ genannt; er mußte es ſein; denn die flüſſigere Fechtart, die neuen Evolutionen forderten unbedingt größere Gewandtheit und Genauigkeit der Einzelbewegungen als bisher. — Bald jedoch trat das Exerzitium auch noch in anderer Weiſe in den Vordergrund. Seit die ſtehenden Garden anfingen, einen weſentlichen Teil fürſtlichen Hofglanzes auszumachen, da ſollten ſie ſich auch als etwas an ſich Schönes, anmutig Anzuſchauendes erweiſen, welches ebenſowohl zu gefallen als zu imponieren vermöge. Und wie in der Periode des Barockbauſtiles die willkürliche unorganiſche Anwendung architektoniſcher Glieder, die Übertreibung der Konſtruktionselemente bis zu pomphafter Prahlerei getrieben wird und die Emanzipierung der Dekoration an die Tagesordnung kommt, gerade ſo wird in der Barockperiode der Kriegskunſt das Exerzitium nach und nach vom eigentlichen Gefechtszweck emanzipiert; und obwohl bis zu einer gewiſſen Grenze auch die Ausbildung für die Parade unleugbar

mit der für den Felddienſt zuſammen ging, ſo wurde jene Grenze doch faſt allenthalben überſchritten. Dies Überwuchern der Paradeformen, dies Spielen mit dem konſtruktiven Detail, dauert lange an: man kann ſagen eben ſo lange als der monarchiſche Abſolutismus und das Söldnertum in den Heeren. Aus den Tagen des älteren Puyſégur, der unter Mazarin den höchſten Barockſtil der Taktik ausgebildet hat, pflanzt es ſich fort in jene Rokokoperiode der Kunſt, welche in den Luſtlagern Auguſts des Starken ihre üppigſten Blüten trieb, und endlich in jene ſteife Zopfzeit, die allerdings mit unendlich viel höherem Ernſte auf dem Sande des Potsdamer Luſtgartens nulla dies sine linea vorübergehen ließ. — Die mechaniſche Lineartaktik Friedrich Wilhelms I. und des alten Deſſauers mit dem langſamen Avanciermarſch von 75 Schritten in der Minute, aber auch mit dem Schnellfeuer von 5 Schuß in der Minute, welches die Bataillone als „wandelnde Batterien" erſcheinen ließ*) — das war die formale Erbſchaft, die der große Friedrich antrat; und faſt möchte man zweifeln, daß es dem Genie möglich ſei, ſich in ſolchen eng abgemeſſenen pedantiſchen Formen zu betätigen.

Doch wer durchdrungen iſt vom ewig Wahren,
Dem muß die Form ſich unbewußt vereinen,
Und was dem Stümper mag gefährlich ſcheinen,
Das muß den Meiſter göttlich offenbaren.**)

Aus ſeiner erſten Schlacht lernte Friedrich mehr als Andere aus hundert. Die einfache und doch ſo große Maxime von der überwältigenden Macht der Initiative und des Angriffs ging ihm auf; es durchdrang ihn das Streben, den Stoß auf Einen Punkt zu führen, um dort mit geſammelter Kraft unbedingt zu ſiegen, und damit zugleich kam ihm die Offenbarung, wie das mit dem Kanon der Lineartaktik zu machen ſei: er faßte den Gedanken der ſchiefen Schlachtordnung; er verband mit dem legionaren Treffenſyſtem

*) Frédéric: Histoire de mon temps. I.
**) A. v. Platen: Das Sonett an Goethe.

dieſelbe Idee, welche zuerſt Epaminondas mit der Phalanx ausgeführt. — So beſeelte Friedrich die Formenſprache ſeiner Zeit mit weltgeſchichtlichem Odem, und wahrlich, es iſt nicht zufällig, daß er ſeine königliche Kunſt auch dichteriſch ergriff, daß er der Sänger der Kriegskunſt ward!*)

Wenn man ſich alſo des unſterblichen Ruhmes freut, den Friedrich in jenen ſtarren Formen der Zopfzeit zu erfechten gewußt, ſo wolle man doch nie vergeſſen, daß es eben der Genius war, der ſich frei in ihnen bewegte, nicht aber die Form ſelbſt, durch die das kaum Begreifliche gelang. Und doch, ſeine Zeitgenoſſen vergaßen das bereits! Schon ſie modelten die großartigen Bewegungen, welche der König im Kriege angewandt, wieder in geometriſche Spielereien und evolutionäre Spekulationen um und wähnten, in dieſen das Geheimnis der Kunſt zu beſitzen. So wird denn der Stil der ganzen Periode ſelbſt durch einen Geiſt wie Friedrich nicht geändert. — Es iſt überhaupt nur eine Viertel-Wahrheit, wenn man ſagt: Le style c'est l'homme; der Stil iſt vielmehr, im großen genommen, Geſetz, Geſetz der Zeit, und ihm muß ſich jede Individualität, auch die mächtigſte, unterwerfen. — Von Friedrich aber gilt das Goethe-Wort: „In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter!“**)

„Die Vollendung des techniſchen Machens pflegt länger anzuhalten als der Geiſt, der ſie auf die Höhe getrieben und beſeelt hat —“ dieſe Betrachtung, welche ein moderner Äſthetiker anſtellt***), trifft auch auf dem Gebiete der Kriegskunſt zu. „Durch die Entfernung von der Erfahrung und durch einen unglücklichen Hang zur Spekulation entſtand eine Art militäriſcher Eleatiker, deren Elea nach Friedrichs Tode Wien, deren Xenophanes Lascy wurde . . . und bald war von der Kunſt, wie man ſie aus dem letzten Kriege heimgebracht, wenig mehr übrig geblieben als ein

*) Frédéric: L'Art de la Guerre, Poëme en six Chants. 1749.
**) „Natur und Kunſt.“ Gedichte II.
***) Falke a. a. O.

durch die Einbildung und die Geisteswillkür einiger Hypertaktiker in Form und Zusammenfügung gleich entstelltes Gebilde.*)"

Inzwischen regte sich auf französischem Boden eine Opposition gegen die Lineartaktik. Die Tradition der griechischen Renaissance, der alte Gedanke der Phalanx fand wieder Anhänger und der Chevalier de Folard ward ihr begeisterter Prophet.**) — Für ihn existiert die Linie als Gefechtsform gar nicht mehr; die Feuerwirkung verachtet er; die phalangitische Kolonne und die Stoßtaktik, der Appell an die blanke Waffe sind ihm das Arkanum des Sieges. Dem Chevalier sekundierte in den Hauptsachen der französische Marschall Moritz von Sachsen***), und Menil Durand erfand für diese Richtung das Stichwort: „Ordre français en tactique." †) Damit schien dem sogenannten preußischen Stil ein national-französischer entgegengesetzt zu sein, während im Grunde nur für die alte Rivalität der römischen und der griechischen Renaissance ein neuer Name gefunden war. Übrigens siegten auch in Frankreich vorläufig noch die Anhänger der Lineartaktik, und erst unter ganz besonderen Umständen sollte die Kolonne auf dem Schlachtfelde zur Herrschaft kommen.

Schon zu Anfang meines Vortrags habe ich darauf hingewiesen, daß die ausschließliche Anwendung des Schwarm- und Fern-Gefechts, wie sie uns zuerst bei den Orientalen begegnete, die geringste Potenz von kriegerischer Tüchtigkeit und den niedrigsten Stand der Kriegskunst bezeichnet. Die Wahrheit dieses Satzes bestätigte auch wieder das erste Auftreten allgemeiner Tirailleurgefechte in der Neuzeit, schon dadurch, daß diese wirklich dem Barbarentum, nämlich den Indianerkriegen Nord-

*) Heinrich v. Brandt: Handbuch für den ersten Unterricht in der höheren Kriegskunst. Berlin 1829.

**) Histoire de Polybe, traduit par Vincent Thuillier avec un commentaire par M. de Folard: I. Traité de la Colonne. 1727.

***) Les Rêveries. Paris 1757.

†) Projet d'un ordre français en tactique, ou la phalange coupée et doublée, soutenue par le mélange des armes. 1755.

amerikas entſtammten. Aber indem die Neu-England-Staaten jene Fechtweiſe notgedrungen adoptierten und, unterſtützt von Frankreich, gegen ihr Mutterland zur Anwendung brachten, verbreitete ſie ſich nach Europa und ſtreute hier ihren Samen in den durch die große Revolution umgewühlten Kulturboden Frankreichs. Dieſe Einwirkung im Verein mit der eigenen Unfähigkeit, in den überlieferten Kunſtformen zu fechten, zu deren Aufrechterhaltung es an Zucht und Schule fehlte — das ſind die Momente, unter denen ſich die Taktik der Revolutionsheere herausbildete, eine Taktik, die zunächſt gar keinen Stil repräſentiert, ſondern den einfachen Rückfall in die Barbarei. — Es iſt das Rouſſeauſche Naturprinzip auf die Kriegskunſt angewandt.

Die Erfolge, welche dieſe Fechtweiſe erzielte, ſind von den Bewunderern der franzöſiſchen Revolution weit überſchätzt worden. Sie beruhten zunächſt auf der Überraſchung, auf jener ſeltſam lähmenden Wirkung, welche ſtets das befremdende Neue ausübt, zumal wenn es aus ſo wilden Meduſenaugen ſtarrt. — Schon fingen auch jene Erfolge an, in ihr Gegenteil umzuſchlagen, als es den Führern des franzöſiſchen Heeres gelang, dieſem das Gleichgewicht endlich wiederzugeben und in den chaotiſchen Tirailleurwolken taktiſche Schwerpunkte zu markieren. Ein ſolcher Schwerpunkt war zunächſt nichts anderes als ein roher Gewalthaufe, eine zuſammengeraffte Kolonne, eine unſchöne Phalanx, eine Verdichtung der Maſſe und der Macht, die an den Kern eines Kometenſchweifes mahnt und gerade durch dieſe ihre Entſtehungsart als der echte Repräſentant des Imperatorentums in der Taktik erſcheint. Mit der Entwicklung dieſer Formen zugleich begann die Diktatur Napoleons. — Der gräziſierende Stil des Empire iſt übrigens in der Kriegskunſt ebenſo unrein wie in den ſchönen Künſten. Wenn auch das einzelne Heeresglied phalangitiſch geſtaltet erſcheint, die Geſamtordnung iſt vom römiſchen Geiſte diktiert; das legionare Treffenſyſtem liegt ihr zu Grunde. Was aber dem künſtleriſchen Eklektizismus Bona-

partes seine eigentliche Physiognomie gibt, das ist die Massenwirkung. Massen bereit zu halten, Massen bewegen zu können, Massen auf den entscheidenden Punkt zu führen*), Massen zurückzuhalten, um sie im Momente der Krisis in die Wagschale zu werfen — das ist das Charakteristikum des napoleonischen Kriegsstils.

Die Anwendung desselben Systems gegen Napoleon war es, was ihn stürzte. — Ein halbes Jahrhundert lang bewegte sich nun die Kriegskunst Europas innerhalb eines Eklektizismus, der unter den Formen aller vorangegangenen Zeiten nach Willkür wählte. Während sich indessen die Überreste der Lineartaktik meist nur in den Reglements und Exerzitien erhielten, erkannte man es immer deutlicher als die Stärke der napoleonischen Methode, daß diese das Tirailleurgefecht mit der geschlossenen Masse verband. In solcher Verbindung erblickte man die Vermählung der Geschmeidigkeit mit der Kraft und die Vereinigung der Selbsttätigkeit des einzelnen Mannes mit der Wirksamkeit des festgeleiteten Ganzen.**) — Dazu kam noch ein anderes Moment. — In dem Streben nach Massenwirkung hatte Napoleon große Masseneinheiten geschaffen: Divisionen, Armee-Korps. Wenn diese nun wirklich als Einheiten gebraucht werden sollten, so mußten sie selbständig gemacht, d. h. mit allen Waffen ausgestattet und in sich treffenmäßig gegliedert werden, wie das früher nur das ganze Heer gewesen war. Aus dieser Gliederung entsprang natürlich ein hoher Grad von Selbständigkeit der Unterabteilungen und der Unterführer, und da nun in der Folge, zumal in den Landen der allgemeinen Wehrpflicht und der allgemeinen Schulpflicht jener taktischen Individualisierung von Oben eine persönliche Individualisierung von Unten her, d. h. aus den Kreisen der Subalternoffiziere und der höher gebildeten Mannschaft entgegenkam, so ergab sich eine außerordent-

*) Dieser Punkt ist bei Napoleon meist das Zentrum des Feindes, nicht wie bei Friedrich der eine Flügel.

**) Rüstow: Geschichte der Infanterie. Nordhausen 1864.

lich gesteigerte Beweglichkeit der Teile, die jedoch nicht mehr mechanischer Natur war und nicht mehr ausschließlich auf dem Exerzitium beruhte, vielmehr organisch und geistig begründet erscheint. Ihren stilistischen Ausdruck fand diese Entwicklung in der Schöpfung der preußischen Kompagniekolonnen, welche das legionare Treffensystem, das ehemals nur im ganzen Heere, dann in den Korps, den Divisionen, den Brigaden zur Geltung gekommen war, nun auf das Bataillon übertrug, und welche schon dadurch, daß hier ein kleiner Bruchteil der Legion, nämlich das einzelne Manipel, unter Umständen berufen wird, als Kolonne, d. h. als selbständig fechtende Phalanx aufzutreten, deutlich zeigt, wie vollkommen die beiden alten Hauptstilrichtungen der Taktik in unserer modernen Fechtweise verschmolzen sind.

Preußen hatte durch diese taktische Neugestaltung, sowie durch die erste Einführung der Hinterladerwaffen alle anderen Heere überflügelt. Und doch bewiesen die gewaltigen Kriege unserer Tage, namentlich die Feldzüge in Frankreich, daß die Praxis des Gefechtes noch weiter vorwärts drängt auf der Bahn der Individualisierung und der Beweglichkeit.

Wie in der Gegenwart an die Architektur die Aufgabe herangetreten ist, riesenhafte Bauten zu schaffen, von deren Großräumigkeit sich die Vergangenheit nichts träumen ließ, lichte Decken auszuspannen über Zentralbahnhöfe und Weltausstellungspaläste, so treten analoge Aufgaben auch an die Taktik heran. — Der Maßstab für die Räume eines Schlachtfeldes ist die wirksame Schußweite der Fernwaffen: bei den Alten die Tragweite des Pfeiles oder des Pilums, im Mittelalter die der Armbrust oder der Hakenbüchse, heut die des Hinterladers und der gezogenen Kanone. — Das Wachstum der Heere hält allerdings gleichen Schritt mit der Ausdehnung jenes Maßstabes und würde es vielleicht möglich machen, auch in den hergebrachten Formen den Raum des neuen Schlachtfeldes auszufüllen und den Gefechtszweck zu erreichen; damit aber würde sich die Zahl der Opfer

bis ins Unerträgliche steigern; und eine der vornehmsten Anforderungen an jedes Kunstwerk: daß es nämlich den idealen Gedanken (hier also den Sieg) in möglichster Reinheit und mit dem geringsten Aufwand äußerer Mittel zur Erscheinung bringe, würde unbefriedigt bleiben müssen. — Doch wie es die Baukunst nicht versucht, jene gewaltigen Hallen, die sie dem Verkehrswesen oder der Industrie errichtet, mit Balken zu decken oder mit massiven Bögen zu überwölben, vielmehr ein auf festen Eisenpfeilern ruhendes metallenes Rippenwerk ausspannt und in dessen Zwischenräume die eigentliche Decke fügt, die stets aus leichtem Stoffe, oft nur aus Glas gebildet ist, ebenso pflanzt die heutige Taktik als feste Pfeiler stählerne Batterien in den Schlachtenraum, und statt der Steinbalken der Phalanx, statt des Gewölbes der Legion ist es ein leichtes Rippenwerk von Kompagnie-Kolonnen, das die weitausgebreiteten Schwärme jener ungeheuren Tirailleurmassen trägt, welche das Schlachtfeld bedecken und in denen heutzutage Einleitung, Durchführung, ja zumeist sogar die Entscheidung des Gefechtes liegt.

Damit sind wir denn allerdings wieder da angelangt, von wo unsere Betrachtung der Taktik ausging: beim Schwarmsystem. Aber freilich der Schwarm von heute ist etwas anderes als der der alten Nomadenvölker. Dieser war die roheste Manifestation des Masseninstinktes; jener ist gerade im Gegenteil das Ergebnis individualisierender Bildung, selbständig machender Erziehung. — Und doch — geleugnet kann nicht werden, daß mit diesem Vorherrschen des Schwarmsystems die Kunstformen der Taktik, die durchaus auf der geschlossenen Masse beruhten, ebenso aufgehoben erscheinen, wie die Kunstformen der Architektur im Glas- und Eisen-Bau, der sie ja ebenfalls auf eine alte nomadische Form, auf die des Zeltes zurückgeführt hat — und wie in der Baukunst, so wird jetzt auch in der Taktik eifrig nach einem neuen Stil gesucht.

Innig also stimmt die Entwicklung der Kriegskunst mit der der andern Künste überein, und diese historische Harmonie

ſpricht lauter als jede philoſophiſche Deduktion für das Anrecht des kriegeriſchen Schaffens auf den Namen „Kunſt“. — In welchem Stile aber auch der Kriegskünſtler arbeiten mag, ob er das ihm vorſchwebende Ideal, den Sieg, in den Formen der ſpeerſtarrenden Phalanx, der pilumſchleudernden Legion oder des feuerſpeienden Maſſenſchwarms ins Leben rufen will, immer gebührt ihm, wenn er kein virtuoſer Kondottiere, ſondern ein echter Krieger iſt, mit vollem Recht derſelbe Preis des Dankes, den die Begeiſterung dem Dichter und dem Künſtler reicht: der dem Apollo heilige Lorbeer!

2. Die Trilogie Karls des Kühnen.*)

Bei Grandson verlor er das Gut,
Bei Murten den Mut,
Bei Nancy das Blut.
(Alter Spruch.)

I.

Gleich den großen tragischen Dichtungen des Aischylos, welche in Gruppen zusammenstehen, um in gewaltiger Dreiheit darzustellen, wie eine Folge von Taten den Übermut zur Schuld und zum Untergange führt, oder um ein und denselben Grundgedanken in verschiedenen Begebenheiten zu offenbaren, so stehen in engster Verbindung miteinander die drei Schlachtendramen von Grandson, Murten und Nancy, die in dem kurzen Zeitraum vom März 1476 bis zum Januar 1477 das höchste Glück, das stolzeste Vermessen des kühnen Karl und seinen immer tieferen Fall, sein erschütterndes Ende herbeigeführt. Wenige Ereignisse der wirklichen Geschichte zeigen so sehr wie diese Burgunderkriege in ihrem Gange jenen erhabenen ethischen Rhythmus, den man die „poetische Gerechtigkeit" genannt. Aus diesem Grunde und auch deshalb, weil in den Kämpfen Karls des Kühnen der Genius der Übergangszeit vom Mittelalter zum modernen Weltalter mit ungewöhnlicher Kraft und Klarheit zu Tage tritt, dürfte eine Darstellung jenes Ringens, Siegens und Unterliegens stets von Interesse sein für jeden Freund der Geschichte. — In den nachfolgenden Blättern wird der Hauptnachdruck auf die kriegerischen Mittel und Taten gelegt.

*) Aus den „Grenzboten" 1876.

Vorſpiel.

Im Jahre 1467 war Graf Karl von Charolais ſeinem Vater als Beherrſcher der burgundiſchen Geſamtſtaaten gefolgt. Sie bildeten ein Gebiet von ungewöhnlicher Größe, Mannigfaltigkeit und Wohlhabenheit. Von deutſchen Lehen gehörten dazu die Freigrafſchaft Hochburgund, die Grafſchaften Hennegau und Namur, Holland und Geldern, Weſtfriesland und Rethel, ſowie die Herzogtümer Luxemburg, Limburg und Brabant. An franzöſiſchen Lehen beſaß Herzog Karl erſtens das eigentliche Herzogtum Bourgogne, die Grafſchaften Flandern, Guines, Boulogne, Ponthieu, Amiens und Vermandois, das Gebiet der oberen Somme, die Grafſchaften Bar, Auxerre, Chalons und Macon, Auxonne und Nevers — ein großartiges Gebiet, welches nur den einen Fehler hatte, daß es durch das Herzogtum Lothringen und das Metzer Land in zwei große, an und für ſich wohl arrondierte Länderkomplexe getrennt war. Das natürliche Beſtreben des Herzogs mußte darauf gerichtet ſein, dieſe trennenden Lande zu erwerben; doch mit dieſem Zweck begnügte Karl ſich keineswegs; nicht umſonſt führte er den Beinamen des „Kühnen“ (le téméraire); ſein Ehrgeiz war dahin gerichtet, das ganze alte arelatenſiſche Königreich wieder herzuſtellen und alſo außer Lothringen auch die Provence, die Dauphiné und die Schweiz an ſich zu reißen, um dann ſein Haupt mit der Königskrone von Burgund zu ſchmücken. Es verſteht ſich, daß hierzu außerordentliche Kriegsmittel notwendig waren, und Karl hat es nicht daran fehlen laſſen, die ſeinigen mit allen Kräften zu heben und zu erweitern. Faſſen wir dieſelben zunächſt ins Auge.

Schon Karls Vater, Philipp der Gute, hatte viel für das burgundiſche Heerweſen getan. Was er vorgefunden, war im Grunde genommen derſelbe Zuſtand, der in jener Zeit des Verfalls der feudalen Kriegsverfaſſung faſt ganz Weſteuropa gemeinſam war. Wie überall, ſo hatten auch in Burgund

die Vasallen beinahe ausschließlich die Reiterei des Heeres gebildet, während die Städte und die Gemeinden freier Landleute das Fußvolk stellten. Die niederländischen Stadtmilizen hießen „Porterer", die freien Dienstknechte vom Lande „wohlgeborene Männer". Die Dienstpflicht war freilich allgemein, aber in der Zeit ganz außerordentlich beschränkt und daher die Ausbildung mangelhaft, die Leistung unzuverlässig. Schildert doch der sachkundige Commines den Zustand der burgundischen Lehnsreiterei zur Zeit der Ligue du bien public und namentlich in der Schlacht bei Montléry als ganz und gar unzulänglich. „Unter 12 bis 14 Hundert Reisigen", sagt er, „gab es kaum 50, welche die Lanze gehörig zu handhaben wußten; keine 400 waren vollständig gerüstet, und den zwar stattlichen Rossen mangelte es ganz an bewaffneten Dienern." Angesichts solcher Zustände lag es nahe, das Vorbild der permanenten Truppen Charles VII. nachzuahmen, und für die Aufbringung der dazu nötigen Mittel bot sich eine Handhabe in der Sitte des Loskaufs (Schildtale, scutarium), welche in mehreren Provinzen sowohl für die Vasallen als für die wohlgeborenen Männer und die Porterer bestand.*) Eine Erweiterung dieses Loskaufs stellte dem Herzoge angemessene Geldmittel zur Verfügung.

Im Jahre 1471 geschieht denn auch bereits einer Miliz Erwähnung, deren Mannschaft sich stets marschfertig halten sollte und welche dafür einen kleinen Gehalt bezog. In demselben Jahre macht der Herzog seinen in Abbéville versammelten Ständen die Vorstellung: „wie er in seinem Kriege mit Frankreich, aus Mangel an stehenden Truppen, in den entschiedensten Nachteil, namentlich zum Verlust einiger Grenzplätze, gekommen sei, und wie er sich darum genötigt sehe, die Auflage einer jährlichen Steuer zu verlangen, um damit ein beständig besoldetes Korps von etwa 800 Lanzen in den äußersten Grenzplätzen zu erhalten." Die Stände bewilligten 120 000 Goldlilien (Reichs-

*) van Kampen: Geschichte der Niederlande. Hamburg 1831—1833.

taler) zu dieſem Zweck; und ſchon im folgenden Jahre findet man das Korps auf 1200 Lanzen verſtärkt und in 12 Kompagnien eingeteilt. Die Lanze beſtand aus acht bewaffneten Männern, nämlich dem Reiſigen (homme d'armes), einem bewaffneten Diener (coustilier) und zwei Bogenſchützen (archers) zu Pferde, ſowie zwei Büchſenſchützen (couleuvriniers) und zwei Pikenieren zu Fuß. Reiterei und Fußvolk waren alſo bei dieſer burgundiſchen Ordonnanz in ein und derſelben Lanze verbunden und zu gleichen Teilen vertreten. Später kam zu jeder Lanze noch ein Knappe (page) und ein Armbruſtſchütze (cranequinier), beide beritten, ſo daß nun die Zahl der Reiterei überwog. — Am Ende des Jahres 1472 zählte die Ordonnanz 1200 Lanziere (hommes d'armes), 3000 Bogenſchützen und 600 Armbruſtſchützen zu Roß, 600 Büchſenſchützen (couleuvriniers) und 1000 Bogenſchützen zu Fuß, 2000 Pikeniere und 2400 bewaffnete Diener (Knappen und coustiliers) — im ganzen 10 800 Mann.*)

Was die Bewaffnung und Fechtart betrifft, ſo führte der Gendarme, welcher völlig geharniſcht erſchien, die Lanze, den Stoßdegen (estoc) und einen leichten Hieber (couteau), der am Sattel hing. Die Fechtart dieſer Lanziers beſtand darin, daß ſie in vollem Roßlauf den Feind mit eingelegter Lanze anrannten und, wenn dieſe dann zerſplittert war, im Handgemenge mit den Kurzwehren fochten. — Der Couſtilier war in ſeiner Ausrüſtung von vornherein auf die Melée berechnet. Er trug Panzerhemd mit Halsſchirm, Arm- und Beinſchienen, Blechhandſchuh und Pickelhaube (salade), Wurfſpieß (javelot), Schwert und Dolch. — Mit gleichen Schutzwaffen wie die Couſtiliers ſollten die Büchſen-, Armbruſt- und Bogenſchützen verſehen ſein, doch mit ſolcher Einrichtung, daß die zum Schießen notwendige freie Armbewegung nicht gehindert wurde. Den berittenen

*) Loys Gollut: Les mémoires historiques de la République Sequanoise et des Princes de la Franche-Comté de Bourgogne. Neue Ausgabe von Ch. Duvernois. Arbois 1846.

Bogenſchützen ſollte übrigens das Pferd eigentlich nur als Transportmittel dienen. Sie ſollten zu Fuß fechten und zwar in 2 Gliedern. Tatſächlich war aber unter den Bognern die Sitte eingeriſſen, auch während des Gefechts im Sattel zu bleiben, nicht nur weil dies bequemer, ſondern namentlich deshalb, weil es ritterlicher erſchien. Die Flanken der Schützen wurden womöglich durch Reiterei oder ſchwerbewaffnetes Fußvolk gedeckt, wenn es nicht durch natürliche Hinderniſſe geſchehen konnte. Zum Gefecht im Handgemenge bedienten ſie ſich des Streithammers mit langer Spitze. Die berittenen Armbruſtſchützen pflegten ſtets zu Pferde zu fechten. Ihre großen Armbrüſte hießen „Cranequines“, von der Klammer, mit welcher der Bogen geſpannt wurde. Statt des größeren Köchers oder Beutels (trousse), der zum Bogen gehörte, hatten die Armbruſtſchützen ein zylindriſches Futteral für die Bolzen an der Seite. — Die Pikeniere trugen Panzerröcke mit Bruſtblech. Dies ſchwere Fußvolk focht nicht, wie das der Schweizer, in tiefer Ordnung, ſondern meiſt in nur 4 Gliedern oder in hohlen Vierecken.

Der Herzog ſelbſt wählte die Anführer der Kompagnien jedesmal auf ein Jahr. Die Einteilung der letzteren geſchah anfangs nach Zehnteln (dixaines), ſpäter in 4 Escouaden, deren jede wieder in 4 chambres zu je 5 Lanzen geteilt war. Einer der Escouadenchefs wurde zum Leutnant beſtellt. Jede Escouade führte ihr Fähnlein. Die Schützen hatten, da ſie von ihren Lanzen getrennt fechten mußten, beſondere Anführer.

Einen hervorragenden Teil des Heeres bildete die Leibwache des Herzogs. Sie war folgendermaßen zuſammengeſetzt: Engliſche Garde: 480 berittene Bogenſchützen in 12 Geſchwadern (escouades), von denen ſtets eine dixaine den Dienſt in den herzoglichen Zimmern verſah; berittene Leibſchützen (archers du corps): 90 Mann; berittene Bogenſchützen: 400 Mann in 4 Geſchwadern; ferner 62 Leibſchützen zur Fußbegleitung des Herzogs; eine Nobelgarde (garde d'écuyers ou

de gentils hommes) von 126 Reisigen, mit eben so vielen Bogenschützen in 4 Geschwadern, unter einem „capitaine“ über das ganze Korps, und endlich ein sogen. renfort de la garde von 160 Mann. Die Leibwache betrug somit zusammen 1434 Mann und Pferde, wozu später noch eine Schar von 600 Mann Fußvolk des Hauses kam, so daß die ganze Garde sich auf etwa 2000 Mann belief.*)

Noch näher als die Leibgarde stand dem Herrscher sein Hofstaat, dessen verschiedene Stäbe (états) zugleich militärische Bestimmung und Organisation hatten, sodaß sie im Felde kleine Reitergeschwader bildeten. So trug der Oberkammerherr, gefolgt von 40 Rittern seines Stabes, das Hauptbanner der Vasallen; das Pennon (Leibfähnchen) des Herzogs führte der Ecuyer-tranchant, der Vorschneider. Den Obermundschenk begleitete ein Stab von 50 Edelknechten; ebenso viele reisige Edle folgten dem Oberstallmeister, welcher die große Standarte von Burgund trug und die Pflicht hatte, in der Schlacht nie aus der unmittelbarsten Nähe seines Herrn zu weichen. Den Stab des Oberhofmeisters endlich bildete das Sanitätspersonal des Hofes, welches aus 6 Medizinern und 4 Wundärzten bestand.

Die oberste Verwaltung des burgundischen Kriegswesens war in der Hand eines sogenannten Hofkriegsrates, unter dem persönlichen Präsidium des Herzogs, dem die dahingehörigen Gegenstände durch vier, diesem Departement zugeteilte Ritter vorgetragen wurden. Auch der Oberhofmeister, der Feldzeugmeister und der Wappenkönig des burgundischen Hausordens vom goldenen Vließe (Toison d'or) wohnten den Sitzungen des Kriegsrates bei. Die schriftlichen Ausfertigungen dieser Behörden besorgten zwei Sekretäre der Kriegsgeschäfte (affaires de guerre). Ein Mitglied des Hofkriegsrates war Kriegsschatzmeister (trésorier de la guerre), welchem vom Finanzdepartement

*) Emanuel v. Rodt: Die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund und seiner Erben mit besonderer Beziehung auf die Teilnahme der Schweizer an denselben. Schaffhausen. 1843.

die für das Kriegsweſen beſtimmten Summen zugeſchieden wurden und welcher dieſe durch den Kriegszahlmeiſter verwenden und verrechnen ließ.*) — Als höchſte Kommandoſtelle galt die des Marſchalls von Burgund, der in Abweſenheit des Herzogs für ihn den Oberbefehl zu führen hatte, mit Befugniſſen wie in Frankreich der Connetable. Führte dagegen der Herzog ſelbſt den Oberbefehl, ſo ſtand dem Marſchalle das Kommando der Vorhut zu. Als Stellvertreter (lieutenant) des Marſchalls fungierte der Heermarſchall oder Feldmarſchall (Maréchal de l'host). Die höchſte richterliche Gewalt bei dem Heer übte der Ober- und Marſchallsprofos (grend prévôt). Einige Provinzen hatten eigene Marſchälle, die dann an der Spitze ihres Wehrweſens ſtanden.

Im Frieden waren die ſtehenden Truppen ſo viel als möglich in Gaſthäuſern und Schenken untergebracht. Für Verköſtigung hatte die Mannſchaft zu bezahlen. Der Sold wurde alle 3 Monate gezahlt. Er betrug im Jahre 1473 monatlich für den Gendarmen 18 Franks, für den berittenen Schützen 5 Franks, für den Fußſoldaten 4 Franks. Das Gehalt der Kompagnieführer ſcheint gering geweſen und von dieſen, welche meiſt große Herren waren, gewöhnlich ihren Leutnants überlaſſen worden zu ſein.**) — Bei keiner Kompagnie ſollten mehr als 30 Weiber geduldet werden, und kein einzelner Kriegsmann ſollte das Recht haben, eine davon als Ehefrau zu unterhalten. — Fluchen und Spielen war verboten; das Verlaſſen der Fahne auf dem Marſche wurde mit achttägigem Soldabzug, vor dem Feinde mit dem Tode am Strange beſtraft. — Auf Märſchen erhielt die Mannſchaft Quartierbillets. Streu und Heu mußte der Gaſtwirt unentgeltlich liefern, die Lebensmittel, ſowie auch den Hafer für die Pferde, nach einer beſtimmten Taxe. Der Tagmarſch ſollte 5 bis 8 Stunden betragen, und je den dritten Tag durfte geraſtet werden. Es waren eigene

*) Gollut a. a. O.

**) v. Heuter bei Rodt.

Marſchkommiſſäre aufgeſtellt, welche die Befolgung dieſer Vorſchriften und die Abrechnung zu überwachen hatten. Von der Beute kam dem Kompagniechef die Hälfte vom zehnten Pfennig des Werts zu, dem Escouadenchef $^1/_4$ vom Zehnteil, wenn ſie dem Vorfall beigewohnt, bei dem die Beute erfochten worden.*)

Damit die Mannſchaft durch Waffenübungen für den Kriegsdienſt tüchtiger gemacht würde, mußten die Kompagniechefs in den Garniſonen ihre Leute häufig aufs Feld führen. Die Schützen gewöhnte man, abzuſitzen und zu Fuß mit dem Bogen zu ſchießen, ihre Pferde zuſammenzukoppeln und in der Front nachführen zu laſſen. Die Pikeniere marſchierten in geſchloſſener Front vor den Schützen. Auf ein gegebenes Zeichen fielen ſie aufs Knie nieder, mit vorwärts gefällten Spießen, damit über ſie hinweg, wie über eine Mauer, die Schützen ihre Pfeile ſendeten. Die Pikeniere wurden überdies geübt, zum Behufe zweiſeitiger Gegenwehr, ſich Rücken an Rücken zu ſtellen, wie auch eine viereckige oder kreisförmige Ordnung zu formieren. Hierbei ſtellten ſich die Bogner hinter die Pikeniere, und in dem leeren inneren Raum hielten die Knappen mit den Pferden der Schützen.**) Manchmal, z. B. bei Neuß, wurden Bogner und Spießer auch derart gemiſcht, daß je ein Schütze zwiſchen zwei Spießen ſtand. Unleugbar tritt in dieſem Streben, die Bogner durch eine Kette von Piken zu ſichern, ein Nachklang an die Schutzpfähle der engliſchen Archers hervor, und es iſt bemerkenswert, wie außerordentlich lange ſich dieſe Befangenheit erhält, wie ſpät in den meiſten Heeren die Schützen als reif zum Selbſtſchutz betrachtet werden.

Die ſchwere, mit Lanzen bewaffnete Reiterei ſtellte ſich wie die der franz. Ordonnanz-Kompagnie in einem Glied auf, haagförmig (en haye). Hinter die Lanziere reihten ſich, als

*) v. Rodt a. a. O.

**) Ordonnance vom 13. November 1472, „donnée en notre camp chez Bouhain." Mémoires de Bourgogne par Loys de Gollut. liv. X. p. 861.

zweites Glied, ihre Knappen und hinter diese, als drittes Glied, die Couſtiliers, welche außerdem noch für den Dienſt der leichten Reiterei gebraucht wurden. Den Gegenſatz zu dieſer gewöhnlichen Aufſtellungsart bildete diejenige in tiefer Ordnung (en escadre), von der zuweilen Gebrauch gemacht wurde, um den „Keil“ oder „Spitz“ zu bilden, bei welchem die Pferdezahl der Glieder nach vorn immer mehr, und zwar bis auf ſieben, abnahm.*) In dieſem Falle ſchloſſen ſich die Knappen und Couſtiliers ebenfalls gliederweiſe dem Vierecke an, das die Grundlage des Keils bildete. Zur Herſtellung dieſer Formen wurden auch die Gendarmes ſorgfältig eingeübt. Sie mußten, bald nur im Oberharniſch, bald vollgerüſtet, mit gefällter Lanze rennen, mitten aus dem Roßlauf heraus die Fahne decken, ſich auf Kommando trennen, ſammeln und aufſchließen.

In der Schlachtſtellung bildete gewöhnlich das ſchwere Fußvolk die Mitte. Zu beiden Seiten kamen die Bogenſchützen zu ſtehen. Die Gensdarmen mit ihren Knechten bildeten die äußerſten Flügel. Wenn die Stärke des Heeres es geſtattete, wurden drei Treffen gebildet: Vorhut (avantgarde), Mitteltreffen (bataille) und Nachhut (arrièregarde), die ſich hintereinander aufſtellen und im Gefecht ablöſen ſollten. Da dieſe Ordre-de-Bataille aber ganz ohne Rückſicht auf Flankierung und ſeitwärtige Unterſtützung der einzelnen Teile durchgeführt ward, ſo wurden die vom Feinde gedrängten Treffen leicht auf einander geworfen, woraus dann unheilbare Verwirrung entſtand. Das franzöſiſche Vorbild war alſo auch hier wie bei der Heeresorganiſation, aber unverſtändig kopiert; denn die traurigen Erfahrungen von Courtray, Crecy und Azincourt hätten wohl darüber belehren können, daß eine ſo unorganiſche Treffenanordnung unter allen Umſtänden nutzlos, meiſt aber auch überaus gefährlich ſei.

Unverhältnismäßig ſtark und in vielen Dingen vorgeſchritten war die Artillerie des burgundiſchen Heeres. Nicht umſonſt

*) Beſchreibung davon noch in Fronsbergers Kriegsbuch.

versichert Olivier de la Marche von dem Herzoge, er sei puissant et fort pour payer la plus grande bombarde du monde.*) Zum eigentlichen Feldgeschütz sind jedoch nur die Falken (faucons) und Falkonetten (fauconneaux), die Feldschlangen (serpentines) und die Hakenbüchsen (harquebusses), zu rechnen, letztere ein Mittelding zwischen dem groben und dem Handgeschütze. In den Schlachten wurde das Geschütz batterieweise, teils vor der Front des Fußvolkes, teils seitwärts, aufgestellt. — Zu den Positionsgeschützen (für den Gebrauch hinter Schanzen und anderen Schutzwehren) gehörten die großen Schlangen (serpentines, couleuvrines), von 6 bis 13 Fuß Rohrlänge, welche zuweilen an den Mündungen mit Löwen- oder Drachenköpfen verziert waren und eiserne Kugeln schossen. Als eigentliches Belagerungs- und Festungsgeschütz gebrauchte man die Bombarden, welche 10 bis 11 Fuß lang waren, auf Gestellen ohne Räder ruhten und Steinkugeln schossen. Bedient wurde die Bombarde von einem Büchsenmeister (bombardier), außerdem aber gehörte zu jeder einzelnen als Befehlshaber ein gentilhomme de l'hostel, sodaß die Aufsicht über eines dieser großen Geschütze als ein besonderer Ehrendienst erscheint.**) Zur Belagerungsartillerie zählen ferner die Mörser, aus welchen noch nicht hohle, sondern massive Steinkugeln geworfen wurden. Auch eine Art von Haubitzen, kurze Stücke mit Kammern (courtcaults), $4^1/_2$ Fuß lang und auf Rädern ruhend, erscheint unter den Belagerungsgeschützen der burgundischen Armee. Was das Kaliber betrifft, so erwähnt dasselbe ein alter Bericht***) mit folgenden sehr naiven Annäherungs-Angaben: „An mehreren Orten fielen Steinkugeln nieder: einige so groß wie der Umfang eines Häringsfäßchens,

---

*) Olivier de La Marche: Estat de la maison de Bourgogne (1474). Veröffentlicht in der Choix des chroniques et mémoires sur l'histoire de France von Buchon. Paris, 1836.

**) Ebenda.

***) Discours du siège de Beauvais en 1472 par Charles de Bourgogne. Ausgabe von Louvet. Beauvais 1622.

andere von der Größe eines Napfes, andere von Gußeisen 20 bis 30 Pfund schwer, und endlich welche von Blei oder Eisen von der Größe einer Faust oder eines Spielballs." — Der Schuß mußte sehr unsicher sein, da die Seele der Geschütze weit von genauer Zylindergestalt entfernt blieb und die Richtvorrichtungen fast ganz mangelten.*)

Die Artillerie stand unter einem Ritter, der den Titel eines maistre de l'artillerie führte und eine so große Autorität hatte, daß ihm in seinem Ressort wie dem Fürsten selbst gehorcht wurde. Unter ihm stand ein Zahlmeister (receveur), durch dessen Hände jährlich eine Summe von 60 000 florins ging, und ein besonderer controlleur. — Die Zahl der Feldgeschütze (bouches) des burgundischen Heeres stieg bis auf 300, welchen 2000 große Karren (les meilleurs et plus puissans que l'on peut trouver en Flandres et en Brabant) die Munition nachführten. Zu der Artilleriemannschaft gehörten, außer den Kanonieren, technische Arbeiter der verschiedensten Art: carpentiers, marischaux forgeurs et toutes manières de gens.**)

Zu der technischen Ausrüstung des burgundischen Heeres gehörte überdies ein Brückenzug, welcher gestattete, Ströme von 1000 Fuß Breite zu überschreiten, und ein Zeltlager, das auf 400 Wagen nachgeführt wurde. Infolgedessen nahm der Fuhrpark meist einen außerordentlich großen Raum ein; auf dem Marsch nach Dinan z. B. im Jahre 1466 war er 3 Meilen lang ***)

Eine große Rolle in der burgundischen Armee spielten die geworbenen Soldtruppen verschiedener Nationen: Engländer, Lombarden und andere Italiener, Deutsche aller Stämme, ja sogar Schweizer. Diese Truppen kosteten ihrer hohen Löhnung wegen sehr viel Geld; empfing doch z. B. die italienische Reiter-

*) Napoléon III: Études sur le passé et l'avenir de l'Artillerie.
**) Olivier de La Marche a. a. O.
***) Mémoires du Jacques du Clerc (1448—1488) liv. V., ch. 18. (Collect. Buchon 37—39.)

bande unter dem Grafen von Campo-Baſſo, welche nicht mehr als 576 Köpfe zählte, allein vierteljährlich 13 789 Taler.*) — Sehr ſtörend wirkte übrigens die Verſchiedenheit des Nationalcharakters dieſer Soldtruppen, und namentlich zwiſchen den Engländern und Italienern kam es oft zu hartnäckigen und heftigen Kämpfen.

Die jährlichen Koſten des burgundiſchen Kriegsſtaates ſtiegen bis auf 2 Millionen Livres, zu deren Beſtreitung nach und nach die Steuern verhältnismäßig erhöht worden waren (von 120 000 Rtlr. auf 500 000), was bei dem Reichtum der burgundiſchen Länder jedoch in keiner Weiſe drückend ſein konnte.

Dies war die Verfaſſung des burgundiſchen Heeres, als Karl der Kühne ſich zum Zuge gegen den niederen Verein im Elſaß und gegen die hochdeutſche Eidgenoſſenſchaft rüſtete. —

Wenn man das burgundiſche und das ſchweizeriſche Wehrweſen nebeneinander betrachtet, ſo erblickt man in ihnen zwei von ſehr verſchiedenen Wurzeln ausgehende, höchſt eigentümliche Entwicklungen, welche zugleich als die reifſten und tüchtigſten Kriegsverfaſſungen des 15. Jahrhunderts erſcheinen. Sie ſind es, welche die meiſten Keime geſtreut haben für die Entwicklung des modernen Heerweſens, und ſo feindlich ſie ſich in der Geſchichte gegenüberſtehen, ſo ſehr ergänzen ſie ſich in der gemeinſchaftlichen Wirkung auf die Folgezeit.

Bei den großartigen Plänen, die Karl der Kühne verfolgte, fand er zunächſt im eigenen Lande eine ſtarke Oppoſition, welche er aber durch die wiederholte Niederwerfung des demokratiſch geſinnten und vom franzöſiſchen Hofe aufgehetzten Lüttich auf das Entſetzlichſte in ihrem Blut erſtickte. Und indem er den Anſtifter jener Lütticher Unruhen, König Louis XI., zwang, bei der Unterwerfung der Wallonen perſönlich mitzuwirken, entehrte und ſchändete er dieſen Fürſten und ſteigerte die von

*) Näheres über dieſe Soldverhältniſſe bei v. Rodt a. a. O. II. Seite 70.

Jugend auf zwischen ihnen bestehende Feindschaft zu tötlichem Hasse. Die französischen Stände ächteten den Herzog als Majestätsverbrecher, und wütende Heereszüge verwüsteten während der Jahre 1470 bis 73 die Grenzgebiete von Frankreich und Burgund. Endlich wurde ein Waffenstillstand geschlossen, welchen Karl der Kühne sofort zu neuen Versuchen benutzte, seine Herrschaft auszubreiten. Die Hoffnung, seine niederländischen Staaten durch Erwerbung Ostfrieslands nach der Nordsee hin auszubreiten, scheiterte zwar, wohl aber gelang es ihm, durch einen Pfandvertrag mit dem geldbedürftigen Herzog Sigmund von Österreich im Elsaß festen Fuß zu fassen. — Wichtiger noch als durch diese Unternehmungen wurde jedoch der mit Louis XI. geschlossene Waffenstillstand dadurch, daß sowohl Frankreich als Burgund ihn benutzten, um sich durch Bundesgenossen zu verstärken. Als solche boten sich für Burgund der englische König, die Herzogin Witwe Jolantha von Savoyen und der Herzog Sforza von Mailand, für Louis XI. naturgemäß die bedrohten Lothringer, Elsässer und Schweizer dar.

Der Wortlaut des Bündnisses zwischen Burgund und England versprach dem Könige Eduard IV. zur Wiedererlangung aller seinem Hause in Frankreich entrissenen Provinzen, ja zur Krone dieses Reiches selbst zu verhelfen. Das englische Parlament bewilligte die nötigen Mittel zu einem Feldzuge nach Frankreich, und der König erhob außerdem unter der Firma der „Benevolenza" ein dem Namen nach freiwilliges Anlehen.

Es ist interessant, einen Blick auch auf das englische Kriegswesen dieser Zeit zu tun, obgleich es nicht eigentlich zu Aktion gekommen ist. Das aufgestellte Heer bestand beinahe ausschließlich aus schwergerüsteten Lanzenreitern und berittenen Bogenschützen, so daß z. B. der Herzog von Clarence mit 120 Lanzen und 1000 Bogenschützen in den Sold der Krone trat, während einfache Squires mit einer Lanze und 2 bis 3 Schützen erschienen. Der Tagessold eines Herzogs betrug 13 sh. 6 Pf., der eines Gemeinen man at arms 2 sh., der eines Bogen-

ſchützen 6 Pf.*) — Die letztere Waffe erfreute ſich noch immer der allgemeinſten Gunſt und Förderung; allen Ortſchaften ſämtlicher Counties war die Lieferung einer Anzahl Flügelfedern eines gewiſſen Vogels (auca) auferlegt, um damit die Pfeile zu befiedern, „da nächſt Gottes Güte das Kriegsglück von Azincourt doch vornehmlich den Bogenſchützen zu verdanken geweſen.“**) Nicht minder ernſthaft wurde für die Beſchaffung des Artilleriematerials geſorgt und allen aufgebotenen Kronvaſallen befohlen, ſich am 26. Mai 1475 zu Douvres einzufinden, um gemuſtert zu werden. Die geworbene Mannſchaft betrug 749 Lanzen und 5141 Bogenſchützen, und das ganze Heer, welches eingeſchifft wurde, wird auf 1500 Lanzen und 15 000 Bogenſchützen angegeben.***) Es ſoll die ſtärkſte, auserleſenſte und beſtgerüſtete Armee eingeborener Krieger geweſen ſein, welche je nach Frankreich übergeführt worden.†)

Während ſich ſo noch einmal das Schauſpiel vergangener Tage zu erneuern ſchien, gelang es, ganz im Gegenſatz dazu, der diplomatiſchen Gewandtheit Louis XI. zwei uralte Gegner für ſeine Zwecke einander zu nähern und zu verbinden: Die Öſterreicher und die Schweizer.

Was die letzteren betrifft, ſo hatte Louis XI. noch als Dauphin in der Schlacht bei St. Jakob im Jahre 1444 den Mut und die Kraft der Eidgenoſſen kennen gelernt. Schon damals hatte er im Namen ſeines Vaters Frieden und Vertrag mit dieſem „alten Bunde hochdeutſcher Lande“ geſchloſſen; zehn Jahre ſpäter hatte er dies Bündnis erneuert und ſich bald darauf verpflichtet, den Unternehmungen Karls des Kühnen von

*) Rymer: Acta publica regum Angliae. V. 1475/6, 6 pens = 12 sous. 1 sh. zu 6 p. berechnet. Nach heutigem Wert 15 sh. 7 Pf. (16 frcs. 50 c.) — Aldson hist. de l'Europe. I. p. 127.

**) Rymer. III. 1363 und 1392; IV. 1417/18.

***) Rymer V.

†) Philippe de Comines: Mémoires ou l'histoire des rois de France Louis XI. et Charles VIII. Augmentée par Lenglet du Fresnoy. London 1714.

Burgund gegen die Schweiz keinerlei Vorschub zu leisten. Hier ließ sich also leicht anknüpfen. Und dazu kam noch ein anderer Umstand. Der Graf von Tirol, Herzog Sigmund von Vorderösterreich, hatte früher das Bündnis Karls des Kühnen gegen die Schweizer gesucht und ihm, wie schon erwähnt, um geringe Summen die österreichischen Besitzungen im Elsaß und in Helvetien verpfändet. Aber seit auf der Zusammenkunft des Herzogs von Burgund mit dem deutschen Kaiser zu Trier der beleidigende Übermut Karls ihn in ein unfreundliches Verhältnis zum Hause Habsburg gebracht und er durch seinen Statthalter Peter von Hagenbach das Elsaß in wahrhaft empörender Weise knechten ließ, da war keine Aussicht mehr, daß Burgund jemals freiwillig das Elsaß herausgeben werde. Die österreichischen Lande in Schwaben und Elsaß und die schweizerischen Eidgenossen mußten unter solchen Umständen in Karl dem Kühnen einen gemeinsamen Feind erkennen, und die alten Erbfeinde sahen sich plötzlich durch gleiches Interesse verbunden. Diese Sachlage benutzte der kluge französische König, indem er im April 1474 zu Konstanz einen Vergleich zwischen Österreich und der Eidgenossenschaft herbeiführte, welcher unter dem Namen der „ewigen Richtung" alle Streitigkeiten schlichtete und die alten Gegner untereinander, sowie mit dem sogenannten „Niedern Vereine" verband, welchen Basel, Straßburg, Colmar und Schlettstadt bildeten.*) Louis selbst aber schloß ebenfalls mit den acht Schweizerorten samt den Städten Freiburg und Solothurn ein Schutz- und Trutzbündnis, welches in der französischen Geschichte unter dem Namen des ersten Subsidientraktates bekannt ist.**) Der König verpflichtete sich darin, den Eidgenossen in allen

*) Ich erinnere an dieser Stelle an den früher in den „Grenzboten" (1874. III.) erschienenen interessanten Aufsatz von H. Schmolke: „Die Kämpfe der Schweizer gegen Burgund im Lichte zeitgenössischer Dichtung", welcher die wichtigsten histor. Volkslieder von dem Abschluß der „ewigen Richtung" an in belehrender Weise aneinanderreiht.

**) Der geheime Abschluß erfolgte schon am 2. Jan. 1474.

Kriegen gegen Karl den Kühnen auf seine Kosten beizustehen und jährlich zu Lyon die Summe von 20 000 Franks an seine Bundesgenossen auszuzahlen, um sie unter sich zu verteilen; dagegen machten sich die Schweizer anheischig, so viel Mannschaft als sie könnten, zur Verfügung des Königs zu stellen, jedoch stets auf dessen Kosten. Später ward die Stärke des Korps, welches zur Disposition Frankreichs sein sollte, auf 6000 Mann festgesetzt.

Seltsamerweise beging nun Karl der Kühne den Fehler, statt seine gesammelten bedeutenden Streitkräfte auf die gemeinschaftliche große Unternehmung mit England zu versparen, dieselben vielmehr in den Streitigkeiten des Kölner Erzstiftes zu paralysieren und sich dadurch nicht nur die Heeresmacht des Deutschen Reiches auf den Hals zu ziehen, sondern in einem Augenblick sehr bedenklicher politischer Umstände auch seine südlichen Provinzen fast ganz zu entblößen. — Der Papst nämlich hatte den Pfalzgrafen Ruprecht zum Erzbischof von Köln ernannt; das Kapitel aber lehnte ihn ab und wählte den Landgrafen Hermann von Hessen zum Administrator. Da rief Ruprecht unter Beistimmung des Papstes Karl den Kühnen zu Hilfe. Dieser forderte Köln und die übrigen Städte des Erzstiftes auf, sich Ruprecht zu unterwerfen, ihn selbst aber als Schirmvogt anzuerkennen. Zurückgewiesen, zog Karl bei Maastricht ein Heer von 60 000 Mann zusammen, welches aus 12 000 lombardischen Söldnern, 6000 englischen Reisigen und Schützen und mehr als 40 000 Burgundern bestand, und rückte mit dieser bedeutenden Macht gegen Ende Juli in das Erzstift ein. Er hoffte, leichtes Spiel zu haben. Aber er hatte sich sehr verrechnet; denn Landgraf Hermann leistete ihm in dem festen Neuß tapferen Widerstand. Eine Besatzung von 3000 M. z. F. und 500 Reitern war durch viele Ritter aus Hessen, Westfalen und anderen deutschen Landen unterstützt, die sich freiwillig mit hatten einschließen lassen und nun eine Verteidigung von außerordentlicher Energie führten. So ward der Herzog zu einem

sehr ausgedehnten, zeitraubenden, förmlichen Angriff genötigt, welcher ganz eigentümliche Erscheinungen des Belagerungskrieges mit sich brachte, die ihn für die Zeit des Übergangsstiles besonders charakteristisch machen.*)

Während Herzog Karl vor den Wällen des festen Neuß sich in Träumen von einer Herrschaft bis zum Rheine wiegte, trafen ihn bereits im Süden empfindliche Schläge.

Der niedere Verein hatte nämlich dem Herzog Sigmund von Österreich den Pfandschilling zur Lösung seiner an Burgund verpfändeten Besitzungen vorgeschossen; Karl hatte aber diese Kündigung nicht angenommen, vielmehr Straßburg, Basel und andere Städte aufgefordert, burgundische Besatzung aufzunehmen. Dies Verhalten zeigte, daß der Herzog die Lande behalten wollte, und trug sehr dazu bei, die Verbündeten zur Tat zu drängen. Im Elsaß und im Breisgau aber hatte man kaum die geschehene Aufkündigung des Pfandgeldes vernommen, als sich ein Aufstand gegen die burgundische Herrschaft erhob und der grausame, ausschweifende Statthalter Peter von Hagenbach zu Breisach gefangen genommen und hingerichtet wurde.**) Zwar fiel sein Bruder, um ihn zu rächen, im August zu entsetzlichem Verwüstungszuge ins Sundgau ein; aber dies trug

---

*) Näheres darüber vergl. bei Molinet: Chroniques depuis 1476 — 1506 (Collect. Buchon. 7) und Philippe, duc de Clèves: Instruction de toutes manières de guerroyer tant par terre que par mer M. S. der Pariser Bibl. No. 7452 bei Napoléon III. T. 2. p. 109.

**) Hagenbach ist die rechte Verkörperung jener wüsten Edelleute, denen der wahre Adel abhanden gekommen, und die, von dem fürstlichen Schilde ihres Herrn gedeckt, sich jedes Frevels erfrechen zu dürfen glaubten. Er hatte sich in bitterem Hohn drei Würfel ins Wappen gesetzt und prahlte, von einer welschen Leibwache umgeben, auf der Burg von Breisach mit dem bestimmten Willen, das Volk zu schinden. Er war so schamlos, daß er einmal eine Nonne, die seinen Gewalttätigkeiten entsprungen war, öffentlich aufrufen ließ und im Dom zu Breisach am Altar eine Dirne umarmte, nachdem er den Meßpriester davongejagt. — Den Schweizern, welche namentlich Mühlhausen bestärkten, ihm zu trotzen, war er besonders Gram und drohte den Bernern, er wollte ihrem Bären das Fell abziehen und sich einen Pelz daraus machen lassen.

wieder nur dazu bei, das Bündnis der niederen Vereinigung gegen Burgund zu festigen, zu welchem nun auch noch Herzog René von Lothringen und der Graf von Württemberg für sein ebenfalls von Burgund besetztes Mömpelgarder Land hinzutraten.

Bern, derjenige Ort der Eidgenossenschaft, welcher vorzugsweise eine große Politik verfolgte und voraussah, daß es früher oder später doch zum Zusammenstoß mit Burgund kommen müsse, drängte nun dazu, einen Präventionskrieg zu beginnen, da gerade jetzt die Abwesenheit des Herzogs vor dem sich hartnäckig wehrenden Neuß günstige Chancen bot. — So erklärten denn im Oktober 1474 die „Burgermeister, Schultum, Ammannen, Rätte und ganz Gemeinden des großen Pundes Ober-Tütschen Landen, uff hoch und treffentlich Gebot und Vermahnen des allerdurchlüchtigsten, unüberwindlichsten, hochmechtigsten Herrn, Herrn Fridrichen, Römischen Kaisers, unsers allergnädigsten Herrn" den Krieg an Burgund. —

Anfangs November zogen die eidgenössischen Kriegshaufen, 8000 Mann unter dem Berner Schultheißen von Scharnachtal, durch den Jura über Pruntut nach Hochburgund, um die Festung Héricourt, wo die burgundischen Feldhauptleute nach der Verwüstung des Elsaß eine gesicherte Stellung genommen, in ihre Gewalt zu bringen. Vor Héricourt stießen die Eidgenossen mit ihren Verbündeten zusammen, etwa 10 000 Mann, unter denen 400 österreichische Reisige. Den Oberbefehl über das ganze, also ungefähr 18 000 Mann starke Heer, sowie die Leitung der Belagerung übernahm der Hauptmann des Herzogs von Österreich, Wilhelm Herter von Tübingen, ein ausgezeichneter Kriegsmann, der sofort mit großer Energie gegen den Platz vorging.*) Der Statthalter der burgundischen Freigrafschaft, Henri de Neuchâtel, Graf von Blamont, sammelte in Verbindung

*) Diebold Schilling: Beschreibung der burgundischen Kriegen. Und einiger anderer in der Schweitz und sonderlich zu Bern um selbige Zeit vorgefallenen merkwürdigen Begebenheiten (1468—1484). Ausg. Bern 1743; abgefaßt um 1485.

mit dem Marschall von Burgund, Grafen von Romont, alle Lehnsmannschaften des Landes und zog von Norden, von Passavant her, zum Entsatz von Héricourt heran. Sein Heer, das etwa 25 000 Mann stark war und neben den Vasallen aus berittenen lombardischen Söldnern und niederländischem Fußvolk und zwar vorzugsweise aus Kavallerie bestand, erschien am 13. November, dem 10. Tage der Belagerung, ziemlich überraschend vor der Stadt. Wilhelm Herter war aber auf dem Posten. Er ließ Héricourt nur schwach beobachten und zog mit der Hauptmasse und dem Feldgeschütz dem Feinde an den Luzine-Fluß entgegen.

Der Artilleriekampf wurde sofort eröffnet; zum eigentlichen Angriff dachte Herter jedoch nicht früher vorzugehen, als bis der Zuzug der Berner in Sicht sei. — Der Heranmarsch dieser etwas abseits gelagerten Schar hatte durch einen sumpfigen Wald zu geschehen; er führte sie unvermutet in die linke Flanke des Feindes und wirkte somit vollkommen wie eine Umgehung. Scharnachthal erkannte das Günstige dieser Situation auf den ersten Blick und griff sofort in das Gefecht ein.*) Durch diesen ungestümen, mit furchtbarem Geschrei eröffneten Angriff überrascht und verwirrt, war der Feind in wenig Augenblicken zersprengt. Mehr als 1600 Burgundische bedeckten die Wahlstatt. Die Schweizer, welche nur 70 Mann verloren haben sollen, taten sich durch rasche und rastlose Verfolgung hervor, und zuweilen soll dabei ihr Fußvolk den schweren österreichischen Reitern sogar vorausgekommen sein.

Dies Treffen war für den ganzen Krieg maßgebend und entscheidend. Nach drei Tagen wurde Héricourt übergeben und vom Erzherzoge besetzt. Nur der vorgerückten Jahreszeit, welche Krankheiten im eidgenössischen Heere erzeugte, hatte es Karl der Kühne zu danken, daß nicht schon jetzt das Stammland seines Hauses erobert ward.

---

*) Schilling, a. a. O.

Ludwig XI. sprach den Eidgenossen freudigen Dank aus, und nach einer allerdings ziemlich langwierigen und schwierigen Verhandlung öffnete er auch seine Geldkasten und zahlte die versprochenen Summen. Sie waren beträchtlich genug, um nicht nur die Häupter seiner Partei: die Diesbach, Bubenberg, Scharnachthal, Silinen u. a. zu belohnen, sondern auch den Gemeinen, die des Tages Last und Hitze getragen, reichlichen Sold zu zahlen. Zu Bern ward „über die öffentliche und geheime Verteilung der versprochenen Gelder ein Plan verabredet. Einem jeden Mann von Einfluß wurde nach dessen Maß mehr oder weniger verordnet.“ Damit aber hatte Frankreich den Weg entdeckt, der zu den Alpenbewohnern führte; es war der Anfang jenes großartigen „Reislaufens“, das seitdem wie ein Gift in die Adern der Schweizer eindrang und das gesunde Lebensblut zersetzte.*) — Der Krieg nahm indessen seinen Fortgang.

Im Frühjahr 1475, das einem ungewöhnlich langen und harten Winter folgte, faßte man zu Bern den verständigen Entschluß, sich der Jura-Pässe zu bemächtigen, welche voraussichtlich die Eingangstore des burgundischen Herzogs in die Schweiz werden mußten. Solothurn, Luzern und Basel sandten Zuzüge. Anfangs April nistete sich eine Freischar von 1300 Bernern in Pontarlier ein und wurde hier von einem burgundischen Korps unter dem Grafen v. Rousſy blockiert. Zum Entsatz rückte Nikolas von Diesbach mit 2500 Bernern heran. Als er zur Stelle kam, hatten jedoch „die Freiheitsbuben“ Pontarlier schon geräumt, und dies wurde für eine Verletzung der Waffenehre erklärt. Der Freiharst erhielt Befehl, Pontarlier wieder zu besetzen. Das geschah unter Diesbachs Schutz, und dieser rückte nun weiter nach Rivière vor. Aber starke burgundische Scharen mit bedeutender Reiterei zwangen ihn zum Rückzuge. Er war dabei genötigt, eine Ebene zu passieren von zwei Stunden Länge und einer Stunde Breite, und führte dies aus, indem er, in

einen einzigen Haufen formiert, ohne Vorhut und Nachhut, aber umgeben von einer aus allen Vorratskarren gebildeten Wagenburg den Marsch antrat.*) Die Burgunder kamen, 8000 Pferde stark, heran und wurden von den Schweizern mit Gewehrfeuer empfangen und zurückgewiesen. Bei einem zweiten Angriff brachen dann die Eidgenossen aus ihrer Wagenburg vor und schlugen den Feind endgültig zurück. — So gelangte Diesbach nach Neuenburg, und da er hier eine Verstärkung von 2000 Mann traf, so beschloß man, sich einer Anzahl waadtländischer Burgen als Stützpunkte gegen den von seiten Karls des Kühnen zu erwartenden Angriff zu bemächtigen. Die oranischen Festen Grandson und Orbe, sowie der burgundische Grenzplatz Joigne wurden mit großer Tapferkeit erstürmt und besetzt, das oranische Echallens unterwarf sich freiwillig, und dann zogen die Eidgenossen heim, allenthalben festlich bewirtet. Schweizerischerseits wurden bei diesem Feldzuge, als Vergeltung burgundischer Grausamkeiten, abscheuliche Greueltaten verübt. Im Schlosse Esclens wurde die gefangene Besatzung teils enthauptet, teils in ungelöschtem Kalk erstickt, und die Basler ließen 18 Lombarden lebendig verbrennen als Rache für die Untaten, welche dieselben auf dem Lande begangen hatten. Die Schweizerchroniken der Zeit lassen überhaupt einen merkwürdigen Widerwillen durchblicken gegen die Italiener. Nachdem Jahrhunderte durch Deutsche in Italien gehaust hatten, vermochte man nicht zu begreifen, wie sich jetzt Italiener unterstehen könnten, über die Berge zu kommen.**)

Während dies im April geschehen war, drang im Mai

---

*) Diese Formation scheint auf den Rat von Hans von Hallwyl angenommen worden zu sein, eines aargauischen Edlen, der unter Georg Podiebrad die böhmischen Kriege mitgefochten hatte, wo die Anwendung künstlicher Wagenburgen zur Deckung des Fußvolkes von den Hussitenkriegen her üblich war. Es ist das einzige Mal, daß dies Schutzmittel bei schweizerischen Truppen erwähnt wird. (Vergl. v. Rodt a. a. O.)

**) W. Menzels Geschichte der Deutschen. 6. Ausg. Leipzig 1872.

König Ludwig XI., weithin das Land verwüstend, bis vor die Tore von Arras; der Herzog von Lothringen rückte in Luxemburg ein, und der Herzog von Bourbon schlug den Gouverneur von Bourgogne in offener Feldschlacht bei Chateau-Chinon und nahm ihn gefangen.

Unterdessen lag Karl der Kühne in unbegreiflichem Eigensinn 11 Monate lang vor dem wehrhaften Neuß. „Durch Großsprecherei hatte er seine Ehre an die Eroberung der Stadt gesetzt.“ Nun aber zog der deutsche Kaiser mit dem Reichsheere zum Entsatz von Neuß heran. Schon im August 1474 war das Aufgebot an die Stände ergangen, sich bei Verlust aller Gnaden und Freiheiten wehrlich gerüstet bei Koblenz ins Feld zu stellen; im Januar 1475 gebot der Kaiser noch einmal den säumigen Ständen bei schwerer Pön, „vor Ostern mit dem vierten Teile aller Mannspersonen aus Stadt und Land und aller Enden“ bei ihm im Felde zu erscheinen. Am 11. Mai, zu Pfingsten, brach dann endlich das versammelte Heer langsam und bedächtig von Köln auf. Die Stärke desselben wurde auf 80 000 Mann angeschlagen; aber nach der Angabe seines Feldhauptmanns, des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, soll es tatsächlich nur 20 000 Mann mit 4000 gerüsteten Pferden stark gewesen sein. — Das Heer harrte noch auf Zuzug; es wollte am 25. Mai an der Erft eine Wagenburg aufschlagen; „der alte Ehrenstreit zwischen den Scharen der Franken und Schwaben wegen St. Georgs Fahne war eben vom Kaiser dahin verglichen, daß sie mit Führung und Besetzung desselben von Tag zu Tag abwechselten; die Ritter hatten abgesattelt, und man dachte, sich zu „vergraben“ (d. h. sich zu verschanzen), als Karl der Kühne oder wie der Chronist ihn nennt, der „Kühne dorstig“ sein Lager vor Neuß verließ und auf das ungewarnte Reichsheer mit auserlesenen Rittern und „viel Schlangen und Steinbüchsen“ daherstürmte. Obgleich der Heeresoberste, Kurfürst Albrecht, nicht zugegen war und das Fußvolk, wie in trauriger Erinnerung an die Hussitenkriege, in merklicher Masse

davonlief, ehe es zum Schlagen kam, so leistete doch die Mehrzahl des Heeres wackeren Widerstand und warf den Angriff der Burgunder zurück.*) Nun ging der Kaiser weiter vor und bezog gegenüber dem Herzoge ebenfalls vor Neuß das Lager, so nah, daß man sich von den Lagerwällen beschoß und mehrere Kugeln in des Kaisers Zelt und Wagen fielen. Selten aber kam es zu Gefechten; nur die tapferen Münsterländer rauften gelegentlich mit den Pikarden; daher man sagte, Bischof Heinrich von Münster, nicht Albrecht von Brandenburg, sei der wahre Achilles des Lagers. — Inzwischen kam es zu Friedensverhandlungen: Karls des Kühnen Bundesgenosse, König Eduard IV. von England, landete nämlich im Juli mit einem wohlgerüsteten Heere zu Calais, und seinen Vorstellungen wie der Vermittlung des Papstes gelang es zuletzt, den Herzog zu vermögen, die Belagerung aufzuheben. Damit war hier, wie der Legat sich ausdrückte, weiteres „Christenblutvergießen" gehindert. Der Herzog gelobte, ohne Kampf abzuziehen, und der Kaiser versprach, ihm nicht zu folgen, was so viel hieß, als die Elsässer und Schweizer im Stiche lassen.

König Eduard von England war sehr unangenehm überrascht, den Burgunder in wenig achtunggebietender Stellung zu finden. In Flandern, wo Karl ein allgemeines Aufgebot zu bewirken versprochen hatte, war von den Ständen nur eine Geldsumme zur Aufstellung von 4000 Söldnern zu erhalten gewesen. Der französische Connetable, Graf von St. Pol, welcher ihm zugesichert hatte, den Engländern St. Quentin zu übergeben, hielt nicht Wort.**) Als Eduard nun in die Pikardie vordrang und fand, daß ihm überall Lebensmittel und Zufuhr abgeschnitten waren, da stieg seine Verstimmung derart, daß er die ganze Unternehmung aufgab und sich von Louis XI. mit Zahlung der

*) Vergl. Barthold: Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen. Lpzg. 1855.

**) Dennoch wurde er, der Schwager des Königs, der Sproß des kaiserlichen Hauses Luxemburg, ein Jahr später als Hochverräter hingerichtet.

Kriegskosten und einem Jahrgeld auf Lebenszeit abfinden ließ.*) Die Mittel für diese sogenannte trêve marchande borgte der französische König bei den Medici. Der Vertrag wurde wirklich perfekt, und die so großartig angelegte englische Unternehmung verlief — nicht ohne den Eindruck einer gewissen Lächerlichkeit zu hinterlassen — im Sande. Daß Eduard fortfuhr, sich König von Frankreich zu nennen, darauf legte der nüchterne Ludwig weiter kein Gewicht. Am 13. September schloß auch Burgund einen Waffenstillstand mit Frankreich, und Louis, welcher für den Dauphin auf die Hand der Erbtochter Karls spekulierte, verpflichtete sich, der Eroberung Lothringens und der Wiedereinnahme der Pfandschaften im Elsaß nicht hinderlich zu sein. Sollten die Eidgenossen dem Herzoge entgegentreten, so werde er sie nicht unterstützen. — Somit waren also die Oberdeutschen von ihren beiden Verbündeten, dem deutschen Kaiser und dem französischen Könige, auf die schmachvollste Weise im Stiche gelassen; ja der Kaiser schloß sogar bald darauf ein Schutz- und Trutzbündnis mit Burgund gegen das Versprechen der Vermählung Marias mit dem Erzherzoge Maximilian.

II.

Der „Streit von Grandson".

Karl, der seit dem Bündnis mit Österreich und dem Waffenstillstand mit Louis XI. völlig freie Hand hatte, bot jetzt alle Streitkräfte auf, um seine Eroberungspläne auszuführen. Die Niederländer, froh, den Handel mit Frankreich wieder eröffnet zu sehen, bewilligten dem Herzoge gern eine dreijährige Steuer von je 1 000 000 Goldgulden, sowie noch andere bedeutende Summen. Karl sammelte und ordnete im Luxemburgischen ein

*) Binnen 15 Tagen sollten 75 000 Taler Kriegsentschädigung und dann jährlich 50 000 Taler in zwei Terminen gezahlt werden.

Heer; im September 1475 überfiel er mit 40 000 Mann Lothringen und eroberte das Land innerhalb eines Monats. Nancy bestimmte er zur Hauptstadt seines künftigen Königreichs. Und nun beschloß er den Rachekrieg gegen das Elsaß und die Schweiz zu unternehmen, der ihm geradezu Herzenssache war und für den er seine besten Kräfte in und bei Nancy sammelte. Hatten doch die Eidgenossen und die niedere Vereinigung nicht nur im Juli 1475 Hochburgund verheert und in kurzer Zeit unter Oswald v. Thiersteins kundiger Führung 12 Schlösser und drei Städte der Freigrafschaft erobert, sondern sie hatten auch das ihm eng verbündete Haus Savoyen bekriegt, welches den Zorn der Schweizer dadurch erregt, daß es den „lampartischen" Soldtruppen, die von Mailand zum burgundischen Heere zogen, freien Durchmarsch gewährte. Unter solchen Umständen zögerte der Herzog nicht, selbst mitten im Winter zu Felde zu ziehen.

Während aber Karl der Kühne seine Rüstungen vollendete, eine neue Organisation beim Kriegsvolk einführte, seine Finanzen ordnete und so eifrig arbeitete, daß er sich kaum Zeit zum Essen nahm*), begannen bereits in der Waadt die Feindseligkeiten. Der Herr des Waadtlandes nämlich, Graf Jakob von Romont, der in burgundischen Diensten stand, hatte sich Gewalttätigkeiten gegen die eidgenössischen Besatzungen in Orbe und Grandson erlaubt, welche die Schweizer rächen wollten. 6000 Berner unter Petermann von Wabern eroberten im Oktober 16 Städte und 43 Schlösser, darunter Murten, Stäffis, Romont und Moudon, die damalige Hauptstadt der Waadt. Lausanne bot seine Unterwerfung an, und Genf kaufte sich mit einer großen Summe Geldes von der Plünderung los. Um dieselbe Zeit hatten die Walliser einen von der Herzogin von Savoyen gegen die Schweiz angeordneten Einfall von 12 000 Mann zurückgewiesen. Der entscheidende Schlag in diesem Kampfe geschah

*) Bericht des Mailändischen Botschafters Panicharola an seinen Herrn bei Rodt a. a. O.

bei Sitten, und infolge desſelben wurde die Strecke Landes zwiſchen dem Genfer See und den penniniſchen und Walliſer Alpen, von den Walliſern eingenommen. Einen Überfall von Ifferten, den der Graf von Romont verſuchte, wies die eidgenöſſiſche Beſatzung nach hartem Kampfe ab. — So waren denn überall die vorbereitenden Kriegsbegebenheiten zum Heile der Verbündeten ausgeſchlagen, und ſie vermochten den bevorſtehenden Hauptſchlägen mit einer gewiſſen ernſten Freudigkeit entgegenzuſehen.

Inzwiſchen waren Karls Kriegsrüſtungen beendet, und er hielt bei der herbſten Winterkälte eine Heerſchau in der Meurthe-Ebene von Nancy. Es waren 30 000 Mann, von denen jedoch nur ein Teil, nämlich 2 300 Lanzen mit 10 000 Bogenſchützen zum Zuge gegen die Elſäſſer und Schweizer, die übrigen dagegen zur Beſetzung Lothringens und der Beobachtung Frankreichs beſtimmt waren. Die Operationsarmee ſollte durch Zuzüge aus Hochburgund, Mailand und Savoyen verſtärkt werden.

Von den beiden Wegen, welche ihn in die Schweiz führen konnten, den durch das Elſaß und den durch Hochburgund, wählte der Herzog nämlich den letzteren. Vorwiegend mochten dabei politiſche Gründe leitend ſein; möglichſt geringe Berührung mit den unbeteiligten Ständen des Deutſchen Reichs, möglichſt baldiger Schutz ſeiner ſo hart heimgeſuchten hochburgundiſchen Lande und derer ſeiner ſavoyiſchen Verbündeten. Aber auch ſtrategiſche Gründe ſprachen trotz des Umweges für die ſüdliche Anmarſchlinie. Denn die elſäſſiſchen Plätze, deren man ſich andernfalls doch zuerſt verſichert gehabt hätte, waren in trefflichem Verteidigungszuſtande; ferner wäre es notwendig geweſen, den Marſch durch die Engtäler und Päſſe des nördlichen Jura im Rücken durch die Einnahme von Baſel zu decken, die vorausſichtlich eine längere Belagerung notwendig gemacht hätte. Im Süden lag dagegen die burgundiſche Grenze im Jura ſelbſt, und man beſaß in Pontarlier und Nozeroy gute Stützpunkte.

Am 14. Januar 1476 brach Karl, nachdem er seinen Anführern eine feurige Anrede gehalten, von Nancy auf und setzte sich gegen den Doubs in Bewegung. Er marschierte in zwei Kolonnen, deren eine das zahlreiche, wohlgeordnete Geschütz bildete, welches zum Teil von den Niederlanden herbeigeführt, zum Teil in Nancy vorgefunden und in übermäßiger Zahl vorhanden war. Es sollen allein 160 Kanonen dabei gewesen sein, welche 48 Pfund schossen. Ein ungeheurer Troß von Weibern, Marketendern, Krämern, samt unermeßlichem Gepäck von nie erhörter Pracht und Herrlichkeit folgte dem Heere; der Herzog nahm alle Kostbarkeiten seines Hoflagers: alles Silbergeschirr, alle Glanzstücke des Schatzes mit, um den fremden Gesandten zu imponieren.*)

Am 22. Januar, als das Heer bei Besançon anlangte, stieß Friedrich von Tarent, König Ferdinand von Neapels Sohn, mit bedeutender Macht zu Karl, der auch diesem Prinzen Aussicht auf die Hand seiner Erbtochter gemacht, obgleich er dieselbe doch bereits an Max von Österreich versprochen.

Am 4. Februar traf die Vorhut der Burgunder bei Pontarlier ein, von wo sie gegen Neuenburg vordringen wollte. Durch den hartnäckigen Widerstand der Berner, unter Heinrich Matter bei Les Verrières und dem Bayardsturm sah sie sich jedoch genötigt, umzukehren und durch den offenen Paß von Jougnes einzudringen. Bei Lignerolles wurde Halt gemacht, bis das Hauptkorps durch den Jura debouchiert hatte, wozu 12 Tage erforderlich waren. Zum Teil erst nach Durchschreitung des Gebirges schlossen sich die Milizen aus Hochburgund, die Waadtländer unter dem Grafen Romont, sowie die savoyischen und mailändischen Hilfstruppen dem Heere an. Gewöhnlich wird

*) Son artillerie estoit très-grande, et estoit un grande pompe en cet ost, pour se montrer à ses ambassadeurs, qui venoient d'Italie et d'Allemagne; et avoit toutes ses meilleurs bagues et sa vaiselle beaucoup et largement autres paremens; et avoit de grosses fantasies en sa teste. (Comines.)

Karls Armee als ganz vortrefflich bezeichnet; dies kann jedoch wohl nur in bezug auf die äußere Erscheinung und das ritterliche Gepränge als richtig gelten. Denn namentlich die nationale Mischung muß für einen großen Übelstand erklärt werden, da sie in einzelnen Teilen der Armee Gegensätze hervorrief, welche sich bis zu leidenschaftlichem Hasse steigerten. Zumal die Lombarden waren, wie die große belgische Chronik berichtet, amicis et inimicis detestandi. Aber obgleich jedermann den Herzog von Burgund vor diesen Leuten warnte, so schenkte er doch gerade ihnen sein vorzüglichstes Vertrauen.

Die Absicht Karls des Kühnen war, zuerst Yverdon und Grandson einzunehmen und dann auf dem linken Ufer des Neuenburger Sees „in voller Schlachtordnung, wie er das in Feindesland zu tun pflege, nordwärts vorzurücken und sein Unternehmen bis dahin auszudehnen, als es überhaupt Feindesland zu erobern geben werde".*) Yverdon räumten die Eidgenossen freiwillig; Grandson beschloß sie zu halten. — Am 18. Februar erschien Karl vor dieser Stadt.**)

Grandson oder Granſee, ein kleiner finsterer Ort, am westlichen Ufer des Neuenburger Sees gelegen, war einst der Sitz mächtiger Freiherren gewesen, deren Wahlspruch „Petite cloche à grand son" lautete.***) Nach ihrem Aussterben war

*) v Rodt a. a. O.

**) Eine Zusammenstellung der Hauptquellen über die Schlacht bei Grandson findet sich in Frédéric Du Bois: La bataille de Granson (Mitteilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich). Mit zwei Plänen und einer Ansicht. Die dort reproduzierten Quellen sind: Die deutschen Chroniken von Diebold Schilling und Petermann Etterlin, die französischen Chroniken von David Baillot und eines Anonymus, des neufchateller Historikers Hugues de Pierre und endlich die Angaben Philippes de Commines. — Mit dem aus diesen Quellen geschöpften „Précis de la bataille" konnte unsere Darstellung jedoch nicht immer übereinstimmen.

***) Das in diesem Wahlspruch durchklingende Wortspiel läßt sich deutsch nicht gut wiedergeben; denn er bedeutet sowohl „kleine Glocke mit großem Schall" als „das Glöcklein schallt zu Grandson". — Vergl. Vuillemin: Der Kanton Waat, historisch-geographisch-statistisch geschildert von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Deutsch von Wehrli-Boisot. St. Gallen. 1849.

Grandſon unter ſavoyiſcher Lehnsherrlichkeit an das Haus Oranien-Chalons gekommen, deſſen glänzender Vertreter, Graf Ludwig von Chateau-Guyon, ſich im Heere Karls des Kühnen befand. — Grandſon ſperrte die Straße, welche Karl zu nehmen gedachte, vollkommen. Die Hauptverteidigung des Platzes beſtand in einem Schloſſe von vier Türmen und einer äußeren Twingmauer.*) Die Beſatzung zählte 500 Mann. Karl lagerte ſich in einem großen Halbmond um die Stadt, die Flügel an den Chamblonberg und den Arnonbach lehnend. Der Neuenburger See und Granſee ſelbſt blieben ihm vor der Front. Alle Furten durch den Arnon wurden ſorgfältig bewacht oder ungangbar gemacht, und auf dem Wege nach Neufchâtel nahm Kavallerie Stellung, um beim etwaigen Anrücken des Feindes das Heer gegen Überraſchung zu ſchützen. Das eigentliche Lager wurde mit der Wagenburg umſchloſſen und bot mit ſeinen langen Zelt- und Hüttengaſſen, ſeinen Krambuden, Wirtſchaften und Marketendern den Anblick einer anſehnlichen Stadt dar, in welcher mehr als zweitauſend Dirnen nicht wenig zum Jubelleben der ausgelaſſenen Soldateska beitrugen. Dennoch ſträubte ſich anfangs die Mannſchaft, bei der harten Witterung das Lager zu beziehen, anſtatt der warmen Quartiere in den umliegenden Dörfern, und nur wiederholte Drohungen des Herzogs ſetzten ſeinen Willen durch.**)

Gleich nach Berennung Grandſons ließ Karl durch abgeſeſſene Gendarmes Sturm laufen; aber dieſer Angriff ward abgewieſen; erſt am 21. Februar gelangte man in Beſitz der Stadt, und die Beſatzung ſchlug ſich teils mit großem Verluſte durch, teils zog ſie ſich in das Schloß zurück, welches nun in der heftigſten Weiſe aus mehr als 100 Stücken beſchoſſen

---

*) Das Schloß iſt ſeit den vierziger Jahren unſeres Jahrhunderts, nachdem es eine Zeit lang als Tabaksfabrik gedient, im Beſitz der Familie Perret, welche für die Erhaltung dieſes vaterländiſchen Denkmals ſorgt.

**) Panicharola bei v. Rodt.

wurde.*) Bald sah es böse in der Feste aus; dem ersten Büchsenmeister nahm eine Kugel den Kopf; der Zufall verursachte eine Pulverexplosion; der Anführer, Georg von Stein, erkrankte; der Versuch einer Verproviantierung durch bernerische Schiffe mißlang, und binnen kurzem begann den Verteidigern auch der Mundvorrat zu schwinden, und sehnsüchtig blickten sie nach Entsatz aus.

An Mahnungen zur Aufstellung eines tüchtigen Heeres gegen Burgund hatte es das zunächst bedrohte Bern nicht fehlen lassen. Durch Basel und Straßburg war der niedere Bund im Elsaß und das mächtige Frankfurt a. M. aufgerufen worden; ja, bis nach Franken hinein an das altbefreundete Nürnberg hatte sich Bern um Hilfe gewandt und darauf hingewiesen, wie es doch nur deshalb in diesen Krieg geraten sei, weil der Kaiser die Eidgenossen nicht eingeschlossen habe in seinen Separatfrieden mit Burgund. Doch je weiter entfernt von der Gefahr, desto weniger Neigung zur Hilfereichung zeigte sich; auch die vorderösterreichischen Stände zeigten sich säumig, sodaß sie zur Schlacht zu spät kamen; die schwäbischen Städte sandten ausweichende Antworten, und dies Verhalten der deutschen Reichsstände ward abermals eine Ursache für weitere Entfremdung der Eidgenossenschaft vom Reich. Denn wem man zuruft: „Hilf dir selbst!" der wird auch, wenn er sich wirklich selbst geholfen hat, selbstherrlich sein wollen.

Am 10. Februar hatte Bern seinen Auszug aufgeboten, dessen Oberbefehl wieder der Schultheiß, Ritter von Scharnachthal, übernahm. Als Mithauptmann trat Hans von Hallwyl ihm zur Seite. Am 18. Februar, also an demselben Tage, an welchem Grandson zum erstenmal angegriffen wurde, versammelte sich die Tagsatzung zu Luzern; aber wenn man sich auch allgemein für Entsatz von Grandson entschied, so fehlte es doch sogar jetzt, da der Feind doch schon im Lande stand, nicht an

*) Chronique anonyme.

mancherlei Kleinigkeitskram und partikularistischem Egoismus, und die Folge davon war, daß am 28. Februar Grandson fiel, bevor ihm Hilfe kommen konnte. Schuld daran war allerdings auch die unsichere Haltung des kranken Kommandanten und die mangelhafte Zucht der Knechte, welche sich nicht scheuten, die burgundischen Lagerdirnen in das Schloß einzulassen. So kam es zur Kapitulation, bei welcher die Schweizer dem Unterhändler, einem burgundischen Edelmanne, 100 Gulden gaben, wofür er ihnen im Namen des Herzogs freies Geleit zusicherte, ein Verhalten, das der alten Schweizersitte wenig entsprach. Unter allen Umständen empörend bleibt aber trotzdem das Verhalten Karls des Kühnen, der, nachdem er durch die Versprechungen eines seiner Hofkavaliere gebunden war, die Besatzung gnädig zu behandeln, doch den gesamten Rest derselben, 412 Mann, aufknüpfen, oder an langen Seilen durch den See zu Tode schwemmen ließ*) — eine Untat, welche sich schwer rächen sollte.

Der Herzog hatte sich während der Belagerung in seinem Lager völlig eingerichtet. Die Front desselben lehnte sich links an den Mont Thevenon, rechts an den See und war durch tiefe Gräben sturmfrei gemacht. Fünfzig der größten Karthaunen verteidigten diese Front; die mit leichterem Geschütz versehene Wagenburg diente dem ganzen Lager als Reduit.**)

Ende Februar war endlich ein eidgenössisches Heer von 18 000 Mann, wobei auch Zuzüge des niedern Bundes, namentlich 400 Straßburger Reiter und 12 Büchsen, bei Neuenburg versammelt, und obgleich durch den Fall Grandsons die nächste und unmittelbarste Veranlassung des beabsichtigten Kriegszuges erledigt war, so beschlossen die Eidgenossen doch, auf Berns Mahnung, beisammen zu bleiben, den Burgunder anzugreifen und den Tod der Ihren zu rächen. Es war ein kühnes Unternehmen; denn sie mußten erwarten, den Herzog in

*) Panicharola bei v. Rodt u. Chronique anonyme.

**) Chroniken von Diebold Schilling und Petermann Etterlin.

ſeinem befeſtigten Lager zu finden. Der Weg, den ſie zurückzulegen hatten, lief während fünf Stunden durch unaufhörliche und ziemlich unwegſame Defiléen. Namentlich bei dem Schloſſe Vauxmarcus und bei dem Karthäuſerkloſter La Lance*) ſpringen Berge unmittelbar an den See vor, und treten erſt etwa eine halbe Meile vom burgundiſchen Lager weiter zurück. Hier bildet ſich eine kleine Ebene, die nach dem Feinde zu durch einen tiefeingeſchnittenen Zufluß des Arnon und dann durch dieſen Fluß ſelbſt durchzogen iſt: Ravins, welche die Vorteile von Karls Stellung noch erhöhten. Es kam alſo darauf an, in Gegenwart eines überlegenen Feindes ſich aus einem Engpaß herauszuwinden und einer ſtarken Kavallerie gegenüber ein ihr nicht ganz ungünſtiges Terrain zu durchſchreiten, um endlich eine mit 50 ſchweren Geſchützen beſetzte Verſchanzung zu ſtürmen.**)

Karl war nämlich inzwiſchen nordwärts rekognoszierend bis Vauxmarcus vorgegangen. Die ſchwache Beſatzung des dortigen talſperrenden Schlößchens, welche Jean de Neuchâtel befehligte, hatte kapituliert, und der Herzog hatte den Platz mit 4 bis 5 Hundert Mann ſeiner Leibgarde beſetzt. Als die Verbündeten dies durch die entlaſſene Beſatzung erfuhren, ſchlug der Luzerner Hauptmann Haßfurter vor, man ſolle am nächſten Tage bis Vauxmarcus vorgehen und dies angreifen; dadurch werde man aller Wahrſcheinlichkeit nach Karl bewegen, das Lager zu verlaſſen und ſich ſo ſeines Vorteils zu begeben, um das Detachement ſeiner Garde zu entſetzen. Der Vorſchlag wurde angenommen***); er war wohl erſonnen; doch noch bevor er zur

---

*) Das Kloſter La Lance-Chartreuſe war von den Grandſons geſtiftet und bewahrte als Heiligtum ein Stück von dem Schafte der Lanze des heiligen Moriz. Dieſe heilige Lanze war aber nichts als der handgreifliche Ausdruck eines ſprachlichen Mißverſtändniſſes; „Lance“ heißt nämlich im romaniſchen Dialekt der Waadt ſoviel wie „Talſchlucht“ oder „Engpaß“.

**) v. Brandt a. a. O.

***) Schilling und Etterlin, ſowie Freiburger Chronik bei Rodt.

Ausführung kam, verließ Herzog Karl bereits sein festes Lager, ohne irgend eine erkennbare Nötigung, ganz von selbst.

Nachdem der Herzog nämlich erfahren, daß die Eidgenossen bei Neuchâtel ihr Heer sammelten, hatte er mit den Seinen Rats gepflogen, ob die Unterwerfung der Schweiz leichter durch Verheerung des offenen Landes oder durch Zerstörung von Bern und Freiburg zu erlangen sei, und hatte sich endlich für das Letztere entschieden. Er gedachte über Neuchâtel und Aarberg auf Bern zu marschieren, und dabei erschien dann eine Hauptschlacht unvermeidlich. Vergeblich hatten einige der kundigsten und erfahrensten Kriegsobersten dem Herzog von einem Vormarsche abgeraten, der ihn möglicherweise mit seinem schwer gerüsteten, wenig beweglichen Heere im Defilée in die Schlacht verwickelte. Man hatte ihn an Morgarten erinnert und darauf hingewiesen, daß die Schweizer zu arm seien, um lange beisammen bleiben zu können, daß sie deshalb, wenn er nicht vorginge, gezwungen wären, ihn in seiner formidabeln Position anzugreifen — „cols de son artillerie et partie d'un lac, et n'y avoit nulle apparence, qu ils lui eussent sceu porter dommage.“*) Im höchsten Unwillen hatte Karl diesen vorsichtigen Rat verworfen und seinen festen Entschluß erklärt, durch das Neuenburgische nach Bern vorzudringen; wann und wo die Schweizer ihm entgegentreten wollten, das sei ihre Sache. Übrigens werde er am 2. März selbst nur bis Vauxmarcus vorgehen, ja das Heer nicht einmal so weit; vielmehr solle für dies auf einer Hügelebene noch diesseits des Engpasses ein Lager abgesteckt werden. Was Karl sich dabei dachte, so nah am Feinde ein wohlbefestigtes Lager aufzugeben und ein neues unbefestigtes, kaum eine Meile weit vorwärts gelegenes zu beziehen, das ist allerdings unerfindlich.**)

*) Ph. de Comines.

**) Die Insinuation du Bois', daß es den Burgundern bei Grandson an Lebensmitteln gefehlt habe, wird durch keinen Chronisten bestätigt, und was sollte dem gegenüber auch ein Weitermarsch von einer Meile nützen? David

So ſetzten ſich alſo am Morgen des 2. März beide Heere in Bewegung. Auf dem rechten Flügel der Verbündeten marſchierte die Vorhut, 3000 Mann Schwyzer unter Rudolf Reding, ſowie Thurner und Luzerner, ſämtlich unter dem Hauptmann Kätzy. Sie verfolgten durch tiefen Schnee den Bergweg, der über Freſens und Vernea nach Conciſe führt. Links der Vorhut bewegte ſich auf der Hauptſtraße am See auf dem durch Schlackwetter aufgeweichten Wege der Gewalthaufe unter Scharnachthal. Es waren 10000 Berner nebſt ihren Zugewandten. Ihnen folgte die 4000 Mann ſtarke Nachhut, worunter 1700 Züricher. Da die Talſperre, das Schloß Vauxmarcus, in burgundiſchen Händen war, ſo fiel dem Gewalthaufen die Aufgabe zu, dies Schloß anzugreifen und dadurch Karl den Kühnen — wie man hoffte — zum Verlaſſen ſeines befeſtigten Lagers zu verleiten.

Als der Vortrab der Avantgarde über Verena hinausgekommen war, bemerkte er auf der Höhe zwiſchen Conciſe und La Lance Chartreuse die burgundiſchen Quartiermeiſter, welche unter George von Rozimboz, einem Kandidaten der Ritterſchaft, den Eingang des Defilé es von La Lance Chartreuse beſetzten*) und zum Teile beſchäftigt waren, das neue Lager abzuſtecken.**) Man gab Feuer auf ſie und meldete an Hauptmann Kätzy, der nun auch bis Vernea vorging.

Baillot ſagt allerdings „Le duc fit crier à son de trompe . . . . , pour tirer droit à Neufchatel, a une ville appartenant au marquis de Rotthelin, pour icelle ville prendre, sans tuer personne et n'ij faire aucun mal sinon prendre des vivres pour la ditte armée“ — aber in dieſer ganz regelmäßigen Marſchmaßregel liegt gar nichts, was auf Lebensmittelmangel im Lager bei Grandſon ſchließen ließe.

*) Comines.

**) Du Bois ſagt: „à son grand étonnemant elle (die Avantgarde der Schweizer) aperçoit l'avantgarde ennemie qui arrivait déjà de ce côté pour rejoindre les archers, que George Rozimboz avait porté comme vigie sur la hauteur qui domine la chateau de Vauxmarcus y faisant élever à la hâte une redoute en terre que la tradition attribue encore aux Bourguignons.“ Die Lage dieſer Redoute, von welcher du Bois eine genaue Zeichnung gibt, deutet allerdings darauf hin, daß es ſich bei ihrer Anlage um eine Sperrung der über Vernea führenden via detra

Das Heer Karls des Kühnen hatte sich inzwischen ebenfalls in Marsch gesetzt. Es war etwa 50,000 Mann stark, wobei 10 bis 15,000 Neapolitaner, 5000 Mailänder und 5000 Savoyarden. Der Rest bestand aus Burgundern, Pikarden und andern dem Herzog unmittelbar untergebenen Völkern. Die Artillerie soll 500 wohlbespannte Stücke gezählt haben.*) Diese Armee war gewohntermaßen in 3 Bataillen geteilt, welche einander folgten und deren jede aus allen drei Waffen zusammengesetzt war. An der Spitze der ersten Bataille stand reglementsmäßig der Marschall von Burgund, Anton der große Bastard. Unter ihm befehligte Balduin, der jüngere Bastard, und Ludwig von Chalons, Herr von Chateau-Guyon, ein Sohn des Prinzen von Oranien. Diese 1. Bataille bestand aus dem Kern des Heeres, nämlich den meisten Ordonnanzkompagnien. Das Mitteltreffen, unter Karls eigener Führung, sollten nebst den Rest der Ordonnanz-Kompagnie und der Leibgarde die italienischen Truppen bilden, denen der Herzog besonderes Vertrauen schenkte; der Rest, niederburgundische Truppen unter Johann von Cleve und Friedrich von Egmond, formierte die dritte Bataille.**)

Sobald Karl vernommen, daß die Quartiermeister angegriffen seien, befahl er sofort halt zu machen***) und eilte mit seiner Garde zur Avantgarde vor. Dort angekommen ließ er

---

handelte. Ihr bedeutender Umfang macht für jene Anlage aber die Annahme einer nicht ganz geringen Herstellungsfrist nötig und läßt es nicht wahrscheinlich werden, daß hier nur einige Schützen standen, wenn man burgundischerseits einmal die Wichtigkeit der Position erkannt hatte. Da nun überdies eine sorgfältige Prüfung der Quellen von einem Kampf an dieser Stelle, von einem Sturm auf die Schanze, meiner Ansicht nach, gar nichts erkennen läßt, so möchte ich glauben, daß jene Schanze nicht den Tagen der Schlacht von Grandson angehört, wenn sie auch sonst aus den Burgunderzeiten stammen mag, oder daß dieselbe während der Belagerung von Grandson angelegt und besetzt gewesen, bei dem beschlossenen und begonnenen Weitervormarsch aber wieder geräumt worden war.

*) Chronique anonyme.

**) Diese Angaben nach Johannes von Müller.

***) Schilling.

die Bogenschützen mehrerer Ordonnanzkompagnien absitzen, um die Höhe bei Vernea zu ersteigen und den Vortrab Kätzys zu vertreiben. Kätzy, der jetzt erkannte, daß es sich um die Hauptschlacht handeln werde, sandte Boten an Scharnachthal und forderte ihn auf, schnell zu seiner Unterstützung herbeizumarschieren. Sei dies wegen des Schlosses Vauxmarcus auf der Straße am See nicht möglich, so möge er ebenfalls über Vernea vorrücken; denn der Herzog habe sein Lager bereits verlassen, und so sei keine Zeit zu verlieren. Als Scharnachthal diese Meldung empfing, war eben ein Angriff der Spitze des Gewalthaufens gegen Schloß Vauxmarcus mißglückt, wie das bei dem Mangel an jeglichem Belagerungsgerät sehr natürlich war.*) Der Heerführer sah sofort ein, daß Gefahr im Verzuge sei; er nahm vom Ende der Marschkolonne alles zusammen, was sich im Augenblick sammeln ließ, und folgte mit 4000 bis 5000 Mann der bisherigen Avantgarde auf dem engen, schwierigen, schneebedeckten Bergwege durch Wald und Gestrüpp. Der energischen Kraft der tüchtigen Mannschaft gelang es, den Weg so schnell zurückzulegen, daß sie sich mit Kätzy vereinigen konnte, bevor noch das Gefecht größeren Umfang angenommen hatte.**) Man war nun bei Vernea etwa 8000 Mann stark und formierte diese ganze Masse, mit Ausnahme von 300 Büchsenschützen, in einem großen gevierten Haufen. Rechts desselben hängten sich die Schützen in einer Plänklerkette an; auf beiden Flügeln des Haufens wurden die wenigen Geschütze genommen, welche es gelungen war mit über den Berg zu bringen. In dieser Schlachtordnung stiegen Scharnachthal und Kätzy mit der Richtung auf Corcelles talab; denn obgleich die Vorsicht geraten hätte, mit dem Angriff auf den übermächtigen Feind zu warten, bis die übrigen Eidgenossen im Tale auf gleicher Höhe angelangt oder über den Berg nachgezogen wären, so erwies

*) Chronique de David Baillot.

**) Diese Darstellung folgt der Auffassung Rüstows in dessen „Geschichte der Infanterie."

ſich doch der Rachedurſt, namentlich der berniſchen Mannſchaft, ſo groß, daß die Führer ſie nicht zu halten vermochten. „Vorwärts!“ erſcholl es durch die Reihen, und da die Venner ſahen, daß es Ernſt gelte, ſtiegen ſie von ihren Roſſen und ſchritten durch die kahlen Reben bergab „ohne alle Furcht noch hinter ſich ſehen.“*)

Vor Corcelles hatte inzwiſchen die burgundiſche Avantgarde Stellung genommen: das ſchwache Fußvolk und die abgeſeſſenen Bogenſchützen im Zentrum, vor dieſem die Artillerie, rechts und links die Reiterei der Ordonnanzkompagnien. Als Herzog Karl der Schweizer anſichtig wurde und bemerkte, wie ſich dieſelben aufs Kniee ſenkten und mit ausgeſtreckten Armen Gott um Beiſtand anflehten, brach er in den Ruf aus: „Par St. George! ces canailles crient merci! Gens du canon, feu sur ces vilains!“**) Und gleich die erſte burgundiſche Kugel warf zehn Schweizer nieder. Aber auch die Feldſchlangen der Berner taten ihre Wirkung, und unter dem Schutze derſelben faßten die Eidgenoſſen feſten Fuß in der Ebene. Der ſchweizeriſche Haufe ſtellte ſich ſo auf, daß er „den Berg zum Vorteil nahm“, d. h. daß er ſich mit dem rechten Flügel an die Höhe lehnte. Zur Bedeckung der Flügel wurden die Freiknechte, das leichte Fußvolk unter Schwarzmauer von Zürich und Mültinee von Bern rechts und links etwas vorgezogen. Einen Ernſt gebietenden Anblick bot das eiſerne Viereck dar. „Dicht aufgeſchloſſen, mit langen Spießen, Bruſtharniſch und Sturmhaube gewaffnet, ſtanden die Mannen da; aus der Mitte ragte eine gewaltige Standarte, von mehr als 30 Bannern und Fähnlein umflattert, und vor dem Haufen hielt ein Mann zu Roß mit langem Bart und weitem Rock; befehlend umritt er den Haufen“,***) wahrſcheinlich Kätzy oder Scharnachthal.

Nachdem das Artilleriefeuer einige Zeit gewährt, befahl

*) Freiburger Chronik bei von Rodt.

**) Chron. du Chan de N. L. Ebenſo Schilling und Baillot.

***) Panicharola bei Rodt.

Karl der Reiterei vorzurücken und dem Feinde in die Flanke zu fallen. Graf Chateau-Guyon, welcher die Lanzen des linken Flügels führte, griff die schweizerischen Büchsenschützen an und trieb sie unter dem Schutze ihres Banners zurück; Karl selbst ritt mit der Reiterei des rechten Flügels, welche keilförmig formiert war, gegen die linke des Gewalthaufens an. „Il saisit son étendart d'une main et couche sa lance en arrêt contre ses ennemis, ce qui était une horrible marque de son courage" sagt Baillot. „Grüselich" war sein Einrennen, „doch in gar wohlgemachter Schickung, unerschrocken und begierigen Herzens" wehrten die Schweizer mit vorgehaltenen Spießen den Angriff ab. Nicht besser glückte ein Versuch Chateau-Guyons, den gevierten Haufen in seiner rechten Flanke zu umgehen; dieser verlegte ihm durch eine rasche Bewegung nach rechts den Weg und empfing auch ihn wieder mit voller wehrhafter Front. Eine glänzende Rittergestalt sprengte der Graf, die eigene Wappenfahne in der Faust, mit verhängtem Zügel heran; muterfüllt folgten ihm seine Gendarmen „als wenn sie die Banner mit Gewalt wollten haben genommen; denn sie kamen auch gar nahe dazu; da waren aber wieder die langen Spieße um die Banner gestellt; gar mannlich stieß man sie ihnen in die Nasen, so daß sie bald sich kehrten und von dannen rannten."*) Dem Grafen persönlich gelang es indessen, mit aller Wucht seines gepanzerten Hengstes einzudringen; zweimal griff er nach dem Landesbanner von Schwyz; dann sank er von einer Halblanze getroffen tot zusammen.

Ungeachtet der errungenen Vorteile begann nun aber die Lage des vereinzelten Schweizerhaufens kritisch zu werden. Einbuße hatte der Feind doch noch wenig erlitten; die Reiterangriffe konnten in jedem Augenblicke wiederholt werden, und die zweite und dritte Bataille der Burgunder waren noch gar nicht ins Gefecht gekommen. Andrerseits hatte der Herzog Karl sich

*) Schilling.

davon überzeugt, daß das ansteigende Terrain den Attacken seiner Gendarmerie ungünstig sei, und da er gerade auf ihre Leistungen den höchsten Wert legte, so beschloß er, derselben ein besseres Kampfterrain zu verschaffen, indem er auf die Hochebene von Corcelles zurückging; er hoffte, daß die Schweizer dann nachfolgen würden.

In seiner Ausführung hatte dieser Plan jedoch ganz unvorhergesehene Folgen. Die burgundische Infanterie der Avantgarde hatte bisher dem Kampfe der Reiterei untätig zugesehen; die Artillerie war seit dem Beginn der Kavallerie-Attacken nicht mehr in der Lage, feuern zu können. Als jetzt diese beiden Waffen den auf Befehl des Herzogs stattfindenden Rückzug der Gendarmerie erblickten, mißverstanden sie die Bewegung vollkommen; sie glaubten das ganze Gefecht aufgegeben, und von panischem Schrecken ergriffen machten sie kehrt und warfen sich fliehend auf das nachfolgende Mitteltreffen. Dies wähnte natürlich die Avantgarde geschlagen; die Panik ergriff auch sie: Anführer und Mannschaft, Reiterei und Fußvolk, Artillerie und Fuhrwesen warfen sich in die Flucht und rissen sofort die dritte Bataille mit sich. „Faisans aucuns très-bien leur devoir“ meint Comines. Vergeblich suchte der herbeieilende Herzog die Scharen wieder zum stehen zu bringen; umsonst hieb er selbst mit dem Schwerte unter die Flüchtigen ein — unaufhaltsam eilten sie davon. „Salvasi chi poteva! Sauve qui peut!“ schallte es über das Feld*) und grimmig ritt Karl zur Gensdarmerie der Avantgarde zurück, um unter deren Schutz wenigstens seine Artillerie in Sicherheit zu bringen. Aber als er nun wieder bei Concise anlangte, mußte er sich überzeugen, daß er es bisher überhaupt nur mit einem Teile der eidgenössischen Macht zu tun gehabt; jetzt zeigten sich auf der Seestraße feindliche Schützenschwärme und bald auch einzelne geschlossene Banner. Denn der Hauptmasse des eidgenössischen Gewalthaufens unter

*) Panicharola.

Hans Waldmann und der gesamten Nachhut war es, als sie das Geschützfeuer vernahmen, klar geworden, wo die Entscheidung läge;*) sie hatten die Angriffe gegen Vaux-marcus aufgegeben, hatten sich Wege durch den Bergwald gebahnt, die es allerdings nur so geübten Bergsteigern wie sie waren, gestatteten, das Schloß zu umgehen, und als sich nun um drei Uhr nachmittags der Himmel aufklärte, erschienen sie auf den Höhen südlich La Lance.**) Hell blitzte die Sonne auf ihren Waffen; es „glitzerte wie ein Spiegel, dazu das Horn von Uri luyte und die Harsthörner von Luzern; es war ein solches Tosen, daß des Herzogen von Burgund Leute ein groß Graußen darob empfingen und traten hinter sich.“***) Sobald der Gevierthaufen Kätzys der heranrückenden Hilfe ansichtig ward, setzte er sich gegen die burgundische Kavallerie in Bewegung. Dreimal noch warf sich Karl mit dem Kern seiner Lanzen den anstürmenden Feinden entgegen, und tapfer stand ihm der ritterliche Prinz von Tarent mit den neapolitanischen Reisigen bei;†) das beständige Scheitern ihrer Angriffe entmutigte endlich die Kavallerie, die nun eiligst den Rückzug antrat. Der Versuch des Herzogs, sich noch einmal am Arnonfluß zu setzen, mußte unter solchen Umständen scheitern. An der Brücke über diesen Fluß floß das meiste Blut. Sieger und Besiegte, jeder wollte zuerst hinüber.††) Die Burgunder flohen teils nach Bonvillars, Champagne und St. Maurice, indem sie St. Croix (westl.) zu erreichen suchten, teils in der Richtung auf Montagny. Das burgundische Heer schwand hin wie der Rauch vor dem Nordwind.†††)

Die Verfolgung der Eidgenossen war nicht sehr ausgiebig. Das burgundische Fußvolk hatte durch seine Flucht wenigstens

*) Etterlin's Chronik.

**) Diebold Schilling.

***) Etterlin.

†) Panichurola.

††) Baillot und Wurstisen.

†††) „Ces pauvres Bourguignons semblent fumée espandue par vent de brise“ (Chronique de Hugues de Pierre).

eine Stunde Vorsprung, und der beste Teil der bündischen Reiterei, die Straßburger, war infolge einer ungeschickten Dislozierung noch nicht zur Stelle. Daher blieb denn auch der Mannschaftsverlust der Burgunder und die Zahl der Gefangenen nur gering. Unermeßlich war dagegen die Beute. Denn der Reichtum und die üppige Pracht der burgundischen Feldausrüstung übersteigt jeden Begriff. Der reiche Fugger hatte recht, als er in bezug auf Grandson sagte: „Nicht der schöne Ärmel, sondern der starke Arm schlägt den Feind!“ — Louis XI. konnte sich nicht satt hören an den Schilderungen, mit welch dummem Staunen die wilden Bauern jene kostbaren „bagues“, alle die Schätze des herzoglichen Lagers begafft und verschleudert. Die Schweizer maßen das Geld in Hüten und hatten die barbarische Laune, die edelsten Stoffe zu zerschneiden, um sie unter sich zu teilen. Unglaublichen Wert hatten die Zieraten der fürstlichen Feldkapelle; doch noch reicher erschien das silberne Tafelgerät, das mehr als 4 Ztr. wog; Karls goldener Stuhl wurde allein auf 11000 Gulden geschätzt; sein goldenes Insiegel wog ein Pfund; sein Prachtschwert war mit den auserlesensten Steinen und 15 Riesenperlen besetzt; seine wunderbare Bibliothek hatte ihres Gleichen nicht; seinen juwelenbedeckten Hut kaufte später ein Fugger um 47000 Gulden, und europäische Berühmtheit erhielten die hier erbeuteten herrlichen Diamanten, an Größe und Reinheit damals einzig in Europa. Den schönsten von ihnen verkaufte ein Schweizer für einen Taler; zuletzt sind sie durch Kauf und Verkauf in die päpstliche und die französische Krone gekommen. Kostbar waren auch die Gobelins, mit denen die Zelte nicht nur des Herzogs, sondern auch sehr vieler anderer Herren innen bekleidet gewesen; fanden sich doch allein 400 Zelte mit Seidenausschlag vor, zu deren nächtlicher Beleuchtung schön gearbeitete Glaskugeln dienten. Und doch wurde alle diese Beute fast noch überboten durch diejenige an Waffen. Allein 419 Feuerschlünde wurden genommen, darunter auch Orgelgeschütze, Kunstwerke neuester Erfindung;

dazu kamen 1000 Pferde und 800 Wagen, 800 Hakenbüchsen, 300 Tonnen Pulver, 4000 große bleiausgegossene Streitkolben, wie sie die Bogenschützen zu brauchen pflegten, um den Pfeilverwundeten Eisenhut und Schädel zugleich zu zertrümmern — endlich 27 Banner und 600 Fähnlein,*) welche später in den bündischen Kirchen aufgehängt wurden. Auch ein Buch, „des burgundischen Heeres Ordnung" enthaltend, soll in die Hände der Sieger gefallen sein.

Die Freude an dieser ungeheuren Beute und die nicht geringe Schwierigkeit ihrer Verteilung trug übrigens nicht wenig dazu bei, daß die Eidgenossen ihren Sieg sehr mangelhaft ausbeuteten. Sie waren so unaufmerksam, daß ihnen sogar die burgundische Besatzung von Vaumarcus entrinnen konnte. Zu deren Heil! Denn vor Grandson fanden die Eidgenossen die Leichen ihrer Landsleute noch frisch an den Bäumen vor dem Schloß, zu 10 bis 20 am gleichen Ast; viele Bäume mit henkermäßiger Kunst gestützt; alle vollbehangen; hier Vater und Sohn, dort Brüder, Verwandte und Freunde beieinander — ein herzzerschneidender Anblick!**) Da bemächtigte sich des Volkes eine so unwiderstehliche Wut, daß es den Hauptleuten nicht möglich war, die gefangenen Burgunder zu schützen. Sie wurden fast alle hingemordet.

Nach dem Siege beschlossen die Eidgenossen, auf dem kürzesten Wege heimzukehren. Sie wollten sich ihres Triumphes und ihrer Beute freuen. Vergeblich versuchten die Berner die andern zu überreden, den ungeahnt großen Erfolg auszunutzen, womöglich zur Eroberung des ganzen Waatlandes — die Genossen marschierten, nachdem sie ehrenhalber drei Tage lang das Schlachtfeld gehütet und zwölf Anführer von Bern, Zürich und Basel, die sich am meisten hervorgetan, mit der Ritterwürde belohnt hatten, über Neuenburg nach Hause.

*) v. Rodt a. a. O.

**) Schilling.

III.

Der Murtenſtreit.

Niemand war mehr über den Ausgang des Feldzuges von Grandſon erfreut, als Louis XI. von Frankreich. Er beklagte einzig und allein, daß burgundiſcherſeits nicht mehr Menſchen umgekommen ſeien.*) Unter dem Vorwande einer Wallfahrt hatte er ſich nach Lyon begeben, um dem Kriegsſchauplatze näher zu ſein; jetzt ſäumte er nicht, die Früchte einzuheimſen, welche der Sieg ihm abwerfen mußte. Zu den Eidgenoſſen, die er zur Zeit der Not im Stiche gelaſſen, ſandte er Boten mit Glückwünſchen und Geſchenken, um ihre Stimmung wieder herzuſtellen; aber auch gegen Burgund nahm er eine wohlwollende Haltung an und verlängerte ihm den Waffenſtillſtand, natürlich zu dem Zwecke, damit Karl ja aufs neue gegen die Schweizer ziehen möge.

Der Herzog hatte in jäher Flucht noch am Schlachttage ſelbſt das Schloß Nozeroy in Hochburgund erreicht. Er war außer ſich über den erlittenen Verluſt und noch mehr über den Schimpf, ohne eigentliche Schlacht geſchlagen worden zu ſein. Sobald er ſich von der erſten Betäubung erholt, machte er in der Tat die größten Anſtrengungen, ſich zu einem neuen Feldzuge zu rüſten, um die Schmach im Blute der Feinde abzuwaſchen. Er ſchwor, ſich nicht eher den Bart wieder ſcheren zu laſſen, bevor er Rache genommen an den Schweizern. — Vor allem galt es, ein neues Heer zuſammenzubringen, da die geſchlagene Armee, trotzdem ſie ſo wenig verloren, nach allen Richtungen der Windroſe auseinandergelaufen war. Überallhin ergingen Karls Befehle und Bitten: die Flüchtigen aufzuhalten und ihm zuzuſenden, die in Lothringen zurückgebliebenen Korps nach Hochburgund zu dirigieren, ihn mit neuen Hilfstruppen aus Savoyen und der Lombardei zu unterſtützen. Zur Be-

*) „En eu très grande joye et ne lui déplaisoit que du petit nombre de gens qui avoient esté perdus.“ Comines.

schaffung neuen Geschützes mußte in der Frei-Grafschaft jeder Hausvater von allem ehernen und eisernen Geschirr seiner Haushaltung die Hälfte an die fürstlichen Gießereien abliefern, in denen Tag und Nacht gearbeitet wurde. Seinen Freunden stellte Karl die erlittene Schlappe als ein bloßes Scharmützel dar; leid sei es ihm nur, daß es zu keinem Hauptschlage gekommen, in welchem ihm der Sieg nicht hätte entgehen können.*)

Schon am 9. März hatte der Herzog wieder so viel Truppen beisammen, daß er durch den von den Eidgenossen törichterweise offen gelassenen Paß von Joigne nach Lausanne am Genfer See vorrücken konnte. Er wählte diesen Standort nicht sowohl aus militärischen als aus politischen Gründen, um seinen Verbündeten, dem Herzoge von Mailand und der Herzogin von Savoyen, nahe zu sein, sie an Verhandlungen mit Frankreich und der Schweiz zu hindern und ihre Truppen leicht an sich ziehen zu können. Doch war die Lage militärisch genommen nicht minder günstig, wenn man ihn nämlich unbehelligt ließ, bis er wieder ganz gerüstet war; denn dann stand er beim Feldzugsbeginn, ohne einen Paß überwinden zu müssen, nur 9 Meilen von Freiburg, nur 15 von Bern. Am 15. März bezog er ein Lager oberhalb von Lausanne auf der Hochfläche des Plan du Loup, abermals in heftigem Streit mit seinen Unterführern, namentlich den Italienern, die sich diesmal um so weniger entschließen mochten, die Kantonnements mit dem Lager zu vertauschen, als jetzt arger Mangel an Zelten war. Es herrschte überhaupt große Unzufriedenheit mit dem Herzoge, und nicht der eigenen Unzuverlässigkeit, sondern seinem Eigensinne schrieben die Truppen den Schimpf von Grandson zu. Es habe damals keine Ordnung geherrscht; die Mannschaft sei mißvergnügt gewesen, weil man sie monatelang ohne Sold gelassen und sie gezwungen habe, bei der schlimmsten Witterung im Freien zu lagern; und nun schicke der Herzog sie

*) Panicharola.

aufs neue trotz ihrer Entblößung ohne Zelte ins Lager. — Ähnlich urteilten auch die fremden Gesandten. Der neapolitanische Botschafter Palombaro schrieb an seinen Herrn: „Karl ist ein Mensch, der stets nur seinem eigenen Kopfe, keinem Rate irgend eines andern folgen will. Wie ein Verzweifelter hat er sich wieder ins freie Feld gelegt und will, daß alle Leute ihm dahin folgen. Dennoch kann er niemanden dazu bringen; er bleibt allein, wiewohl er den ganzen Tag befiehlt, daß das Volk herkomme; es wird ihm nicht gehorcht. . . . Wenn jene Deutschen ihren Sieg verfolgt hätten, sie würden nicht nur Lausanne, sondern auch Genf genommen haben.“ Diese Schilderungen sind sehr lehrreich. Sie zeigen einerseits, daß Karl es richtig erkannte, wie der feste Zusammenhalt übersichtlicher Lagerdisziplin seinen schlechterzogenen Truppen notwendig sei, wenn sie zu tüchtigen Soldaten werden sollten, andererseits, wie mächtig die militärische Opposition jener Zeit war, selbst in Dingen, wo es sich doch lediglich um die persönliche Behaglichkeit handelte. Nicht minder ergibt sich aus diesen Darlegungen, wie viel die Eidgenossen versäumt, als sie in ihrer planlosen Weise und ihrem Mangel an Einheit dem Herzoge nicht nur die Mittel gelassen, kurz nach der Niederlage mit schwacher Kraft ungestraft in die Waadt zu ziehen, sondern bei Lausanne auch eine neue Macht zu sammeln, von der doch unzweifelhaft war, daß sie abermals gegen den Bund gewendet werden würde. Hier zeigt sich recht deutlich das Fehlerhafte der eidgenössischen Kriegsverfassung, bei der das Meiste lediglich vom guten Willen der Glieder abhing.

Die Grenzhut der Schweizer war in folgender Weise geordnet: Zunächst bedroht schien Freiburg, welches außer seiner Bürgerschaft elsässische Bundestruppen und 1000 Mann der acht alten Orte unter Hans Waldmann hüteten. — Murten war von bernischen und freiburgischen Mannschaften besetzt und dabei die Vorsicht gebraucht, immer von zwei nahen Blutsverwandten den einen in die Vorburg Berns, den andern ins künftige Kriegsheer

zu befehligen, um dies deſto ſicherer für die Erhaltung Murtens zu intereſſieren. Adrian v. Bubenberg übernahm am 8. April das Kommando dieſer Stadt. — Das Sanetal deckte Graf Ludwig von Greyers (Gruyères); die Päſſe am Bernhardsberge und St. Maurice beobachteten die Walliſer. — Im Weſten, an der Grenze von Burgund, hatten die Berner Grandſon wieder beſetzt, und ebenſo deckten ſie den Verrièrepaß ſowie Neuenburg. Einigen Entſendungen dieſer Grenzhuttruppen glückten gelegentliche Streifzüge in der Richtung auf den Leman und den großen St. Bernhard ſehr wohl.

Seit Karl der Kühne nach Lauſanne gezogen, ſchien es den Eidgenoſſen aber doch geboten, ernſtere Gegenmaßregeln zu treffen, und ſie kamen am 18. März nach Luzern zur Tagſatzung. Man rief die Niedere Vereinigung wieder zur Hilfe auf, und Bern erläuterte, inwiefern es Murten als eine Vormauer zu ſeinem eigenen Schutz betrachte, und wie es nötig ſei, dieſe Stadt unter allen Umſtänden zu halten. Doch gerade über dieſen wichtigen Punkt vermochte man ſich nicht zu einigen, und noch weniger gelangte man dazu, ſich jetzt, wo doch immer noch der günſtigſte Augenblick geweſen wäre, zu einer Angriffsunternehmung aufzuraffen. Nur Freiburg und Bern wagten einen Handſtreich gegen die in burgundiſchem Beſitz befindliche, ihnen höchſt unbequeme Feſte Romont, die, nur 3 Meilen von Freiburg entfernt, geradezu wie eine Etappe von Lauſanne her erſchien. Der mit zu geringen Kräften ins Werk geſetzte Streifzug mißlang jedoch.

Da Karl nun erkannte, daß er eine größere offenſive Unternehmung nicht mehr zu beſorgen hätte, ſo blieb er bei Lauſanne ſtehen, um ſein Heer noch zu verſtärken. Im Lager dauerten die alten Zuſtände fort; zwiſchen den engliſchen und italieniſchen Söldnern kam es zu blutigen Auftritten in voller Schlachtordnung, die der Fürſt kaum zu ſtillen vermochte, und noch Ende April war es ihm nicht gelungen, alle Truppen in das Lager zu ziehen. Nicht wenig Schuld bei dieſer ſchlechten

nszucht trug das Zurückhalten des Soldes, ein Verfahren, bei dem Mangel an Verpflegungsanstalten, ja überhaupt Lebensmitteln doppelt verderblich wirken mußte. In des ogs Haltung und Stimmung bemerkte man große Ver- rung. Er war voll leidenschaftlicher Heftigkeit und Miß- ens; überall glaubte er sich von Verrätern und Feinden eben; die frühere Sicherheit im Beherrschen des Kriegsvolkes verschwunden; zum erstenmal in seinem Leben fühlte er sich k. — Der bedenkliche Zustand des Heeres und Karls Be- nen dabei schmälerten sein Ansehen außerordentlich, und um soviel stieg das des Königs von Frankreich. Die französi- n Feudalherren hatten den Tag von Grandson zu empfinden, seien sie selbst geschlagen worden. Der greise König René Anjou suchte Louis in Lyon auf, und während er früher Herzog Karl von Burgund für den Fall, daß sein Erbe Enkel, der Graf von Maine, kinderlos sterben sollte, für Erben der Provence und aller Besitzungen des Hauses Anjou enommen hatte, erklärte er als solchen jetzt den König von nkreich. Dieser stattete unter der Hand den jungen ver- benen Herzog von Lothringen mit Geld aus und ließ ihn Straßburg geleiten. Hier fanden sich viele deutsche Herren ihm ein: Grafen von Nassau, von Bitsch, von Fenestrelles von Richebourg, und von ihnen begleitet begab sich der st in den Schutz der Eidgenossen, welche ihn ehrten, als ob hr Führer sei.

Alle dem Herzoge von Burgund bisher befreundeten Fürsten n ihm, von dem Unternehmen gegen die Eidgenossen ab- ehen. Der Herzog von Mailand, Galeazzo Maria Sforza, hte ihn, während er gleichzeitig seinem Bündnisse entsagte, auf aufmerksam, welchen Gefahren Karl sowohl Burgund als oyen aussetze im Kampfe mit den Schweizern, „diesen grau- en, rasenden Wölfen", zum höchsten Wohlgefallen des Königs Frankreich, der nichts anderes wünsche als beider Häuser derben. Matthias Corvinus, der in hohem Ansehen stehende

König von Ungarn, verwies ihn ebenfalls auf die Arglist Louis XI. „Was konnte er wohl," so schreibt Matthias, „Euer Liebden Gefährlicheres und Schwierigeres zufügen, was Erwünschteres für ihn, als Dieselben in einen Krieg zu verwickeln mit jenem ungezähmten, unüberwindlichen Volke, von dem er wußte, daß es siegen könne, nicht fürchtete, daß es überwunden werde. Wie kann man letzteres auch glauben von diesen Schweizern, die schon ihres Landes Lage verteidigt, denen aber auch gewiß das Reich noch Hilfe senden wird. . . . Wir ermahnen Euer Liebden, sich wohl vorzusehen und versichert zu sein, daß, sollte auch das Kriegsglück jenen Völkern widerwärtig sein, Ihr dann zuverlässig das ganze Reich gegen Euch haben würdet. Geschähe aber, was Gott verhüte, das Gegenteil — was wäre das dann für ein Schauspiel, einen so großen Fürsten durch Bauern überwunden zu sehen, deren Besiegung keine oder doch nur wenig Ehre, von denen besiegt zu werden, ewige Schande bringen würde." *) — Leider hatte Matthias Corvinus, was das Einschreiten des Reiches betrifft, nicht recht. Einen Tag bevor der Magyarenfürst zu Ofen jenen Brief schrieb, hatten die Unterhändler Kaiser Friedrichs III. zu Lausanne einen Vertrag geschlossen, welcher gegen das erneuerte Versprechen der künftigen Vermählung der Erbtochter von Burgund mit dem Erzherzoge Maximilian die reichsangehörigen Verbündeten preisgab. Abermals hatte also das habsburgische Hausinteresse die Rechte des Reichs verraten; abermals war ein Schritt geschehen, die Eidgenossenschaft und das Elsaß loszulösen vom deutschen Reich.

Um dem angedrohten Abzuge seiner italienischen Söldner vorzubeugen, verkündete der Herzog Karl, daß er Geld erwarte und der Mannschaft 4 Monatssölde zahlen werde; doch nicht auf einmal, sondern zunächst nur einen; den zweiten dann nach dem Aufbruch von Lausanne im ersten neuen Lager, die beiden

*) Copia litterarum Regis Hungariae ad J. U. Ducem Burgundiae. Dat. Buda. 7. Mai 1476. Archiv zu Mailand. Bei v. Rodt.

übrigen in dem darauf folgenden Lager. Er hielt also die Truppen durch Versprechungen zusammen und befahl für den 9. Mai eine große Musterung. — Übereifrig wie er war, fand er sich zu dieser schon ein, als die Truppen noch auf dem Wege zum Revueplatz waren. Er ließ sie halten. Emsig ritt er die Reihen auf und nieder, bald vorn, bald hinten tätig; jede Hilfe bei besserem Ordnen der Truppen lehnte er heftig ab, erzürnte sich über wahrgenommene Fehler und teilte eigenhändig viele Stockschläge aus. Endlich zog man weiter zur Revue, welche die Herzogin von Savoyen abnahm und welcher sich Manövers anschlossen, die bis zum Dunkelwerden dauerten. — Die italienischen Botschafter meldeten ihren Herren nach dieser Heerschau: die Armee habe an Reisigen, einschließlich der Leibwache, 1600 Lanzen gezählt, hiezu 3200 Bogenschützen zu Pferde, ebensoviele Knappen und Coustiliers, in allem also 8000 Reiter. An Fußvolk seien gemustert worden ungefähr 11000 Büchsen- und Bogenschützen; das ganze Heer könne man danach auf 20 000 Mann anschlagen. Die Ausrüstung und Remontierung sei allerdings von ungleichem Werte; alle Welt aber wundere sich, wie so zahlreiches Kriegsvolk ohne Geld habe ins Feld gestellt werden können, zumal noch 3000 Mann in Besatzungen an der Schweizer Grenze ständen und etwa 6000 Niederländer binnen kurzem eintreffen würden. Auch die Savoyer, welche in bedeutender Stärke jenseits des Genfer Sees standen, waren nicht mitgezählt. Jedermann war die Geschäftigkeit des Herzogs aufgefallen, über welche sich die Hauptleute bitter beschwerten. Gerade so sei er auch in der Schlacht und eben dadurch habe er sich die Schlappe von Grandson zugezogen; denn es sei unmöglich, so viel Volk zu überschauen und zu leiten ohne Beihilfe eines sachkundigen Hauptmanns.*)

Der Revue folgte ein Tagesbefehl über eine neue Ordnung des Heeres, der ein vollständiges, umfangreiches Reglement

*) Panicharola und Aplano, 10. Mai 1476, bei v. Rodt.

betreffs der gesamten administrativen und taktischen Verhältnisse der Armee enthielt. Dabei war es denn von einschneidender Bedeutung und ein neuer Fortschritt in der Entwicklung der Infanterie, daß den berittenen Bogenschützen geboten wurde, abzusitzen und ihre Pferde entweder heimzuschicken oder zu verkaufen. Sie sollten von nun an zu Fuß dienen, sowohl des unzulänglichen Futters wegen, als auch, weil der Schütze besser zu Fuß als zu Pferde schießen könne. In derselben Zeit, in welcher der reitende Schütze 2 Pfeile sende, schieße der unberittene 3 ab und zwar besser gezielte: auch vermöchten die Bogner zu Fuß besser die Ordnung zu halten. Überdies würden 6000 Rationen erspart, was in dem gebirgigen Lande notwendig sei.*) — Die weitläufige Ordonnanz enthält auch die Vorschriften über den Felddienst; und zwar wird die Armee, vorzugsweise in Rücksicht auf die Eigentümlichkeit des schweizerischen Kriegsschauplatzes, statt wie bisher in 3, in 8 Bataillen eingeteilt, von denen 7 aus den anwesenden Haustruppen, Garden, Ordonnanztruppen und Milizen gebildet wurden, während die achte aus den von Burgund und Savoyen noch zu erwartenden Truppen zusammengestellt werden sollte. Innerhalb jedes Treffens sollte die Fanteria, das Fußvolk, stets in der Mitte stehen; dann sollten nach außen hin die Bogner folgen, während auf den Flügeln die Gendarmerie stünde. Nur bei dem, aus den Haustruppen und Garden zusammengesetzten 2. Treffen, der Elite des Heeres, sollte ausnahmsweise in der Mitte das Geschwader der Kämmerlinge mit der herzoglichen Standarte, dem Hauptbanner des Heeres, halten. Im ganzen kamen auf jede Bataille etwa 400 Reiter der Ordonnanzkompagnien und 1600 Mann zu Fuß, einschließlich der abgesessenen Bogenschützen.

Was die Zugordnung betrifft, so sollte bei jeder der 8 Abteilungen die Gendarmerie voraus ziehen; ihr hätten die Schützen und diesen das übrige Fußvolk zu folgen. Die Lanzen sollten

*) Panicharola.

dabei entweder in ganzer Kompagniefront von 100 Pferden oder in Geschwadern von 50 Lanzen, in Ecouaden zu 25 oder kammerweise zu 6 Lanzen in einem Gliede marschieren. Dem entsprechend sollten sich dann auch die andern Waffen ordnen. — Dem gesamten Heere voraus solle stets der Maréchal des Logis ziehen, der Generalquartiermeister, mit seinem Stabe, sowie 200 Halblanzen und 500 Mann zu Fuß. — Stets sollten die einzelnen Treffen hintereinander folgen; wenn also der Marsch in mehreren Kolonnen (files) geschah, so teilte sich jedes Treffen in die vorgeschriebene Zahl der Kolonnen. Die Artillerie und der Train bildeten stets eine Kolonne für sich, an deren Spitze die leichte Artillerie (minuta artigleria) fuhr, und welche, wenn das Heer selbst in mehreren Kolonnen marschierte, zwischen diese genommen ward.

Im Lager sollten je 2 Treffen zusammen ein Quartier bilden, welche bei Todesstrafe nicht überschritten werden dürften, und wegen der großen Unordnung, welche früher durch die Weiber herbeigeführt worden, erhielten die Kompagniechefs Befehl, alle Dirnen (putanes) zu entfernen und die Mannschaft anzuhalten, ihre Liebesbrunst durch vermehrtes Wassertrinken abzukühlen.*)

Am 27. Mai brach Karl endlich aus dem Lager von Lausanne auf, um die Schweizer anzugreifen, wo er sie fände. — Am nächsten bedroht erschien jetzt Murten, welches die Berner, wie vor anderthalb Jahrhunderten Laupen, dadurch zu einer wichtigen Stadt gemacht, daß sie, wie schon erwähnt, 1500 Mann Besatzung unter Adrian v. Bubenberg hineingelegt hatten. War es doch das sicherste Mittel, eidgenössische Streitkräfte auf die Beine zu bringen, wenn man auf die Notwendigkeit des Entsatzes einer vom Feinde angegriffenen Stadt hinweisen konnte, und Karl der Kühne trug, wie wir sehen werden, dazu bei, dies Mittel wirksam zu machen, indem er in der Tat Murten belagerte.

*) Panicharola: Copia de li Ordoni noviter facti per lo Illustr Duce di Borgogna in Campo 13. Mai 1446. Bei v. Rodt.

Bei der Nachricht, daß das herzogliche Heer von dem ausgezehrten Waatlande aufgebrochen sei und durch die der Ernte entgegenreifenden Saatfelder über Milden und Peterlingen im Tal der Broye vorrückte, erging durch die Länder und Städte von Freiburg, Bern und Solothurn der Landsturm, „und von den Hütten zur Seite des ewigen Eises, bis wo die Aar in den Rhein fällt, floß das Volk zusammen nach Bern.“ Die Brücken über die Sense und Sane bei Laupen und Gümminen wurden besetzt; Tag und Nacht waren Schultheiß, Venner und Räte in Bern versammelt; eifrig wurden die Eidgenossen zum Zuzug gemahnt. Aber die Leute des Gebirgs, die schon mit ihrem Vieh auf die Alp gezogen waren, zeigten sich schwierig, wobei savoyische Intriguen mitgewirkt haben dürften. Erst wenn der Herzog das Gebiet der Eidgenossenschaft als Feind betrete, wollten sie zum Kampf ausziehen; sie ließen es untersuchen, ob Murten staatsrechtlich zum Bunde gehöre. Als aber die Berner geltend machten, daß Murten eine alte Reichsstadt, durch Savoyen nur mittelbar dem Reiche entfremdet und jetzt mit ihnen im Bunde sei, als sie eindringlichst an die alte Waffenbrüderschaft mahnten und deutlich zu machen wußten, daß Murten die Vormauer des eigenen Landes sei, daß an Murten das Vaterland bange, da siegte endlich das Gefühl der Bundesgemeinschaft und wohl auch das der Kriegsluſt. Die Urner kamen zuerst; bald folgten die anderen. Basel, Straßburg und die Städte des Elsaß und Vorderösterreichs sandten das Dreifache ihres bundespflichtigen Aufgebots; die Mannschaft von Appenzell und St. Gallen schloß sich an, und Herzog René von Lothringen, dem der Burgunder das Land entrissen, zog ebenfalls mit der kleinen Mannschaft, die er mit den Trümmern seines Vermögens geworben und mit den ihm treu gebliebenen Edelleuten im ganzen mit dreihundert Reisigen, den Eidgenossen zu Hilfe. Am 18. Juni machten sich endlich auch die Züricher auf den Weg und nun fühlten die Verbündeten sich stark genug zum Kampfe. Mutwillig wollten sie sich des Feindes erwehren,

— so schrieb Bern an Frankfurt a. M. — als Vorfechter gemeiner teutscher Nation gegen den burgundischen Herzog, der sie gern vertilgen möchte.

Das sehr langsam vorrückende burgundische Heer, dessen Gesamtstärke sich auf höchstens 33000 Mann belief, hatte zuerst die Richtung nach dem Neuenburger See eingeschlagen. Karl hoffte wohl, den Feind dahin zu locken, wo Land und Leute ihm weniger feindlich waren; bald aber riß ihn die Ungeduld fort. Er beschloß, über Murten auf Bern zu ziehen. Den Grafen von Romont sandte er in die zwischen dem Neuenburger- und dem Murtensee liegende Gegend, und mit der Hauptmacht zog er über Wifflisburg (Avenches) vor Murten. Am 9. Juni erschien seine Vorhut vor der Stadt; am 11. war diese von allen Seiten eingeschlossen.

Die Umgegend von Murten, welches zu Füßen eines alten, von Ludwig dem Frommen gegründeten Schlosses liegt, ist ziemlich eben und zum Teil mit Waldstücken oder Gebüschen bedeckt und von kleinen Schluchten durchschnitten, bei welchen der Anmarsch eines feindlichen Heeres wohl aufgehalten werden kann. Die meisten von den, jetzt um Murten liegenden Dörfern, Herrengütern und Maierhöfen existierten schon zur Zeit des burgundischen Krieges; gewiß ist dies von Pfauen (Faoug), Greng, Meyriez (Marloch), Claveleyre, Salvenach, Montellier, Altaville (Hauteville), Courlevon, Curwolf (Courgevaux) und Müncheweiler.*)

Die Hauptzugänge der Stadt Murten von Osten her waren die Wege von Aarberg, von Gümminen und von Laupen. Daß diese von den Eidgenossen besetzt worden waren, habe ich bereits erwähnt. Ein Versuch, den Karl am 12. Juni machte, sich dieser Pässe zu bemächtigen, wurde durch den bernerischen Landsturm vereitelt, trug nur dazu bei, die eidgenössischen Rüstungen zu beschleunigen und wurde merkwürdigerweise nicht wiederholt.

*) Die beste Übersicht des Schlachtfeldes genießt man von dem Schlosse Münchenweiler.

— Sein Hauptlager nahm Karl mit 27 000 Mann in dem Terrain von Claveleyre und Courlevon an der von Freiburg herkommenden Straße. Vor demselben, auf den Höhen zwischen Courlevon und Grissach, wählte er eine Stellung aus, in welcher er den Angriff der Eidgenossen abwarten wollte und verstärkte dieselbe durch Verschanzungen bei Grissach. Ein Teil seines Heeres wurde zur Belagerung von Murten detachiert. Es waren dies teils Lombarden, teils das wieder herangezogene Detachement des Grafen Romont. Die ersteren, 30 000 Mann stark, lagerten unter dem großen Bastard südöstlich von Murten bei dem Nußwäldchen zwischen Meyriez und Greng. Sie bildeten das eigentliche Belagerungkorps. Nordöstlich der Stadt, bei Montelier stand das Detachement des Grafen Romont, 12 000 Mann stark, welches zugleich die Anmarschstraßen von Laupen und Bern her beobachten sollte.

Es bestanden also eigentlich drei verschiedene Lager bei Murten, wie auch das Volkslied meint:

Sy schlugend meng hoch gezelte
Für Murten und für das Schloß,
Darvor hat er im Felde
Dry Hufen, die warend groß.*)

Auch vor Murten entwickelte Karl in seiner unmittelbaren Umgebung noch große Pracht; wie vor Neuß und Grandson ließ er sich einen königlich ausgeschmückten, hölzernen Feldpalast errichten.

Adrian v. Bubenberg, welcher in Murten befehligte, war ein warmherziger deutscher Mann. Als Führer der nationalen Partei in Bern hatte er sich seit dem Siege der französisch Gesinnten von den Geschäften zurückgezogen und lebte still auf seinem Schlosse Spiez am Thuner See. Als ihn jedoch die Wahl seiner Mitbürger auf den gefährlichen Ehrenposten nach Murten berufen, hatte er keinen Augenblick gezaudert, Folge zu

*) Murtenlied in Ulsteris Sammlung.

Leiſten, und er war ganz der Mann, an einer ſolchen Stelle das Äußerſte zu tun. — Als der Feind vor den Mauern erſchien, ſchrieb er den Bernern, ſie möchten ſich ja nicht um Murtens Willen übereilen, ſondern ruhig die Zuzüge der Eidgenoſſen und der niederen Vereinigung abwarten. Die Aufforderung, Murten zu übergeben, lehnte er auf das entſchiedenſte ab, indem er bemerkte: dem Wortbrüchigen von Grandſon werde vor Murten kein Glauben geſchenkt. Drohbriefe, welche an Pfeile geheftet über die Mauern flogen, wurden mit verächtlicher Nichtachtung beiſeite geworfen. Dem Verſuch Adrians, die Vorſtädte abzubrennen, taten die Lombarden zwar Einhalt; aber auch ohne dies war man gut geſchützt; denn der Kommandant hatte geſchickt die Zeit benutzt, um die Werke teils auszubeſſern, teils neue anzulegen. Der Ort beſaß Ringmauern mit Türmen und „einen doppelten Graben mit Bollwerken“, wie es die Schweizer Geſchichtsſchreiber nennen. Es wird überdies beſonders erwähnt, daß der Kommandant noch einige äußere Bollwerke habe aufwerfen laſſen. — Die Belagerung wurde nun mit großem Eifer in Angriff genommen und 80 Geſchütze gegen Murten in Batterie geſtellt. Da dieſelben jedoch durchgehends nur Steinkugeln ſchoſſen, ſo waren die Verheerungen nicht allzu bedeutend. Nach vier Tagen war indeſſen doch ein großes Stück Mauer niedergeſchmettert, und die Abteilung des Grafen Romont glaubte nun, einen Sturm unternehmen zu können. Aber die Schweizer verteidigten ihre Breſche ſo gut, daß die Burgunder nach einem achtſtündigen Sturme mit dem Verluſte von 700 Mann abziehen mußten. Ein neuer Sturm, den Karls Leute zwei Tage ſpäter, alſo am 20. Juni auf die faſt überall zerſtörten Mauern unternahmen, endete noch nachteiliger. Nach dreiſtündigem Angriff und einem Verluſte von mehr als 1000 Mann, mußten die Angreifer abſtehen. Ergrimmt ſchalt der Herzog die Hauptleute, daß ſie dem Ort nicht ſchärfer zugeſetzt und ihre Leute allzuſehr geſchont hätten. Ohne dies ganz in Abrede zu ſtellen, entſchuldigten ſie ſich damit, daß, „in täglicher

Erwartung eines zum Entsatz anrückenden Feindes es nicht geraten sei, vor dem belagerten Platze die tüchtigste Mannschaft zu Grunde zu richten; besser sei es, sie zur bevorstehenden Schlacht zu sparen. Wäre dann einmal der Feind im Felde überwunden, so werde der Platz ohnehin fallen.“*) Anders lautete die Sprache in Murten. Durch kleine glückliche Ausfälle hatte Adrian v. Bubenberg den Mut seiner Mannschaft gestählt, und als die ersten Angriffe der Belagerer abgewiesen waren und die Besatzung unter der außerordentlichen Anstrengung zu ermatten und schwierig zu werden schien, versammelte der wackere Mann seine Leute und schwor öffentlich, jeden niederzustechen, der nur ein kleinmütiges Wort würde hören lassen. „Kriegsgesellen, wachet!“ schloß er seine Rede „an Murten hangt das Vaterland. Nur eine Vormauer hat die Heimat: unsern Mut.“ — Alle gelobten ihm nun, bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen, und sie sollen eine so kraftvolle Haltung bewiesen haben, daß Adrian, der Sage nach, befehlen konnte, die Tore der Festung während der Belagerung nicht zu schließen, eine Maßregel, der man bis auf den letzten Augenblick treu geblieben sein soll. Der Sage nach! Die eigentlichen Geschichtsquellen wissen nichts davon, und überdies wiederholt sich der Bericht von diesem heroischen Zuge an den verschiedensten Orten und bei den verschiedensten Gelegenheiten, wodurch er aufs deutlichste als Mythe gekennzeichnet wird; aber das Entstehen einer solchen Erzählung zeigt doch deutlich, wessen man sich von jener tüchtigen Besatzung in der Schweiz versehen mochte. — Nach zehn Tagen rastlosen Kämpfens und Arbeitens war indes die Last des Dienstes so schwer geworden, daß Bubenberg sich bewogen fand, einen Boten über den See nach Bern zu senden, mit dem dringlichen Ansuchen, die „Entschüttung“ Murtens möglichst zu beschleunigen, da sonst die Besatzung den Anstrengungen bald erliegen müsse; „unterdessen wollten sie jedoch

*) Panicharola.

mit Gottes Hilfe sich noch tapfer halten, den Feinden wehren und menschlichen Kräften nach ihr möglichstes tun, so lange noch eine Ader in ihnen sich zu regen vermöge!"*)

Die Hilfe war schon unterwegs. Das eidgenössische Entsatz-Heer, im ganzen etwa 30 000 Mann stark, hatte sich infolge des Festhaltens der Pässe über Sense und Sane nicht nur ungestört bei Gümminen sammeln, sondern dann auch ungehindert über die Sane vordringen und sich bei Ullmitz, nur eine Meile von Murten, festsetzen können. — Es war eine stattliche Macht. 10 000 Spieße, 16 000 Hellebarden und Kurzwehren, 3000 Handbüchsen und Armbrüste und einige tausend Reiter. Das Volkslied**) rühmt sie:

„Kein hübscher Volk gesach ich nie
Zusammenkommen uf Erden hie
In kurzer Zeit alsbalde.
Sie brachten Büchsen ohne Zahl,
Vil Helparten, breit und auch schmal;
Von Spießen sah man ein walde."

Ein Kriegsrat beschloß den Angriff für den 22. Juni, den Zehntausendrittertag, den Jahrestag der Schlacht von Laupen. Im allgemeinen kam man überein, diesem Angriff eine solche Richtung zu geben, daß nicht wie bei Grandson, den Burgundern der Weg zum Rückzug oder zur Flucht offen bleibe, sondern daß zur Vernichtung des feindlichen Heeres dem Kriege ein Ende gemacht werde. Man wollte daher die Stellung der Burgunder auf der Höhe womöglich umgehen, ihnen den Rückzug nach der Waat abschneiden und daher den Angriff auf den äußersten rechten Flügel des Feindes richten. Am frühen Morgen sollte eine Rekognoszierung vorangehen, um „das burgundische Lager zu beschätzen, wie dann gewöhnlich ist zu thun, das feindliche Heer zu berennen und besehen, wie und wo es

*) Tschudis Manuskriptchronik bei v. Rodt.
**) Bei Schilling.

anzugreifen sei".*) Man wollte also Einsicht in die burgundische Stellung gewinnen, um die genaueren Anordnungen treffen zu können. Diese Rekognoszierung, welche mit 1600 Freiknechten ausgeführt wurde, fand bei abscheulichem Regenwetter statt und alarmierte das ganze burgundische Lager. Karl, dem bisher alle Bewegungen der Schweizer gänzlich unbekannt geblieben, der am 21. schon entschlossen gewesen, die Eidgenossen in den nächsten Tagen selbst aufzusuchen, und nur durch ein starkes Gewitter daran gehindert worden war, wurde durch ihr plötzliches Erscheinen mehr erfreut als bestürzt.

Damit die Schweizer in Murten nichts von dem sich nähernden Entsatz erfahren oder wenigstens seine Unternehmungen nicht begünstigen möchten, und zugleich um die Aufmerksamkeit der Belagerten auf sich zu lenken, befahl er aus einigen Batterien, namentlich von Montelier her, lebhaft auf die Stadt zu feuern und zu wiederholten Malen falschen Lärm zu machen. Das Romontsche Korps ließ er einigermaßen verstärken. Karl selbst aber stellte sich mit der Hauptmacht den Verbündeten entgegen. Treffenweise nach der neuen Ordnung nahm das Heer auf dem Rücken der Anhöhe zwischen dem Dorfe Grissach und dem Weiler Courfiberte eine Stellung ein, welche auf beiden Flügeln von Wald, in der Front aber von dem Schanzenhage bei Grissach geschützt war und für reine Verteidigung nicht schlecht gewählt erscheint, während für angriffsweise Bewegungen und zur Entwicklung der so zahlreichen Reiterei der Raum fehlte. Auch darin lag ein Übelstand, daß diese Position von den vor Murten lagernden Korps durch fast ¼ Stunden Wegs in waldigem Terrain getrennt war. Da man die Stellung wohl vorbereitet und den einzelnen Truppen genau bekannt gemacht hatte, so standen die Bataillen nach kurzer Zeit in Schlachtordnung. — Der Feind aber, den man doch schon vor sich zu haben meinte, ließ mit dem Angriff lange warten.

---

*) Benedikt Stettler in seiner Chronik.

Die eidgenössische Streifpartie war nämlich, nachdem sie genügende Kunde gewonnen, durch den Wald wieder zurückgegangen — unverfolgt, was nachträglich von den burgundischen Hauptleuten selbst sehr getadelt worden ist. Inzwischen hatten reitende Boten der Hauptmacht der Verbündeten den Vormarsch befohlen. Während die Haufen heranzogen, ließ der Regen nach. Als man nun in den Galmwald kam, „da begann man," berichtet Petermann Etterlin, der zum Luzerner Auszuge gehörte, „die Ordnungen zu machen. Da war ein strenger notfester Ritter, genannt Herr Wilhelm Herter, der damals beider Herren von Österreich und Lothringen Dienstmann war, der ward zu einem obersten Hauptmann gesetzt; der fing an und machet und ordnet die Ordnung." Die Gliederung war wie folgt: Hans von Hallwyl führte die Vorhut, welche aus den Bannern von Thun, Entlibuch, Freiburg und Neuenburg bestand. Es waren 5000 Mann, wobei die Hauptmasse der Schützen des Heeres unter Kätzy. Dieser Vorhut folgte der größere Teil der österreichischen, lothringischen und übrigen deutschen Reiterei unter dem Herzoge von Lothringen und dem Grafen von Thierstein. Der Gewalthaufe, welcher den Kern des schweizerischen und deutschen Fußvolkes enthielt, wurde von Hans Waldmann von Zürich geführt. Hier waren sämtliche Zeichen oder Hauptbanner der Eidgenossen wie der Bundesgenossen zusammengestellt und hier befand sich auch der Feldhauptmann, Herr Wilhelm Herter. Im ganzen zählte der Gewalthaufe 10 000 Mann, wobei 1000 lange Spieße zum Flankenschutz und 10 Kanonen. Dieser Heeres-Abteilung gingen 12 Kartaunen von Straßburg, unter einer Bedeckung von Büchsenschützen, voran. Die übrigen Banner von Luzern, Schwyz, Zug, Glarus, Uznach u. s. w. sowie der Rest der Reiterei bildeten die Nachhut unter Casper von Hertenstein. Eine kleine Abteilung ward zur Beobachtung des Romontschen Korps in die rechte Flanke entsendet.

Als nach ziemlichem Zeitaufwande das Heer geordnet war,

hielt man noch eine Weile still „der Ursach halb“ — wie Diebold Schilling sagt — „daß man im Holz Ritter schlug.“ Und zwar wurden von Oswald von Thierstein und dem jungen Herzoge an 100 Ritter geschlagen, sodaß die Ungeduld der kampfgierigen Mannschaft kaum noch zu zähmen war. Denn daß eben dieser Aufenthalt wesentlich zum Siege beitragen werde, konnte ja niemand denken. — Und doch war dies der Fall. — Sechs Stunden hatte nämlich nun das burgundische Heer zum Teil bei strömendem Regen in Reih und Glied gestanden, nicht ohne Schaden für Waffen und Munition und zu großer Ermüdung von Mann und Roß. Endlich erfolgte gegen Mittag, als sich gar nichts weiter wahrnehmen ließ vom Feinde, der Befehl, wieder einzurücken ins Lager und nur die Verschanzung bei Grissach besetzt zu halten, um gegen einen Überfall gesichert zu sein. Unbesorgt zerstreuten sich die Haufen nach den verschiedenen Quartieren, entledigten sich der durchnäßten Waffenröcke und schweren Rüstungen, sattelten ab und verteilten sich in die Marketendereien. Auch der Herzog begab sich zur Tafel. — So war der Zustand des burgundischen Heeres, als die Vorhut der Verbündeten aus dem Galmwalde heraustrat und Hallwyl das Fußvolk nach Gewohnheit der Väter niederknieen ließ zum Gebet. Einer der Krieger sagte es vor, und alle andern wiederholten das Amen. Während sie beteten, drang die Sonne in voller Pracht durch die Wolken hervor. Der Feldherr schwenkte sein Schwert und rief: „Biderbe Männer! Gott will uns leuchten, auf! gedenket Eurer Weiber und Kinder! — Deutsche Jünglinge, wollt Ihr den Wälschen Eure Geliebten preisgeben?“ *)

Die Vorhut rückte nun vollends aus dem Walde, und als Zeichen guter Vorbedeutung, erzählen die Chronisten, sei es den Schweizern erschienen, daß jetzt die Wachthunde der beiden Heere, deren man damals für den Vorpostendienst zu halten

*) Bullinger, Tschudi, Stettler bei v. Rodt. Die Anrede scheint nicht nur neue Ausschmückung zu sein.

pflegte, über einander hergefallen seien, und daß die burgundischen Hunde übel zerzaust und zerbissen die Flucht ergriffen hätten. — Rechts der Vorhut marschierte ihre Reiterei auf, links 1000 Freiknechte, welche bestimmt waren, das Gefecht einzuleiten.*) Bald defilierte auch der Gewalthaufen aus dem Galmwalde, und während er sich in der freien Ebene ordnete, fuhr das Geschütz vor, um das Feuer der feindlichen in der Verschanzung stehenden 30 Kartaunen zu beantworten, welche die Wiese bestrichen und besonders der Reiterei großen Schaden taten. Auch das Fußvolk erlitt namhaften Verlust,**) bevor es in raschem Vordringen („denn man zog immermehr gar streng vor sich ohn stillstand noch hintersehn")***) das burgundische Geschütz unterlaufen hatte. Dies stand nämlich hoch und besaß keinerlei Vorrichtung zur Hebung oder Senkung der Rohre; jedesmal, wenn man den Erhöhungswinkel ändern wollte, war man genötigt, entweder den Laffetenschwanz oder die Räder einzugraben.†) Nun aber fingen die kleineren Geschosse der hinter dem Grün-Hag stehenden Schützen an, sehr unbequem zu werden, und als dieser Hag endlich mit nicht unbedeutendem Verlust erreicht war, versuchten die tüchtigsten Männer vergeblich, die fest eingerammten Spitzpfähle niederzuwerfen oder zu übersteigen. Der Sturm war abgeschlagen. Inzwischen aber war es einer Abteilung — vielleicht den Freiknechten — gelungen, durch den Wald die Verschanzung zu umgehen und von der Dorfseite her den Verteidigern in den Rücken zu fallen, und nun waren diese verloren. Bis auf den letzten Mann wurden sie niedergemacht.

Jetzt ging es auf das hinter der Freiburger Straße gelegene

*) v. Elgger a. a. O. **) Nach Etterlin 250 Mann. ***) Etterlin.

†) Napoleon III: Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie I. Cap. II. — Im Volksliede heißt es:

„Für sich hat er genommen
Dryßig Schlangenbüchsen auch;
Die brachten im kein frommen,
Sie schussend vil zu hoch."
(Ulsteris Sammlung.)

burgundiſche Hauptlager los. Hier hatte die Mannſchaft, als die Nachricht vom plötzlichen Erſcheinen des Feindes erſcholl, eilig wieder zu den Rüſtungen gegriffen, und ſobald eine Abteilung kampffertig war, rückte ſie in die ſchon bekannten Stellungen auf die vorgelegene Höhe vor; aber da viele Quartiere ſehr entlegen waren, ſo konnte der Aufmarſch nur langſam, nur nach und nach und unvollſtändig geſchehen, und noch bevor die erſte Bataille fertig geordnet war, wurde ſie ſchon von den Kugeln ihrer eigenen Geſchütze erreicht, welche im Hag erobert und ſofort umgewendet worden waren. Zugleich drangen die Verbündeten gegen das burgundiſche Fußvolk, die öſterreichiſche Reiterei gegen die Hommes d'armes vor. Die Öſterreicher wurden zwar geworfen; doch an den Spießen des ſchweizeriſchen Fußvolks brach ſich der Anſturm der burgundiſchen Lanziere, und das unaufhörliche Geknatter der Büchſen machte ihre Hengſte, die noch nicht gewohnt waren, beim Schuß zu ſtehen, ſo wild, daß ſie weit zurückgeben mußten, um ſich zu ralliieren. Das nun verlaſſene Fußvolk der 1. Bataille leiſtete nur geringen Widerſtand: Bogner wie Pikeniere, warf es ſich bald in die Flucht, und bei der Aufſtellung des burgundiſchen Heeres in 8 unmittelbar hintereinander befindliche Treffen, die auf einen an und für ſich ſchmalen Raum angewieſen waren und ihre Schlachtordnung noch nicht völlig hergeſtellt hatten, mußte die Flucht des erſten Treffens natürlich verhängnisvoll werden. Es geſchah, was ſchon ſo oft geſchehen: es brach eine völlige Verwirrung herein. Der Herzog wollte ihr ſteuern und befahl den Rückzug auf die Ebene am See zwiſchen Clavelevre und Pianen. Er hoffte wohl bei dieſer mit den Lombarden Fühlung zu gewinnen, den Feind zu überflügeln und vielleicht in ſeine rechte Flanke einzubrechen. Aber wenn man ſich erinnert, wie ſchlecht es Karl bei ſeinen Manövern bekommen war, daß er ſeine wohlgeordnete, vollkommen kampftüchtige Gendarmerie einem Feinde gegenüber [illegible] hatte, der noch keinerlei Vorteile errungen hatte, ſo kann man ſich denken, was hier geſchah. Zwar ſollte Lord

Sommerset mit den englischen Schützen und Karls Bogner-Garde den Rückzug decken, und er warf sich auch mutvoll dem Feinde entgegen und hielt ihn einige Zeit auf. Bald jedoch waren seine Scharen teils geworfen, teils umgangen; den Lord selbst traf eine Kugel; die österreichische Reiterei ging wieder vor, und nun brach das Chaos herein. Eine wilde zügellose Flucht begann hinab in die Ebene am Murten-See. Vergeblich, daß mitten im Strom derselben des Herzogs Ober-Stallmeister, Jakob van der Maas, die große Standarte von Burgund hochhielt, um bei ihr die weichenden Scharen zu sammeln! Sogar die Geschwader vom Hofstaate des Fürsten verließen ihn. Einsam, das ihm anvertraute Hauptbanner des Heeres mit beiden Armen umfassend, nahm der gute Edelknecht den Tod.*) Karl selbst wurde von der Flucht seines Heeres mit fortgerissen. Es war „als ob Gottes Schrecken von den Bergen steige".

In aufgelöster Ordnung, nur die Banner noch von ihrer Wache umgeben, drangen die Verbündeten, d. h. Vorhut und Gewalthaufe, dem Feinde auf dem Fuße nach. Sie stürmten durch die langen Gassen des burgundischen Lagers auf Wieflisburg zu; das Fußvolk eilte bis an den Sumpf vor; die Reiterei folgte über Wieflisburg bis gegen Peterlingen hin.

Was die bündische Nachhut betrifft, so scheint diese, als ihr Führer, der Herr von Hertenstein, den Feind auf der Flucht sah, in der Richtung auf Pfauen marschiert zu sein, um auch dem vor Murten stehenden Belagerungskorps den Rückzug in die Waadt abzuschneiden. Die Lombarden, welche den Ausgang der Schlacht erst gewahr wurden, als sie die Burgunder in jäher Flucht aus dem Walde von Claveleyre herausströmen sahen, waren eben beschäftigt, eilig aufzubrechen, als Bubenberg, der von den Mauern Murtens aus dieselbe Wahrnehmung gemacht wie sie, einen Ausfall machte. Zwar warf diesen die italienische Reiterei tapfer zurück; aber nun erschien die Nachhut

*) Ol. de la Marche bei v. Rodt.

der Verbündeten in ihrem Rücken, und damit ward die Lage der Lombarden verzweifelt. Getäuscht durch den scheinbar seichten Grund des Sees, warfen sich viele in das Wasser und hofften das obere Ufer zu erreichen; der Moorgrund aber wich und verschlang Roß und Reiter, und wem es ja gelang, sich schwimmend oder watend über Wasser zu halten, der fand unter den Streichen und Schüssen des Feindes den Tod. Eine förmliche Menschenjagd begann, welche das Volkslied später mit naiver Roheit gefeiert hat. Schilling und Etterlin schildern, „wie die verhaßten Lombarden in Schiffen gleich Enten gejagt wurden, mit Büchsen und Armbrüsten erschossen oder mit Spießen erstochen. Es waren ihrer doch so viele, die bis an den Hals im See standen und die Köpfe oben herausboten, daß sie aussahen wie Möwen ... Da ritten auch viel großer Herren und ander mächtig Leut in den See mit ihren guldinen Scharinen (Waffenröcken), verdeckten Rossen und andern köstlichen Dingen und unterstuhnden überzuschwimmen .. und wenn sie lang gezappelt und nicht erschossen oder erschlagen wurden, so gingen sie von rechter Angst und Not mit ihren Rossen ganz unter.“ Ebenso unerbittlich wütete der Tod zu Lande. Gleich Vögeln schoß man die Flüchtigen von den Bäumen herab und erstach und verbrannte sie in den Dörfern.

Während so das burgundische Hauptheer dem Schwerte des siegreichen Feindes erlag, stand ostwärts von Murtens Mauern noch unangetastet der Heerhaufen des Grafen von Romont, der wahrscheinlich erst durch den Angriff auf die Lombarden Näheres über die Schlacht und deren Ausgang erfuhr. Der Graf versuchte, durch das große Moos um den See herum abzuziehen; aber als ihm hier der Landsturm des sogenannten Inselllandes, d. h. des Gebiets zwischen Neuenburger- und Murtensee, entgegengerückt kam, machte er kehrt und wandte sich landaufwärts durch eben die Waldungen, welche morgens den Anmarsch der Verbündeten verdeckt hatten, um auf einem Umweg zwischen Freiburg und Peterlingen Romont zu erreichen, was ihm, aller-

dings unter Aufopferung alles Geschützes und Gepäcks, in der Tat gelang.

Das Heer der Verbündeten bezog am Abend des Schlachttags das burgundische Lager. „Mit zerthanen Armen“ wurde dem „Allmächtigen Gott, der Königin Magd Maria, allem himmlischen Heer und den 10 000 Rittern fünf Paternoster und Ave Maria gesprochen;“ dann aber ging es ans Schmausen. Denn wenig entsprach der reichliche Vorrat an vorgefundenen Lebensmitteln den Schilderungen burgundischer Ausreißer von dem Mangel im Heere des Herzogs. Das eroberte Geschütz, 63 Stücke, wurde freundbrüderlich verteilt,*) aber mit der übrigen Beute ging es, aller Verordnungen ungeachtet, sehr willkürlich zu; jeder nahm, was er kriegen konnte; ja es geschah, daß die Plünderer sich sogar über den Troß ihres eigenen Verbündeten, des Herzogs von Lothringen, hermachten, — was er, der sich sogleich in Karls Feldpalast mit fürstlichem Behagen einnistete, in seiner jovialen Laune lachend zugab. Kein Leid widerfuhr den Weibern, weder den Ehefrauen, die ihren Männern ins Feld nachgefolgt waren und Kaufmannschaft trieben, noch den fahrenden Dirnen, deren sich, trotz Karls Verbot, nicht weniger als 3000 im Lager fanden.

Die Zahl der auf der Wahlstatt vorgefundenen oder aus dem See gezogenen Toten wird, wohl sehr übertrieben, auf 22 700 angegeben, „darunter auch Mohren aus Afrika.“**) — Verhängnisvoll aber war der Verlust an Vasallen. „Wie einst bei Sempach die Blüte der süddeutschen Ritterschaft in den Staub gesunken, so wurde bei Murten die Zierde des burgundischen und flandrischen Adels ausgelöscht, die Säule des Feudalismus im Jura und in der Waadt gestürzt; viele edle Geschlechter für immer aus dem Buch des Lebens und der Ge-

*) Es hat als „Murtenstücke“ jahrhundertelang die Zeughäuser der Schweiz geschmückt, bis es von den französischen Republikanern entführt wurde.

**) Schilling. Der wirkliche Toten-Verlust der Burgunder dürfte nur 8 bis 10 000 betragen haben.

ſchichte getilgt."*) Die Verbündeten berechneten ihren Verluſt an Toten auf 500, an Verwundeten auf 600 Mann. Baſel und Bern befahlen in der Folge, daß alljährlich der Zehntauſendrittertag gefeiert und der „Murtenſtreit" von der Kanzel verleſen werden ſollte. Bis zum 4. März 1798 hat auch eine Kapelle, in welcher die Gebeine der Erſchlagenen geſammelt waren, die Überlieferung des Sieges von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt.**) Dann wurde ſie von einer Halbbrigade franzöſiſcher Republikaner als Denkmal einer ihrer Niederlagen zerſtört.

Ich bin Auffaſſung und Darſtellung dieſer Schlacht in allen weſentlichen Punkten der Schilderung des Hauptmanns Emanuel v. Rodt gefolgt, obwohl dieſelbe von der früher gültigen Betrachtungsweiſe vollkommen abweicht. v. Rodt belegt indeſſen jede einzelne Stelle ſeiner Darſtellung mit ſo überzeugenden Quellenangaben, daß ſie vollkommen glaubwürdig iſt und man nun nicht mehr daran zweifeln kann, daß die Schlacht von Murten keineswegs eine bataille rangée, ſondern vielmehr ein Überfall war, den Rodt ſelbſt mit Roßbach vergleicht, wo die Kolonnen des franzöſiſchen Heeres ebenfalls vom Feinde überraſcht wurden, als ſie juſt in der Entwicklung begriffen waren. Durch dieſe veränderte Auffaſſung werden auch die bisherigen Urteile über die Schlacht weſentlich alteriert, und nur in ſoweit kann man ihrer noch gedenken, als ſie ſich auf die allgemeine ſtrategiſche Situation beziehen. In dieſer Hinſicht iſt zunächſt an jenes bekannte, übrigens oberflächliche Wort Napoleons I. zu erinnern, der ſich 1797, als er auf der Reiſe zum Raſtätter Kongreß das Schlachtfeld von Murten beſichtigte, gegen den

*) Weber, Geſchichte des Mittelalters. 4. Band.

**) Die Inſchrift lautete: D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae ducis exercitus Moratum obsidens hoc sui monumentum reliquit. — Im Jahre 1822 ließ die Freiburger Regierung eine Viertelſtunde von Murten an der Straße nach Payerne ein neues Denkmal in Geſtalt einer 22 Meter hohen Spitzſäule errichten.

ihn begleitenden Offizier der Schweizer Ehrenwache geäußert haben soll: „Jeune capitaine, si jamais nous livrons bataille en ces lieux, soyez persuadé, que nous ne prendrons pas le lac pour retraite.“ — Von deutschen Kriegsgelehrten bemerkt General von Hardegg*): „Das Benehmen Karls des Kühnen, von seinem Anmarsche gegen Murten bis zur Flucht des burgundischen Heeres, stellt sich als ein Gewebe von Fehlern dar, die von dem Stolze, der Tollkühnheit, der Unvorsichtigkeit, der übertriebenen Feindesverachtung und dem Eigensinne des Herzogs abzuleiten sind. Der Hauptfehler Karls war wohl der, daß er die Pässe, welche von Bern und von Freiburg nach Murten führen, so gut als unbesetzt und also den Schweizern die Zugänge von Osten her zu seiner rechten Flanke offen ließ. Karl dachte ferner nicht daran, die Konzentrierung der bei seiner Ankunft vor Murten noch nicht vereinigten Truppenabteilungen der Schweizer zu verhindern; er sah vielmehr derselben ganz untätig zu. — Das Schlachtfeld, welches der Herzog für seine Truppen wählte, war etwas beengt, weshalb sich seine Massen nicht gehörig entwickeln konnten. Sicherlich hätte er besser getan, während er Murten belagerte, mit der Hauptmacht zunächst die Pässe von Ins und Güminen zu besetzen, wo er, die Biberen und die Sane vor der Front, sicher stand und alle Zugänge zu Murten beherrschte. Er scheint sich dem Wahne hingegeben zu haben, daß, weil er selbst seine Stellung, und namentlich seine Flanken, für unangreifbar hielt, auch seine Gegner dieser Ansicht sein und nichts dagegen unternehmen würden. — Den Fehlern der Burgunder gegenüber erblickt man auf schweizerischer Seite richtige Berechnung und große Energie der Ausführung. Die Eidgenossen, besonders die Berner, verstanden die Wichtigkeit von Murten und der dahin führenden Pässe richtig zu würdigen und ließen es darum auch ihre erste Sorge sein, dieselben gehörig zu verwahren. Die Stellung bei

*) Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte. 2. Band.

Ulmiz war sehr zweckmäßig gewählt, insofern sie dem Feind durch ihre Nähe imponieren mußte und Gelegenheit darbot, das burgundische Lager zu erspähen. Die Verbündeten hatten recht, den Angriff auf die Burgunder zu unternehmen, sobald ihre Truppen versammelt waren, fürs erste, weil es galt, das hartbedrängte Murten baldmöglichst zu entsetzen, dann aber auch, um die dem Landbau notwendigen Hände sobald als angängig der Arbeit zurückzugeben."

General von Brandt*) spricht sich folgendermaßen aus:

„Untersucht man diese Schlacht genauer, so darf man denen, die sie angeordnet, die Bewunderung nicht versagen. — Wenn auch die Kurzsichtigkeit Karls von Burgund den Schweizern ihr Spiel erleichtern mochte, so bleibt doch der Plan dieser Vertilgungsschlacht schön durch alle Zeiten. Dieser Plan lief darauf hinaus, den rechten Flügel des Feindes zu umklammern, dann aufzurollen und gegen den Murtner See zu drängen. Auch gelang ihnen dieser Plan insofern, daß der ganze linke Flügel in den See hineingetrieben ward. Wollte man die Schlacht selbst nach den Theorien unserer Tage beurteilen, so würde es vielleicht zweckmäßiger erscheinen, den linken feindlichen Flügel angegriffen zu haben. Durch diese Vorrichtung hätte man den Weg nach Wiflisburg, die einzige Rückzugslinie des Feindes, sogleich gewonnen, und er wäre dann in der Richtung von Freiburg, oder gegen den dem Feinde im Rücken fließenden Chandon-Bach gedrückt worden; dadurch jedoch wäre die Niederlage gewiß nicht so entscheidend geworden. Abgesehen davon, daß man dann zuvörderst den Grafen Romont angreifen und schlagen mußte, wäre man auch teilweise in ein der feindlichen Kavallerie günstigeres Terrain geraten. —"

Auch der Sieg von Murten ist übrigens von den Verbündeten schlecht benutzt worden. Wohl hatten die Berner den Willen, ihn zu verfolgen, namentlich durch Eroberung der

*) Das Kriegswesen des Mittelalters. Berlin 1830.

ſavoyer Waadt; aber wieder ſcheiterte der Plan an der Schwerfälligkeit des Bundes. Wären die Eidgenoſſen bis an den Genfer See vorgedrungen, ſo hätten ſie Karl von jeder Hilfe aus Italien abgeſchnitten und Savoyen in das franzöſiſche Lager getrieben. So kam es aber zu nichts weiter als zu einem Streifzuge nach Lauſanne, der zur Plünderung dieſer Stadt, zu Kirchenſchändung und Raub führte und den berniſchen Namen befleckte, ohne irgend einen dauernden Vorteil zu bringen.

IV.

Das Verhängnis von Nancy.

Herzog Karl war nach dem Verluſt der Schlacht von Murten in einen Zuſtand geraten, der ſich dem Wahnſinn näherte. Er ſchloß ſich ein, und nur mit Furcht und Zittern wagten ihm ſeine Diener zu nahen. Er wechſelte die Kleider nicht, ließ ſich Bart und Nägel wachſen, zerbiß ſich die Finger und ließ ſeiner Wut nach jeder Richtung hin die Zügel ſchießen. Dann aber raffte er ſich zu neuer Gewalttat auf. Nur von 30 Reitern begleitet, hatte er ſich von Murten aus nach Gex in der Nähe von Genf begeben; hier bemächtigte er ſich der Perſon der Herzogin von Savoyen, deren Kinder er um ihr Erbe zu bringen wünſchte; er entführte ſie nach Burgund und fing nun an, ſich wie ein verzweifelter Spieler zu benehmen, der durch hohen Einſatz und geſteigerte Verwegenheit das Glück ertrotzen will. Sein Rachedurſt, ſeine Wut waren auf eine Höhe getrieben, wo ſie jeder Beſonnenheit, jeder politiſchen Berechnung unzugänglich waren. All ſein Sinnen und Trachten hatte nur das eine Ziel, die niedergetretene Fürſten- und Ritterehre wieder herzuſtellen und die erlittene Schmach an dem übermütigen Bauernvolke zu rächen. Mit erhöhtem Eifer wurden die Kriegsrüſtungen be-

trieben, die Waffenschmieden aufs neue in Tätigkeit gesetzt, die Heerestrümmer gesammelt, die Jurapässe geschützt.

Unterdessen tagten seine Feinde zu Freiburg im Üchtlande: die Eidgenossen und die Niedere Vereinigung, der Herzog von Lothringen mit seinen Freunden, den Grafen von Leiningen und von Bitsch, die Gesandten der Kurfürsten von Mainz, Pfalz und Trier, die Bischöfe von Straßburg, Basel, Genf, Grenoble und Wallis, die Bevollmächtigten der Stände Savoyens und Piemonts und der Graf von Greyerz. Auch König Louis XI. hatte einen Gesandten geschickt; aber die Interessen waren, so lebhaft auch alle Beteiligten den völligen Sturz des Burgunders wünschen mochten, im Einzelnen doch so verschieden, daß man ohne greifbares Resultat auseinander ging.*)

Karl der Kühne wird von diesen stockenden Verhandlungen unzweifelhaft gut unterrichtet gewesen sein. Er war rastlos beschäftigt; dabei wurde er frohster Laune und höher gemutet als je. „Neben andern Gaben", sprach er, „habe Gott ihm solche Hilfsquellen, Völker und Staaten verliehen, daß es mancher Niederlage bedürfe, um ihn zu Grunde zu richten, und im Augenblick, da die Menge ihn für vernichtet halte, würde er aus der Mitte seiner Völker 150,000 Mann ins Feld stellen.**) Von dem Wahne befangen, daß alles Volk in Burgund und Niederland seine Empfindungen teilen und zu jedem Opfer bereit sein müsse, verlangte er zunächst ein Aufgebot von 40,000 Bewaffneten und den vierten Teil der Habe aller seiner Untertanen.***) Eitle Forderungen! Am weitesten kam er noch da, wo er persönlich auftrat. Die Stände der Freigrafschaft, welche er in Salins versammelte, wollten sich anfangs allerdings nicht überzeugen, daß die Wohlfahrt des Vaterlandes Hand in Hand gehe mit Karls Herrschafts- und Racheplänen. Zwar versicherten sie ihn ihrer Treue, bewunderten seine mannhafte Haltung, meinten

*) Schlosser, Neuere Geschichte. I. Teil. Frkf. a. M. 1849.

**) Panicharola bei v. Rodt.

***) Georg Weber a. a. O.

jedoch: Der Herzog überſehe im Feuer ſeines Mutes die Schwierigkeit der Lage. Zahlreich ſei die Blüte des Adels, die Jugend des Volkes ausgezogen, und nicht zurückgekehrt; die Rüſtungen hätten das Mark des Landes aufgezehrt, Feldbau und Handel feierten, eine Hungersnot ſtehe bevor. Mehr als 3000 Mann zur Wehr und Verteidigung des Vaterlandes vermöchten ſie nicht aufzubringen.*) — Aber nun nahm Karl ſelbſt das Wort. Viele triftige Gründe führte er an, um die Stände zu größeren Opfern zu bewegen und unterſtützte dieſelben mit der Autorität römiſcher Klaſſiker (con autorita di Romani), indem er Beiſpiele aus Livius zitierte: von bürgerlicher Armut, von jenem Edikt zu Rom, das jedem gebot, zur Wahrung der öffentlichen Sache all ſein Gold und Silber herzugeben mit Ausnahme eines einzigen Fingerrings. Er ſprach „wie ein Buch“ und nicht ohne Wirkung; denn zwei Tage nachher bewilligten ihm die Stände der Franche-Comté in der Tat eine zweimalige Jahreskriegsſteuer von 100,000 rheiniſchen Gulden und, „ſofern Ihre Excellenz verſprächen, ihnen während dieſer Zeit keine andere Beſchwerde aufzuerlegen“, erklärten ſie ſich bereit, auch die Grenzbeſetzung zu übernehmen, die ihnen monatlich, abgeſehen von der perſönlichen Aufopferung, 10,000 Gulden koſten werde. Zwei Gnaden aber bäten ſie ſich aus: die eine, daß Ihre Exzellenz den Krieg durch deren Hauptleute führen laſſe, ohne ferner deren hohe Perſon auszuſetzen — die andere, ſobald ſich ſchickliche Gelegenheit böte, Frieden zu ſchließen.**) Ganz anders und Karls Begehren völlig ablehnend lauteten die Antworten aus Dijon und Brüſſel, wo die Stände von Burgund und Flandern-Brabant verſammelt waren. Der Krieg, den er führe, ſei unnütz, meinten die Burgunder; das Volk ſei nicht ſchuldig, dazu beizutragen.***) Und die Niederländer erwiderten: Wenn er von den Schweizern und Deutſchen bedrängt und eingeſchloſſen wäre, dann wollten ſie den Heerbann

*) Ol. de la Marche. Dunod Mem.

**) Panicharola bei v. Rodt.

***) S. Julien de Baleurre Courte-Epée bei Barante 21,141.

ſtellen; nicht aber zu einem dritten Angriffskriege. — Es war eine harte Prüfung für Karls ſtolzes Herz. — Immerhin war er durch die Bewilligungen der Hochburgunder der unmittelbaren Sorge für die Verteidigung der zunächſt bedrohten Provinz überhoben und konnte ſich nun ganz den Vorbereitungen zum Angriffskriege widmen. Im Auguſt ſchon hoffte er mit größerer Macht als je wieder zu Felde zu ziehen. Von einer Beſtellung von 8000 Zelten ſollten 800 ſchon im nächſten Monat zur Stelle ſein. Artillerie wurde aus Luxemburg und Flandern beordert.

Ende Juli traf Karl in Rivière ein, wohin die ſich in Hochburgund ſammelnden Truppen dirigiert waren. Es ſollten 1100 Lanzen in 11 Kompagnien ſein; tatſächlich war es kaum die Hälfte. Durch große Begünſtigungen hoffte er die freiwillige Werbung unterſtützen zu können. Von Kompagnie zu Kompagnie wurde ein Edikt verleſen, in dem die Mannſchaft ermahnt wurde, guten Mutes zu ſein; es ſollte ihr an nichts fehlen. Wirklich wurde ein neuer Etat aufgeſtellt, welcher für 1000 Lanzen, die nun zur Garde gehören ſollten, den bisherigen Monatsſold von 12 Taler (scuti) auf 22 erhöhte, d. h. auf ebenſoviel als bisher die Edelleute der 4 Stäbe des herzoglichen Hauſes bezogen hatten.*) — Sein Hauptvertrauen aber ſetzte Karl, wie er dem mailändiſchen Botſchafter verſicherte, auf die Mannſchaften aus Flandern und der Pikardie, ſowie auf den Adel von Burgund, welche in Monatsfriſt eintreffen würden.

Ernſtlich beſchäftigte ſich der Herzog auch mit einer Änderung ſeiner Taktik. Zweimal war er von dem Fußvolk der Oberdeutſchen geſchlagen worden, und ſo groß auch ſeine Vorliebe für die Kavallerie war — er ſah ein, daß er ebenfalls dem Feinde eine tüchtige Infanterie entgegen ſtellen müſſe. Zu dem Ende ſollten künftig von 2000 Lanzen der Ordonnanz-Kompagnien die Hälfte, nämlich 1000 Lanzen, zu Fuß fechten und durch je 3 Pikeniere, 3 Büchſen- und 3 Armbruſtſchützen verſtärkt werden.

*) Panicharola a. a. O.

Es geht aus Panicharolas Bericht von dieser Angelegenheit nicht deutlich hervor, ob unter „Lanze“ hier nur der homme d'armes selbst oder auch noch Begleiter desselben zu verstehen sind. v. Rodt nimmt das erstere, Rüstow das letztere an, und zwar rechnet dieser die Lanze zu 3 abgesessenen Reitern. Nach Rodt sollte diese Infanterie 10, nach Rüstow 12 tausend Mann stark werden. Im Ganzen ist der Unterschied nicht wesentlich; wichtiger ist die beabsichtigte Formation.

Diese 10,000 resp. 12,000 Mann nämlich sollten in einen einzigen Haufen zusammengezogen werden, nach der Art der Schweizer, „die ihre Haufen so groß zu machen pflegten“. „Eine späte Nachahmung der Taktik seiner Besieger“, meint Rodt, „die früher vielleicht ihm hätte Heil bringen können“. Rüstow aber bemerkt wohl mit Recht: man sähe aus der Menge der Schützen bei dieser projektierten Infanterie und aus dem Plan, die ganze Masse in einen einzigen Haufen zusammenzudrängen, daß Karl von der wahren Natur der schweizerischen Infanterietaktik nichts begriffen hatte. — Was die andere Hälfte der Lanzen betraf, so sollten sie mit ihren 3000 Bognern zu Pferde bleiben, und die ganze Armee sich auf etwa 30,000 Mann stellen.

Bald aber ward die Aufmerksamkeit Karls des Kühnen von der Schweiz abgelenkt durch die Vorfälle in Lothringen. Hier hatte nach dem erfolglosen Kongreß zu Freiburg der junge René auf eigene Faust die Fahne zur Wiedereroberung seines Herzogtums entfaltet. Die elsässischen Städte sowie viele Feudalherren aus den Vogesen und seinen Stammlanden schlossen sich dem ritterlichen Fürsten an, der alles Wertvolle, das er selbst besaß, das die Freunde aufbrachten oder die Kaufherren in Basel und Straßburg vorstreckten, für den Krieg einsetzte. Einem kühnen deutschen Hauptmann Hornecker mit einer Handvoll Leuten gelang es zuerst, einige Orte des südlichen Lothringen zu nehmen. Infolgedessen machte der Aufstand Fortschritte: mit kühner List nahm Herzog René das feste Epinal, und nun zog er vor die Hauptstadt Nancy und begann sie regelrecht zu belagern. Hier

kommandierte Jean de Bièvre aus dem Hause Rubempré und schien sich energisch wehren zu wollen. Doch unter der Mannschaft offenbarte sich ein meuterischer Geist, namentlich unter dem Kern der Besatzung, den englischen Bogenschützen. Ihr Anführer war gefallen; Bièvre konnte ihnen gegenüber keine Autorität gewinnen; er entschloß sich, zu kapitulieren*) und zog mit der Besatzung ab.

Von dem großen Heere, welches Karl der Kühne aufzustellen unternommen, hatte er bis Mitte September nicht mehr als etwa 10,000 Mann beisammen und war also bisher nicht in der Lage gewesen, etwas gegen René zu unternehmen. Da aber die Fortschritte der Empörung in Lothringen immer bedenklicher wurden, so brach er nun am 25. September von Rivière auf, um Nancy zu entsetzen und zu verhindern, daß er von den Niederlanden, den Hauptquellen seiner Macht, abgeschnitten werde. Am 9. Oktober kam er bis Toul und empfing hier die Nachricht vom Falle Nancys, worauf er sich nach Pont-à-Mousson wendete, um sich den Truppen zu nähern, welche ihm Graf Cola von Campo-Basso aus Luxemburg zuführte. Während Karl die Mosel hinabzog, erschien auf dem andern Ufer der Feind, und es begann bei Dieulouard eine Kanonade über den Fluß, welcher erst die Nacht ein Ende machte. René, der die Vereinigung Karls mit Campo-Basso zu verhindern strebte, marschierte dann in der Dunkelheit eiligst nach Pont-à-Mousson ab, um hier den Burgundern zuvorzukommen. Als Karl dies am andern Morgen bemerkte, ging er, wahrscheinlich auf einer Schiffbrücke, ebenfalls auf das rechte Moselufer über und bezog bei Condé (jetzt Custine) ein Lager, sodaß er nun seinerseits den Lothringern die Verbindung mit Nancy abschnitt. Die Lage Renés war sogar sehr ungünstig, als am 16. Oktober die Burgunder in voller Schlachtordnung gegen Pont-à-Mousson anrückten, und sie wurde verzweifelt, als unter den deutschen Söldnern des jungen Herzogs, infolge des Aus-

*) Die Kapitulation war eine sehr sorgfältige; sogar des Verbleibens der Archive in Nancy war ausdrücklich gedacht.

bleibens der Löhnung, Meuterei ausbrach. Sie gaben die wichtige Stadt auf; wohl oder übel mußte René sich ihnen anschließen, und unter dem Schutz eines dichten Nebels, der den Burgundern ihren Abzug verbarg, erreichten die Lothringischen Liverdun. Hier schafften, in Ermangelung jedes andern Übergangsmittels, die Reiter das Fußvolk über den Fluß, wozu René persönlich das Beispiel gab, indem er auf solche Art mehr als 30 Mann nacheinander hinüberführte. Überhaupt benahm sich der Herzog selbst ganz vortrefflich; er muß eine höchst liebenswürdige, frische, wenn auch etwas weiche Natur gewesen sein. Nun eilte er nach Nancy, um durch Einlegung einer tüchtigen Besatzung für Erhaltung seiner Hauptstadt zu sorgen. Dazu boten sich teils lombardische Überläufer und Franzosen, welche bei Ergebung des Platzes keine Gnade zu erwarten hatten, teils deutsche Freiwillige aus den Ländern der Niederen Vereinigung dar. Mit dem Rest der Truppen besetzte René St. Nikolas; die Garnisonen versprachen ihm feierlich, sich zwei Monate zu halten, und nun reiste der Herzog selbst, nur von zwölf Reitern begleitet, bei einer ganz ungewöhnlichen Kälte über das beschneite Gebirge, um Hilfe bei den Schweizern zu werben. Karl von Burgund begann indessen die Belagerung von Nancy.

Es geschah dies um dieselbe Zeit, als der päpstliche Legat sowie Gesandte des Kaisers und des Ungarkönigs zu Basel mit Friedensverhandlungen zwischen den Eidgenossen und Burgund beschäftigt waren. Der Boden war also für René nicht günstig; namentlich der Legat, der die wachsende Macht Frankreichs fürchtete, wirkte ihm entgegen. Aber der Herzog kannte seine Leute. Mit reichlichen Geldsummen versehen, die er durch Verpfändung des Silbers seiner Großmutter und durch straßburgische oder französische Darlehne zusammengebracht, eilte er nach Zürich und Bern, wo die Waffenbrüder von Murten, namentlich der Zunftmeister Waldmann, zu seinen Gunsten sprachen und auf der Tagsatzung zu Luzern, in der René ebenfalls persönlich erschien, sein Gesuch um Hilfe nachdrücklich unterstützten. Zwar

gelang es ihm nicht zu erreichen, daß die gesamte Eidgenossenschaft für ihn eintrat; aber es wurde ihm gestattet, Freiwillige anzuwerben, und dank dem reichlichen Handgelde von einem Dukaten und der Zusage eines beträchtlichen Soldes (4 Gulden monatlich) mit Vorausbezahlung waren die Anmeldungen bedeutend genug. Als Führer fungierten Waldmann von Zürich und Kätzy von Luzern. Neben den gespendeten Summen, den reichen Soldversprechungen und der Kriegslust der Schweizer scheint zu diesem Erfolge die herzgewinnende Art des Auftretens Renés nicht unbedeutend mitgewirkt zu haben.

Der Hauptmasse nach bestand die geworbene Mannschaft aus jungen Leuten vom Gebirge, welche froh waren, aus der Untätigkeit und Einsamkeit des Winters herauszukommen. Die Befehlshaber der Scharen wurden durch die Ortsobrigkeiten ernannt, und statt des Banners erhielt jeder Zug nur ein Vennli. — Es war dies der erste auf obrigkeitliche Anordnung geworbene Heerhaufen, den die Eidgenossenschaft in den Sold eines fremden Fürsten gab. Über Stärke und Bestand des Ganzen wie der einzelnen Abteilungen wurde dabei nichts bestimmt. — Als gemeinschaftlicher Sammelplatz war Basel bezeichnet, wo sich um Weihnacht 1476 ein Heer von 8400 eidgenössischen Streitern sammelte: rüstige, kriegslustige, siegesstolze Mannschaft. Ob eine Kriegsordnung beschworen wurde, ist nicht gewiß; gehalten wurde sie sicherlich nicht. Vielmehr war die Mannszucht dieser übermütigen Reisläufer höchst unrühmlich. Schon in Freundesland, am Oberrhein und im Elsaß, fingen sie an, zu plündern, und als der erste Zahlungstermin abgelaufen war, forderten sie den Sold mit solchem Ungestüm, daß Herzog René in Basel schleunigst neue Summen aufnehmen mußte, die er freilich nur auf Grund einer seltsamen Verpfändung erhielt, indem sein Freund, Graf Oswald von Thierstein, seine beiden Söhne als Geiseln hingab.

Inzwischen lagerte Karl der Kühne noch immer vor Nancy. Aller Bitten und Drohungen seines Kanzlers ungeachtet hatten ihm seine niederländischen Provinzen für diesen Winter jede stän-

diſche Hilfe abgeſchlagen. Freiwillig jedoch rückten ihm die Grafen von Chimay und von Naſſau mit einem anſehnlichen Haufen aus den flandriſchen Lehnen zu, und dazu kam noch der Heerbann von Luxemburg. Den Kern der Armee bildeten aber immer noch die Ordonnanz-Kompagnien und die engliſchen Bogenſchützen, ſoweit ſie aus der Murtener Niederlage gerettet oder in Lothringen vorgefunden worden waren. Denn den Lehentruppen wie den neu errichteten Scharen aus Hochburgund fehlte es an kriegeriſcher Übung und Disziplin. Dem ganzen Heere freilich mangelte es an jedem Selbſtvertrauen, das verlorene Schlachten ſtets zerſtören, und an jeder Zuverſicht zur oberen Führung, die ja unter Umſtänden ſelbſt das Vertrauen auf die eigene Tüchtigkeit erſetzen kann. — Denkt man ſich nun noch die Beſchwerden des Belagerungsdienſtes bei Winterkälte und den nicht ſeltenen Lebensmittelmangel hinzu, ſo läßt ſich annehmen, daß die Stimmung des Heeres vor Nancy keine günſtige war, um ſo weniger, als es ſich einer mutvollen tätigen Beſatzung gegenüber befand und von außen her beunruhigt ward durch die unaufhörlichen Neckereien und Anfälle kühner Streifpartien, die vom Landvolk begünſtigt, den Burgundern empfindlichen Schaden zufügten.*)

Aber auch die Beſatzung war ſeit Wochen ſchon der Hungersnot nahe, ſodaß Karl mit Sicherheit auf die baldige Übergabe rechnete und René in großer Sorge war; denn er erfuhr, noch bevor er nach Baſel gelangt, daß man zu Nancy bereits die Pferde aufgezehrt habe. Es galt, der Beſatzung Nachricht von dem nahenden Entſatz zu bringen. Mit großer Aufopferung und Hingebung gelang dies dem Hausmarſchall Renés, einem Provençalen, Suffren de Baſchi. Er geriet dabei in burgundiſche Gefangenſchaft. Umſonſt verwandten ſich faſt alle Ritter aus Karls Umgebung für den trefflichen Mann; er wurde unbarmherzig aufgehängt. „Nur der Dienſte wegen, die er ſeinem Herrn noch hätte leiſten können, ſchmerze ihn ſein ſchmählicher

*) v. Rodt a. a. O.

Tod", waren die letzten Worte Suffrens. Herzog Karl aber führte zur Rechtfertigung einer solchen Tat an einem Kriegsgefangenen eine angebliche Kriegsmaxime an: da nämlich, wo ein Fürst in Person einen Platz belagere, dürfe von dem Augenblicke an, in welchem das Geschütz zu spielen begonnen, der Versuch in die Festung zu gelangen, nur mit Einsetzung des Lebens gewagt werden. — Die Lothringer rächten sich nach Kräften. Nicht nur, daß der Kommandant von Nancy einen Gefangenen am höchsten Turme aufhing mit einem Racheplakat auf der Brust; auch der sonst so milde René ließ den Manen seines treuen Dieners 60 Gefangene schlachten. — Wie wenig überhaupt das Menschenleben galt, zeigt folgender Zug. Als der Frost der Weihnachtsnächte hunderte von Menschen und Pferden im Lager vor Nancy hingerafft hatte und auch vielen Herren die Glieder so erfroren waren, daß sie zu Krüppeln wurden, äußerte ein vornehmer burgundischer Hauptmann: „Er sähe am liebsten den Herzog aus der großen Büchse nach der Stadt fliegen, damit er einmal des Krieges satt werde und die Seinen nicht erfrören." Diese freche Redensart, die dem Fürsten hinterbracht wurde, hatte der Sprecher mit augenblicklichem Tode zu büßen.*)

Durch solche Strenge flößte Karl seinen Truppen eine so große Furcht ein, daß er für den einzigen Heerführer jener Zeit galt, der das Kriegsvolk auch im schlimmsten Winter im Feldlager festzuhalten vermöge.**) Aber er machte sich nicht minder verhaßt, und auch an ihm bewährte sich das alte Sprichwort: „Allzuscharf macht schartig!" —

Das Heer Renés von Lothringen war unterdessen herangerückt und erreichte am 2. Januar 1477 Luneville, wo es sich mit 1000 Mann zu Roß und zu Fuße vereinigte, welche vom Niederen Vereine gesandt waren. Am 4. Januar musterte René zwischen Varangeville und St. Nikolas, also nur noch 2 Meilen

*) Henter 187, Königshofen Chron. Forti., bei v. Rodt.

**) Philipp von Cleve: Traité de l'art de la guerre.

von Nancy, alle lothringischen Truppen, die ihm in seinem Erblande noch zur Verfügung standen. Es waren 4000 Mann, teils zu Pferde, teils zu Fuß, und die Schweizer waren erstaunt, daß ein vertriebener Fürst so viel Volk aufzubringen vermöge.

An demselben Tage berief Karl seine Obersten zum Kriegsrate. Ergrimmt, daß an dem Anmarsch einer bedeutenden feindlichen Heeresmacht nicht mehr zu zweifeln war, sprach er von Lumpengesindel, von plumpen Fleischmassen, die, nur auf Saufen und Fressen bedacht, daher zu wandeln kämen, und frug endlich die Hauptleute, was ihre Meinung sei. Da riet die Mehrheit, keine Schlacht zu liefern, vielmehr die Belagerung aufzuheben und sich nach Pont-à-Mousson zurückzuziehen. Sicherlich würden die Deutschen nach Verproviantierung Nancys wieder abziehen; denn viel Geld habe René keineswegs, und wenn es nicht bald zum Schlagen käme, so werde ihm das Heer auseinanderlaufen und er gewiß nicht im stande sein, ein zweites zu werben. So reichlich werde die Verproviantierung Nancys aber auch nicht ausfallen, daß man nicht Hoffnung behielte, es doch noch in diesem Winter zu nehmen. Unterdessen werde Karl Zeit gewinnen, seine Macht zu stärken, wozu der im Schloß zu Luxemburg bereitliegende Schatz von 450 000 Talern genügende Mittel darbiete. — Aber es wiederholte sich das alte Schauspiel: mit Unwillen verwarf der Fürst den Rat seiner Getreuen. Louis XI. Wort sollte wahr werden: »Quand orgueil chevauche devant, honte et dommage suivent de près.« Niemals, erklärte Karl, werde er vor einem Knaben wie René zurückweichen, sondern ihm entgegengehen, vorerst aber Befehl erteilen, daß diese Nacht noch Nancy gestürmt werde.

Doch am Abend desselben Tages fing Karl schon an, verlassen zu werden. Graf Campo-Basso war bereits seit langer Zeit mit Louis XI. und mit dem Herzoge von Lothringen in verräterischer Verbindung. Schon früher hatte er sich bereit erklärt, Karl den Kühnen zu ermorden. Jetzt brach er mit 2 Söhnen und 180 Lanzen Lombarden in aller Stille auf und

ritt nach St. Nikolas. Bald ſah man die Türme, auf deren Spitzen René Laternen hatte anbringen laſſen, um den Belagerten in Nancy ſeine Ankunft zu ſignaliſieren, und bald ſtieß man auf die Vorhut des lothringiſchen Heeres. Da riß Campo-Baſſo die rote Schärpe von der Schulter und das Andreaskreuz von Rock und Fähnlein und heftete lothringiſche Feldzeichen auf. Er wurde zu René geführt, erklärte, wegen ſchimpflicher Behandlung ſeitens Karls zu den Lothringern übertreten zu wollen, und verlangte zum Lohn die Wiedereinſetzung in die ihm vormals durch Karl René von Anjou geſchenkte Herrſchaft Commercy. Gern ging der Herzog darauf ein; da aber die Schweizer ſich weigerten, mit einem Meineidigen zu Felde zu ziehen, ſo verabredete Campo-Baſſo mit René, daß er die Meurthe-Brücke bei Bouxières aux Dames unterwärts Nancy beſetzen werde, in der Abſicht, den Burgundern, falls ſie, wie er hoffe, geſchlagen würden, die Rückzugslinie nach Luxemburg zu verſperren und vornehme Gefangene zu machen. Welch ein Löſegeld war hier zu verdienen, wenn man am Ende gar den Herzog ſelber fing! — „Das war ein Lamperſch (lombardiſch) Tückli!“ meint Schilling, der Berner Chroniſt.

Nicht ſo ſtrenge als gegen Campo-Baſſo zeigten ſich übrigens die Schweizer gegen eigene Landsleute, die ſich in ähnlichem Falle befanden wie jener. Zwei Eidgenoſſen, die in Karls Heer dienten, kamen herüber und boten gegen die Zuſicherung künftiger Strafloſigkeit ihre Dienſte als ſichere Wegweiſer an, und ſie wurden angenommen.

Der 5. Januar war ein häßlicher Wintertag. Beharrend auf ſeinem Entſchluß, dem Feinde entgegenzurücken, hatte Karl den Sturm auf die Stadt doch aufgegeben. Nur ein heftiges Geſchützfeuer ſollte ſeinen Aufbruch zur Schlacht verdecken. Geringe Macht blieb unter den Vögten von Hennegau und Brabant vor Nancy zurück.*)

*) Calmet V. aus der Chron. mscr. de Lorraine und Vie Manuscr. de Duc René.

Von den 20 000 Mann, die Karl nach und nach vor Nancy vereinigt gehabt, waren kaum noch 10 000 übrig, so sehr hatten Krankheit und Desertion die Reihen gelichtet. Es mögen etwa 4000 Reiter und, einschließlich der nach der neuesten Kriegsordnung abgesessen fechtenden hommes d'armes, 6000 Mann zu Fuß gewesen sein.*) Sie waren in mattem, unmutigem Zustand und auch die Ausrüstung scheint mangelhaft, die Munition unzureichend gewesen zu sein.

Karl erlas sich südlich Nancy eine Stellung zwischen zwei Bächen, welche der nahen Meurthe zufließen. Der bedeutendere von beiden, der Laxonbach, floß im Rücken der Stellung, in ziemlich tiefen mit Wald bestandenen Rändern, welche die Schlachtaufstellung für die Besatzung von Nancy verdeckten. Wenn dies als Vorteil gelten konnte, so war der Nachteil, ein solches Terrainhindernis im Rücken zu haben, doch ungleich größer. Aber trotz Grandson und Murten scheint Karl die Möglichkeit des Rückzugs nicht erwogen zu haben. Erst wenn jener Bach überschritten war, konnte ein Abmarsch entweder durch den Wald auf Toul zu oder über die Meurthebrücke bei Bouxières aux Dames genommen werden. Im Notfall vermochte die Reiterei auch eine Furt bei Tomblaine zu benutzen. — Westlich der Straße von Nancy nach St. Nikolas stand in der Mitte der Schlachtordnung das Fußvolk in einem einzigen großen Haufen, der ein längliches dichtgeschlossenes Viereck bildete.**) Die Front und linke Flanke dieses Schlachthaufens waren durch sehr dichte, schwer passierbare Hecken, erstere auch noch durch den Bach gedeckt. Rechts und links des Fußvolks hielt die Reiterei in 2 Geschwadern, und zwar rechts Jost und Lalain mit den Niederländern, links Jacopo Galeatto. Im

*) Ol. de la Marche und nach ihm Heuter geben kaum 10 000 M. an, wovon gar nur 2000 gesund und gut gerüstet.

**) Gollut: „En un seul bataillon assezlong." Heuter: „propter regiam viam, oblonga coactaque."

Rücken des letzteren führte die schon erwähnte Furt durch die Meurthe nach dem Orte Tomblaine.

Zwischen dem Reitergeschwader Galeattos und dem gevierten Haufen fuhr auf einer kleinen Anhöhe bei St. Magdeleine das Geschütz auf: 30 Schlangenbüchsen, die mit ihrem Feuer die Straße von St. Nikolas bestrichen.*) Der Herzog selbst hielt sich mit seiner persönlichen Garde beim Mittelhaufen.

Zögernd brach der Tag an. Um 8 Uhr morgens setzte sich René von St. Nikolas aus in Bewegung; zunächst noch in Marschordnung: erst die Schützen, dann die Spieße, hierauf die Reiter und endlich die Hellebardiere. — Bei der Einsiedelei der heiligen Magdalena hielt man, und René schlug einige Elsässer und Lothringer zu Rittern. Das Heer zählte 20 000 Mann, darunter 12 000 Schweizer und andere Deutsche.**) Eine Stunde vor der burgundischen Stellung bei Neuveville wurde die Schlachtordnung hergestellt.

Die Vorhut ward gebildet aus 700 Mann Fußvolk, Schweizern und Deutschen unter dem einstigen Feldherrn von Murten: Wilhelm Herter; ferner aus 2000 lothringischen und elsässischen Reitern unter dem Grafen von Thierstein und 12 Feldstücken.

Im Gewalthaufen waren 8000 Mann Fußvolk vereint, nämlich 4000 Spießer, 3000 Hellebardierer und 1000 Büchsenschützen, wobei sich also ein bemerkenswerter Zuwachs an Spießen erkennen läßt. Beigegeben waren 1300 Reiter, von denen 800 unter René selbst auf dem rechten Flügel des Banners, 500 auf dem linken Flügel standen.

Die Nachhut bestand nur aus 800 Büchsenschützen; sie sollte auf Kanonenschußweite (jet de bombe) folgen***) und nach Umständen eingreifen.

*) Calmet V.

**) Manusc. de la bibliothèque du roi bei Lenglet III. 494. Chronique du Roi Louis XI.

***) Lenglet III.

Nachdem nun eine Streifpartie von 50 Pferden die feindliche Stellung berannt hatte, ſtellte man nach dem Rat Walthars von Wiſſe, eines ortskundigen Edelmannes aus Renés Suite, folgende Angriffsdispoſition feſt: Die Vorhut ſollte längs der Meurthe auf der von St. Nikolas kommenden Straße gegen den mit dem burgundiſchen Geſchütz beſetzten Hügel vorgehen, dieſen nehmen und dann Karls Zentrum, den gevierten Haufen, angreifen. Gegen die Front dieſes Haufens ſollten Freiknechte und einige Reiterei demonſtrieren und ſie beſchäftigen, während der Gewalthaufe aus der linken Flanke abmarſchieren und den rechten Flügel der Burgunder bei dem Pachthofe Malgrange umgehen ſollte. Die Nachhut habe Avantgarde und Gewalthaufen zu verbinden, und mit ihr möge der geſamte Troß (ein ziemlicher Haufe) in einem Gehölze gegenüber den Burgundern bleiben und von Zeit zu Zeit ſich in einer Art und Weiſe zeigen, daß der Feind die Anweſenheit einer bedeutenden Macht in jenem Gehölz vermuten und glauben müſſe, der Hauptangriff werde von dort aus erfolgen. Das Geſchütz ſollte zunächſt gar nicht gebraucht werden. — Der Plan wurde den einzelnen Truppenführern in ihrer Mutterſprache mitgeteilt und von jedem einzelnen gutgeheißen.*)

Um 12 Uhr traten die Truppen fröhlichen Herzens und voll von Vertrauen wieder an. Die Vorhut ſtieß bald auf feindliche Reiterei, die ſchnell zurückwich. Auf ſtarke Bogenſchußweite fing dann das ſtarke Geſchütz an, zu feuern, jedoch ohne bedeutende Wirkung. Nach der Väter Sitte kniete das deutſche Fußvolk bei Beginn der Kanonade nieder und betete. Begünſtigt von einem heftigen Schneegeſtöber, welches ihre Bewegungen vollſtändig verbarg, gelang es der Vorhut, rechts abbiegend, eine Höhe ſüdöſtlich derjenigen zu gewinnen, auf welcher die burgundiſche Artillerie ſtand. Hier kam ſie ſehr ermüdet von dem Marſch auf dem glatten durchſchnittenen

*) Calmet a. a. O.

Boden an und benutzte den Umstand, daß sie noch immer unbemerkt war, zu rasten; denn jedermann — so erzählt der Luzerner Etterlin, der selbst dabei gewesen — war froh, niederzusitzen, seine mit Wasser und Erde angefüllten Schuhe zu leeren und sich wieder zurecht zu machen. Als dann das Schneegestöber aufhörte und die Sonne durchbrach, bekamen beide Abteilungen einander plötzlich zu Gesicht.*) — Der Gewalthaufe Renés erreichte, und zwar noch vor Beginn des Schneegestöbers, glücklich den Pachthof Malgrange, der in der rechten Flanke der burgundischen Stellung lag, rastete hier gleichfalls, und ein deutscher Geistlicher benutzte den Halt zu einer sehr nachdrücklichen und wirkungsvollen Anrede. Nachdem er geendet, zeichnete jeder Krieger vor sich ein Kreuz in den Boden und erhob sich dann freudig zum Streit. — Jetzt aber traten nach Verabredung sämtliche Hauptleute an René heran, und ihr Sprecher bat ihn, „daß er es gut finden möge, wenn bei so wichtigem Anlaß sie ihm zu Wegweisern und Leitern dienten." Etwas betroffen, doch freundlich willigte der junge Herzog ein. „Nun denn", erwiderte der Wortführer, „so beliebet Ihr, gnädiger Herr, jetzt in der Mitte der Berner zu bleiben und der 100 Mann, die wir Euch zur Behütung Euerer Person zuordnen wollen. Sodann lasset uns schalten und walten nach unserem Bedünken; voranrückend werden wir den Feind angreifen; erfordert es dann die Not, so kommt Ihr uns zu Hilfe."**) — Nun nahmen die Hauptleute alle Schützen und leichten Reiter an die Spitze und formierten aus den Spießen und Hellebarden ein Viereck, in welchem jene sämtlich in den vorderen Gliedern standen und dessen Flanken die schweren Reiter deckten. Kurze Zeit nachdem sich der Gewalthaufen in dieser Ordnung gegen die rechte Flanke der Burgunder in Bewegung gesetzt, begann das Schneegestöber, und

*) Etterlin sah in diesem Durchbruch der Sonne „ein groß Wunderzeichen Gottes durch das Verdienst der heiligen drei Könige, damit Jedermann wohl möchte erwarmen".

**) Calmet a. a. O.

dieſe Witterungsverhältniſſe trugen nicht wenig dazu bei, daß die Angriffe von Vorhut und Gewalthaufen faſt zu gleicher Zeit erfolgten.

Sobald Karl der Kühne die lothringiſche Vorhut auf der von ihr eingenommenen Höhe erblickte, ließ er einen Teil ſeines Geſchützes gegen ſie wenden, beſetzte die Hecke, welche die bedrohte Flanke ſeines Gewalthaufens deckte, mit Bogenſchützen und ſandte Befehl an Galeatto, zu attackieren. Doch die Deutſchen Wilhelm Herters gingen ohne zu zaudern im Sturmſchritt unmittelbar auf die Batterie los, und bevor die Geſchütze auch nur zwei Schuß abgegeben, waren ſie auch ſchon genommen. Während nun Thierſteins Reiterei, welche dieſen Angriff mitgemacht und dabei natürlich auseinandergekommen war, zurückging, um ſich zu ſammeln, blieb das Fußvolk im Avancieren und wandte ſich gegen den „ſelbſtgewachſenen Haag", nämlich gegen die Dornhecke, welche das Zentrum Karls, den Gewalthaufen, in der linken Flanke deckte. Gerade jetzt attackierte Galeatto die Deutſchen in der rechten Flanke, und dieſer Moment hätte verhängnisvoll werden können, wenn nicht Thierſtein rechtzeitig mit ſeiner wieder geordneten Reiterei eingegriffen hätte. Sein kräftiger Schock warf die Kavallerie Galeattos ſofort in die Flucht. Sie wandte ſich nach der Furt von Tomblaine und überſchritt hier die Meurthe, um Metz oder Luxemburg zu erreichen; aber was in dieſer Richtung entfloh, fiel ſpäter meiſt bei Bouxières in die Hände Campo-Baſſos.*) — Auf ſolche Weiſe degagiert, ſetzte Wilhelm Herter ſeinen Angriff gegen die Dornhecke fort. Die burgundiſchen Schützen, welche hinter dieſer ſtanden, räumten ſie bald und zogen ſich auf den Gewalthaufen zurück.

Unterdeſſen war aber auch der Kampf auf dem rechten Flügel der burgundiſchen Stellung entbrannt. Als hier Joſt von Lalain die leichten Reiter bemerkte, welche die Spitze des

*) Chronique du Roi Louis XI.

lothringiſchen Gewalthaufens bildeten und unter dem Kommando zweier franzöſiſcher Kapitäns ſtanden, da warf er ſich ſofort unter dem lauten Rufe „Vive Bourgogne!“ mit ſeinen ſchweren niederländiſchen Hommes d'armes gegen ſie, ſprengte ſie und ritt nun auf die nachfolgenden Büchſenſchützen ein. Aber dieſe empfingen ihn mit kräftigem Feuer, das ihn zwang, umzukehren und ſich rückwärts zu ſammeln, wobei er ſich, um gegen den die rechte Flanke treffenden Angriff des feindlichen Gewalthaufens Front zu haben, derart aufſtellte, daß er mit dem Zentrum Karls einen Haken bildete. Inzwiſchen vermochte ſich Renés Gewalthaufe ungeſtört zu entwickeln, und nun gingen die lothringiſchen Harniſchreiter gegen Lalain zum Angriff vor und trieben ihn nach kurzem Kampfe vom Schlachtfelde.

So waren denn alſo beide Reiterflügel und die Artillerie der Burgunder außer Gefecht geſetzt, und Karl war auf das Fußvolk ſeines Zentrums und die wenig hundert Pferde ſeiner Garde beſchränkt. Auf dieſen Torſo eines Heeres brachen gleichzeitig von rechts und links die Maſſen der Verbündeten ein. Jetzt aber, da die wachſende Gefahr ihm den perſönlichen Kampf in nächſte Ausſicht ſtellte, erfüllte ſich Karl der Kühne mit allem Ernſt des Augenblicks. Wie er ſich nun den Helm aufſchnallen ließ (was gewöhnlich erſt in ſolchem Augenblicke geſchah), da löſte das Helmkleinod, der goldene Leu, ſich ab und fiel dem Fürſten auf den Sattel. „Signum Dei!“ ſprach der Herzog tief betroffen; doch unerſchrocken fuhr er fort, ſeine Befehle zu erteilen und überall ordnend und anfeuernd einzugreifen. Mit ihm wetteiferten Rubempré und der Graf von Naſſau, Contay und der Marquis von Neufchâtel. Es war nur noch ein Verzweiflungskampf; denn die Feinde, übermächtig und ſiegesfroh, umzingelten ihn: die Vorhut von links, der Gewalthaufe von rechts, und bald entſpann ſich ein furchtbares Handgemenge, in welchem wenige Burgunder dem Tode entrannen. Karl der Kühne blieb ſo lange im Gefecht, als noch irgend Widerſtand möglich ſchien. Erſt als überall die Glieder durchbrochen waren

und der letzte Rest seiner Garde, zu einem unförmlichen Haufen zusammengeballt, keine Hoffnung längeren Kampfes mehr bot, da suchte der Fürst westlich um Nancy herum zu entkommen. „Nach Luxemburg!“ soll sein letztes Befehlswort gewesen sein. Eben spornte er seinen Streithengst, den Mohren, zu gewaltigem Satz, als ihn der schwere Schlag eines Streithammers traf, und er wäre aus dem Sattel gesunken, wenn ihn nicht der treue Hauptmann Cité wieder aufgerichtet, eine Liebestat, welche dieser mit seinem Leben bezahlen mußte. Jetzt sprengte Karl fast allein weiter. Ein Edelknabe aus dem römischen Geschlechte der Colonna folgte ihm in einiger Entfernung. Der sah, wie das Schlachtroß Karls an dem sumpfigen Rande des Laxonbaches strauchelte und der Herzog selbst, von Verfolgern umringt, niederstürzte. In demselben Augenblick wurde auch Colonna gefangen.

Noch bevor der Sieg für René völlig entschieden war, hatte das vor Nancy zurückgelassene kleine burgundische Belagerungskorps unter Zurücklassung von Geschütz und Gerät den Rückzug angetreten, wahrscheinlich durch den Wald gen Toul. Zugleich war die Besatzung ausgefallen und hatte einen Teil des burgundischen Lagers in Brand gesteckt. Dennoch fand sich in dem von der Wagenburg umschlossenen Hauptteile desselben eine immerhin bedeutende Beute, namentlich 103 Geschütze nebst viel Bannern, Fahnen und Rüstungen. Die prachtvollen Gobelins, mit denen das fürstliche Lagerhaus behängt war, werden noch heut zu Nancy aufbewahrt.

Einen furchtbaren Anblick bot die Wahlstatt dar. An der Stelle, wo der letzte Entscheidungskampf ausgefochten worden, lagen mehr als 4000 Burgunderleichen übereinandergetürmt. Vier Stunden weit waren Weg und Feld mit Leichen besät; es sollen ihrer im ganzen 7000 gewesen sein, während die Zahl der Gefangenen (meist vornehmere Leute, von denen Lösegeld zu erwarten war) 500 nicht überstieg. Über den Verlust der Sieger fehlt es an glaubwürdigen Angaben. Allenthalben erhob sich

jetzt das Landvolk, und tagelang war ganz Lothringen Schauplatz grausamen Mordens und Plünderns der Burgunder und derer, die es mit ihnen gehalten.

Abends spät bei Fackelschein hielt der siegreiche René triumphierenden Einzug in Nancy. Am Eingang seines Palastes hatte man ihm ein sonderbares Schauspiel bereitet durch den Aufbau von Schädeln aller der verschiedenen Tierarten, welche den Belagerten in ihrer letzten Not zu gezwungener Nahrung gedient.

Erst am folgenden Tage wurde mit Hilfe Colonnas die Leiche Karls des Kühnen gefunden. Eingefroren lag sie im Bach und mußte mit Äxten herausgeschlagen werden. Drei tiefe Wunden von Hellebarden und Speeren hatten dem Leben Karls des Kühnen ein Ende gemacht. — Seinem Rang gemäß wurde der Fürst vor dem Hochaltar der St. Georgskirche in Nancy begraben. Als er in reichem Totenschmuck auf der Bahre lag, kamen seine Freunde und Verwandten, um „ihrem guten Herrn" den letzten Zoll der Liebe darzubringen. Unter ihnen erschien auch Herzog René. Er war, nach Brauch der alten Paladine, mit einem aus Goldfäden gewirkten Barte behängt, der ihm bis an den Gürtel reichte, zum Zeichen, daß er den Sieg erkämpft und sein fürstlicher Gegner im Kampfe gefallen sei — eine seltsame hochaltertümliche Sitte, die uns auch bei den Römern begegnet. Tief gerührt ergriff René des Toten Hand. „Beau cousin!" sprach er, „Vos âmes ait Dieu. Vous nous avez fait moult de maux et de douleur."*) — Die Stelle am Bache von Laxon, wo Karls Leichnam gefunden worden, ließ René mit einem Doppelkreuz bezeichnen, welches noch heut dort steht.

Von der würdevollen Haltung des jungen Lothringerfürsten sticht widerwärtig ab die Art, wie Louis XI. die Nachricht vom Tode Karls aufnahm. Er überließ sich einer unanständigen lärmenden Freude; alle seine Hofleute aber, soweit sie dem Adel

*) Calmet V. 385.

angehörten, gerieten in Angst und Schrecken, weil der einzige Mann gefallen war, den Louis gescheut. Comines versichert: sie hätten nichts zu essen vermocht bei dem Freudenmahl, das der König gegeben.

Karl der Kühne ist eine Persönlichkeit von hoher Bedeutung ebensosehr für die Geschichte der europäischen Staatskunst wie für die des Kriegswesens. Man hat sein Burgund wohl mit dem Preußen Friedrichs des Großen verglichen, und in der Tat, trotz der so unendlich viel größeren Mittel, über welche das reiche Burgund im Gegensatz zu dem armen Preußen gebot, fehlt es auch keineswegs an Analogien. Dennoch aber ist Karls Staat eine Improvisation geblieben; zu einem solchen Zwischenreiche, wie er es zwischen Deutschland und Frankreich aufrichten wollte, fehlten vielleicht weniger weltgeschichtliche Voraussetzungen, als er selbst weit entfernt war von der gewaltigen Kraft einer Persönlichkeit, wie die des großen Friedrich. — Immerhin ist es interessant, die Urteile einiger Historiker über ihn zusammenzustellen. — Hören wir zuerst einen Schweizer. Johannes von Müller entwirft in seiner „Geschichte der Eidgenossenschaft" folgendes Bild von ihm:

„Karl von Burgund war 11 Jahre jünger als sein Zeitgenosse und Gegner, Ludwig XI. von Frankreich, von mittlerer Größe, sehr starkem Körperbau, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen, einer Habichtsnase, einem länglichen Gesichte, breiter Stirne und etwas hervorragendem Kinn, in allen Zügen voll kriegerischen Ernstes. Sein unaufhörlich arbeitender Geist hatte große Lust an jenen Wundern des Altertums, dem glücklichen Sohne des macedonischen Philipp, dem cannensischen Sieger, dem einzigen Caesar, und entwarf mit größter Kühnheit weit aussehende Pläne, die er nicht sowohl sich deutlich machte, als mit Feuer ergriff. Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er sich immer mehr. Nachdem er in seiner Jugend gegen den herrlichsten Ritter (Messire Jaques de Lalain) im Waffenspiel und, an der Seite seines Vaters,

zweimal in der Schlacht geſtritten, alsdann, bei Montherv, über den König von Frankreich den Frieden von Conflans erkämpft, Dinant vertilgt und den Stolz von Genf gebrochen, hielt er nichts für unmöglich, folgte nur ſich, gab ſeinen Willen zum Geſetz und hielt einen allezeit kriegeriſchen Stand . . .

Voll der größten Projekte, für deren ſyſtematiſche Behandlung er nicht Faſſungskraft genug beſaß, wußte er, bei Aufwallung ſeiner Leidenſchaften, ſich öfters nicht zu helfen. Dann warf er ſich in das Geſchäft, welches er hätte führen ſollen; dazu gab ihm langes Glück den Mut.

An den Alten liebte er alles außerordentlich und verſtand nicht nur, neben fünf anderen Sprachen, auch die lateiniſche, ſondern ließ ſich täglich zwei Stunden lang die römiſchen Hiſtoriker vorleſen. Alexanders erhabenes Bild hatte er immer vor Augen. Denn es war ſein hoher Plan, wie dieſer an den Perſern die Griechen und ihre Götter gerochen, ſo, wenn er einſt ſeine Herrſchaft von der Nordſee bis ans Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländiſchen Chriſtenheit, mit aller Macht von Burgund, eine größere Unternehmung, nämlich die Befreiung des öſtlichen Europas von den Türken, auszuführen . . .

Wo kein Feind nahe war, geſtattete er wie Caeſar viel. Er liebte ſeine Leute. Waren ſie krank oder verwundet, ſo ſorgte er für ſie wie ein Vater. Mit ſo viel größerem Recht war er gegen Treuloſigkeit ſtreng und forderte im Krieg um ſo ernſthafter von jedem ſeine Pflicht, da er täglich der erſte auf dem Platz war, die wichtigeren Poſten ſelbſt in Augenſchein nahm, der letzte und unausgekleidet ſich dem Schlaf überließ. Karl von Burgund hatte Feuer. Nur Arbeitſamkeit in allen ſeinen Zeiten . . . Das Glück verblendete ihn . . . Das Unglück erhärtete ihn. Er unterlag ihm nicht: aber er fiel."

Dieſer wohl etwas idealiſierten Darſtellung des berühmten Schweizers reihe ich diejenige eines preußiſchen Generals an. Heinrich von Brandt ſagt in ſeiner „Geſchichte des Kriegsweſens im Mittelalter":

„Karl erſcheint in den Zügen gegen die Helvetier als ein ſchlechter Heerführer, wenn man ihm gleich das Verdienſt nicht abſprechen darf, der beſte Truppen-Organiſator ſeiner Zeit geweſen zu ſein. Hätte er jedoch den innern Gehalt ſeiner Truppen mehr berückſichtigt, als deren numeriſchen Wert, ſo würde er die Condottiere, die ihm der Verräter Campo-Baſſo in ſo großer Menge aus Italien zuführte, und die er faſt zu reichlich bezahlte, beſſer gewürdigt und ſie durch treue Deutſche oder Niederländer erſetzt haben. Nie wohl hat ein Anführer die Hoffnungen, die man in kriegeriſchen Beziehungen von ihm hegte, ſchlechter erfüllt. Der Fürſt, den man auf ſeinem Zuge gegen die Schweiz das Schwert des Herrn und Gideons (gladius domini et Gideonis), den man den Tapferſten der Männer (virorum fortissimum) nannte, deſſen Mut und Stärke würdig zu ſchildern man die heilige Schrift an Gleichniſſen geplündert hatte*), erlag ſchimpflich den Eidgenoſſen und deren Verbündeten. — Überdies war Karl ein zu ſchlechter Menſchenkenner, um in verwickelten Zeiten und namentlich auf dem Schlachtfelde ſeine Leute zu wählen. Wie wäre es ſonſt möglich, den Flüchtlingen von Héricourt, Romont, an der Spitze eines abgeſonderten Korps vor Murten und den Verräter Campo-Baſſo bis zum letzten Augenblick als Ratgeber des verblendeten Fürſten zu ſehen! — Die männlichen Eigenſchaften, welche Karl momentan eine gewiſſe Erhabenheit geben, und die ihn im Verein mit andern Umſtänden eine Zeit lang eine ſo bedeutende Rolle ſpielen ließen, waren durch eine Menge weibiſcher Untugenden, die ſich hinlänglich in ſeinem Leben offenbaren, gleichſam paralyſiert und bedingten ſeinen Fall.**) Ganz anders dagegen war dies mit den Schweizern.

---

*) Barante in ſeiner „Histoire des ducs de Bourgogne“ ſagt von Karl: „On eût dit, que tous les passages de la bible, où est parlé du lion, avaient été choisis pour lui donner des louanges, qu'ils aimait.“

**) Toute cette armée nouvelle, mal exercée et composée de gens mécontes ou d'étrangers soudoyés, des capitaines inuiets de l'avenier, à qui tardait de quitter un service toujours avantureux et maintenant si mal favorise de la fortune, des serviteurs las d'un maitre si dur qui, dans le malheur, leur montroit moins de confiance encore et

Wenn auch durch die Chroniker etwas Übertreibung, besonders was die numerischen Verhältnisse bei der Angabe der Streiter, der Getöteten ꝛc. betrifft, in diese Periode gebracht sein mag (was sie unstreitig mit der Heroenzeit anderer Völker gemein hat), so läßt sich deren Überlegenheit in allen kriegerischen Beziehungen durchaus nicht verkennen."

Gönnen wir endlich auch noch einem Franzosen das Wort. Kaiser Napoleon III. stellt in seinem Werke „über die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie" folgenden Vergleich an: — „Drei große historische Gestalten erscheinen um die Mitte des 15. Jahrhunderts auf der Weltbühne, welche, unter dem politischen wie unter dem militärischen Gesichtspunkte betrachtet, sehr verschiedenen Charakter haben. Es sind Louis XI., Karl der Kühne und das Schweizervolk — Louis XI. repräsentiert jene die großen Vasallen bändigende königliche Macht, welche gewaltige Militärkräfte organisiert und bemüht ist, Einheit in die Regierung und die Verwaltung zu bringen, ein Streben, das zu seiner Vollendung allerdings noch dreier Jahrhunderte bedurfte. — Der Herzog Karl von Burgund stellt die anmaßende und stolze Lehnsherrschaft dar, welche ein Reich ohne Volk und ohne Mittelpunkt gründen zu können glaubt. . . Seine Macht war groß; aber die zahlreichsten Hilfsquellen sind nichts, wenn ihrem Gebrauch nicht das Genie vorsteht, und Karl von Burgund hatte nur den Geist des alten feudalen Adels geerbt, der zwar zu sterben weiß, aber unfähig ist, irgend etwas zu leiten . . . Man muß indes zugeben, daß Karl der Kühne mit jenem Geist für das Detail begabt war, welcher den Mechanismus der Heere vervollkommnet: ohne Zweifel ein nützlicher Geist, doch weit verschieden von dem Genie, welches große Feldherren erfüllt und allein große Resultate erzielt. — Er war der erste, welcher jene

d'affection, que dans la prosperité; enfin ce chef lui même n'ayant plus, à vrai dire, la plénitude de sa raison, plus incable que jamais d'un conseil, ayant perdu son habilité guerrière, malade, et sans cesse passant de la colère à une sorte d'engourdissement — so schildert sein Herr und ihn Barante nach Comines und Gollut.

Art des Rechnungswesens schuf, die sich stets mehr und mehr entwickelnd, den Kaiser Napoleon sagen ließ, daß man solange keine wahre Armee habe, bevor man nicht jene schreckliche Papier verwüstende Verwaltung über den Haufen gestürzt, welche das Heer verschütte. Karl der Kühne verpflichtete alle Führer seiner Krieger, schreiben und rechnen zu können, was damals ein Anachronismus war. Seine Soldaten wurden dreimal in die Flucht gejagt von Leuten, die sicherlich nicht lesen konnten.... Was aber die Hauptsache bei Karls Mißerfolgen war, ist der Umstand, daß er, bereichert durch alle Hilfsquellen, welche die Wissenschaft entdeckt hatte, diese falsch anwendet; denn er benutzt die neuen Mittel für den Dienst alter Ideen und fällt sterbend zu den Füßen eines Hirtenvolkes nieder.

Die Schweizer, durch glückliche, seit mehr als anderthalb Jahrhunderten währende Kämpfe Soldaten geworden, entfalten vor der Welt plötzlich eine neue Kraft, die Kraft einer festen und disziplinierten Infanterie. Sie werfen durch ihren Mut einen ungerechten Einfall zurück. Zum erstenmal seit Courtray bändigt das plebejische Fußvolk allein in geordneter Schlacht die Scharen der vergoldeten Harnische, und mit Erstaunen sieht Europa das Schauspiel eines freien Volkes, welches den mächtigsten Lehnsherrn seiner Zeit unter den Augen eines beifallrufenden despotischen Königs niederwirft. "

Soweit Napoleon III.

Die Schlacht bei Nancy führte den Untergang des burgundischen Reiches herbei. Seit diesem Augenblicke stehen sich die beiden größesten Mächte West- und Mitteleuropas: das französische Königtum der Valois und die mit der römisch-deutschen Kaiserkrone geschmückten Habsburger ohne trennende Zwischenherrschaft unmittelbar gegenüber. Der zwischen deutscher und französischer Macht von altersher bestehende Gegensatz wird unmittelbar nach Karls Fall dadurch verschärft, daß Österreich großenteils das von Frankreich umworbene Burgundische Erbe antritt, und zumal aus diesem Grunde ist das Doppelkreuz vor den Toren Nancys ein weltgeschichtlicher Markstein.

3. Die Schlacht von Pavia am 24. Febr. 1525

das „Sedan" des 16. Jahrhunderts.

I.

Das tragiſche Schickſal der Niederlage einer kämpfenden Nation ſcheint den höchſten dramatiſchen Ausdruck dann zu finden, wenn das Staatsoberhaupt ſelbſt als Kriegsgefangener in des Feindes Hände fällt. — Kaum dürfte ein anderes Volk Europas dies Geſchick ſo oft erlitten haben, als die Franzoſen: — 1356 fiel König Johann bei Poitiers in engliſche Gefangenſchaft; 1525 kam König Franz I. bei Pavia in die Gewalt Kaiſer Karls V., 1814 und 1815 verfiel nach den Schlachten von Paris und Belle-Alliance Napoleon I. dem gleichen Schickſal, und wir alle haben es erlebt, wie ſich 1870 bei Sedan dies Schauſpiel wiederholte. — Es iſt lehrreich, ein ſolches Ergebnis zu vergleichen mit einem ähnlichen Ereignis in weit zurückliegender Zeit, und ſo ſoll denn in den folgenden Blättern ein Bild des Feldzugs und der Schlacht von Pavia entrollt werden. Wer es aufmerkſam betrachtet, wird ſich bewußt werden des ungeheueren Wachstums nationaler Energie, das ſich in den viertehalb Jahrhunderten vollzogen hat, die unſere Tage von den Zeiten jener italieniſchen Kriege trennen, welche die blutgetränkte Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit bilden; er wird ſich bewußt werden, daß der Genius der europäiſchen Völker erhabener, mächtiger, ja ſogar einfacher geworden iſt. Nur der

kann dies leugnen, der sich den Blick trüben läßt durch die oberflächlichen Schwankungen des alltäglichen Lebens, Schwankungen und Erschütterungen, die uns durch das tausendfache Echo der Tagespresse gewöhnlich weit über das wirkliche Maß gesteigert erscheinen. Wer sich Ohr und Auge durch diese Dinge nicht gefangen nehmen läßt, der wird zugestehen, daß der Schwung, mit dem namentlich auch die kriegerischen Unternehmungen in der Vergangenheit betrieben wurden, dem Flattern kleiner Vögel gleicht, welche dreißigmal die Flügel regen müssen, bevor sie eben den Weg zurücklegen, den der Adler, der stolze Geist modernen Völkerlebens, nach einem einzigen Schlage seiner gewaltigen Fittiche durchschießt.

Die Kriege zwischen Frankreich und Spanien um die Herrschaft in Italien haben über sechzig Jahre gewährt. — Dem ersten, fast abenteuerlichen Zuge Karls VIII. im letzten Jahrzehnt des XV., dem Ringen Louis XII. um Mailand und Neapel zu Anfang des XVI. Jahrhunderts reiht sich der Krieg der „Liga von Cambray“ und der Krieg der „heiligen Liga“ an — beide Zeichen neuerwachenden Selbstbewußtseins der Italiener. Nach manchen dunklen Tagen für die Fahnen Frankreichs strahlt dann am Ostermorgen 1512 der Stern des jugendlichen Gastons de Foix im hellsten Glanze, um ebendort von Todesnacht umflort zu werden. Eine ritterliche Heldenschar von hohem Adel, als deren schönste, typische Gestalt das Bild Bayards der Nachwelt überliefert ist, umgab den Thron des hochgesinnten Valois; die eigentliche Grundlage der militärischen Macht der Franzosen war jedoch ihr Bündnis mit der Eidgenossenschaft. Selbst außer stande, ein nationales Fußvolk aufzustellen, waren die Franzosen abhängig von den hellen Haufen der schweizerischen Spießträger. Wohl pflanzten diese für französisches Gold das Lilienbanner auf das Siegesfeld, aber sie traten auch immer herrischer, immer anmaßender auf, und in kurzsichtiger Habgier verlor die Eidgenossenschaft allmählich jeden idealen Gesichtspunkt. — Es kam zum Bruche zwischen

ihr und Frankreich, und da war es nun ein außerordentlicher Triumph für König Franz I., als er im Jahre 1515 diesen schweizerischen Trotz brach, in jenem zweitägigen Ringen von Marignano, das der alte Marschall Trivulzio, der doch in 17 Schlachten mitgekämpft, eine „Riesenschlacht" nannte, gegen welche alles Bisherige nur ein Kinderspiel gewesen sei. Gewonnen war dieser Sieg durch das vereinte Wirken der französischen Adelsreiterei (Gendarmerie), der französischen Artillerie und des deutschen Fußvolks in Frankreichs Sold. Denn inzwischen waren die „Landsknechte" emporgekommen als Nebenbuhler der Schweizer, und der Tag von Marignano reichte ihnen den ersten Kranz. — Nun kam es darauf an, ob es den Franzosen möglich sein würde, dem Könige von Spanien siegreich zu begegnen, der als deutscher Kaiser zugleich Herr der deutschen Landsknechte war.

Um das überhaupt versuchen zu können, bedurften die Franzosen vor allem wieder der Schweizer, und das alte Bündnis mit ihnen, das noch aus Louis XI. Tagen stammte, wurde abermals erneuert. — Und nun begann der große Krieg zwischen Karl V. und Franz I. mit Wiederaufnahme des Kampfes in Oberitalien. — Der erste Feldzug endete unglücklich für das französische Heer. Im April 1522 entschied der Tag von Bicocca für den Kaiser und die deutschen Knechte. Die Eidgenossen brachten von dort einen Kleinmut in ihre Sennhütten und Zunfthäuser heim, der mehrere Jahre lang über den Kantonen lag, und der Führer der Landsknechte, Georg von Frundsberg, den die Schweizer den „Leutfresser" hießen, blieb allezeit ein Schrecken der Kriegsmänner von Uri. — Die alten Reichskammerländer, Mailand und Genua, wurden nach langer Entfremdung wieder heimgebracht, und ein siegreiches kaiserliches Heer, wie seit Heinrichs VI. Tagen keines so mächtig gewesen, setzte dort dem Reich ergebene Fürsten ein. „Ein hübsch new lied von der stat Genua vnnd wie sie die Landsknecht erobert haben" preist es, „wie man den Adler aufs neue fliegen läßt,

unter den sich jetzt mancher schmiegen muß, der vordem die Stirn gar hoch getragen."

Dieser glückliche Waffengang in Italien erfüllte Kaiser Karl V. mit der Hoffnung, auch die alten Reichslande an der Rhone und das seinem Hause entfremdete Herzogtum Burgund von Frankreich wieder losreißen zu können. Gleiche Pläne wie Karl verfolgte in bezug auf die einst englischen Westgebiete Frankreichs König Heinrich VIII. Er und der Kaiser waren daher natürliche Verbündete. Ein englisch-niederländisches Heer rückte in die Picardie ein, während Lord Surrey, zugleich englischer und spanisch-deutscher Admiral, mit einer Flotte vor Cherbourg erschien.

Einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob die französische Krone alles wieder einbüßen sollte, was ihr Louis XI. Staatsklugheit errungen; denn auch im eigenen Lande erhob sich gegen sie ein mächtiger Feind: — der zweite Mann im Königreiche, der Connetable Karl von Bourbon, persönlich beleidigt und schwer in seinen Erbrechten gekränkt, bot den Verbündeten seine Hilfe an. — Doch die Gefahr schien größer, als sie war. Weder vor Cherbourg noch in der Picardie geschah etwas Namhaftes: einige Städte wurden geplündert, einige Landstrecken verwüstet; dann kam die ungünstige Jahreszeit, und man zog sich zurück, zumal man für den nächsten Feldzug in Bourbons Unterstützung eine ganz andere Basis in Frankreich selbst zu gewinnen hoffte. Mit diesem mächtigen Feudalherrn kamen Kaiser und König überein, daß, sobald Franz I. den von ihm beabsichtigten Revanchezug nach Italien unternehmen würde, gleichzeitig ein deutsches Heer in Bourgogne, ein spanisches in Langued'oc, ein englisches in Picardie einfallen und Bourbon mit 500 Hommes d'armes und 10 000 Mann Fußvolk ihnen die Hand reichen solle. Er möge dann, der Schwester des Kaisers vermählt, König von Frankreich werden, die Krone aber zu Lehn von England nehmen. — Doch die Pläne wurden verraten; von Glück hatte Bourbon zu sagen, daß es ihm noch

gelang, zu entfliehen, und die großartige Kombination des dreifachen Angriffs wurde, vielleicht unter dem Eindruck jenes ersten Fehlschlags, nur matt und halbherzig zur Ausführung gebracht. Die Engländer landeten in der Picardie und streiften bis auf zehn Stunden von Paris; aber Tremouille widerstand dem Einfall und wies ihn endlich, durch Vendome verstärkt, ganz ab. Den Spaniern warf sich Lautrec entgegen, verteidigte nach dem Falle von Fontarabie die Stadt Bayonne, brachte den Feinden eine Niederlage bei und zwang sie zum Rückzuge über die Pyrenäen. Der Einfall des Grafen Fürstenberg in Burgund, der darauf berechnet gewesen, in der Unterstützung Bourbons seine eigentliche Kraft zu finden, wurde jetzt vom Grafen Guise ohne Schwierigkeit pariert. Die Folge war, daß man abermals in Frankreich nichts zustande brachte, Italien aber doch so von Truppen entblößt hatte, daß die Kaiserlichen nicht imstande waren, das freie Feld zu halten, als der französische Admiral Bonnivet, der Liebling des Königs, mit 4000 Reitern und 30 000 Fußsoldaten in der Lombardei erschien. Montmorency führte die Vorhut; das Fußvolk kommandierten Lorenz von Ceres aus dem Hause Orsini, ein Venetianer, der sich mit Alviano überworfen hatte und seitdem in französischen Dienst getreten war, und der Ritter de Lorges, der Held von Schillers bekannter Ballade vom Löwengarten. — Die Heeresmacht der Verbündeten führte der alte, 80 jährige Prospero Colonna. Die Schwäche seiner Streitkräfte gestattete ihm weder die Alpen noch den Tessin zu halten; er warf Antonio de Leywa nach Pavia und zog sich selbst nach Mailand zurück. Mit seinem Unterfeldherrn, Pescara, entzweite er sich hierüber derart, daß der Markgraf den Degen gegen ihn zog, das Heer verließ und nach Neapel ging. Colonna wurde in Mailand belagert; wenn aber Bonnivet erwartet hatte, bei den Italienern Bundesgenossen zu finden, so täuschte er sich; vielmehr schlossen sich sogar die Venetianer dem Kaiser an, und die Mailänder leisteten einen so hartnäckigen Widerstand, zeigten sich bei stets wiederholten Ausfällen so mutig und streitlustig,

daß der Admiral, überdies durch Schnee und Unwetter arg beläſtigt, die Umlagerung aufhob und über den Teſſin zurückging, wo er bei Biagraſſo eine feſte Stellung bezog und den größeren Teil ſeines Fußvolks nach Piemont und Provence in Winterquartiere legte. Nun ſammelte ſich das kaiſerliche Heer im freien Felde. Bald erſchienen die Venetianer; Karl von Munkenall, Marquis von Lannoy, der Vizekönig von Neapel, führte ſtarke Scharen ſchwerer und leichter Reiterei heran, und Erzherzog Ferdinand von Öſterreich ſandte unter Führung des trefflichen Feldhauptmanns Eitelfritz von Hohenzollern 7000 Landsknechte. Andere unternehmende Hauptleute, wie Schärtlin von Burtenbach, kamen auf eigene Koſten, und da Colonna in dem Augenblick, wo die Belagerung von Mailand von den Franzoſen aufgehoben wurde, ſtarb, ſo übernahm der Marquis von Pescara, welcher eben wieder mit ſpaniſchem Fußvolk eintraf, die Führung des kaiſerlichen Heeres. — Bonnivets Stellung war nicht ſchlecht. Der Ticinello und deſſen mannigfache Zuflüſſe und Kanäle deckten ihn; er bot ſowohl Pavia als Mailand die Stirn und durfte hoffen, wenn er ſich an dieſer Stelle bis zum Frühjahr und bis zum Eintreffen von Verſtärkungen hielte, dann mit einem Stoße die Hauptſtadt der Lombardei zu gewinnen. Zur Zeit war er freilich, und zwar zumeiſt durch eigene Schuld ſehr geſchwächt. Er hatte, um Sold zu ſparen, viele Söldner entlaſſen, und nicht wenige der franzöſiſchen Edelleute waren in die Heimat zurückgekehrt. So beſtand ſein Heer nur noch aus 800 Lanzen, 11 000 Schweizern und 2000 Deutſchen. Wohl waren unter des Kardinals von Medici Führung nun Berner und Graubündner Truppen unterwegs, um das franzöſiſche Heer wieder zu verſtärken; aber der Austritt aus dem Gebirge wurde ihnen ſtreitig gemacht. — Die Verbündeten hatten ihre Zeit beſſer benutzt. Die venetianiſchen Truppen unter dem Herzoge von Urbino, die päpſtlichen unter dem Herzoge von Mantua vereinigten ſich mit den Kaiſerlichen und bildeten ein Heer von 2000 ſchweren, 2000 leichten Reitern, 12 000 Landsknechten,

6000 Spaniern und 7000 Italienern z. F. Dennoch hielten die Alliierten es noch nicht für ratſam, eine Schlacht zu wagen; namentlich war der venetianiſche Proveditore dagegen, und ein Mangel an Entſchlußfähigkeit laſtete auf dem geſamten Verfahren der Verbündeten, den der Mangel an Einheit in der Oberleitung nur noch ſteigerte. Wohl war jetzt der Herzog von Bourbon eingetroffen und zum Generalleutnant des Kaiſers ernannt worden. Als ſolcher ſtand ihm formal der Oberbefehl zu; aber ihn tatſächlich zu ergreifen hielt ſchwer. Nicht nur, daß ihm Pescara in eiferſüchtiger Abneigung entgegenſtand; ſchlimmer war es, daß ſowohl der Papſt als die Signoria ihren Generalen geheime Spezial-Inſtruktionen erteilt hatten, welche die äußerſte Schonung der Streitkräfte anbefohlen. — „Ich glaube doch nicht," ſagte eines Tages der Herzog von Urbino zu dem Proveditore, „daß die Republik ſo viel gepanzerte Pferde, ſo ſtarkes Fußvolk und alle dieſe um uns leuchtenden Waffen aus einem anderen Grunde hätte, als um damit zu ſchlagen!?" Aber der Proveditore war anderer Meinung: Zaudern, Hinhalten, Demonſtrieren — dieſe Dinge lagen viel mehr in der geiſtigen Natur und Richtung jener geborenen Diplomaten als kühnes Drauflosgehen und entſchloſſenes Anpacken. Wenn die Franzoſen einen anderen Mann an der Spitze gehabt hätten als eben den unſchlüſſigen Bonnivet, ſo hätte den Kaiſerlichen ihr Zaudern ſchlecht bekommen können; denn inzwiſchen hatte der Herzog von Longueville 400 Gendarmes über den Mont Genevre geführt und ſtand bei Suſa, und 10 000 Schweizer waren bei Ivrea eingetroffen. Die widerſprechende Haltung Bonnivets hielt jedoch die Verſtärkungen an jenen Punkten feſt; denn er ſchien nicht zu wiſſen, ob er ſtandhalten oder retirieren ſolle. Endlich entſchloß er ſich, da auch die Peſt im Lager ausbrach, zu dem letzteren. Er dachte durch einen Nachtmarſch den höchſt nötigen Vorſprung zu gewinnen; aber Bourbon ſaß dem Abziehenden unermüdlich auf den Ferſen, ſodaß das verbündete Heer gleichzeitig mit den Franzoſen die Seſia erreichte. — Für vermehrte

Übergänge hatte Bonnivet nicht gesorgt, und als er nun auf einer einzigen Brücke bei Gattinara auch den Fluß überschritt, um sich mit den bei Ivrea stehenden Schweizern zu vereinigen, die sich geweigert hatten, zu ihm hinüberzukommen, wurde er während des Übergangs am 30. April 1524 von Bourbon und Pescara mit der Vorhut des kaiserlichen Heeres angegriffen. Es entstand allgemeine Unordnung; die Brücke brach ein; Gattinara ging in Flammen auf; und so gering auch die Anzahl der Kaiserlichen am anderen Ufer war: etwa 1000 leichte Pferde und 1000 Mann zu Fuß, so groß war doch der Verlust, den die Franzosen erlitten. Der unentschlossene Bonnivet führte selbst eine Arrièregarde und deckte, persönlich tapfer, an der Spitze der Gendarmerie den Übergang seines Trosses, Geschützes und Fußvolks. Der Admiral war offenbar der hohen Stellung nicht gewachsen, die ihm sein König angewiesen; gleich bei Beginn des Gefechts leicht verwundet, benutzte er diesen Umstand gern, um den Befehl an Bayard zu übertragen, und der bon chevalier, der so oft in großen Schlachten und in edlen Ritterkämpfen dem Tode ins Auge gesehen, wurde hier vom Geschick ereilt. Von der Kugel eines deutschen Hakenschützen im Rückgrade getroffen, ritt er noch einige Schritte, übergab an Graf St. Pol den Kommandostab und ließ sich dann vom Rosse heben und unter einen Baum niedersetzen. Das Angesicht gegen den Feind gerichtet, den Schwertgriff vor sich hin haltend wie ein Kruzifix, so erwartete er betend den Tod. — Es liegt etwas Symbolisches in diesem Ende Bayards. Er hatte immer die Hakenschützen von Herzen gehaßt; ungern hatte er einem, der in seine Hand gefallen, das Leben geschenkt — „C'est un grand crève cœur," hatte er einst geäußert, „qu'un vaillant homme puisse être tué par un vil et abject friquenelle" — nun fiel er selbst durch die verhaßte Kugel. — Solche Abneigungen gegen neue Erfindungen im Waffenwesen haben sich oft in der Geschichte wiederholt. So bezeichnet Anna Komnena im X. Buche ihrer Alexiade die Armbrust als Erfindung eines Dämons, und als

Archidamus die erste große Wurfmaschine erblickte, die nach Sizilien gebracht worden war, rief er schmerzlich aus: „Götter! Nun ist des tapferen Mannes Kraft unnütz geworden.“

Obwohl die Kunde von Bayards Tode große Entmutigung erzeugte, so tat Graf St. Pol doch das möglichste, um das Gefecht hinzuhalten, wobei ihn Ritter de Lorges mit dem Fußvolk bestens unterstützte, indem er vom anderen Ufer her ein wirkungsvolles Feuer auf die Spanier unterhielt. Trotz alledem blieb der Tag verhängnisvoll. Das Gefecht bei Gattinara zwang die Franzosen, Italien zu räumen; denn an sich unbedeutend, bekam es großen militärischen Wert durch die Art, wie es ausgebeutet wurde. Sebast. Schärtlin erzählt: die Landsknechte seien den Franzosen drei Tage und Nächte bis an den Fuß des St. Bernhard nachgeeilt. Festlich bekränzt brachte man aus dem Tal von Aosta das französische Feldgeschütz ins Lager, das man bei Ivrea den Schweizern abgenommen hatte.

Bonnivet wurde übrigens infolge des Einflusses seiner Freundin, der Königin-Mutter, sehr gnädig bei Hofe empfangen. Er gab zu, daß 5000 Spanier so viel wären wie 5000 Gendarmes, 5000 leichte Reiter, 5000 Fußsoldaten und 5000 Teufel zusammengenommen; er nannte die Spanier nicht anders als „Löwen“.

Mit Notwendigkeit ergab sich nun für die Verbündeten der Gedanke eines abermaligen Einfalls in Frankreich; der Papst und Venedig sagten sich jedoch von diesem Unternehmen los und hielten ihre Aufgabe mit der Befreiung Italiens für vollendet. Im Juli 1524 führte der Connetable von Bourbon ein kaiserliches Heer über den Var. Es waren 5000 Deutsche unter Graf Eitelfritz von Zollern und Graf Lodron, 6000 Spanier unter Pescara und eine Anzahl Italiener in 30 Fähnlein. Dazu kamen 600 schwere, 600 leichte Pferde und 18 Geschütze. Lannoy sollte mit 100 Gendarmen folgen, blieb jedoch in Asti stehen, um, wie er vorahnend meinte, auf alle Fälle den Rückzug zu sichern. Um überdies die Bewegung Bourbons zu decken,

segelte Hugo von Moncade mit 16 Galeeren längs der Küste. Die Absicht des Connetables war, dem geschlagenen Feinde unmittelbar zu folgen, das noch unbewehrte Lyon im raschen Anlaufe zu nehmen, sich in Besitz der Rhone-Linie zu setzen, in die nahen bourbonischen Stammlande einzufallen, wo es ihm, dem Herren, nicht an Unterstützung fehlen werde, und von dort aus die Verbindung mit der Franche-Comté und Deutschland zu eröffnen. Täten dann Spanien und England durch Einfälle in die Guyenne und die Picardie das ihrige, so sei der Fall Frankreichs gewiß, und im Geiste sah der stolze Mann sich schon als König des Arelates. — Anders aber dachten die kaiserlichen Führer. Für sie war Bourbons Wiedereinsetzung ganz nebensächlich. Sie meinten, es sei vor allen Dingen nötig, sich eines Hafenplatzes der Provence zu bemächtigen, um der Verbindung mit Neapel und Spanien sicher zu sein und in solcher Weise sich eine feste Operationsbasis zu schaffen, auf welcher man auch Wechselfällen trotzen könne. Bei den schwankenden Befehlsverhältnissen mußte Bourbon nachgeben; auch mit dem Vorschlage, die Küstenunternehmung gegen Toulon zu richten, drang er nicht durch; vielmehr bestanden die Fürsten auf den Angriff von Marseille. Ohne Widerstand ergaben sich Antibes, Frégus und Toulon; am 9. August nahm Bourbon die Hauptstadt des Landes, Aix; zehn Tage später stand er vor Marseille und begann die Belagerung dieser Stadt mit Hilfe eines Artillerieparks, welchen die Galeeren Moncades herbeigeführt. In die Stadt hatte sich Rentio di Ceres mit 3000 Mann des Bonnivetschen Heeres geworfen, Herr v. Brion mit 200 Gendarmes. Der Vicomte de Caux befehligte das Geschütz. Die Bürgerschaft griff zu den Waffen und bildete, 9000 Mann stark, vier Kompagnien. — Bei dem großen Umfang von Marseille konnte die Stadt nur in abgesonderten Haufen umschlossen werden, was Gelegenheit zu häufigen und oft glücklichen Ausfällen gab.

Indessen trat Bourbon mehr und mehr mit seinen Prätensionen hervor. Er nannte sich Graf von Provence, ließ sich

huldigen und leiſtete England den Lehnseid. Jetzt aber erkannte man, wie ſehr ſich auch in Frankreich die Zeiten geändert hatten. Die Tage Philipps von Burgund waren vorüber. Durch ſeinen Abfall hatte Bourbon allen Kredit verloren, und gerade in dieſer Prüfung ergab es ſich, wie weit die Konſolidation des franzöſiſchen Einheitsſtaats bereits gediehen ſei. Eben der Angriff verſchaffte dem Könige den unbedingteſten Gehorſam. Hintereinander konnte er 3 ſtarke Taillen von zuſammen mehr als 5 Millionen ausſchreiben; alle Stände leiſteten Zahlungen, und ſo gelang es Franz I. ein Heer ins Feld zu ſtellen, ſo ſtattlich wie je. Zu den Feldzeichen des Königs, den Lilien und dem Salamander, ſtrömte der heißblütige Adel, an ſeiner Spitze Henri d'Albret, der junge König von Navarra, der Graf von St. Pol, der Herzog von Alençon, die Lotharingiſchen Fürſten: Lambesque und Vaudemont, der Herzog von Suffolk, James Stuart, Herzog von Albanien und viele andere, und zu den alten Marſchällen und Kapitäns: Tremouille, Imbrecourt, Chabannes, Lescun de Foix, Genouillac und d'Ars geſellten ſich des Königs Altersgenoſſen: Bonnivet, Montmorency, St. Marſault, Brion, Fleurangs, Guillaume und Martin du Ballay-Langey. Im ganzen zählte das Heer an 2000 Hommes d'armes, 7000 Mann franzöſiſchen Fußvolks, das beſonders aus den kriegeriſchen Bauern des Dauphiné beſtand, 10 000 Schweizer und leider auch wieder 6000—8000 deutſche Knechte.

Während ſich dieſe Scharen bei Avignon ſammelten, ſetzten die Kaiſerlichen mit großer Beharrlichkeit die Belagerung von Marſeille fort. Sie ſchritt langſam vorwärts, obgleich der Herzog Tag und Nacht in den Werken war. Da die Batterien nicht genügend wirkten, wurde der Minenkrieg begonnen; aber die unſcheinbaren Ergebniſſe desſelben erzeugten bei den Belagerern Mißmut, während ſich der Opfermut der Marſeiller bis zu der Höhe ſteigerte, daß ſogar die Damen teilnahmen an den Arbeiten der Kontremineurs. Ihre Artillerie erwies ſich ſehr gut. Selbſt im Zelte Pescaras tötete ein Schuß den Meſſe

leſenden Prieſter und zwei Mann. Als der Herzog auf dieſe Nachricht erſchreckt herbeieilte, bemerkte ihm Pescara ſpöttiſch: „Gnädigſter Herr, es waren die Ratsherren von Marſeille, die Ihnen die Stadtſchlüſſel bringen!“

Endlich war eine Breſche eröffnet; doch die Landsknechte weigerten ſich zu ſtürmen: ſie ſeien nur geworben, um im offenen Felde zu ſtreiten. Ihrem Beiſpiele folgten die Spanier und Italiener. Vergeblich ließ der Herzog einem widerſpenſtigen Hauptmann den Kopf abſchlagen und bot ſeine Kompagnie 50 Dukaten demjenigen, der der erſte die Breſche erklimmen werde. Pescara ließ dieſelbe durch 7 entſchloſſene Spanier unterſuchen, von denen nur drei zurückkehrten und eine Schilderung der Verteidigungsanſtalten machten, die allerdings ſehr abſchreckend war; denn ſie berichteten, daß ſich hinter der Breſche ein tiefer Graben und eine wohl mit Geſchütz beſetzte Bruſtwehr befinde.

Man berief den Kriegsrat, und Pescara, der es vielleicht nicht ungern ſah, den unwillkommenen franzöſiſchen Nebenbuhler in ſeinem erſten großen Unternehmen ſcheitern zu ſehen, ſoll die Verhandlung mit dem Ausrufe beendet haben: „Wer ſterben und in der Hölle zunacht ſpeiſen will, der mag ſtürmen; wer aber die eigene und des Kaiſers Wohlfahrt begehrt, der folge mir; denn ich will abziehen!“ Graf Eitel von Zollern, Graf Lodron und alle deutſchen Hauptleute fielen ihm bei, zumal als ſie erfuhren, welche Macht dem Könige Franz bei Avignon zu Gebote ſtehe und wie er dieſelbe bereits bis Salon de Craux, halbwegs Avignon und Marſeille herangeführt habe. Sie fürchteten, Franz möchte, ohne ſich um Marſeille zu bekümmern, unmittelbar in die Lombardei eindringen, und unter dem Eindruck dieſer Vorſtellung hob man nach 40 verlorenen Tagen die Belagerung auf.

So war denn der Angriff auf Südfrankreich völlig mißlungen, und die Krone von Arelat für Bourbon verloren. Lange Zeit noch erhielt ein Spottgedicht das Andenken der rühmlichen Verteidigung von Marſeille im Gedächtnis der Provençalen.

Quand Bourbon vit Marseille
Il a dit à ses gens
Vray Dieu, quel capitaine
Trouverons nous dedans?
Il m'en chaut d'un blanc
d'Homme qui soit en France
Mais que ne soit dedans
Le capitaine Rance
Au mont de la Colombe
Le passage est étroit,
Montèrerent tous ensemble
En soufflant à leurs doigts:
Disant à cette fois
Prenons trelous courage
Abattons tous ces bois
Nous gagnerons passage.
O noble Seigneur Rance
Nous te remercions
De la bonne Recueillance,
Que tu as fait à Bourbon;
A grand coups de canon,
Aussi d'Artillerie
Les as tu repoussé
Jusques en Italie.*)

Pescaras Vermutung, daß Franz I. verſuchen werde, dem kaiſerlichen Heere den Rückzug nach Italien abzuſchneiden, erwies ſich als begründet und ſein Drängen auf die Aufhebung der Belagerung von Marſeille demnach als durchaus ſachgemäß. Zwar hatten die meiſten Feldherren und Räte des Königs, namentlich Chabannes und La Tremouille ihm dringend widerraten, bei ſo vorgeſchrittener Jahreszeit einen Zug durch das Hochgebirge zu unternehmen, da ſelbſt dann, wenn der Alpenübergang gelinge, die Spätherbſtregengüſſe jede Operation in der Lombardei hindern würden. Zwar hatten ſie an all die Auftritte treuloſer Meuterei erinnert, welche die Söldner im

*) Bei Str. Freiherr v. Schwarzenau: der Konnetable Karl von Bourbon. Berlin 1852.

französischen Dienst bei den geringsten Ursachen so oft herbeigeführt, und hatten dringend geraten, die Truppen in bequeme Winterquartiere zu verlegen, um dann im Frühjahr mit ungeschwächten Kräften nach Italien zu gehen. Aber der König lauschte lieber den Ratschlägen seiner jüngeren Freunde Bonnivet und Brion-Chabot, welche es verstanden, die materielle Überlegenheit des französischen Heeres über die Kaiserlichen geltend zu machen und darauf hinwiesen, wie Bourbons Heer durch die Beschwerlichkeiten schon eines Alpenübergangs, durch den angestrengten Dienst während der Belagerung und durch den Mangel an Lebensmitteln erschöpft sei, wie die italienischen Bundesgenossen Karls V. den Krieg satt hätten, und wie die Kaiserlichen genötigt seien, den weiten Umweg durch die westliche Riviera, über Nizza, Alpenga und Firata in die Grafschaft Montferrat einzuschlagen, während dem Könige die viel kürzeren Straßen von Avignon, Durance-aufwärts über Briançon und den Mont-Genèvre, an der Arc über Lanslebourg und den Mont-Cenis offen ständen. Unzweifelhaft werde er dem Feinde zuvorkommen und es ihm unmöglich machen, den Tessin zu überschreiten. Dann aber gehöre Mailand der französischen Krone; denn stets hätten die Lombarden sich dem Stärkeren unterworfen. Wolle man dagegen den Winter vorübergehen lassen, so würde der Feind inzwischen die Alpenpässe stark befestigen, neue Truppen sammeln, und die Unternehmung vielleicht unmöglich werden. — Diese Gründe schlugen durch. In den letzten Tagen des September 1524 brach Franz I. von Avignon auf. — „Noch einmal und nicht wieder!“ lautete die Devise, welche er auf die Ärmel seiner Leibwache hatte sticken lassen.*)

Mit wetteifernder Eile überstiegen beide Heere die Alpen. Das kaiserliche unter großen Schwierigkeiten. Da die Seestürme verhindert hatten, das Belagerungsgeschütz einzuschiffen, so zerschlug man die Kanonen und führte das Metall auf Saumtieren

*) Servan: Histoire des guerres des Gaulois et des Français en Italie. Paris 1805.

mit; das ging noch an; was den Troß aber kolossal vermehrte, war der Umstand, daß diese alten Soldaten ihr gesamtes Gepäck, alle den Kriegserwerb der früheren Jahre mit sich schleppten. Und geopfert durfte davon nichts werden; denn um dieser Güter willen dienten ja jene Truppen. Von französischen Streifkorps unter Chabannes und Montmorency im Rücken angegriffen, in der Flanke vom Heere des Königs bedroht, so begann Pescara seinen Rückzug, dessen gelungene Durchführung ihm einen dauernden Namen in der Kriegsgeschichte sichert. Nicht selten angegriffen, aufgehalten und geschlagen, aber beständig geschlossen, erreichte er Nizza und überstieg nun, zum Teil in Gewaltmärschen, die See-Alpen. Glücklich betrat er bei Alba das Tanarotal. Allerdings war die Einbuße des Heeres bei der Schwierigkeit dieses Marsches sehr groß, sowohl durch Marode als durch die Verluste in täglichen Scharmützeln mit dem Feinde oder beutegierigen Bergbewohnern; die Kavallerie war zu nicht geringem Teil ohne Pferde; nicht wenige auch des Fußvolks waren um ihre Waffen gekommen; aber immerhin hatte man doch in der kurzen Frist von 25 Tagen den Weg von Marseille bis in die lombardische Ebene zurückgelegt, und seit man sie erreicht, hatte man auch wieder festen Boden unter den Füßen, stand man wieder in Verbindung mit alten kaiserlichen Landen und durfte hoffen, die Dinge zum besten zu wenden.

Unterdes zog König Franz mit seinem frischen, glänzenden und noch sehr wesentlich verstärkten Heere von Briançon über den Mont Genèvre nach Pinerolo und unaufhaltsam sofort in die lombardischen Ebenen. Ein Legat des Papstes, der Kardinal von Capua, kam ihm entgegen und wollte durch Friedensvorschläge seinen Marsch aufhalten; Franz aber wies ihn, was einer Ablehnung gleichkam, nach Avignon, an die während der Abwesenheit des Königs mit der Regentschaft betraute Louise von Savoyen.*) Er hoffte, der kaiserlichen Armee noch zuvor-

*) P. G. Daniel: Histoire de France. Vol. V. Paris 1722.

zukommen, und in der Tat, als er Vercelli an der Sesia erreicht hatte, stand Pescara mit der kaiserlichen Reiterei und dem spanischen Fußvolk erst bei Alba am Tanaro und Bourbon mit den deutschen Fußknechten noch einen Marsch weiter rückwärts bei Cherasco. Nun galt es, den Kaiserlichen am Tessin zuvorzukommen; aber Pescara vereitelte dieses Streben, indem er, wie berichtet wird, mit einem Teil der Infanterie an einem einzigen Tage die 10 Meilen von Alba bis Voghera zurücklegte. Eine mailändische Chronik versichert, beide Heere seien an demselben Tage über den Tessin gegangen, das kaiserliche in der Nähe von Pavia, das französische bei Abbiato-grasso.

In Pavia stieß der Vizekönig von Neapel, Lannoy, mit der schweren Reiterei, welche er ursprünglich dem Heere nach Frankreich hatte nachführen sollen, zu den erschöpften Truppen Bourbons und Pescaras. In einem Kriegsrate erwog man die Lage und erkannte einstimmig an, daß man zu schwach sei, den Franzosen im Felde entgegenzutreten; wollte man aber die sämtlichen mailändischen Plätze mit hinreichenden Besatzungen versehen, so hätte dies das ganze Heer absorbiert, und man beschloß demnach, nur in Pavia eine starke Garnison zu lassen, den Rest der Armee jedoch nach Mailand zu führen. Die Zitadelle von Novara wurde geschleift. — Aber auch die Verteidigung von Mailand erwies sich als unausführbar. Denn der Herzog Sforza entfloh zu den Franzosen; sein Kanzler wirkte bei der Bürgerschaft zu des Königs Gunsten, und überdies herrschte die Pest in der Stadt. Lannoy begnügte sich, 700 Spanier in die starke Zitadelle zu werfen und räumte Mailand. — Die gewaltige Kriegsmacht, die noch vor wenig Monden den Kaiser zum Herrn der Welt machen zu wollen schien, war plötzlich aus dem Felde verschwunden. Pasquino, der bekannte Witzbold in Rom, der den „Pasquillen" den Namen gegeben, ließ sich vernehmen: Es sei ein kaiserliches Heer in den Alpen verloren gegangen: der ehrliche Finder werde gebeten, es gegen eine gute Belohnung zu Madrid abzugeben.

Die einzige Quelle für ein neues Heer, aus der man schöpfen konnte, war Deutschland; der Mann, mit dessen Beistand man gewiß sein durfte, bald eine bedeutende Macht ins Feld stellen zu können, war Georg von Frundsberg. — Noch während des Rückzuges sandte daher der Vizekönig seinen Hofmeister, Cornelius von der Spangen, nach Österreich zum Erzherzoge Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, und zu Frundsberg, der kriegesmüde still auf seinem Schlosse Mindelheim in Schwaben hauste.

Pescara war indessen mit der Hauptmacht der von ihm zurückgeführten Armee nach Lodi, Trezzo und Como marschiert, um sich hinter der Adda, die schon so oftmals weichenden Heeren Schutz gewährt, zu sammeln. Bourbon und Lannoy standen mit der Reiterei am Oglio bei Soncino. In Pizzighettone befand sich der Herzog Sforza. Eine starke Truppenabteilung wurde nach Cremona gelegt. Dadurch waren die rückwärtigen Straßen, auf welchen Verstärkungen aus Deutschland kommen sollten, vollkommen gedeckt. Franz I. besetzte Mailand und ernannte den Marschall Tremouille zu seinem dortigen Statthalter. Dieser alte erfahrene Krieger riet, mit ungeschwächter Kraft dem weichenden Feinde auf den Leib zu rücken, ihn zur Schlacht zu zwingen und auf diese Art den Kristallisationskern einer künftigen kaiserlichen Armee im Po-Gebiete von vornherein zu vernichten; wenn das gelungen sei, so würden die festen Plätze, jeder Hoffnung auf Hilfe beraubt, von selbst fallen. Viel wichtiger als der Besitz Pavias sei jedenfalls der von Lodi und Como; denn mit Lodi würde die Addalinie gewonnen, Mailand gegen jede Unternehmung der Kaiserlichen gedeckt und die Belagerung der dortigen Zitadelle gesichert; die Einnahme Comos aber würde die nächste Verbindung mit der Schweiz eröffnen. — Der König vermochte sich der Richtigkeit dieser Ansicht nicht ganz zu verschließen; sein Sinn stand jedoch, vielleicht aus persönlichen Rücksichten, auf dem Angriffe von Pavia, und die Höflinge in seinem Lager, deren Wortführer Bonnivet war, bestätigten ihn in der Ansicht, daß es vor allem gelte, keine Gegner im Rücken zu

behalten, und daß es nicht ſchicklich ſei für einen König von Frankreich, in der Ferne nach Feinden zu ſuchen, ſolange man deren noch in der Nähe habe. — Während Franz noch mehrere Tage in Mailand verweilte, wurde ſchon am 28. Oktober ſein Hauptquartier in die Abtei San Lanfranco bei Pavia verlegt. Dem Generalleutnant La Tremouille blieb die Bezwingung des Kaſtells von Mailand überlaſſen.

Pescara war beinahe ſchon willens geweſen, auch Lodi aufzugeben, als die Meldung kam, daß das feindliche Heer, ſtatt dem ſchwachen Reſt der Kaiſerlichen zu folgen, ſich nach Pavia gewendet habe. Da rief der Marcheſe fröhlich: „Wir, die wir beſiegt waren, haben nun geſiegt, da ſich der Feind an die Deutſchen macht und uns in Ruhe läßt.“

Die Beſatzung von Pavia beſtand nämlich meiſt aus Deutſchen: 200 Reiſige, 500 Spanier und 6000 Landsknechte. Kommandant war der Spanier Antonio de Leyva, ein kriegserfahrener und von jeher durch die glänzendſte Tapferkeit ausgezeichneter Offizier. — Pavia war für das kaiſerliche Heer von hoher Wichtigkeit, nicht nur an und für ſich, als Hauptübergangspunkt des Teſſin, ſondern auch deshalb, weil bei dem eiligen Rückzuge der größte Teil des Heergerätes und der Reſt des Geſchützes dort in Sicherheit gebracht worden war. Daher hatte man auch Befehlshaber und Garniſon mit ſo vorzüglicher Sorgfalt ausgewählt.

Man ſagt übrigens, daß nicht ſowohl Bonnivets Gründe den Ausſchlag für die Belagerung Pavias gegeben hätten, als die Hoffnung, daß es gelingen werde, die Deutſchen, welche wie geſagt die Hauptmaſſe der Beſatzung dieſer Stadt bildeten, zum Abfall zu bewegen. Dieſe Hoffnung iſt begreiflich, wenn man bedenkt, wie es doch eben nur das Geld, der ſichere Soldgewinn war, der dem Könige in ſeiner ſchwarzen Bande trotz der Acht des Kaiſers ſeine beſten Truppen aus Deutſchland zugeführt hatte. Sangen dieſe deutſchen Söldner doch ganz aufrichtig:

Wohlauf, ihr Landsknecht alle,
Seid fröhlich guter Ding,

Wir wollen Gott den Herren,
Dazu den edlen König!
Er legt uns einen gewaltigen Haufen ins Feld;
Es soll kein Landsknecht trauern um Geld;
Er will uns ehrlich lohnen
Mit Stüvern und Sonnenkronen.

Beim Bauern muß ich dreschen
Und essen saure Milch;
Beim König trag ich volle Fleschen,
Beim Bauern einen groben Zwilch;
Beim König tret' ich ganz tapfer ins Feld,
Zieh daher als ein freier Held,
Zerhauen und zerschnitten
Nach adelichen Sitten.*)

Franz I. hoffte also, daß die in Pavia eingeschlossenen deutschen Knechte gleicher Gesinnung sein würden. Allein man sollte sie anders kennen lernen. Die beiden Obersten Zollern und Lodron, waren dem Hause Österreich mannigfach und treu verpflichtet, und auch die Hauptleute hatten sich schon unter kaiserlichen Fahnen eingelebt. Ihre Namen verdienen wohl genannt zu werden. Es waren Martin Pfaff, Graf Christoph von Lupfen, Michael Alting, Eiteleck von Reischach, Heinrich von Castelalt, Conradi Glüres, Michael Mertel und Caspar Schwelger — man sieht, es ist eine Mischung adliger und bürgerlicher Elemente in diesem Offizierkorps, wie sie ganz ähnlich heutzutage stattfindet. Außer den 6000 deutschen Landsknechten standen dem Kommandanten von Pavia, Don Antonio de Leyva, noch 200 Lanzen und 500 spanische Arcabuseros zur Verfügung. Das ghibellinische Pavia wäre übrigens nicht geeignet gewesen, Gedanken an Verrat zu wecken. Denn hier sah man selbst vornehme Damen, wie die Gräfin Hyppolita von Malaspina an der Schanzarbeit teilnehmen; auf eigene Kosten hatte der reichste Stadtbürger, Matteo Beccaria, aus seinem Anhange ein Fähnlein gebildet, und er gab wohl

*) d. h. mit aufgeschlitzten Wämsern und Hosen.

den Hauptleuten selbst dann noch, als man übrigens schon Mangel spürte, ein prächtiges Gastmahl und spendierte auch den Gemeinen, so lange es anging, nach besten Kräften weißes Brot und kühlen Wein.

Pavia, der uralte Sitz der Langobardenkönige, liegt am linken Ufer des Tessin auf einem Hügelabhange. Ein Nebenarm des Tessin, der Gravellone, bildet hier eine Insel, welche die Vorstadt St. Antonio trägt und der Südseite der Stadt vorliegt. Diese war nach alter Weise durch Graben und Mauern befestigt, auf denen in großer Zahl Türme zur Überhöhung und Seitenverteidigung standen, oft nur 60—100 Schritt voneinander entfernt. Auf der Nordfront trat die Zitadelle, das Schloß, mit vier mächtigen Ecktürmen aus der Stadtmauer vor und deckte das Tor, das in den angrenzenden Tiergarten führte. Dieser Park von Certosa hatte vier deutsche Meilen im Umfange, war von einer starken Backsteinmauer umgeben und stellte sich als ein höchst anmutiges Gelände mit wechselnder Szenerie dar, in dessen Mitte ein zierliches Jagdschloß, Mirabello, lag. Hier hatte sich der Herzog v. Alençon, welcher die französische Vorhut befehligte, behaglich eingerichtet; mit ihm viele Personen von Rang, die als Diplomaten oder Hofchargen beim Heere weilten, und hier war auch der Markt des Lagers aufgeschlagen. Das Hauptlager streckte südlich vom Park seine Zeltreihen aus, und um die Verbindung zu erhalten, waren drei weite Mauerlücken in die Umfassung des Tiergartens gebrochen. Zwischen Park und Tessin breiteten sich Weinhügel und lagen fünf reiche Klöster, in deren einem König Franz seinen Hof aufgeschlagen hatte. — Das Belagerungsheer zählte anfangs fast 36 000 Mann, nämlich 1700 französische Lanzen (d. h. nahezu 10 000 Reiter) und an Fußvolk 8000 Franzosen, 8000 Deutsche, 6000 Schweizer und 4000 Italiener. Franz versuchte es zuerst mit einem brüsken Angriff auf Pavia. Er ließ in den Hauptturm des Schlosses Bresche legen; doch der dreizehnmal versuchte Sturm mißglückte total. Leyva hatte hinter der Bresche Abschnitte einrichten und die ihr benach-

barten Häuſer crenelieren laſſen. Das Feuer, welches die Stürmenden empfing, war ſo gewaltig, der Gegenſtoß, den die Landsknechte unter Sebaſtian Schärtlin und Caſpar Frundsberg, des alten Georgs tapferem Sohn gegen die Weichenden ausführten, war ſo nachdrücklich, daß ſich der König zur förmlichen Belagerung entſchloß. Nun wurde Pavia von allen Seiten mit Zirkumvallations- und Kontravallationslinien eingeſchloſſen.*) So eng als möglich umſpannen die Stadt Schanzen und Laufgräben, und zugleich ward der Verſuch gemacht, den Hauptarm des Teſſinſtromes in den Gravellone, den ſüdlichen Nebenarm, abzuleiten, um die Stadt von dieſer fortifikatoriſch ſchwächſten Seite anzugreifen, indem die hier nur ganz einfache Umſchließungsmauer durch zahlreiche Batterien niedergelegt und der Sturm in dem waſſerfreien Flußbett verſucht werden ſollte.

Die italieniſchen Fürſten waren der Meinung, daß mit dem Fall von Pavia des Kaiſers Sache in der Halbinſel verloren ſein werde, und da die damalige Lage ſehr hoffnungsvoll für Franz ſchien, ſo näherten ſie ſich ihm augenſcheinlich. Papſt Clemens VII. war der erſte, welcher die Partei Karls V. verließ.

Das außerordentliche Unternehmen der Stromableitung hatte indeſſen bereits eine wochenlange Arbeit gekoſtet; tauſende von Landleuten hatten Tag und Nacht an den ungeheueren Dämmen geſchanzt, welche den Teſſin oberhalb der Stadt ſperren ſollten, ebenſoviele waren mit der Erweiterung des Gravellone beſchäftigt, als der unaufhörlich vom Himmel ſtrömende Herbſtregen den Fluß ſo ſtark anſchwellte, daß alle bisher ausgeführten Werke in ſehr kurzer Zeit wieder verſchwemmt und vernichtet wurden. Es blieb nichts übrig, als zum langſamen Sappen- und Minenkriege überzugehen und die Schrecken des Hungers wirken zu laſſen. Auf jener Seite der Stadt, wo der Angriff ſchon früher geſcheitert war, wurden auch die Laufgrabenarbeiten aufs neue aufgenommen und tätig fortgeſetzt. — Ebenſo rührig wie die

*) Paulus Jovius: Istorie del suo tempo, liv. XXII.

Franzoſen war aber die Beſatzung, deren Häupter der Spanier Leyva und der deutſche Oberſt, Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, an Ausdauer und Energie wetteiferten. Leyva galt für einen Mann, der mauriſches Blut in den Adern habe, ungeachtet ſeiner durch zwanzigjährige Kriegsſtrapazen äußerſt geſchwächten Geſundheit, war er von unvergleichlicher Hingebung an den Dienſt. Obgleich er gänzlich gekrümmt war und am ſchmerzlichſten Podagra litt, ſo daß er nicht zu Pferde ſteigen konnte, verſäumte er doch keine Runde, ließ ſich im Seſſel um die Wälle tragen und entwickelte eine Tätigkeit und Energie, welche Veranlaſſung zu der Sage wurden, daß ihm ein Geiſt der Hölle zu Dienſten ſei. Dabei war er (abgeſehen von ſeinem brennenden Ehrgeiz) von großer Uneigennützigkeit. Als in ſeiner Gegenwart deutſche Knechte ihren Hauptmann um Sold drängten, nahm Leyva ſeine goldene Ehrenkette vom Halſe und ließ Dukaten daraus prägen, um jene zu befriedigen. Zu gleichem Zwecke gab er auch ſein eigenes Tafelgeſchirr her und entnahm als gezwungene Anleihe alles Silber der Kirchen. — (Die geſchlagenen Münzen trugen die Inſchrift: Caesariana Papiae obsessi. MDXXIV.) Einmal wurden auch 3000 Dukaten durch eine Kriegsliſt eingeſchmuggelt, indem ſie in Weinfäſſern in das franzöſiſche Lager geſchafft und hier durch einen verabredeten und geſchickt durchgeführten Ausfall Antonios weggenommen wurden. — Neben de Leyva ſtand der Hohenzoller. Graf Eitelfritz hatte den höchſten Einfluß auf die Deutſchen und ſcheint durch fortifikatoriſche Gegenarbeiten, wahrſcheinlich auf der ſchwachen Südfront, den Angriff weſentlich aufgehalten zu haben. Das berühmte Landsknechtslied von der „Schlacht bei Pauia“ erwähnt das ausdrücklich.*) Da heißt es:

Wir hatten kürzlich einen rat;
einer ſagt der andern;

*) Ein ſchönes Lied von der ſchlacht vor Pauia geſchehen, Gedicht vnd erſtlich geſungen durch Hanſen von Würtzburg in einem newen thoen. (Soltau: Einhundert hiſtoriſche Volkslieder. Zweite Ausgabe. Leipzig 1845.)

nun zeugt der König nimmer ab,
zur ſtat ſtet ſein verlangen.
Nennt ſich einer mit Namen Graf Eitelfritz:
Die ſtat wöll wir nicht aufgeben;
wir pauen zwei polwerk, die ſein feſt,
es koſt recht leib und leben!
Sie ſein mit mancher Hand gemacht,
Zwei polwerk wol erbauen;
wir liegen die winterlange Nacht
zu Pavia auf der mauern ....
und ſchreiben dem Fürſten auch Oſterrich
er ſol nicht ausbeleiben,
ſol pringen manchen Landsknecht friſch,
den könig zu vertreiben.

Bei den notwendigen Ingenieur-Arbeiten kamen den Deutſchen zuweilen ihre bergmänniſchen Fertigkeiten zu gute. Carpeſanus ſchreibt das Sprengen einer Brücke den „Germanis, ingeniosis viris“ zu, und Jägius rühmt beſonders den Hauptmann Glürn der dieſelbe „instrumentis ferreis mirabili arte in medio res eiudit.“ *)

Aber leider bot das Leben der Beſatzung keineswegs nur erfreuliche Seiten dar. Es war nicht nur das äußere Elend der ſelten ſtrenge Winter, der bis zur Hungersnot geſteigerte Mangel**); ſchlimmer war der nationale Gegenſatz zwiſchen der Beſatzungstruppen. — Jenes treuherzige Landsknechtslied meldet freilich nichts von den tiefen Spaltungen, welche innerhalb der Garniſon, namentlich zwiſchen Leyva und Hohenzollern beſtanden. Der Spanier war Kommandant, aber die weit überwiegende Truppenmacht ſtand unter dem deutſchen Oberſten. Wie nun Geldmangel, anſteckende Krankheiten und Hungersnot immer drängender auftraten und Plünderung und Kirchenraub täglich im Gefolge hatten, da verſchärften ſich Eiferſucht und Meinungsverſchiedenheit zum furchtbarſten Haß, dem Graf Eitelfritz endlich

*) Jaegius: De obsidiae Jicensis. Pavia 1525.

**) Ein Ei galt 20 Kreuzer, ein Huhn 3 Dukaten, ein Pfund Pferde- oder Kindfleisch 7 Kreuzer, ein Pfund Schmalz 1 Dukaten.

zum Opfer fiel. Allerdings brachen unter den Deutschen Meutereien aus, welche nur mit Mühe durch die Hauptleute beschwichtigt wurden; ja es sollen sogar Anschläge entdeckt worden sein, um dem Feinde die Tore zu öffnen, und diese Umstände benutzte Don Antonio, um den verhaßten Eitel Friedrich zu verderben. Er streute die Verleumdung aus, der Graf habe um jene Verräterei gewußt und hielt sich nun zur heimtückischen Gewalttat für berechtigt. Der Spanier Sandoval in seiner Geschichte Karls V. versichert, der Hohenzoller sei von Leyva an dessen eigener Tafel vergiftet worden; Leyva behauptete, der Graf habe sich totgetrunken. Vielleicht war das Gift ein grimmiger Ärger, der durch nachfolgendes Zechen tödlich wurde. Wie dem auch sei, gewiß ist, daß die Zustände in Pavia während der viermonatlichen Belagerung durch Entbehrung und Zwiespalt gleich furchtbar wurden, und daß die zähe Energie des spanischen Kommandanten, wie die schlagfertige Tüchtigkeit der deutschen Besatzung gleich respektabel sind. Leyva rühmte besonders den jungen Caspar Frundsberg, der sich hier zum Hauptmann aufschwang; der habe ihn selbst guten Muts erhalten. — Wiederholte Ausfälle hielten die Garnison frisch. So überraschte Leyva die in der westlichen Vorstadt lagernden Schweizer, die den Sicherheitsdienst nachlässig versahen. Sie wurden überrumpelt, in die Flucht getrieben und ein Teil derselben gefangen. Ebenso erging es bald darauf den Graubündnern, die sogar 2 Kanonen, alle ihre Fahnen und ihr ganzes Gepäck verloren. — Auch das Heer bei Lodi gab Ende November ein Lebenszeichen von sich, indem der den Franzosen zunächst stehende Pescara das zwischen Cassano und Mailand gelegene Städtchen Melzo überfiel, und fast gleichzeitig trafen 18 Fahnen Tiroler und Vorderösterreicher unter Jacob von Wernau an der Adda ein und lagerten sich in Carravaggio.

Die politische Lage gestaltete sich jedoch während der Belagerung, wenn man von dem Abfall Savoyens absieht, immer günstiger für Frankreich; der Papst versöhnte sich mit ihm; in

Süditalien regten sich die Anhänger des Hauses Anjou; Ferrara, Florenz, Lucca, und Siena erklärten sich neutral oder traten über zur französischen Partei, und um diese Interessen wahrzunehmen, sonderte König Franz, dessen Selbstvertrauen unter diesen Umständen mächtig wuchs und der beständig die Eroberung Neapels im Auge hatte, 200 Lanzen, 600 leichte Reiter und 4 Tausend Mann zu Fuß nebst 12 Kanonen unter John Stuart, Herzoge von Albany, ab und ließ sie im Januar 1525 eine Diversion im mittleren und unteren Italien versuchen.*) In gleichem Sinne entsandte er den Markgrafen von Saluzzo mit einem Heeresteile, um eine Unternehmung Dorias auf Genua zu unterstützen. Beide Detachierungen waren aber für ihren Zweck nicht stark genug und schwächten doch das Hauptheer in fühlbarer Weise.

II.

Zur selben Zeit, als der französische König seine Armee durch Detachierungen schwächte, waren die kaiserlichen Feldherren aufs eifrigste bemüht, ihre eigene Streitmacht zu verstärken. Karl von Bourbon, heimlich vom Herzog von Savoyen mit Geld unterstützt, eilte persönlich nach Deutschland, um die Rüstungen zu betreiben. Das Volkslied schildert die Anstrengungen des Erzherzogs von Österreich für Aufstellung des Entsatzheeres:

Der Fürst hat kürzlich einen rat
mit seinen Fürsten und Herren;
wie bald er nach Herr Jürgen (Frundsberg) schrieb!
er war im nicht zu ferren.
Marx Sittich von Embs desselben geleich,
er ruft sie an in treuen,
sie sollen im treulich beistan,
den König zu vertreiben.

---

*) Guiccardini: Storia d'Italia 1499—1532.

Im Laufe des Januar zogen anſehnliche Scharen deutſcher Krieger über die tiroler und die tridentiniſchen Alpen an die Adda. Die Oberſten Graf Niclas von Salm und Marx Sittich von Embs führten die 200 Leibgarden und 2000 Mann öſterreichiſcher Infanterie heran. Georg von Frundsberg hatte ſich endlich auch bereit finden laſſen, die Feldoberſten-Stelle über das geſamte deutſche Fußvolk anzunehmen, ſodaß Wernau nun ſein Locotenent ward. Um Geld zu ſchaffen, verpfändete der wackere „Landsknechtsvater“ ſeine Herrſchaft Mindelsheim, ebenſo wie Lannoy die Einkünfte des Königreichs Neapel oder Bourbon ſeine Juwelen, und bei dem Zauber, den Frundsbergs Name auf die Deutſchen übte, hatte er ſchon im Dezember 11 Fahnen ſchwäbiſcher Knechte aufgerichtet und ſie zu Meran gemuſtert. Es waren darunter gar ſtolze Namen reichsfreien Adels, deren Ahnen es ſich zum Schimpf angerechnet haben würden, anders als hoch zu Roß ins Feld zu ziehen, die aber jetzt, um den Doppelſold von 8 Gulden, freiwillig den Spieß auf die Schulter nahmen und mit dem Regimente Frundsbergs zogen. Da war Graf Alexander von Ortenburg, ein Bruder deſſen, der unter des Feindes ſchwarzer Fahne focht, da waren die Grafen zum Haag und zu Virneburg und der Herr zu Loſenſtein. Da waren von anderen edlen Geſchlechtern: Franz von Breiſach, zwei von Landeck, Ferd. von Embs, Albr. von Freiberg, Caſpar von Waldſee, Georg Stral, Hans von Stamm, Daniel von Werth, Hans von Bibrach, Veit Vehinger — meiſt Sproſſen jetzt ausgeſtorbener Familien. An der Spitze dieſer weidlichen Schar zog Frundsberg über Trient und Roveredo und durch das venetianiſche Gebiet nach Lodi. Hier vereinigte er ſich mit Embs und Wernau und übernahm den Oberbefehl über alle deutſchen Truppen. Auf dem nämlichen Wege ſtießen dann noch 600 burgundiſche Reiter zum Heere, und ihnen folgten zuletzt die 6000 Landsknechte, welche der Herzog von Bourbon in Deutſchland geworben hatte. Dieſer ſelbſt traf jedoch erſt im Februar in der Lombardei ein. Die Zahl der deutſchen Verſtärkungs-

truppen betrug jetzt 12 000 Mann, und die kaiserlichen Streitkräfte kamen nun den vom Tessin bis gegen die Adda aufgestellten französischen Truppen so ziemlich gleich. Aber großer Mangel herrschte in den kaiserlichen Kassen. Die meisten Knechte hatten bisher nichts als das Laufgeld erhalten und weigerten sich, vor Auszahlung des rückständigen Soldes gegen den Feind zu marschieren. Da galt es, Überredungskünste zu versuchen! Die Spanier besänftigte Pescara durch Schmeichelworte und durch einen Wagen Geldes, den er für erbeutet ausgab, den er jedoch insgeheim bei den Hauptleuten zusammengeborgt; Lannoy sprach den Wappnern zu, und Frundsberg ließ die Deutschen im Ringe zusammentreten und hielt ihnen unter Hinweis auf des Kaisers Ehre und auf die in Pavia eingeschlossenen deutschen Brüder eine so herzbewegende Rede, daß sie am Ende alle die Hände aufwarfen und schrieen: Herr Jörg sei ihrer Aller Vater; sie wollten Leib und Leben bei ihm aufsetzen! — Das Heer verpflichtete sich, noch einen Monat lang ohne Sold weiter zu dienen.

Nun hielt man Kriegsrat zu Lodi, und beinahe hätte die listige Sprache des päpstlichen Legaten aufs neue den Angriff in Frage gestellt. Denn dieser redete dem Vizekönige zu, eilends nach Neapel abzuziehen, das durch die französische Detachierung unter dem Duc d'Albany ernstlichst bedroht sei. Lannoy schwankte; aber seine Mitfeldherren nahmen ihn in die Mitte und sprachen feurig für schnellen Angriff. Sehr weise bemerkte Pescara: Nie sei's im Kriege möglich, alles zu erhalten; des wahren Feldherrn Augenmerk sei des mindesten Übels Wahl; Teilung jedoch sei immer verderblich. Hier mit ganzer Macht müsse man wider Frankreich streiten; siege man hier, so sei Neapel ohnehin gerettet, und wenn auch der Kaiser vom ganzen Königreiche keinen Turm mehr besäße. Dem pflichtete Georg von Frundsberg bei, und da der Legat gar nicht zum Schweigen zu bringen war, trieb er ihn endlich mit dem Schwertknaufe zum Zelte hinaus.*)

*) Adam Reißner: Historia Herren Georgen Vnd Herren Casparn von Frundsberg Vatters und Sohnes ... Kriegßthaten. Frankfurt am Meyn. 1568.

Am 24. Januar 1525 ging dann endlich das Heer über die Adda: voran 500 Stradioten, d. h. leichtbewaffnete Albaneſen, auf ſchnellen Pferden unter der Führung des Don Fernando Caſtriota, Marquis von St. Angelo, des letzten Nachkommen des berühmten Skanderbeg. Den Hauptzug eröffnete der Oberfeldherr, welchem Wappenkönige und Trompeter vorausritten. Dann kamen unter Bourbons und Salms Befehl die geharniſchten Reiſigen: 1000 deutſche, burgundiſche und ſpaniſche Edelleute. Den Wappnern folgte der Marcheſe di Pescara mit 4000 Spaniern und 1000 Italienern zu Fuß und endlich, das Vordertreffen ſchließend, die geſamte Artillerie. — Das zweite Treffen bildete Frundsberg mit der Hauptmacht des Heeres, den 12000 deutſchen Landsknechten in 2 wohlgeordneten, mit allen Ämtern gut verſehenen Regimentern. Es war eine ſtattliche Armee. Sehr ſchwach nur ſtand es mit der Artillerie — war ſie doch bei dem unglücklichen Zuge in die Provence faſt ganz verloren gegangen; nur 4 bronzene und 2 ganz ſchlechte eiſerne Kanonen marſchierten als einzige Geſchütze des Heeres mit dem Fußvolke. — Ganz eigentümlich lagen die Befehlsverhältniſſe. Nomineller Oberbefehlshaber in militäriſchen Dingen war allerdings der Generalleutnant des Kaiſers, der Herzog von Bourbon. Aber als Fremder, als Franzoſe, genoß er kein rechtes Vertrauen beim Heer, und es war ihm überhaupt unmöglich, die großen Operationen maßgebend zu beſtimmen, weil die politiſche Kriegsleitung, welche doch unzertrennlich iſt von der ſtrategiſchen, in den Händen des Vizekönigs von Neapel lag. Dieſer, Karl von Lannoy, ein flandriſcher Edelmann, war nun in der Tat weit mehr diplomatiſch als militäriſch begabt; doch nicht bei Bourbon, dem Franzoſen, dem Rivalen ſuchte er Erſatz der ihm fehlenden Eigenſchaften, ſondern bei dem Spanier Pescara und dem Deutſchen Frundsberg. Und ſo erſcheinen denn dieſe als die eigentlich leitenden Männer: zwei höchſt verſchiedene Naturen, die einander jedoch vortrefflich ergänzten. „Aus Pescaras unruhigem Geiſte lockten die Umſtände den Gedankenblitz kühner

Pläne; der Funke, den er dann in Frundsbergs beſonnene Seele warf, wurde zur Tat.“*)

Bei der Nachricht von dem Anmarſche der Kaiſerlichen berief Franz I. einen Kriegsrat. Er hatte die Wintermonate im Kreiſe ſeiner Lieblinge mit unnützen Spielen und im Rauſch des Vergnügens zugebracht und viel Verachtung des bei Lodi untätig lagernden Feindes gezeigt. „Wo ſind nun,“ hatte er Bonnivet ſpöttiſch gefragt, „dieſe gerühmten Löwen?“ — „Sire, ihr Erwachen wird ſie kenntlich machen!“ hatte der durch ſeine traurige Erfahrung gewitzigte Admiral geantwortet; jetzt zogen ſie in der Tat heran. König Franz langweilte ſich, und der Gedanke einer Schlacht war ihm willkommen. In ſeinem Rate jedoch ſtanden ſich zwei Parteien gegenüber: die alten Führer und die jungen Günſtlinge. Seine alten kriegsgewohnten Feldherren, deren Ruhm zum Teil unter dreien Königen erwachſen war und die durch Erfolg und Unglück erzogen waren, wie namentlich La Palice, La Tremouille und Genouillac, ja ſelbſt jüngere Männer: Theodoro Trivulcio und de Foix, machten den König darauf aufmerkſam, wie gefährlich es ſei, mit einer durch Krankheit, Entſendungen und andere Verluſte geſchwächten Armee und eingeengt zwiſchen eine feindliche Stadt, die 5000 Mann ausgeſuchter Truppen enthielte, und einem Heere, die Schlacht zu wagen; ſie ſchlugen ihm vor, die Belagerung aufzuheben und den Krieg in gut gewählten Stellungen, deren das durchſchnittene Land ſo viele biete, in die Länge zu ziehen. Der Kriegszweck: die Eroberung des Herzogtums Mailand, könne ſehr wohl ohne Schlacht erreicht werden, ja das Vermeiden einer ſolchen werde die größte Widerwärtigkeit ſein, welche dem Feinde begegnen könne. Das königliche Heer möge hinter dem Naviglio di Pavia bei Binasco oder Certoſa eine Defenſivſtellung beziehen oder gar, unter Räumung Mailands, jenſeits des Teſſin Winterquartiere nehmen, Verſtärkungen aus Frankreich und der Schweiz an ſich

*) K. M. Barthold: George von Frundsberg oder das deutſche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Hamburg 1833.

ziehen, um dann im Frühjahr als einziger und alleingebietender Machthaber im Po-Gebiete dazustehen. Denn das kaiserliche Heer sei mittellos; der Kommandant von Pavia habe jedoch seiner Garnison vorgespiegelt, das Entsatzheer bringe reichlich Geld mit, um alle ihre Ansprüche zu befriedigen, ebenso sei das Feldheer auf die Summen vertröstet, die im französischen Lager erbeutet werden würden; erwiese sich nun diese Verheißung als trügerisch, so könne man gewiß sein, daß sich die Garnison von Pavia sofort, die Truppen des Entsatzheeres aber binnen kurzer Frist verlaufen würden. — Eine solche Spekulation war jedoch ganz und gar nicht nach dem Geschmack des Roi gentilhomme, welcher wiederholt prahlerisch ausgesprochen und geschrieben hatte, daß er Pavia nehmen oder unter dessen Mauern sterben werde. Weit besser als die alten Herren verstand sich auf die Stimmung Franz I. des Königs Liebling, der Admiral von Bonnivet, den wir von dem unglücklichen Rückzuge bei Gattinara her kennen. Dieser Herr, der liebenswürdigste Kavalier des Hofes, der aber wahrscheinlich ein besserer Zeremonienmeister als Feldherr war, erklärte sich entschieden für die Fortsetzung der Belagerung und Annahme der Schlacht vor Pavia, weil da, wo die königliche Würde Gefahr laufe, kompromittiert zu werden, alle anderen Rücksichten zu weichen hätten. Wie! An der Spitze des ganzen Adels von Frankreich sollte der König vor dem Verräter Bourbon fliehen!? La Palice wollte entgegnen, aber er ward von Montmorency, St. Marsault und Brion zum Schweigen gebracht, und der Admiral warf ihm sogar vor, er habe bei seinem Rate mehr sein hohes Alter als sein großes Herz befragt. Franz I. blieb nach dieser Debatte bei seiner ursprünglichen, der Schlacht geneigten Ansicht stehen und hatte sicherlich recht, es zu tun: nicht aus dem Grunde, den Bonnivet geltend machte, sondern weil die Sachlage an sich aufforderte, den Kampf anzunehmen. Franz war der Stärkere, war vortrefflich verschanzt; seine Verbindungen rückwärts konnten vom Feinde unter keinen Umständen gefährdet werden, und wenn

die Kalkulation der alten Herren, welche auf das Auseinanderlaufen des Feindes rechneten, auch richtig sein mochte, so hatte der König doch ein natürliches Gefühl dafür, daß ein Sieg mehr wert sei, als ein solches gewissermaßen negatives Resultat. Allerdings geht ja auch der Sieg aus der Vernichtung oder dem Niederwerfen des Gegners hervor; aber er hat auch an sich einen positiven Wert; er gewährt einen großartigen Abschluß, und der moralische Eindruck, den er hervorbringt, ist in seiner Bedeutung unberechenbar und unschätzbar.

Es handelte sich nun darum, wo, wie und wann man sich schlagen wollte. La Tremouille bestand darauf, den Angriff des Feindes keinesfalls im Lager abzuwarten, sondern ihm im Sinne altfranzösischer Kampfesweise entschlossen entgegenzurücken. Dazu aber mangelte nun wieder dem Könige wie Bonnivet die Sicherheit des Willens. Man blieb dabei stehen, den Angriff im wohlbefestigten Lager, welches alle Zugänge nach Pavia sperrte, abzuwarten, und während der König fortfuhr, seine Zeit wie bisher in müßigen Spielen zu vertändeln, traf Bonnivet, in Ermangelung des fehlenden Connetable, alle Vorkehrungen zum nahenden Schlachttage.

Fassen wir nun noch einmal das Gelände um Pavia ins Auge und vergegenwärtigen uns namentlich die Veränderungen, welche während der Belagerung in der Wegsamkeit und inneren Verbindung des Terrains vorgenommen worden waren. Über den Tessin und seine südlichen Arme, den Gravellone und den sog. „toten Tessin“ hatte man Brückenübergänge hergestellt. Der eine Tessin-Übergang lag ober-, der andere unterhalb der Stadt. Was den nördlich von Pavia liegenden Park von Certosa betrifft, so scheint nicht das ganze bedeutende Terrain dieses Parks mit Holz bestanden gewesen zu sein; namentlich in der Nähe des Jagdschlosses Mirabella war der Waldbestand sehr dünn, und bis zur Ostmauer dehnte sich eine bedeutende Lichtung. Durch diese Lichtung floß in nordsüdlicher Richtung das im Parke entspringende Flüßchen Vernavola oder Vernacula

in ziemlich tief eingeschnittenem Rinnsal, der Ostmauer des Tiergartens fast parallel, um außerhalb desselben bei St. Pietra in den Tessin zu münden. Die Südmauer des Parks war, wie schon erwähnt, während der Belagerung an mehreren Stellen durchbrochen worden, um bequeme Verbindungen zwischen den im Tiergarten stehenden Truppen und den die Stadt von der Ostseite her umlagernden Korps herzustellen.

Bisher hatte die französische Armee in abgesonderten Lagern vor Pavia gelegen; angesichts des Anmarsches der Kaiserlichen wurde aber das ganze Heer im Osten der Stadt, Front gegen Mailand à cheval der Straße von Lodi, welche der Feind marschierte, in ein Lager zusammengezogen, das auf Bonnivets Anordnung stark befestigt ward. Gegen die Stadt wurden Schanzen aufgeworfen, um etwaigen Ausfällen Leyvas zu begegnen; die Südseite sicherte der Strom; nach Osten wurden bis an den Park Wall und Graben mit vorspringenden Basteien hergestellt und mit 55 Geschützen besetzt, von denen wahrscheinlich 32 Stück zur Belagerungsartillerie gehörten. Weiter nach Norden bildete die starke Parkmauer ein sehr bedeutendes Annäherungshindernis.*) Auf der Insel blieb nur eine von Graf Clermont befehligte Abteilung zur Bewachung der Vorstadt St. Antonio zurück.

Die Armee, welche in diesem Lager stand, zählte ungefähr 39 000 Mann, war also der Kaiserlichen numerisch um mehr als ein Drittel überlegen. Die Reiterei, 7000 Pferde stark, bestand meist aus Franzosen und Italienern; das Fußvolk war derart zusammengesetzt, daß auf 13 Franzosen und Italiener je 19 Deutsche oder Schweizer kamen; es bestand nämlich aus 7000 Franzosen, 6000 Italienern, 14 000 Schweizern und Graubündnern und 5000 Deutschen. Die Fremden überwogen also in der Infanterie die Franzosen an Zahl, noch mehr aber an Tüchtigkeit.

*) Duc de Savoie: Relation du siège de Pavie en 1655. Pavia 1655. Man findet auf dem dieser Relation beigegebenen Plan die Parkmauer noch in der Verfassung, in welcher sie sich auch 1525 befunden haben muß

Das französische Fußvolk ist als das schlechteste Element des Heeres zu bezeichnen: es stand (ganz abgesehen von seiner militärischen Tüchtigkeit) hinter dem deutschen, italienischen und schweizerischen auch insofern weit zurück, als es erst im Jahr 1523 die Armbrust durch das Feuergewehr ersetzte und in der Handhabung dieser Waffe noch wenig Fertigkeit besaß, somit sich in einem Übergangsstadium befand, welches seine Leistungsfähigkeit wesentlich beeinträchtigte. Als das vornehmste Fußvolk im Heere galten noch immer (aber, wie wir sehen werden, schon nicht mehr mit Recht) die Schweizer, welche Gevattern des Königs hießen, weil er vor drei Jahren bei der Taufe seines dritten Sohnes sämtliche Kantone als Paten eingeladen hatte.

Das deutsche Fußvolk bildete in Fähnlein zu 400 Knechten den sogenannten „schwarzen Haufen" (bande noire), eine Schar Landsknechte, welche seit 1512 zu wiederholten Malen auf Seite der Franzosen mitgekämpft hatten. Die meisten Männer, die unter diesen schwarzen Fahnen fochten, waren Geächtete, und Vornehm und Gering mischte sich in ihren Reihen. Da stand ein Herzog von Württemberg, der Bruder des vertriebenen Landesherrn, da standen die Grafen Wolf von Lupfen, von Nassau und von Ortenburg, ein Freiherr von Fleckenstein aus dem Elsaß, Dietrich von Schomburg und zwei Herren von Bünau aus Sachsen, Georg Langenmantel aus einem reichen augsburgischen Patriziergeschlecht, dessen Vater wiederholt Hauptmann des schwäbischen Bundes gewesen war, und endlich der angesehenste der Hauptleute, der rotbärtige Hans von Brandeck. — Als Führer der ganzen Schar fungierte der Herzog Richard von Suffolk, der vor Heinrich VIII. geflohene Thronprätendent der weißen Rose von York. Ihm zur Seite stand der junge Herzog von Lothringen.

Die Kampfweise des italienischen und schweizerischen Fußvolks war nicht wesentlich verschieden weder von der der „Schwarzen" noch von der der feindlichen Infanterie, und es hatte also gegenüber der letzteren nur eine numerische Überlegenheit statt.

Die Reiterei bestand zum großen Teil aus der Gendarmerie, die zwar die alte Kampfweise (en haye) noch beibehalten hatte, aber den kaiserlichen Reisigen an Zahl und vielleicht auch an ritterlicher Übung überlegen war. Es waren 1500 volle Lanzen, die Blüte der französischen Chevallerie. Die leichte Reiterei, meist berittene Arkebusiere, unter der Benennung „Argoulets", war der deutschen und spanischen weder in der Reitfertigkeit noch im Schießen gleich zu stellen.

Ein ganz entschiedenes Übergewicht ist der französischen Artillerie beizumessen, teils wegen ihrer besseren Lafettierung und Bespannung, welcher sie die größere Beweglichkeit verdankte, teils wegen ihrer vorzüglichen Schießfertigkeit. In beiden genannten Beziehungen war das meiste schon unter Karl VIII. veranlaßt und von Louis XII. und Franz I. auf der vorgefundenen guten Grundlage nur fortgebaut worden. Infolge der Verbesserungen und Vereinfachungen unter diesen beiden Regierungen befanden sich zur Zeit der Schlacht bei Pavia in der französischen Artillerie folgende Geschützarten: grand basilisque (80 Pf.), double canon (42 Pf.), canon serpentin (24 Pf.), grande couleuvrine (15 Pf.), couleuvrine batarde (7 Pf.), couleuvrine moyenne (2 Pf.), faucon (1 Pf.), fauconneaux (14 Lth.).*)

Wenn eine Armee wie die französische, die ihren Feinden um ein Drittel an Zahl überlegen ist, die in einer festen, reich mit Geschütz besetzten Stellung steht und unter ihres Königs unmittelbarem Oberbefehl ficht, von hohem Selbstvertrauen erfüllt ist, so muß das ganz natürlich erscheinen; ein Zeichen großer Kühnheit ist es dagegen sicherlich, wenn der schwächere Gegner sie anzugreifen wagt, und zwar mit einem Heer, das eigentlich keinen wahren Oberbefehlshaber hat und das fast gar keine Artillerie besitzt. — Die kaiserlichen Generale hatten beschlossen, sich auf dem Vormarsche von Marignano her Mailand

*) Nach J. v. H. Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte.

zu nähern, indem sie erwarteten, dadurch einen jener Fälle herbeizuführen, die es ermöglichen, unter begünstigenden Umständen zu schlagen. Sie hofften nämlich, den das Kastell belagernden Generalleutnant La Tremouille abzuhalten, mit seinem Korps nach Pavia zu eilen, oder den König zu verleiten, die Belagerung von Pavia aufzuheben, um Mailand zu Hilfe zu ziehen — oder endlich gar zu bewirken, daß Franz seine Hauptmacht teile und ein Korps vor Pavia stehen lasse, mit dem andern gegen Mailand ziehe.*) — Daß die letzteren Eventualitäten nicht eintrafen, hat uns schon der Ausgang der Beratungen im französischen Kriegsrat gezeigt; doch auch die Absicht, La Tremouille von der Vereinigung mit dem Könige zurückzuhalten, schlug fehl; denn sobald sich das kaiserliche Heer aus der Umgegend von Mailand entfernt hatte, brach La Tremouille auf, ließ nur 2000 Mann unter Theodor Trivulzio in Mailand zurück und stieß mit seiner Hauptmacht zu dem vor Pavia lagernden Heere.

Die Kaiserlichen erschienen am 3. Februar vor der französischen Stellung.**) Sie kündeten der Besatzung von Pavia die nahe Hilfe durch eine Generalsalve aus allen Geschützen und Gewehren an, der aus der Stadt sogleich durch Salutschüsse und Glockengeläute freudig geantwortet wurde.***) — Einige leichte Reiterscharen der Franzosen rekognoszierten, ließen sich jedoch auf kein Gefecht ein, und da der Abend sank, schlug der Vizekönig das Lager auf und zwar so nahe den französischen Linien, daß die vordersten Wachtposten mit einander sprechen mochten und die Kanonenkugeln beider Teile die Zeltposten des Gegners erreichen konnten.†) Die Front der Kaiserlichen folgte nahezu

*) Vergl. Major Schels: die Feldzüge der Kaiserlichen in Ober-Italien und Südfrankreich 1524 und 1525. (Beiträge zur Kriegsgeschichte. II. Sammlung 5. Band. Wien 1832.)

**) Paulus Jovius und Guicciardini a. a. O.

***) Sandoval: Historia del emperador Carlos V., lib. XII.

†) Ebenda.

dem Laufe der Vernacula von ihrer Mündung aufwärts und wandte sich dann etwas nordöstlich auf Casa della Terra; sie wurde sofort befestigt und der Tessin östlich der Vernaculamündung überbrückt.

Wenn man bedenkt, wie es für die Kaiserlichen auf schnelle Entscheidung ankam, wie das Heer bei der Mittellosigkeit seiner Führer mit jedem verlorenen Tage an innerem Halt einbüßen mußte, wie das abscheuliche Winterwetter den Aufenthalt in der öden, holzarmen Gegend, in der die Franzosen schon jeden Obstbaum und jede Rebe verbrannt, widerwärtig machte, so erstaunt man über die Art, in welcher die kaiserliche Generalität, d. h. der sie leitende Pescara, die Dinge angriff. Die berechnende Vorsicht seines, ja des spanischen Charakters überhaupt, spricht sich deutlich in diesem Vorgehen aus. Zuerst versuchte er den König durch alle möglichen Mittel zu reizen, aus seinem festen Lager hervorzukommen. Das waren jedoch vergebliche Anstrengungen, obgleich einzelne Kamisaden glückten.*) Franz dachte nicht daran, die starke und bequeme Stellung zu verlassen; man hatte sich da ganz behaglich eingerichtet, gebot über eine Menge von Lebensmitteln, und gerade der König, der als Angegriffener bei Marignano so glänzend gesiegt hatte, während bald darauf den Seinen die Offensive so übel ausgeschlagen war, der mußte wohl eine natürliche Vorliebe für die Verteidigung haben. — Beinahe drei Wochen währten die lebhaften Scharmützel fort, und die Garnison von Pavia machte zugleich zahlreiche Ausfälle. Die Kaiserlichen strengten sich an, festen Fuß auf dem rechten (westlichen) Ufer der Vernacula zu fassen; die Franzosen verteidigten das Flüßchen mit Geschick und Mut. Die tiefe Einsenkung desselben unterstützte sie dabei. Zwölf Tage ward fast ununterbrochen das Kanonenfeuer fortgesetzt. Wiederholt rückten beide Heere aus und schienen an den Kämpfen ihrer Avantgarden teilnehmen zu wollen; doch kam es nie zur eigentlichen Schlacht,

*) d. h. Überfälle, von „camisa“ = Hemd, das bei solchen Unternehmungen als Erkennungszeichen über den Harnisch gezogen wurde.

weil die Kaiserlichen immer noch zur rechten Zeit das Gefecht, obgleich sie in demselben meist die Oberhand behielten, abzubrechen mußten. Übrigens waren jene Kamisaden blutig genug; bei einer derselben wurde Giovanni Medici gefährlich verwundet, und seine Schar zerstreute sich nach der Abreise dieses geschickten Reiterführers.*) Bei einem andern Überfall vertrieb Pescara mit den spanischen Büchsenschützen die schwarze Bande aus ihrem bisherigen Lager; bei einem dritten drang Jakob von Wernau mit sieben Fähnlein deutscher Knechte in das Quartier der Schweizer, die dadurch doch so wenig gewitzigt wurden, daß sie in der Nacht vom 18. zum 19. Februar aufs neue von Pescara und del Guasto überfallen und von den spanischen Büchsenschützen derart mitgenommen wurden, daß über 1000 Mann auf dem Platze blieben. — Während dieser Gefechte fuhren beide Heere fort, ihre Verschanzungen zu erweitern und zu verstärken. Das Quartier des Königs war in der Front und der rechten Flanke mit großen, grabenumgebenden Wällen geschützt, welche von Basteien verteidigt wurden; die linke Flanke lehnte sich an die Mauer des Parks. Das kaiserliche Lager war ganz ähnlich fortifiziert, und beide näherten sich allmählich derart, daß sie nur noch 40 Schritt von einander entfernt blieben und das Arkebusenfeuer der spanischen Soldaten, welche in einem vorgeschobenen Schützengraben lagen, den Franzosen höchst unbequem wurde.**) Wichtiger aber war es, daß Pescara die täglichen Kämpfe dazu benutzte, um im Vereine mit Frundsberg die Standpunkte der verschiedenen Truppenteile sowohl, als deren kriegerische Tüchtigkeit zu prüfen und zugleich die Gegend auf das genaueste auszuforschen.***) So erlangte er nach und nach die zuverlässigste Kenntnis von allem, was ihm wissenswert zum Angriff

*) Paulus Jovius, Reißner und Mémoires du Messire Martin du Bellay, Seigneur de Langey, Paris 1785.

**) Vergl.: Favé: Histoire et Tactique des trois armes. Paris 1845.

***) Jovius, Guicciardini, Reißner, Sandoval und Capella: De bello Mediolanensi ab anno 1521. Argentorati 1553.

der feindlichen Stellung erscheinen konnte, und setzte sich in ganz genauen Rapport mit der Garnison von Pavia*), die es ihm gelang auch wieder mit etwas Munition zu versehen, indem sich auf Frundsbergs Anschlag 50 Reiter, jeder mit einem Sack voll Kraut und Lot auf der Kruppe, zur Nachtzeit von der mailänder Straße her in die Stadt zu stehlen wußten.**)

Auch Franz I. waren die vielen kleinen Kämpfe, welche die Nähe der Kaiserlichen herbeiführte, sehr erwünscht. Er wollte die spanischen Löwen, wie Bonnivet seit Gattinara Pescaras Leute beständig nannte, kennen lernen, und die geringsten Vorteile über sie erfochten, erschienen ihm sichere Vorboten eines unzweifelhaften Sieges. Wiederholt beteiligte er sich persönlich an derartigen Kämpfen***), und die beständigen Alarmierungen und Angriffe der leichten spanischen Truppen machten die Franzosen täglich kecker, aber auch sorgloser. Oft griffen sie nicht einmal mehr zu den Waffen, sondern begnügten sich, die anprellenden Feinde, „das Mohrengesindel", wie sie sie nannten, mit Schimpfreden zu begrüßen.†)

Allmählich wurde aber doch die Lage beider Heere bedenklich. Man stand sich jetzt drei Wochen lang ohne namhaftes Resultat gegenüber. Auch die verlängerte Frist unbesoldeten Dienstes, zu welcher sich die Truppen auf ihrer Führer Zureden verstanden hatten, näherte sich nun ihrem Ende. Was half es, daß man die Deutschen auf das Lösegeld der drei Könige im französischen Lager vertröstete, nämlich auf Franz I. selbst, auf den König von Navarra und auf den Grafen Suffolk, der als Prätendent von England galt. Die Landsknechte meinten, man solle des Bären Fell nicht verkaufen, bevor man ihn erlegt. Ihre Forderungen wurden täglich ungestümer, ihre Plünderungen in der Umgegend täglich weiter ausgedehnt, und die Not in Pavia

*) Reißner.
**) Guicciardini.
***) Paulus Jovius und Reißner.
†) Sandoval.

ſtieg aufs äußerſte. In Franz I. Heer offenbarte ſich nach den täglichen Kämpfen ein bedeutender Abgang an Leuten. Überdies war ein in ſeinem Dienſte ſtehender ſehr tüchtiger italieniſcher Kondottiere, Pallavicini, bei einer Unternehmung auf Cremona geſchlagen und gefangen*), und eine heranrückende Verſtärkung von 17 italieniſchen Fähnlein überfallen und zerſprengt worden.**) Empfindlicher war jedoch ein anderer Verluſt: unter Dietegen von Salis waren nämlich 6000 Graubündner in ihre Heimat zurückgekehrt, weil ein abenteuernder Edelmann im Einverſtändniſſe mit Erzherzog Ferdinand die Päſſe des Veltlin geſperrt hatte.***) Und damit nicht genug! Grobe Betrügereien einzelner Bandenchefs, die bedeutend mehr Leute in ihren Liſten geführt, als wirklich vorhanden waren, traten nach und nach ans Licht — zugleich drückte auch Franz Geldmangel; ſelbſt die Lebensmittel fingen an, ſeltener zu werden. Alles das ſtimmte den König mehr wie je zur Schlacht, während ſeine alten Heerführer ihre Vorſtellungen erneuten und auf den Abzug drangen. Er hörte ſo wenig auf ſie als auf die Botſchaft des Papſtes, der ihm raten ließ, ſein Glück in Italien nicht an eine Schlacht mit den grimmigen Deutſchen zu wagen.†) Er zog ſein Heer noch enger zuſammen; ſogar die Schar, welche bisher unter Anne de Montmorency die Gravellone-Inſel beſetzt gehalten, rückte größtenteils in das Lager ein, welches nun durchaus vorbereitet war auf die Schlacht.

Die täglich ſtärker und heftiger werdenden Anläufe der

---

*) Guicciardini, Capella und du Bellay.

**) Guicciardini, Paulus Jovius und Reißner.

***) Hottinger: Geſchichte der ſchweizer Kirchentrennung. Bd. 1. Zürich 1825, du Bellay und Capella. — Jener Edelmann war Medequin, Marquis von Marignano, Geheimſchreiber des Herzogs von Mailand. Dieſer hatte ihn mit einem Uriasbriefe an den Stadthauptmann von Musca am Comerſee geſandt; Medequin aber hatte das Schreiben eröffnet, ſein Todesurteil geleſen, ſich durch Beſtechung Muscas und Chiavennas bemächtigt und ſich durch den Beſitz dieſes wichtigen Platzes des kaiſerlichen Schutzes verſichert.

†) Sandoval und du Bellay.

Spanier und Deutschen schienen diese vorzubereiten. Und sie waren auch wirklich das Vorspiel zur blutigen Entscheidung. Pescara hatte nämlich in einem Kriegsrate Bourbon und den furchtsamen Lannoy zu einem raschen Angriff gestimmt. „Gott gebe mir", sagte Pescara, „hundert Jahre Krieg und nicht einen Schlachttag! Aber heute ist kein Ausweg." — Es war nicht eine jener glänzenden Feldschlachten zu erwarten, in denen wohl sonst zwei Ritterschaften um den Preis der Ehre schlugen: eine geldbedürftige, Mangel leidende Söldnerschar sollte das reiche Lager des Feindes erbeuten, ihre Waffenbrüder entsetzen, das so oft eroberte Land endlich einmal sichern.*)

An eine solche Aufgabe mußte man auch unter den ungünstigsten Umständen gehen. „Entweder", so schrieb Pescara dem Kaiser, „muß Euer Majestät den erwünschten Sieg erlangen, oder wir erfüllen mit unserem Tode die Pflicht, Ihnen zu dienen."

Das wohlbefestigte Lager im Frontalangriff zu stürmen, hatte sich bei den bisherigen Vorkämpfen als unausführbar herausgestellt. Pescara wollte es daher mit einer Flankenbewegung versuchen. Seinem Plane gemäß hatte der Hauptangriff noch in der Dunkelheit und zwar auf Mirabella zu geschehen, um von hier aus im günstigsten Fall die Tessinbrücken zu zerstören und den jedes Rückzugs beraubten Feind in dem Winkel zwischen Tessin und Po zu vernichten, im minder günstigen Fall doch bis Pavia durchzudringen. Der Angriff sollte durch einen gleichzeitigen Ausfall der Garnison unterstützt werden. — Mirabella, das, wie wir wissen, im Park lag, bildete eine Art Reduit des feindlichen linken Flügels. Sein Besitz mußte den König zwingen, die Schlacht außerhalb seiner Verschanzung und unter örtlichen Verhältnissen anzunehmen, die seiner mächtigen Gendarmerie nicht ungünstig waren**), ja er gab vielleicht die Möglichkeit, die ganze feindliche Front der Länge nach aufzurollen und dem französischen Heere in Gemeinschaft mit der Besatzung

*) Ranke.

**) Paulus Jovius und Sandoval.

von Pavia den Rückzug nach Mailand abzuschneiden. — Durch die Wegnahme von Mirabella umging man die starke Frontal-Stellung, turnierte den linken Flügel des Feindes, oder zwang ihn doch, unter den Angriffen des kaiserlichen Heeres zu manövrieren. Dies durfte sich zugleich der Hilfe der Garnison von Pavia vergewissert halten; denn offenbar mußte der König, um einem Angriff in seiner linken Flanke zu begegnen, die Aufstellung gegen die Stadt aufs äußerste schwächen. In und um Mirabella lag die Vorhut des französischen Heeres unter des Königs Schwager, dem Herzoge von Alençon. Man wußte, daß der leichtlebige Herr nicht eben auf strengen Dienst hielt, und daß überhaupt das bunte Treiben, welches auf jenem Flügel herrschte, eine Überrumpelung begünstigte; denn auch der Markt des Lagers wurde hier gehalten, und was von Legaten und Diplomaten, Pfennigmeistern, Kaufleuten, Krämern und Marketendern im Lager war, wohnte hier. Pescara rechnete unter diesen Umständen darauf, unbemerkt in den Park zu dringen und Mirabella im ersten Anlauf wegzunehmen. — Alle diese Erwägungen sind begründet und motivieren den Entschluß Pescaras sehr wohl. Er selbst wußte im Kriegsrate, unterstützt von Frundsberg, seine Ideen mit feuriger Beredsamkeit geltend zu machen, sodaß Bourbon und Lannoy darauf eingingen und dem Marchese die Leitung des Unternehmens übertrugen. — Für dessen Gelingen war es vor allen Dingen nötig, daß die Garnison von dem Vorhaben benachrichtigt wurde, und in der Tat gelang es einem kühnen Reiterhauptmann, Arnio, in die Stadt zu kommen und das Einverständnis herbeizuführen. Bald verkündete ein verabredetes Zeichen mit der Fackel auf dem Turme den kaiserlichen Feldherren, daß alles in Ordnung sei*). — Ferner war es notwendig, den Park so rasch als möglich und ohne Aufsehen zu besetzen. Der mindeste Argwohn würde die Franzosen an die Mauer gerufen haben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie

*) Sandoval und Reißner.

Dieſe alsdann auch mit Ausdauer und Mut verteidigt haben würden. Pescara gab daher einem gewandten und zuverläſſigen Spanier, Salſeda, dem Anführer der Guaſtadores (Schanzknechte), den Befehl, ſich um Mitternacht zwiſchen dem 23. und 24. Februar an die unbewachten Stellen der Mauer zu ſchleichen und dieſe durch ein möglichſt wenig Geräuſch verurſachendes Verfahren umzuſtürzen und einen breiten Zugang zum Park zu verſchaffen. Es wurden deshalb keine Geſchütze zur Breſchelegung angewendet, ſondern Sturmbalken und Kriegswidder, wie ſie vor Einführung der Feuerwaffen allgemein jenem Zwecke gedient.*)

Vom Donnerstage zum Freitage war eine ſtürmiſche mondloſe Nacht, und das Brauſen des Windes begünſtigte das Geheimhalten der Arbeit der Guaſtadoren**), die übrigens ſo beſchwerlich war, daß erſt gegen Morgen des 24. Februar, des Geburtstags des Kaiſers, der überhaupt als ſein Glückstag galt, eine Mauerlücke von 60 bis 80 Schritt Breite gangbar war. Die Arbeiten wurden von den Franzoſen nicht bemerkt, teils, weil ihr Sicherheitsdienſt ſehr läſſig betrieben wurde, teils, weil Pescara ihre Aufmerkſamkeit durch geräuſchvolle Angriffe auf andere Punkte der franzöſiſchen Stellung ablenkte. Beſonders wurde dem Quartier der ſchwarzen Knechte, die man am meiſten fürchtete, eine Abteilung entgegengeſtellt, welche ſich möglichſt bemerkbar und einen neuen Überfall wahrſcheinlich machen ſollte.***) — Im kaiſerlichen Lager dagegen verbreitete man gefliſſentlich die Nachricht, daß man an den Abzug denke, damit dies Gericht den Franzoſen zugetragen werde; und um dieſen Anſchein zu verſtärken, wurde das Gepäck unter der Bedeckung leichter Reiterei tatſächlich nach Lodi inſtradiert. Aber als das Heer den Marſch antrat und erfuhr, daß es gegen den Feind

*) Jovius, Reißner und Sandoval. Teglio: La vera Narratione del assedio di Pavia. Pavia 1655 ſpricht mit Beſtimmtheit von drei Breſchen; doch iſt die Sache nicht weſentlich.

**) Sandoval.

***) Sandoval, Jovius, Reißner.

gehe, war es voll Freude. Pescara begab sich in die Mitte seiner Spanier und stellte ihnen vor, daß kein Fußbreit Landes ihnen angehöre, kein Stück Brot da sei, um morgen davon zu leben. „Aber vor euch, ihr Herren und Söhne!“ so rief er, „vor euch ist das Lager, wo man Brot vollauf hat und Fleisch und Wein und Karpfen vom Gardasee für den morgenden Fasttag. Wir müssen es haben; wir müssen den Feind hinausjagen. Wir wollen den Tag des heiligen Matthäus berühmt machen!*) — Auch Georg Frundsberg redete seine Deutschen ähnlich an, und mit erhobenen Händen versprachen sie ihm, es mit dem prächtigen Feinde aufzunehmen und ihre Brüder in Pavia zu erledigen. Es wurde wieder befohlen, daß alle Krieger zu Fuß als Erkennungszeichen das Hemd über die Kleider ziehen sollten, ein Befehl, der viele Landsknechte, die kein Hemd hatten, in Verlegenheit setzte. Weißes Papier mußte, so weit es zu beschaffen war, dem Mangel abhelfen. Sobald man das Lager verlassen hatte, wurde es angezündet, um der Vorstellung vom Abzuge der Kaiserlichen durch dies Schauspiel neue Nahrung zu geben.

III.

Die Vorhut: 2000 Landsknechte in 10 Fähnlein vom Frundsbergischen und vom Embsischen Regiment, sowie 2000 spanische Arquebuseros, nebst 400 albanesischen Reitern, stand unter dem Befehl Alfonsos d'Avalos, Marcheses von Guasto, des Neffen und Erben Pescaras. Dieser hatte ihm warm zugesprochen: „Du sollst dich befleißen, vor allem nach Mirabell zu kommen! Fürchte die Feinde nicht, die wir zuvor stets überwunden; bist du aber zu schwach — da Gott vor sei —

*) „Dedidit sors super Mathiam!“ (Acta Apost I. 66) soll die Königin Isabella prophetisch ausgerufen haben, als ihr ihres Enkels Geburt gemeldet wurde.

ſo ſollſt du ehrlich ſterben, daß wir den Sieg erhalten.“ Guaſto antwortete fröhlichen Mutes: „Ich will mich nicht ſparen und mit Gottes Hilfe heute Ehre einlegen, ich bleibe lebendig oder tot!“*) Und ſo ſprengte er in ſeinem himmelblau angelaufenen, mit Gold verzierten Harniſch, den Helm von weißen und fleiſchfarbenen Federn überwallt, munter voran. — Unbegreiflicherweiſe hatte die Feldwache, welche unter dem Genueſer Giuſtiniani in angemeſſener Entfernung vor Mirabella lag und das Breſchelegen doch gehört haben mußte, weder Kundſchaft eingezogen noch Meldung geſchickt. Jetzt wurde ſie im erſten Laufe von den Stradioten über den Haufen geritten und der Weg nach dem Jagdſchloſſe war frei.

Nunmehr zog das Fußvolk, die Deutſchen und die Spanier, durch die Mauerlücke und beſetzte eine Anhöhe im Tiergarten, um das Debouchieren zu decken, und gleich darauf ſprengten die Albaneſen unter dem Marquis Sant Angelo gegen Mirabella, vor dem ſie urplötzlich und überraſchend auftauchten. Ein Teil der Arkebuſeros ſchloß ſich ihnen an, und mit dem lauten Geſchrei: Aqui sta el Marques con sus Arcabuseros Espanoles! („Hier ſind der Marqueſe und ſeine ſpaniſchen Schützen!“) drangen ſie ein und räumten fürchterlich auf unter den Schläfern und Träumern im Schloſſe oder in den dasſelbe umgebenden Hütten und Zelten. Unmittelbar darauf ging es aber weiter voran, und ſchon befand ſich Guaſto vor den Mauern von Pavia, als der vom Schreck faſt gelähmte Herzog von Alençon unter Brion eine Entſendung machte, welcher es gelang, die Spanier von der Stadt abzuhalten. Nun ließ Pescara die mit der Garniſon von Pavia verabredeten drei Alarmſchüſſe — „Kreydſchüſſe“ nennt ſie Frundsberg — abgeben und den Vormarſch des Heeres beginnen, das nun allmählich durch die Mauerlücke defilierte. Der Vorhut zunächſt folgte der Reſt der ſpaniſchen Infanterie (1000 Mann und 2000 deutſche Landsknechte unter

*) Jovius und Reißner.

den Hauptleuten Ulrich von Hörkheim und Egloff Scheller*) mit einigen Reitern, und zwar unter dem unmittelbaren Befehl Pescaras, der nicht im Harnisch, sondern in Fußvolksbekleidung und Bewaffnung sogar in Schuhen erschienen war. Er trug ein rotes Wams und darüber ein Hemde mit Gold und Perlen gestickt, war auf einem Schecken vortrefflich beritten und von seinen Edelleuten und Wachen begleitet, sodaß er weithin erkennbar war. Als eine Art Generalstabschef fungierte bei Pescara Don Juan d'Urbina, ein ausgezeichneter Führer. Hinter den Scharen Pescaras kam der Vizekönig im Harnisch von poliertem Stahl mit Gold ausgelegt; Goldstoff und Purpur bildeten seinen Waffenrock wie die Decke seines Rapphengstes. Vor ihm, als dem Stellvertreter Karls V. schritten sechs Trompeter und die kaiserliche Fahne; unmittelbar hinter ihm 50 riesenhafte Hellebardierer. Gegen Lannoys Pracht stach die Einfachheit Bourbons außerordentlich ab. Er trug nur einen schlichten Panzer ohne Helmkleinod oder Devise; denn er wußte wohl, daß alle Lanzen der französischen Ritterschaft ihm seiner Felonie wegen den Tod geschworen hatten und daß es deshalb gut sein würde, unerkannt zu bleiben.**) — An das Gefolge der Heerführer schlossen sich unmittelbar die Geschwader der Reisigen, d. h. der schweren ritterlichen Reiterei. Die burgundischen Reiter unter dem Grafen Salm, so wie das von Ferdinand geschickte deutsche Fußvolk unter Marx Sittich von Embs folgten den Reisigen. Diesen wieder reihten sich die Landsknechte unter Georg Frundsbergs Führung an. Er, der begeisterte Anhänger Luthers, trug doch über der Rüstung eine Franziskaner-Kapuze***), um dadurch anzudeuten, daß er gern bereit sei, der Sache, für die er kämpfe, sein Leben zu opfern. Derselbe Glaube, der

*) Reißner.

**) Die Kostüm-Mitteilungen verdankt man dem Lanzenpagen Alfonsos del Guasto (paje de lança del Marques del Vasto) Juan de Caravajal, welchen Sandoval zitiert.

***) Sandoval.

manchen Ritter bewog, auf dem Sterbebette eine Kutte anzulegen, leitete an diesem ernsten Schlachttage den Vater der Landsknechte.*) Galt es für ihn doch, seinen wackeren Sohn zu befreien. Die Landsknechte stellten, sobald sie die Mauerlücke durchschritten und es vermochten, ihre gevierte Schlachtordnung wieder her. „Es war ein in Wahrheit stattlicher Haufe.**) — Die Nachhut des Heeres bildeten Papapoda und Cesfaro von Neapel mit den Italienern und drei Fähnlein Spaniern, welche sich bis zum letzten Augenblicke lärmend und demonstrierend vor der französischen Front tummelten.***) — Außerhalb des Tiergartens blieb allein die adelige Leibkompagnie des Vizekönigs unter dem Marquis van Veeren, welchem streng befohlen war, nur auf Lannoys bestimmten Befehl mit in die Schlacht einzugreifen.†)

Durch das Verbrennen des kaiserlichen Lagers waren die Franzosen in der Tat vollkommen getäuscht worden; sie hatten wirklich an den Abzug der Feinde geglaubt und einige italienische und spanische Fähnchen, die sich vor der Schanzenfront frech genug seit mehreren Stunden tummelten, für deren Nachhut genommen. Während man noch überlegte, ob es ratsam sei, zur Verfolgung vorzubrechen, langten die Flüchtigen aus Mirabella an und berichteten atemlos, was ihnen begegnet und wie das ganze feindliche Heer im Anmarsch sei durch den Park. — Es war unterdessen Tag geworden, und man konnte aus dem hochgelegenen Quartier des Königs die Kolonnen der Kaiserlichen unterscheiden, wie sie durch die Bresche zogen. Franz I. benahm sich in diesem Augenblick vortrefflich. So unerwartet auch Angriffspunkt und Angriffsmoment waren: er traf sofort sachgemäße Dispositionen.

Er ließ die notwendigste Anzahl von Truppen und zwar

---

*) Barthold.
**) Sandoval.
***) Ebenda.
†) Paulus Jovius.

die französische Infanterie, Gascogner und Bretonen, unter dem Grafen Bussy v. Amboise im Lager zurück, um dies zu sichern und zu bewachen; eine andere kleine Abteilung, nämlich die Italiener, stellte er der Zitadelle, also der Nordspitze von Pavia gegenüber auf, um etwaige Ausfallsversuche zurückzuweisen.*) Alle übrigen Truppen rückten unter seiner persönlichen Oberleitung durch die drei früher erwähnten Mauerlücken der Südumfassung des Parkes in diesen selbst ein. Voran, ganz im Charakter einer Avantgarde, die Artillerie, nämlich, die Falconets ungerechnet, 30 schwere Kanonen unter dem alten Grand-arbalétrier, Jacques de Galliot, Seneschall von Genouillac. Dann folgte einige leichte Reiterei unter dem Prinzen von Bozzola zur unmittelbaren Bedeckung der Geschütze; hierauf kamen die hellen Haufen der Schweizer und der Schwarzen und endlich mit dem Könige selbst unter La Palice und La Tremouille die glänzende Gendarmerie der Franzosen. Vor ihren Reihen leuchtete Franz weithin erkennbar auf einem Fuchshengste in funkelnder Rüstung. Sein Helmkleinod stellte einen Salamander im Feuer dar. Lange weiße Schwungfedern wehten ihm tief über die Schultern herab, als er sich im Sattel hob, um den Aufmarsch seiner Armee zu überblicken. Diese große Bewegung — eine Frontveränderung rückwärts, unter schwierigen taktischen Verhältnissen — scheint schnell und gut ausgeführt worden zu sein.**) Besonders verdient die Artillerie gerühmt zu werden, die sich mit Entschlossenheit, Einsicht und großer Schnelle gegen den Mauerbruch bewegte, durch welchen die Kaiserlichen defilierten. Galliot hatte schon bei Marignano die Artillerie Franz I. geführt, deren furchtbare Wirkung damals die tollkühn anstürmenden Schweizer so schmerzlich kennen gelernt; jetzt erging es den Truppen Frundsbergs ebenso.

„An sant Matheys tag, da der tag herbrach,
da fieng wir an zu ziehen . . .

*) Paulus Jovius.

**) Heinrich v. Brandt: Geschichte des Kriegswesens. Berlin 1835.

da zugen wir in tiergarten hinein,
darnach ſtund unſer verlangen,
ſie hießen uns all gottwillkummen ſein
aus kartaunen und mit ſchlangen."

So heißt es in dem alten Landsknechtsliede von der Schlacht von Pavia, und ſo war's in der Tat.

Die franzöſiſche Avantgarde hatte ſich nämlich der Mauerlücke auf gute Schußweite genähert, als eben die Queue des kaiſerlichen Heeres defilierte, welche, wie bekannt, aus denjenigen Fähnlein beſtand, die bis zuletzt vor der Schanzenfront des franzöſiſchen Lagers ihre Demonſtrationen ausgeführt hatten und die zugleich beauftragt waren, das ungemein langſam marſchierende Geſchütz zu geleiten; denn die kümmerliche Artillerie der Verbündeten, welche zum Teil mit Ochſen beſpannt war, und ihre mit Munition beladenen Saumtiere kamen gar nicht von der Stelle.*) Auf dieſe ermüdeten Truppen und auf die letzten Fähnlein von Frundsbergs Knechten fiel nun der Angriff Galliots: eine artilleriſtiſche Offenſive, wie die Kriegsgeſchichte eine ſolche bis dahin wohl nur einmal, nämlich in der Sporenſchlacht, und auch dieſe in ſehr viel beſcheidnerem Umfang aufzuweiſen hat. Du Bellay ſagt: „Galliot hatte ſeine Artillerie ſo vorteilhaft placiert, daß der Feind gezwungen war, beim Durchmarſch der Armee durch die Mauerlücke, Einer hinter dem Andern vorbeizulaufen, um ein kleines Tal zu erreichen und ſich dort gegen die genannte Artillerie zu decken; denn dieſe öffnete Schuß für Schuß Breſchen in ihren Bataillons, ſo daß man nur Arme und Köpfe fliegen ſah."**) In unglaublich

*) Sandoval. — Don Juan Antonio de Vera y Figueroa behauptet, daß der Weg vom Lager zum Tiergarten und die Paſſage durch die Breſche ſo ſchlecht geweſen ſeien, daß aus dieſem Grunde nicht mehr als 3 Geſchütze hätten mitgenommen werden können. (Epitome de la Vitay hechos del Emperador Carlos V., Madrid 1622, franzöſiſch Valence 1625.)

**) Ähnlich drücken ſich andere Quellen aus: „Mais avant de choquer l'artillerie de roy fist si très grant abondance, de couptz qu'elle tiroit que l'on veoit voler en l'air les harnois des ennemys, testes, bras des gens de

kurzer Zeit verloren die Verbündeten über 1000 Mann; ein Teil der Landsknechte gab die ursprüngliche Direktion auf Mirabella auf und warf sich mit den spanischen und italienischen Fähnlein der Nachhut in das Deckung gewährende Tal der Vernavola. Die Spanier staunten über die Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit der die französische Artillerie bedient ward. Sandoval sagt in seiner Geschichte Kaiser Karls V.: „Sie bewegten die Geschütze mit solcher Kunst, daß sie, ohne dasselbe von den Pferden zu trennen, die es zogen, bloß die Mündung vorwärts kehrten, mit Hilfe eines in der Lafette angebrachten starken Bügels, der den Rückstoß aufhielt; auf solche Weise konnten sie nicht nur mit jedem Geschütz feuern, sondern auch dasselbe überallhin richten, wohin der Artillerist verlangte." Diese Darstellung ist allerdings nichts weniger als klar; sie deutet aber jedenfalls auf große Manövrierfähigkeit und auf technische Detaileinrichtungen hin, die auf recht eingehendes Studium der Waffe schließen lassen.

Die Zugtiere der kaiserlichen Artillerie scheinen sogleich durch das französische Feuer ereilt worden zu sein, und noch ehe die wenigen Geschütze überhaupt zum Schuß gekommen, waren sie auch schon von der leichten Reiterei des Prinzen von Bozzola genommen.*) Es dürfte nicht viel an ihnen verloren gewesen sein.

Während dieses Gefechtes der französischen Avantgarde mit der kaiserlichen Nachhut, bei welchem die Artillerie beider Heere so sehr verschiedene Rollen spielte, nahmen die Armeen Stellung zu einander. Das kaiserliche Heer mußte von seinem ursprünglichen Plane, direkt auf Pavia zu marschieren, abgehen und dem Feinde eine Front entgegenstellen **); empfindlich von dem

---

cheval et de pyé que on eust dist que c'estait la foudre qui eust passé. (La prinse et délivrance de François I., extrait du M. S. 9902 de la Bibliothèque royale bei Louis Napoléon: Le passé et l'avenir de l'artillerie.)

*) Sandoval.

**) Paulus Jovius.

Flankenfeuer Galliots betroffen, schwenkte es links ein und stand nun mit dem rechten Flügel an Mirabell, mit dem linken an die Parkmauer gelehnt, Front nach Süden. Den äußersten rechten Flügel nahm Pescara mit den spanischen Schützen ein; im Zentrum stand die schwere Reiterei, nämlich die Deutschen unter dem Grafen Salm, die Spanier unter Hugo Cardonius. Dann folgten nach dem linken Flügel zu die hellen Haufen der deutschen Landsknechte unter Frundsberg und endlich auf dem linken Flügel ein Geschwader neapolitanischer Reiter unter Castaldo, Markgrafen von Piadena. Während der Formierung wurden die kaiserlichen Scharen beständig von der trefflich bedienten französischen Artillerie beschossen, so daß selbst vornehme Krieger, unter ihnen der Vizekönig in einer Weise Deckung suchten, welche kein gutes Beispiel gab.*) — Das Heer Franz I. marschierte dagegen unter dem Schutz seiner Artillerie auf, welche gewissermaßen ein vorgeschobenes Echelon des rechten Flügels bildete. Der König selbst mit der Gendarmerie samt deren Anhang an Archers, Coustiliers usw., nahm die Mitte des Haupttreffens ein; zu seiner Rechten standen die Schweizer, deren Flügel durch die Reiterei Bozzolas gedeckt waren; seine Linke vertraute er den schwarzen Fahnen an. Auch sie waren durch leichte Reiterei auf dem Flügel gedeckt. Er hatte also die Schweizer ihren verhaßten Nebenbuhlern, den deutschen Landsknechten, die schwarzen Banden den Spaniern entgegengesetzt. Die 400 Geharnischten des Herzogs von Alençon, welche zuerst überfallen worden waren, sich jetzt aber wieder gesammelt hatten, bildeten eine allgemeine Reserve.

Pescara ging von Mirabell her mit seinen Arkebuseros entschlossen zum Angriff gegen die schwarze Bande vor; aber so mutig und kampffreudig die Spanier auch angetreten waren, sie wichen doch bald dem verheerenden Artilleriefeuer der Franzosen. Unter eben diesem Feuer litt auch das Zentrum gewaltig;

*) Jovius und Reißner.

es geriet in nicht unbedenkliche Schwankungen, und jener Augenblick war für das kaiſerliche Heer der mißlichſte des ganzen Tages. Auf einem im Bereiche der feindlichen Artillerie unternommenen Flankenmarſche angegriffen, nach den erſten Erfolgen in ſeiner Spitze aufgehalten, das Zentrum in Unordnung, die Nachhut zerſprengt — ſo ſchien es gleich unmöglich, nach Pavia durchzudringen wie das Feld zu behaupten oder endlich durch die Breſche wieder aus dem Park hinauszukommen.*) Lannoy drang ſchon darauf, ſich jeden weiteren Angriff zu verſagen, vielmehr um Mirabell eine Verteidigungsſtellung zu beziehen und von dort durch die dichteren Teile des Parks in der Richtung auf Certoſa den gedeckten Abmarſch zu verſuchen.**) Pescara widerſprach dem noch ſehr lebhaft; aber auch er wurde bedenklich, als ein kühner Angriff, den der Graf von Salm mit ſeinen burgundiſchen Reitern gegen die ſchwarze Bande Suffolks unternommen, blutig abgewieſen wurde und die zurückgeworfenen Reiter Unordnung und Verwirrung in die Landsknechte Sittichs von Embs trugen. Es war 10 Uhr vormittags, und die Schlacht ſchien für die Kaiſerlichen verloren. In dieſem Augenblick tritt eine Wendung ein, welche ihren Grund lediglich in einem Entſchluß des Königs Franz findet und welche ganz außerordentlich an jene Szenen chevalleresker Unbeſonnenheit erinnert, wie ſie ganz ähnlich die franzöſiſche Kriegsgeſchichte ſo oft, namentlich bei Crecy, Maupertuis und Azincourt aufzuweiſen hat.***)

---

*) v. Schwartzenau.

**) Sandoval.

***) „Galiot fut grant maitre de l'Artillerie, pour entendre cet art aussi bien qu'homme de France: et si le roy François l'eust volu croire, possible n'eust ilpas perdu la bataille de Pavie (ainsi le disoit on alors); car il faisait si bien joüer son Artillerie, que l'ennemy s'en sentit fort endommage; mais elle ne joüa pas à demy, que le roy bouillant de courage et d'ardeur de combattre, alla couvrir son Artillerie de telle façon, qu'elle ne peut plus joüer, dont M. Galiot, cuyda desesperer. Le roy cogneut bien sa faute, et le dict puis apres; dont pour recompenser ledict M. Galiot, le fit grand escuyer, et luy donna la pacel du grand escyer Sansurin, qui mourut en ceste bataille. (Brantôme: Oeuvres complètes. Paris 1822, t. II.)

Der Roi gentilhomme nämlich, als er den Verlauf der so gut eingeleiteten und sieghaft begonnenen Schlacht wahrnahm, ließ sich zu einer ganz unzeitigen Bewegung hinreißen, die zwar auch glücklich begann, doch verhängnisvoll enden sollte. Voll inneren Verdrusses, daß der Artillerie, dieser Handwerkerwaffe, die Ehre des Tages zufallen könnte, und besorgt, die Schlacht möchte gewonnen werden, ohne daß er selbst eine Lanze gebrochen habe, vermag er seine Kampflust nicht länger zu zügeln. Er gibt dem Mitteltreffen Befehl zum Angriff. Fanfaren schmettern; alle Banner kommen in Bewegung, und da die Lanzen nach dem Range ihrer Befehlshaber geordnet waren, so bricht der alte La Palize, Marschall von Chabannes, zuerst vor. Ihm folgen, fast augenblicklich, die übrigen Scharen; allen voran der König mit eingelegter Lanze. Er leitet den Stoß auf die Berührungsstelle zwischen den kaiserlichen Reisigen und dem deutschen Fußvolke, wohin ihn die durch das heftige Kanonenfeuer herbeigeführte Unordnung und der übereilte Marsch einiger Fahnen Landsknechte, die sich rottenweise nach der Vernavola zurückgezogen, zum Siege einzuladen schien. Obschon von heftigem Verlust erschüttert, nimmt die kaiserliche Reiterei doch mutig den Kampf an. Dem Schlachtrufe France! France! antwortete nicht minder laut das Feldgeschrei San Jago y España! Die spanischen Reisigen Cardonas werden gesprengt, zwei bayerische Reitergeschwader Salms aufgerieben und Salm selbst zurückgeworfen. Es war ein Fehler, daß die Kaiserlichen keine leichten Pferde zur Hand hatten; von den drei Haufen derselben, welche die Armee besaß, hatte Guasto den ersten auf Mirabell und dann auf Pavia zugeführt; er befand sich jetzt auf dem äußersten linken Flügel, ja zum Teil hinter der feindlichen Stellung. Der andere Haufen war gleich anfänglich bei dem Geschütz in die Flucht getrieben; der dritte endlich, die Leibwache Lannoys, hielt ungeduldig, des Befehls zum Eingreifen gewärtig, außerhalb der Bresche; aber der Vizekönig hatte ihn vergessen. — So war es denn recht eigentlich ein Ritterkampf nach alter Art, der die

ganze Mitte des Schlachtfeldes füllte, und in ihm glänzte der König ſelbſt als ein unübertrefflicher Vorfechter. Mehrere der berühmteſten Ritter, ſo der Enkel Skanderbegs, der Marques von Sant Angel, Don Hugo de Cardona, der Fahnenträger von Pescaras Kompagnie, und noch mehrere andere fielen von des Königs Lanze. Er hielt inne, um die Pferde ein wenig verſchnaufen zu laſſen, und wandte ſich zu einem ſeiner Begleiter mit dem Zuruf: „Heut nenne mich Herr von Mailand!“ Vergebens aber ſpähte er nach Bourbon aus, den perſönlich zu beſiegen, der heißeſte Wunſch ſeines Herzens war. Der Drang, ihn zu finden, führte den König immer weiter vorwärts; er war ganz und gar nur Ritter; ſo geſchickt er ſich bei der Dispoſition zur Schlacht benommen hatte, ſo wenig bewahrte er ſich jetzt irgendwelchen Einfluß auf die Weiterleitung derſelben. Er bemerkte nichts davon, daß er mit ſeinen Hommes d'armes die eigene Artillerie maskiere; wohl aber bemerkte das Pescara und zögerte nicht, dieſen glücklichen Umſtand ſchnell, entſchloſſen und geſchickt auszubeuten. Er eilte zu ſeinen Arkebuſeros*), ließ von den 500 Musketieren, welche ſich dabei befanden**), 200 Scharfſchützen aus

*) Jovius. — Nach der in mehreren Punkten weſentlich abweichenden „Vera Narratione del Teglio“ hatte Pescara ſeine ſämtlichen Arkebuſeros in Pelotons von 20—30 Mann zwiſchen ſeine Reitergeſchwader verteilt. („Partiti in vinticinque o trenta per squadra). Dieſe irrtümliche Angabe iſt bisher von allen franzöſiſchen Schriftſtellern mit Eifer nachgeſchrieben worden. Es kam ihnen darauf an, nur durch eine ganz neue, unerhörte Formation beſiegt worden zu ſein. Folard bringt daher dieſelbe Angabe, ebenſogut wie Rocquancourt im Cours élémentaire d'art et d'histoire militaire, und ſpäterhin nicht minder Napoleon III. in ſeinem Werke über die Artillerie. — Gewöhnlich beziehen ſich übrigens die Franzoſen bei ihren Angaben über jene Waffenmiſchung nicht auf Teglio, ſondern auf du Bellay. Aber das erſte Buch dieſes Schriftſtellers hat keinerlei Erwähnung derſelben, und im 2. Buche wird nur ganz kurz geſagt, daß les impériaux, ayant esbandé deux ou trois mille arcbouziers parmi leur gendarmerie, ſich aufs neue gegen den König gewendet hätten — ein Satz, der keineswegs nötigt, eine taktiſche Formation anzunehmen, welche von vornherein beabſichtigt worden wäre.

**) „Cominciarono cinquecento archebusieri ch'erano istati in mezzo a gli huomini d'arme imperiali molto avedutamente posto gli loro archebusi scoccare.“ (Rotta e prigionia di Francesco I. Tom I.)

den Reihen vortreten*) und warf sie, Busch und Hügel wohl benutzend, der feindlichen Gendarmerie in die Flanke. Es waren meist Biscayer und Navarresen, ihrer Waffe sicher, gewandt im Einzelgefecht und von dem Hauptmann Pero Fernandes de Quisada vortrefflich geführt. Ihr Eingreifen änderte plötzlich die ganze Lage der Schlacht. Jeder Schuß traf; und obgleich die spanische Muskete kein großes Kaliber hatte, vielmehr zwanzig Kugeln aufs Pfund gingen, so schlugen die Geschosse doch durch Panzer und Decken. Roß auf Roß stürzte; Sattel auf Sattel ward leer. Wohl wendete sich ein Teil der französischen Ritterschaft gegen die lästigen Schützen; doch vergeblich. Hinter Gebüsch am Boden liegend, hinter den Stämmen der dicht stehenden Bäume gedeckt, in Knäuel formiert und abwechselnd feuernd, so leisteten die Musketiere den Schwergeharnischten höchst erfolgreichen Widerstand. Fruchtlos hetzten sich Reiter mit dem unerreichbaren Feinde herum, und wie langsam auch das Laden mit dem Pulvermaße ging, wie umständlich es auch war, das Pulver auf die Pfanne zu schütten und es mit der Lunte zu entzünden — die Musketiere verstanden vortrefflich, Haus zu halten mit dem Feuer bis zum rechten Augenblick und sich unter einander zu sichern. Schuß auf Schuß krachte tödlich in die schimmernden Geschwader.**) — Der König meinte den kaum sichtbaren Feinden weniger Beute zu geben, wenn er die geschlossene Reihe seiner Gendarme weiter ausbreite; aber das Übel wurde dadurch noch ärger: die Basken mischten sich nun geradezu in die Reihen der Hommes d'armes, wählten ihre Opfer und nahmen immer die ausgezeichnetsten Häupter zum Ziele. — Als Pescara den großen Effekt bemerkte, welchen die 200 Musketiere hervorbrachten, warf er noch 400 Schützen in das Reitergefecht.***) Sekundiert von diesem Feuer, faßt die

*) „Docientos arcabuseros bien aderezados", sagt Sandoval.

**) Sandoval.

***) Les gestes ensemble, la vie de noble chevalier Bayard, escript à Lyon et 15 jour de sept. 1525 chap. VII sprechen gar von 4000

kaiſerliche Ritterſchaft feſten Fuß; nach und nach geht ſie wieder zum Angriff vor, und endlich rafft ſie ſich der wankenden Gendarmerie gegenüber zu einem gewaltigen Vorſtoß zuſammen. „Es iſt keine Hilfe als bei Gott!“ ruft der Vizekönig. „Ihr Herren macht es wie ich!“ bezeichnet ſich mit dem Kreuz, gibt ſeinem Roſſe die Sporen und bricht in den Feind. Der Choc iſt ſo energiſch, daß die Gendarmerie über den Haufen geritten und in voller Flucht auf die eigene Artillerie geworfen wird. Mit ihr zugleich dringen von der einen Seite die kaiſerlichen Reiſigen, von der anderen der Marcheſe von Guaſto mit den albaneſiſchen Reitern ein, und der größte Teil jener Artillerie, die ſo außerordentliches geleiſtet, fällt in die Hände von Lannoys Wappnern und Pescaras Hakenſchützen.

Mit dieſem Einbruch in die Artillerieſtellung der Franzoſen war ihnen die Baſis ihrer bisherigen großen Erfolge unter den Füßen fortgezogen. Dennoch ſtanden die Dinge nun eigentlich erſt gleich; denn die Kaiſerlichen hatten ja über gar keine Artillerie zu verfügen. So gut wie Lannoys geworfene Reiter ſich zu einem ſiegreichen Gegenſtoß erholt, ſo gut konnte das auch die Gendarmerie der Franzoſen, die noch dazu unter ihres Königs unmittelbarer Führung focht. Aber freilich, auch die kaiſerlichen Reiſigen hatten zu ihrer Wiederherſtellung einer Unterſtützung durch Infanterie bedurft. Es frug ſich nun, ob das der geworfenen Gendarmerie zunächſt ſtehende Fußvolk derart war, daß von ihr dieſelbe Unterſtützung erwartet werden konnte, wie die kaiſerliche Reiterei ſie von den ſpaniſchen Arkebuſeros empfangen. Jene Infanterie waren der ſchwarze Haufe der Deutſchen auf dem linken Flügel, auf dem rechten die Schweizer. Der alte Ruf der Schweizer hätte es wohl erwarten laſſen, daß ſie mann-

„harquebutiers“, was wohl auf einem Schreibfehler beruhen dürfte. Paulus Jovius redet von 800 Hakenſchützen, ebenſo die Chronik von du Tillet, Paris 1587. Francesco da Carpi drückt ſich im 43. Kapitel des X. Buchs ſeiner „Commentaria suorum temporum“ folgendermaßen aus: „600 Sclopetariis ac pari numero arcubusariis.“

haft und ohne Wanken Widerstand leisteten, um so mehr, als ihnen zunächst kein ebenbürtiger Gegner entgegentreten konnte, weil die ihnen unmittelbar gegenüberstehenden Gewalthaufen der deutschen Landsknechte noch durch das Getümmel der Reiterschlacht gehindert waren, zum Angriff überzugehen, und also fürs erste nur die vereinzelt vorbrechenden Scharen leichter spanischer Infanterie zu fürchten waren. Doch schon seit Marignano hatten die Schweizer, wie Guicciardini mit Recht hervorhebt, nicht mehr dieselbe Hingebung für Frankreich wie früher, und seit dem Gefechte von Bicocca hatten sie zu sich selbst auch nicht mehr das volle Vertrauen. Nun zeigte es sich, daß der Menschenhandel der Kantone, welcher zwang, in immer schlechtere Kreise hinabzusteigen, immer weniger wählerisch zu werden, bereits der militärischen Brauchbarkeit empfindlichen Schaden getan. Wenn schon bei Marignano und Bicocca die ganze Leistung der Schweizer nur noch in einem verzweifelten Darauflosgehen bestanden, so vermochten sie bei Pavia nun auch das nicht mehr. Obgleich doch nur ein Teil von Pescaras Infanterie, der sich quer über das ganze Schlachtfeld durch den Reiterkampf gegen sie herübergezogen hatte, auf sie eindrang und nur durch einen geringen Teil der Reisigen unmittelbar unterstützt wurde, so zeigten sich doch die Haufen der Schweizer von Anfang an schwankend. Nur ihre Führer, zumal der wackere Johann von Dießbach, bewähren noch den alten Ruhm. Sie treten vor, um die laue Haltung der „verlorenen Knechte“ zu erwärmen; sie sterben mutig; aber ihr Tod, statt zur Rache aufzufordern, erschüttert die Manneszucht noch mehr, und als nun das spanische und italienische Fußvolk Pescaras sowie die deutschen Knechte der Vorhut den Schützen mit großer Schnelligkeit nachfolgen und zugleich sich die irrtümliche Nachricht verbreitet, Frundsberg, der Leutfresser, mit den deutschen Landsknechten rücke ebenfalls an, da reißen alle Bande der Ehre und Pflicht, und in regelloser Flucht verschwindet der eine der beiden Gewalthaufen der Schweizer vom Schlachtfelde. Vergeblich wirft sich ihnen Fleuranges in den Weg und erbietet

ſich, mit ſeinen Reiſigen abzuſitzen und in ihrem erſten Gliede zu Fuß zu fechten — ſie hören ihn nicht und fliehen durch den Tiergarten auf ihr Lager und die untere Teſſinbrücke zu — ohne zu ahnen, daß ſie dort erſt recht dem Verderben entgegen gehen. — Die rechts und links der Schweizer ſtehende leichte Reiterei des rechten franzöſiſchen Flügels und ebenſo der ſtarke Kavallerierückhalt des Herzogs von Alençon wurden von derſelben Panik ergriffen; oder ſie gaben gar, wie andere Schriftſteller verſichern, ſobald ſie von den Kugeln der Arkebuſeros erreicht wurden, den Schweizern ſelbſt das Beiſpiel der Flucht. Vergeblich ſtellte der Herr la Roche du Maine, des Herzogs Leutnant, dieſem vor, was Pflicht und Ehre geböten; Alençon verließ ohne Schwertſchlag das Schlachtfeld und brach hinter ſich ſogar die Teſſinbrücke unterhalb der Stadt ab, den wichtigſten Rettungsweg für das franzöſiſche Heer im Fall der Niederlage. Das war derſelbe Alençon, dem zu Ehre man einſt in Picardie zuerſt den Herzog von Bourbon tödlich beleidigte, indem man ihm die dem Konnetable zuſtehende Führung der Avantgarde übertrug. Wie unähnlich war er ſeinem Ahnherrn, welcher in der Schlacht von Azincourt durch das dichteſte Gedränge den König Heinrich erreichte und ihm mit dem Ausruf: „Ich bin der Graf von Alençon!“ einen Teil der Krone vom Haupte ſchlug.*) Wahrlich hier bei Pavia ſchlug des Herzogs Flucht dem eigenen Könige einen Teil ſeiner Krone vom Haupt. Der ganze rechte Flügel wälzte ſich in tumultuariſcher Unordnung dem Ticino zu und riß alles mit ſich fort, was ihm in den Weg zu treten verſuchte.

So ſchlimm ſtand es freilich im Zentrum noch nicht. Der größere Gewalthaufe der Schweizer, welcher dieſem zunächſt ſtand, war noch geſchloſſen; aber freilich nur in ſtumpfſinnigem Aushalten, nicht in mutvoller Feſtigkeit. Die Gendarmerie hatte ſich wieder gefaßt; ſie machte dem Feinde gegenüber aufs neue

*) v. Schwartzenau.

Front; aber sie war so eng und dicht mit den kaiserlichen Reisigen vermischt, daß an ein Herausziehen derselben aus dem Gefechte nicht zu denken war. So blieben denn zur Wiederherstellung der Schlacht dem Könige von Frankreich nur noch die geächteten schwarzen Fahnen der deutschen Knechte übrig, welche links der Gendarmerie standen und, weit entfernt gleich den Schweizern das Feld zu räumen, unerschütterlich standhielten. Zu ihrer wirklich großen Tüchtigkeit und alten Anhänglichkeit an die französische Krone kam noch der Umstand, daß ihnen die Acht, in der sie standen, nur die Wahl ließ zwischen Sieg oder Tod, wenn sie nicht von vornherein schimpflich fliehen wollten. — Es waren noch immer 5000 Mann lothringischer und geldernscher Knechte, von Kopf bis Fuß schwarz geharnischt, vortrefflich bewaffnet und in ausgezeichneter Mannszucht.

Gegen diese gefürchteten Scharen rückte nun Pescara mit seinen Spaniern, die ihnen von Anfang, wie wir gesehen, gegenüber gestanden, an. Der eine Gewalthaufe der Schweizer, welcher nicht geflohen, aber doch langsam in südwestlicher Richtung zurückgewichen war, stieß in diesem Augenblicke mit der schwarzen Bande zusammen und vereinigte sich mit ihr zu einem furchtbaren Haufen. Beide Teile kämpften hier, ihres wohlerworbenen Ruhmes würdig, geraume Zeit. Doch endlich schien die überwiegende Anzahl der Streiter in jenem Schlachthaufen den Spaniern verderblich werden zu müssen, zumal sich an den Kern des schwarzen Haufens immer neue Teile der auseinandergetriebenen Fahnen der Schweizer und Franzosen anhingen. Denn schon focht die deutsche Reiterei zum Teil im Rücken der Schwarzen und erschwerte die Flucht auch denen, die fliehen wollten. So wuchs der widerstehende Fußvolkshaufe nach und nach auf 15 000 Mann an, und es scheint, daß sich diese Masse mit der linken Flanke an den Kanal von Pavia stützte und zuletzt, halbrechts angriffsweise vorgehend, die spanischen und italienischen Truppen Pescaras, welche immer schneller wichen, vor sich hertrieb. — Nun aber griff auch von kaiserlicher Seite

das deutsche Fußvolk Frundsbergs ein. Lange Zeit hatte dies im furchtbarsten Artilleriefeuer gestanden, ohne etwas leisten zu können; aber unter Führern wie die Grafen von Ortenburg, Hag und Virneburg, wie die Herren von Losenstein, Fleckenstein und Marx Sittich von Embs war es trotz seiner großen Verluste nicht auseinandergekommen. Sandoval, der gern der Deutschen Verdienst übersieht und das der Spanier überschätzt, erzählt, wie der Micer Jorge, das ist Georg von Frundsberg, noch ehe er mit seinen wackeren Knechten selbst zum Angriff gekommen, die Lücken geschlossen, welche die Kanonenkugeln gerissen, und die Versprengten, gleichgültig ob es Deutsche oder Spanier, mit dem Ausruf: Fermi, fermi! — beim Ärmel in seinen Haufen gezogen.*) So hatte der biedere Landsknechtsvater die Seinen zusammengehalten; aber er vergaß über solchen Einzeleingriffen keineswegs das große Ganze. Sobald der Reiterkampf, der längere Zeit im Zentrum getobt und die jähe tumultuarische Flucht der ihm gegenüberstehenden Schweizer den Blick nach dem rechten Flügel der Kaiserlichen nicht mehr verhinderten, erkannte Frundsberg, daß dort die Entscheidung läge und setzte sich sofort schräg über das Schlachtfeld in Bewegung. Er kam grade zu rechter Zeit. Sobald die schwarzen Knechte des Heranzuges der Deutschen ansichtig wurden, ließen sie vom ferneren Nachsetzen der Spanier ab, lösten sich von den Schweizern und ordneten sich aufs neue, um den Kampf mit ihren gefürchteten Gegnern anzunehmen. Diese, ihrer Gewohnheit gemäß, ließen sich zuvor aufs Knie nieder, beteten zu Gott um Sieg, und schritten dann zum Angriff vor.**) Ihnen war der tapfere Pescara entgegengeeilt, sie mit kräftigen Worten zu Ausdauer und zum Mut anfeuernd.***) Er mahnte sie, jetzt nicht abzulassen und nur immer nachzudrücken; er rühmte, wie Frunds-

*) Sandoval.

**) Sandoval und Sepulveda: Historia de Bello in Italia per annos XV. et confecto ab Aegidio Albornatio. Bonon. 1559.

***) Paulus Jovius.

berg seither in allen Kriegen große Ehre eingelegt und wie er jetzt die allergrößte Viktoria erlangen und ein glücklich Ende machen könne. — Auch Bourbon schloß sich dem deutschen Haufen an. — Es war eine unheimliche Stille; kein Schlachtruf erscholl, kein lautes „Her! Her!“ womit die Landsknechte sonst stets den Angriff begleiteten; stumm und geschlossen gingen sich die beiden von gefällten Speeren starrenden Massen entgegen. Als man einander auf Büchsenschußweite genaht, trat Georg Langenmantel hervor und forderte Herrn Georg von Frundsberg oder Herrn Marx von Embs zum Zweikampf heraus. Doch noch ehe er Antwort erhalten, streckten ihn als einen Landesverräter schon die Kugeln der Hakenschützen nieder; die Knechte hieben ihm den Arm mit der Schiene und den goldenen Fingerreifen ab und führten ihn als Siegeszeichen mit. Nun ging es gegen den hellen Haufen der Schwarzen an. Deutsche standen hier gegen Deutsche, wie ja seither so unendlich oft in der Kriegsgeschichte; beide Teile fochten mit hohem Mute als ihres Vaterlandes echte Söhne. Lange schwankte der Sieg. Die Bewegung des einen deutschen Regiments unter Marx Sittich von Embs, welche dieser auf Frundsbergs Anordnung ausführte und durch welche die Schwarzen in die Mitte genommen wurden, entschied endlich die blutige Tagesfahrt. Alte Schlachtberichte sagen, Frundsberg habe die Schwarzen „wie mit einer Zange“ angepackt.*) — Das Volkslied von der Schlacht von Pavia verweilt begreiflicherweise bei diesem Kampf zwischen den deutschen Knechten mit besonderem Nachdruck. Die Schilderung ist interessant namentlich auch wegen der Wichtigkeit, die sie dem „Geschütz“ d. h. den Hakenschützen beimißt.

Baltein Kopp war auch darpei
mit manchem guten schützen,
darzu mancher frummer landsknecht,
nach eren tat er's nutzen.
Das Handgeschütz hat er gar bei im

*) Reißner.

mit samt seinen knechten:
schießt drein, schießt drein, ir frumen Landsknecht,
gar ritterlich wöll wir fechten! —

Herr Jörg (Frundsberg) schreit Valtein Koppen an,
sol im das geschütz her pringen.
Velte Kop tat wie ein erlich man
und sich nit lang besinnen;
er fürts daher mit ganzer macht,
ganz wol tet er sich rüsten.
Wir schussen all zu halben man,*)
ward den Franzosen verdrießen.

Herr Jörg, ein edler ritter fest,
stand da mit seiner helleparten.
er sprach: es kummen uns fremde gest,
derselben wöll wir warten!
Gegen im zog der Langemantel daher:
Herr Jörg, versich dich eben,
du mußt hie mein gfangner sein,
ob du wilt fristen dein leben!

Herr Jörg sprach: muß ich dein gfangner sein,
oder kost es mich mein leben.
so hab ich getrunken des külen wein,
mein leib will ich dir nicht aufgeben.
ich hab so manichen landsknecht frisch,
sten da in iren halben hosen.
stecht drein, stecht drein ir frumen Landsknecht,
das seind die rechten Franzosen!

Selten wohl ist eine Entscheidung blutiger gefallen. Mit dem Anführer dem Grafen von Suffolk, waren der junge Franz von Lothringen, die Grafen von Schomberg, Nassau, die Herren von Bünau und fünfzig deutsche Edelleute geblieben. Fast der ganze Haufen der Schwarzen erlag mit ihnen dem Schwerte der Sieger. Nur wenige entgingen dem Tode und gerieten in Gefangenschaft.**) So ging eine der ältesten und berühmtesten

*) d. h. „Wir richteten die Büchsen auf halbe Mannshöhe."
**) [illegible]
[illegible] (Lied von Pavia.)

Kriegsbanden zu Grunde und deckte mit ihren noch im Tode trotzig scheinenden Leibern die Wahlstatt. Pescara wurde bei diesem Kampfe verwundet; kaum noch atmend zog man ihn unter dem Pferde hervor; eine Kugel war ihm durch den Harnisch in die Brust gedrungen, doch mit so abgeschwächter Kraft, daß die Haut sie festgehalten hatte; sobald als irgend möglich, nahm er wieder teil an der Schlacht.*) Diese wurde jetzt, namentlich für die nun mit allen ihren Haufen fliehenden Schweizer, fürchterlich. Denn sobald Leyva, der von seinem Krankensessel auf dem Wall der Zitadelle aus dem Gange der Schlacht aufmerksam gefolgt war**), den beginnenden Rückzug der französischen Flügel erkannt, hatte er aus der Porta nuova und dem Tor der Zitadelle gleichzeitig sehr lebhafte Ausfälle gemacht***), die ihn beengenden Schanzen gestürmt, Bussy d'Amboise über den Haufen geworfen und war in den Park gedrungen. Kaspar von Frundsberg, Graf Lodron und Sebastian Schärtlin standen im ersten Gliede der avancierenden Landsknechte, welche die Franzosen nun dem von Norden her vorrückenden Landsknechtshaufen des siegreichen Georg von Frundsberg entgegentrieben.†) Ein Detachement hatte Leyva auch gegen die von den Franzosen oberhalb der Stadt angelegte Ticinobrücke gesendet und sie zerstören lassen; bald hatten die Fliehenden nur noch die Wahl, wessen Gnade sie anrufen sollten, die des hochgeschwollenen Tessins††), oder die der Garnison von Pavia; denn auf diese, durch monatelange Entbehrungen bis zur Wut gereizten deutschen Truppen stießen überall die fliehenden Scharen der Schweizer und der Argoulets — kann man sich wundern, daß ein fürchterliches Blutbad unter ihnen

*) Sandoval.

**) Sandoval.

***) Jovius.

†) Guicciardini, Reißner und Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Sebast. Schärtlein von Burtenbach. Frankfurt 1770.

††) Sandoval.

angerichtet wurde, und daß das Würgen und Morden erſt ſpät am Nachmittag ſein Ende fand!? Leyva ſelbſt leitete den Ausfall von einer Tragbahre aus und wurde auf dieſer verwundet. Gegen 5000 Schweizer und Franzoſen waren ſchon im Strome und auf der Flucht umgekommen, als die Spanier und Frundsbergs Knechte das franzöſiſche Lager erreichten, wo ihnen Leyvas Truppen nur wenig Beute übrig gelaſſen.*) Geſättigt von Blutvergießen verkündeten ſie jetzt „guten Krieg“, und es iſt ein ſchöner Zug deutſchen Sinnes, den der ſchweizer Geſchichtsſchreiber Stettler aufbewahrt hat, daß die Knechte Frundsbergs den beſiegten Eidgenoſſen „ein entzündetes Feuerlein natürlicher Zuneigung blicken ließen“, d. h. ihnen landsmannſchaftlich Frieden und Lebenszuſicherung zuſchrieen. In den Liedern von der Schlacht von Pavia haben ſie ihnen freilich auch manches Hohnwort nachgerufen, das nicht eben ſäuberlich klingt, doch gewiß recht von Herzen kam:

Schweizer, du ſch . . ßt ein dreck auf d'nas
und fünfzehn in knebelparte;
ich mein, wir haben dich bar bezalt
zu Pauia im tiergarten!
du ſprichſt, ich berüm mich eigener ſchand,
das iſt warlich erlogen.
du haſt den Franzos verloren leut und land
piſt ſchendlich von ihm geflochen!

Aber auch dies Lied endet beſcheiden und verſöhnlich mit dem Ausruf

Allein Got die er!

*) Frundsbergs Schlachtbericht. (Hormayr: Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte. 1850.)

VI.

Auf beiden Flügeln war der Sieg entschieden, im Zentrum kaum noch zweifelhaft. Hier tummelte noch immer der tapfere König, obwohl auch um ihn her die Hakenschützen gewaltig wirkten, sein Streitroß. Als er endlich einmal um sich sah, erblickte er rechts und links sein Heer in voller Flucht. „Um Gott, was ist das!?“ rief er aus; er hoffte wenigstens die Schweizer noch zum Stehen zu bringen und eilte ihnen mit seinem persönlichen Gefolge nach. Aber das war schon längst nicht mehr möglich; vielmehr ward er selbst in die rückgängige Bewegung mit fortgezogen. Da fiel sein Blick auf die Stickerei seines Ärmels, die ihm in guten Tagen in Frankreich eine Dame gegeben, die er liebte und der er dagegen gelobt hatte, unter keinen Umständen vor dem Feinde zurückzuweichen. Als er dessen gedachte, riß er sein Roß mit aller Macht herum und bot aufs neue dem Gegner die Stirn. Von allen Seiten umringt, blieb ihm jetzt kaum eine andere Wahl als Tod oder Gefangenschaft; aber er zog das Los mit der höchsten Würde. Nachdem der König sein Heer verloren und aufgehört hatte, Feldherr zu sein, erfüllte er doch noch alle Pflichten eines tapferen, entschlossenen Ritters. Nun begann der Todeskampf der Chevallerie. Wer von den französischen Edlen an anderen Orten dem Tode entgangen war oder sich der schimpflichen Flucht zu entziehen vermocht, der brach sich jetzt Bahn zum Banner des Lehnsherrn, ohne Hoffnung zum Sieg, aber fest im Entschluß, mit Ehren zu sterben. Um sich her sah der König hochgeehrte und vielgeliebte Häupter fallen; da sank La Palice, der greise Marschall von Chabannes, der seit Fornuovo in allen Schlachten Frankreichs gestritten; da fielen Louis d'Ars, Imbrecourt und La Tremouille; da sank der alte Grand-Escuyer Galeaz de S. Severin, der dem Könige in der Schlacht das Reichsschwert vorgetragen, todwund vom Rosse; da stürzte sich der Admiral Bonnivet, außer sich darüber, daß er dem Könige zur Schlacht geraten, in die Spieße

der Landsknechte. Gleichsam berauscht von heroischer Trunkenheit starb der großmütige Adel von Frankreich mit Freuden und wetteifernd um seinen Herrscher.*) — Auf dem linken Flügel beklagte sich der alte Baron von Trans, der unter Alençons Befehl gefochten, über das Schicksal, welches ihm die Gelegenheit zur Auszeichnung vorenthielt. Sein einziger Sohn, glücklicher nach des Vaters Meinung, focht in der Mitte. Der junge Mensch hatte mutig gekämpft; endlich den Anstrengungen und gänzlicher Erschöpfung erliegend, wurde er im Gedränge gegen den linken Flügel geführt und glaubte sich zu seinem Vater begeben zu dürfen. Der rief ihn unwillig an: „Wo ist der König?“ „„Ich weiß es nicht.““ „Geh und erfahre es; es ist dir schimpflich, es nicht zu wissen!“ Und der junge Herr kehrt in die Schlacht zurück, dringt bis zum Könige und fällt unter dessen Augen.**) Ariost hat diesen Kämpfen eine der schönsten Strophen seines „Orlando furioso“ gewidmet:***)

Seht, wie von Frankreichs edelsten Vasallen
Die Blüte, hingerafft, im Felde liegt!
Sucht, wieviel Schwerter, wieviel Speer' umwallen
Den mut'gen König, der so tapfer kriegt!
Seht, schon ist unter ihm sein Roß gefallen;
Doch weicht er nicht und nennt sich nicht besiegt,
Sucht gleich der Feinde Schwarm nur ihn zu fassen,
Dringt nur auf ihn, den jeder Schutz verlassen! —

Endlich ereilte auch den König das Geschick. Im Gesicht verwundet, einen Schenkel durchbohrt, den Harnisch von vielen Kugeln eingebogen, war er gegen eine kleine Brücke über die Vernacula gedrängt worden. Da ersticht ihm Graf Salm seinen Hengst, der, schon einmal verwundet, nun mit ihm zusammensinkt.†) Doch schon unter seinem Roß liegend, verteidigt sich

*) Gaillard: Historie de Francois I. 4 Tom. Paris 1766.

**) v. Schwartzenau.

***) 33. Gesang. 52. Strophe. Übersetzung von Gries.

†) Ein graf genannt aus teutschem land
mit namen der von Salmen,
der griff den könig selber an. (Lied von Pavia).

der König noch mit männlicher Entschlossenheit und sticht den Grafen Salm durch den Schenkel. Ein Wälscher, der ihn am Helmbusch ergreift, behält diesen und den Ärmel des Königs in der Hand.*) Endlich dringt ein Spanier von gewaltiger Größe und Körperstärke auf ihn ein, setzt ihm dort, wo Brust- und Rückenharnisch eine Blöße bilden, die Lanze ein und droht, ihn zu erstechen, wenn er sich nicht ergäbe. Da widersteht der König nicht länger seinem feindseligen Geschick und ruft: „Das Leben! Ich bin der König und des Kaisers Gefangener!“**) — Von nun an ging es dem Könige hier, wie König Johann auf dem Schlachtfelde von Poitiers: er gelangt aus einer Hand in die andere, und wird mit einer Art Ehrfurcht geplündert, nicht ohne Gefahr, dabei das Leben zu verlieren. Der Lärm um seine Person lockt endlich den Ritter La Motte aus dem Gefolge Bourbons herbei, der sich vor ihm niederwirft und ihn knieend bittet, sich dem Herzoge von Bourbon zu ergeben. „Ich kenne keinen Herzog von Bourbon“, ist Franzens stolze Antwort, „denn mich selbst!“ und zugleich fügte er die Weisung hinzu, den Vize-König von Neapel zu suchen. Während La Motte ging, um diesem Befehl zu genügen, fuhren die in Masse herbeiströmenden Spanier fort, den König seiner Kleidung sowohl wie einzelner Teile seiner Rüstung stückweise zu berauben. Als Diego de Avila ihm den Helm vom Haupte genommen, damit Franz sich von Blut und Schweiß reinigen könne, griffen andere zu und rissen sich um Federn und Helmdecke; diese faßten den Waffenrock und schnitten ihn in Stücke; jene nahmen Schärpe und Sporen und Handschuh.

In wenig Minuten stand der König so ziemlich allen Waffenschmuckes entblößt da. In der Art und Weise, wie man seine Kleider in hundert Stücke zerschnitt und sie als Reliquien verteilte, mochte er einen Ersatz für die schweren Momente finden, die er in dieser peinlichen Lage verlebte; und er lächelte

*) Reißner.

**) Sandoval.

wirklich über einige Soldatenwitze, mit welchen ihm die Unbescheidenen, halb gutmütig, halb ironisch tröstend, die Zeit vertrieben*); aber die Erinnerung an diese Augenblicke dürfte ihn schwerlich je verlassen haben. Nach langem Umhersuchen war man endlich zum Vizekönige gelangt, der sich tränenden Auges und ehrerbietig dem König nahte. Franz, noch immer fürchtend, in des Connetables Gewalt zu geraten, ergab sich schnell dem Vizekönig und reichte ihm, nachdem dieser ihm ritterliche Haft angelobt, sein Schwert, wogegen er den Degen Lannoys in Empfang nahm. Von zahlreichen Rittern, Offizieren und der ganzen Masse Neugieriger umgeben, verweilte der König noch geraume Zeit auf dem Schlachtfelde, nicht ohne manch bitteres Wort zu hören, aber eifrig bestrebt, sein Betragen nach den Vorschriften einzurichten, welche die Ritterromane dem in ehrlichem Kampfe niedergeworfenen Kavalier auferlegen. Nur eine Bitte um Schonung seiner treuen Streitgenossen wagte er, welche diesen jedoch wenig half, da Pescara „mala guerra“ zur Losung gegeben und nur die Deutschen milderen Sinnes geworden waren.

Außer König Franz von Frankreich war indessen auch Heinrich d'Albert, der König von Navarra, gefangen genommen worden.**) Ihnen näherte sich nun Pescara, beugte vor Franz I. das Knie und bat um den Vorzug, ihm die Hand küssen zu dürfen, indem er bedeutungsvoll die Großmut hervorhob, welche das ritterliche Spanien stets gegen Überwundene ausübe.

Zu Alfons del Guasto, der die Seelengröße des Kaisers rühmte, äußerte Franz, daß es stets sein Wunsch gewesen, so einen gepriesenen Herrn persönlich kennen zu lernen, aber daß er nie daran gedacht, seinen Wunsch auf diese Art in Erfüllung gehen zu sehen. Dabei fügte er Worte des Bedauerns hinzu,

*) Sandoval.

**) Ihn rettete später die Hingebung und List seines Pagen François de Rochefort aus der Gefangenschaft.

nicht mit seinen Rittern haben sterben zu können, und pries sich unglücklich, diesen Tag überleben zu müssen. Doch der gefürchtetste Gegner und Feind war dem Könige noch nicht begegnet — der Connetable Bourbon. Dieser hatte rache-schnaubend auf dem ganzen Schlachtfelde nach seinem Feinde Bonnivet gespäht: allen seinen Leuten hatte er gemessenen Befehl erteilt, diesen vor allen Dingen lebendig zu fangen und zu ihm zu bringen. Doch Bonnivet weilte, wie wir wissen, schon nicht mehr unter den Lebenden. Als Bourbon endlich zu dessen Leiche geführt ward, soll er schmerzlich ausgerufen haben: „Du Unglücklicher bist Schuld an Frankreichs und an meinem Unglück!“ Mit gezücktem Schwert, das Hemde über dem Panzer ganz mit Blut bespritzt, so sah man sich Bourbon der Gruppe nähern, die Franz I. umstand. Franz, ihn von ferne erkennend und blutige Vergeltung fürchtend, trat bei dessen Erscheinen, merkbar beunruhigt, so nahe wie möglich an Pescara heran. Dieser, des Königs Bewegung erratend, bat Bourbon, sich des Schwertes zu entledigen, sich dem Könige vorzustellen und ihn zu begrüßen. Der Herzog kam Pescaras Bitte sofort nach, schlug das Visier auf, näherte sich mit unverkennbaren Zeichen einer tiefen Seelenerschütterung dem Könige, beugte das Knie und wollte ihm die Hand küssen. Bittren Unmuts voll wendete sich der König von ihm. Da rief der Connetable in losbrechendem Schmerze: „Wenn Euer Majestät in manchen Dingen meinen Rat befolgt hätten, so würde heute nicht das Blut des französischen Adels Italiens Boden düngen.“ Tief aufseufzend soll der König erwidert haben: „Dem Glück fehlt die Geduld.“*)

Noch viele edle und vornehme Herren wurden als Gefangene eingebracht; aber fast alle jene alten Feldhauptleute, welche noch die Zeiten Louis XI., Charles VIII., und Louis XII. gesehen und der burgundischen Kriege und des Beginns der

*) „Paciencia pues ventura fatta“ (Sandoval).

italienischen gedenken konnten, hatten heute ihr Leben gelassen. Die jüngere Generation scheint „die schöne Gewohnheit des Daseins“ höher geschätzt zu haben, und mit Ausnahme Bonnivets fehlte als gefangen dem Könige „aus dem Kreise seiner Lieben fast kein teueres Haupt“. Sie konnten ihrem Herrn einen stattlichen Hofstaat bilden. Glücklich für ihn, hätte er an diesem Beispiel gelernt, wahrhaft ergebene Diener von bloßen Höflingen zu unterscheiden.*) — Übrigens war der Gesamtverlust für jene Zeit enorm. Mehr als 10 000 Mann des französischen Heeres deckten das Schlachtfeld; der Verlust der Kaiserlichen betrug kaum den fünften Teil.**)

Das französische Lager, alles Geschütz, darunter 32 vom schwersten Kaliber, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Kaiserlichen, und die Beute war überaus reich, da im französischen Heere und namentlich in des Königs Hofstaat großer Luxus geherrscht. Die Zahl der Gefangenen soll an 20 000 betragen haben.***)

Man ritt nun nach Certosa, weil der König lebhaft dagegen protestierte, als Gefangener nach Pavia gebracht zu werden, was ihm in der Tat eine unbeschreiblich demütigende Empfindung hätte bereiten müssen. Bald nach dem Abreiten stieß man auf Frundsbergs Landsknechte, welche ihrer Freude „durch eine sehr schöne Salve“ Luft machten. Rings umher lagen die Leichen der schwarzen Bande, und in der Aufrichtigkeit des Schmerzes rief der König jammernd aus: „Wenn alle meine Soldaten ihre Pflicht getan hätten wie diese Fremden — das Schicksal des heutigen Tages würde anders sein!“

Als Franz in der Kartause angelangt war, galt sein erster Gang der Klosterkirche, und sogleich fiel sein Auge auf eine Tafel

*) v. Schwartzenau.

**) Nach vielen Briefen Gleichzeitiger sogar nur 700 Mann, was jedoch kaum glaublich erscheint.

***) Lettre de Pierre Martyr d'Anglerie: Relation envoyée à l'empereur par les généraux de l'armée d'Italie.

mit der Inschrift: „Bonum mihi, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas.“ (Es ist mir gut, daß du mich gedemütiget hast, auf daß ich deine Rechte erkennen lerne. Ps. 119. v. 71.)

Dem verhängnisvollen Kampfe folgte ein glänzendes Gastmahl in der Abtei, an dem der leichtverwundete König, ruhigen Gemüts, teilnahm. Der Herzog von Bourbon erfüllte die jedenfalls traurige Pflicht, vor dem Könige zu erscheinen, überreichte ihm der Sitte gemäß die Serviette und ward zum Handkusse zugelassen. Franz empfing ihn würdig und äußerte: „Herzog von Bourbon, wir haben uns beide große Fehler vorzuwerfen; die meinigen sind bestraft; ich wünsche, daß die Ihrigen es nie werden mögen.“ — Als Pescara eintrat, um das Unglück zu ehren im einfachen schwarzen Gewande, umarmte ihn der König, überhäufte ihn mit Lob und schrieb seinen Anordnungen den Sieg zu.*)

Obwohl Bourbon zugegen blieb, gewann das Gespräch sehr bald eine heitere Wendung. Der König selbst gab seine Pläne und Anordnungen für die Schlacht und äußerte sogar, vielleicht von etwas Eigenliebe verblendet, daß er unter denselben Verhältnissen eben wieder so handeln würde. Den Verlust der Schlacht selbst schrieb er den falschen Berichten der Hauptleute über die Stärke ihrer Truppen, der voreiligen Flucht Alençons vom Schlachtfelde, und endlich der Feigheit der Schweizer zu, die so schimpflich gewichen.**)

Besonderen Nachdruck legten die Zeitgenossen auf die irrtümliche Anschauung des Königs von der Stärke seines Heeres. Ariost sagt in dieser Beziehung***):

Doch sie, die mit uns spielt, wie mit dem Staube
Der Wind, der ihn im Kreise jagt umher,

*) So sagt auch Antonio de Vera y Figueroa: „Niemand leugnete es, daß die Ehre dieses Tages den spanischen Schützen gebühre“ „a los arcabuseros espanoles.“

**) Ganz ebenso hat der König sich dem Paulus Jovius gegenüber ausgesprochen.

***) Orlando furioso. 33. Gesang. Str. 50 und 51. Übersetzung von Gries.

Ihn bis zum Himmel hebt und dann zum Raube
Dem Boden gibt, dem er ihn nahm vorher:
Macht, daß der König bei Pavia glaube,
Er habe Hunderttausend um sich her,
Indem er nur, was er gezahlt betrachtet,
Nicht auf des Heers Zuwachs und Mindrung achtet
So, durch des Königs übergroß Vertrauen,
Durch seiner Diener Geiz und Schlechtigkeit,
Sind Wenige bei den Fahnen nur zu schauen,
Als nun das Lager „Zu den Waffen!“ schreit,
Mit Schrecken überrascht bei nächt'gen Grauen
Vom klugen Spanier, der, im Heergeleit
Der zwei Avalos*) wohl es würde wagen,
Zu Höll' und Himmel sich hindurch zu schlagen.

Unter den Gefangenen befand sich ein Herr v. Montpezat, Gendarme aus der Kompagnie des Marschalls de Foix. Dieser leistete dem Könige am Abende die Kammerdienerhilfen, und dieser gewann ihn so lieb, daß er ihn loskaufte und ihn später zum Marschall von Frankreich erhob.

Noch vor Nacht sandte Franz den bekannten Brief an seine Mutter, die Regentin, in welchem gestanden haben soll: „Madame! Tout est perdu fors l'honneur!“ — ein Schlagwort, dessen Echtheit neuere Historiker zwar ernstlich bezweifeln, dessen Glanz jedoch in den Augen der Franzosen alles Unheil von Pavia reichlich aufwiegt, und das im Grunde genommen das Einzige ist, was die meisten Mitglieder der großen Nation wissen von jenem weltgeschichtlichen Tage.**)

Von dem ganzen glänzenden Adelsgefolge entkam nur der Herzog von Alençon mit einem Teile seines Korps und der Graf Clermont mit den in der Vorstadt San Antonio und auf der Insel des Gravelone gestandenen Truppen. Die Besatzung von Mailand unter Trivulzio räumte die Stadt, überschritt den Tessin und gelangte glücklich nach Frankreich, ebenso der Mark-

*) Pescara und Vasto.

**) Die Nachricht von diesem Briefe findet sich zuerst bei de Vera a. a. O.

graf von Saluzzo, welcher auf dem Rückmarsch von Genua begriffen war. Wenige Tage nach der Schlacht von Pavia war die Lombardei vollständig von den Franzosen geräumt. Die kaiserlichen Truppen folgten denselben auf ihrem Rückzuge durch Piemont und bemächtigten sich hier mehrerer fester Plätze. — John Stuart Duc d'Albany war auf seinem Marsch gegen Neapel erst bis Velletri gelangt, als er die Nachricht von dem Verlust der Hauptschlacht erhielt. Von den Orsinis begünstigt, von den Colonnas verfolgt, gelang es ihm mühsam, Cività vecchia zu erreichen, wo er sich unter dem Schutze Dorias und La Fayettes auf der französischen Flotte nach Frankreich einschiffte.

Fassen wir den Feldzug von Pavia vom militärischen Gesichtspunkte aus zusammen, so erscheint es höchst interessant, wie sich der großartige Erfolg aus einem vollkommenen Fehlschlage entwickelt. — Der verfehlte Zug nach Frankreich, die erfolglose Belagerung von Marseille unter Bourbons Auspicien gehen ihm voraus. Von dem Augenblick an, daß die Leitung den Händen dieses französischen Magnaten entgleitet und auf den Marchese von Pescara übergeht, zeigt sich kühne Energie und kraftvolle Entschlossenheit. Auf einer kürzeren Straße, der Sehne des Bogens, welchen Pescara zieht, marschiert der überlegene Feind nach Oberitalien; aber doch gelingt es den Kaiserlichen, den Schnittpunkt ihrer Rückzugslinie mit der Operationslinie des Gegners vor diesem zu erreichen, und nun verfällt König Franz bei Pavia genau in denselben Fehler wie die Verbündeten früher vor Marseille: in langwieriger, vergeblicher Belagerung vergeudet er Zeit und Kraft. Als er diesen Fehler zu erkennen beginnt, versucht er ihn in abermals fehlerhafter Weise gut zu machen, nämlich durch die Detachierungen nach Neapel und Genua. Es ist Pescaras und Frundsbergs Verdienst, sich durch diese Diversionen nicht haben verführen zu lassen, vielmehr alle Kräfte zu geschlossenem Angriff vereint gehalten zu haben. Die Art dieses Angriffs, sowohl die langwierige Vorbereitung als die endliche Ausführung, sind freilich nicht eben zu loben. Unerhört in der Kriegsgeschichte,

beiſpiellos in Vor- und Folgezeit erſcheint es namentlich, wie hier eine ganze Armee angeſichts des Feindes und ſo, daß ihm die Flanke geboten wird, durch eine Mauerlücke zieht; und man bemerkt, wie ſich das auch ſofort beſtraft. Eigentümlich iſt ferner das kreuzweiſe Schlagen, quer über das Schlachtfeld hin, welches auch dadurch mit motiviert iſt, daß beide Heere in ihrer Ordre de Bataille auffallenderweiſe die Reiterei, eingliedrig en haye rangierte Ritterſchaft, in die Mitte ſtellen, während die Maſſen des Fußvolks auf den Flügeln ſtehen. — Die für die Taktik intereſſanteſte Seite der Schlacht iſt jedoch die Waffenwirkung. Auf franzöſiſcher Seite ſind Kavallerie und Artillerie denſelben Waffen im kaiſerlichen Heere unbedingt überlegen; ihr Erfolg war daher auch ſehr groß, ja er wäre wohl entſcheidend geweſen, wenn die Kavallerie ſich begnügt hätte, die von der Artillerie geſchüttelten Früchte aufzuleſen, ſtatt deren ſelbſt brechen zu wollen. Die damals eigentliche Schlachteninfanterie, die Pikeniere, galt auf beiden Seiten vor der Schlacht als gleichwertig; denn hier ſtanden Deutſche und Spanier, dort Deutſche und Schweizer. Aber abgeſehen davon, daß ſich die letzteren als depraviert erweiſen, verſteht es Frundsberg, durch eine Art Deployement ſeinem Gewalthaufen eine erhöhte Beweglichkeit zu geben, die im entſcheidenden Augenblicke von großer Wirkung iſt, verſteht es Pescara endlich — und dies iſt wohl der bedeutendſte Moment der Schlacht, — ſeine Musketiere in einer ganz neuen ſelbſtändigen Weiſe zu verwenden, über deren Erfolg nur eine Stimme bei den Zeitgenoſſen iſt. — Zuletzt darf man auch die moraliſchen Elemente nicht aus den Augen laſſen: auf franzöſiſcher Seite die chevallereske Unbeſonnenheit des Königs, die Unſelbſtändigkeit der Unterführer, die Feigheit Alençons, die Unzuverläſſigkeit der Schweizer; auf kaiſerlicher Seite die hohe Selbſtändigkeit von Männern wie Pescara und Frundsberg, die gemütlichen Strömungen in den Reihen der deutſchen Landsknechte, die ihre Brüder zu Pavia erledigen wollten, der allgemeine Wunſch der T[illegible]n Gelde zu kommen, und endlich der patriotiſche

Wille, den kaiserlichen Namen Frankreich gegenüber mit neuer Glorie zu umgeben.

Der Erfolg von Pavia mahnt an den von Sedan. Aber der deutsche Kaiser war bei Pavia nicht wie bei Sedan selbst zur Stelle. Er saß fern zu Madrid und sprach mit seiner Umgebung von dem Gang der Dinge in Italien, den er für sehr gefährlich hielt, als ein Kurier vom Heere eintraf. Ohne vorher etwas von seinem Auftrage verlauten zu lassen, trat er ein. „Sire!“ hub er an: „bei Pavia ist es zur Schlacht gekommen, Eurer Majestät Truppen haben den Sieg davongetragen; die französische Armee ist vernichtet; der König selbst ist gefangen und befindet sich in der Gewalt Eurer Majestät.“ — Es war als ob das Blut in Karls Adern still stehe; lange starrte er den Boten schweigend an, und wie in Bestürzung wiederholte er endlich langsam die Worte des Hauptmanns: „Die französische Armee ist geschlagen, und König Franz ist mein Gefangener.“ — Stumm ging er in ein Nebengemach und warf sich vor dem Bilde der Jungfrau nieder.*)

Karl V. hat seinen Sieg schlecht benutzt. Mit Recht rieten ihm seine Räte, sofort aufs neue in Frankreich einzudringen und die Zerrüttung, welche dort infolge der Gefangennahme des Königs herrschte, zu benutzen. Charles von Bourbon und Erzherzog Ferdinand waren gleicher Meinung. Der letztere erbot sich, in Burgund einzufallen, sobald das kaiserliche Heer von Italien her wieder in die Provence vorrücke. Schon versammelten sich auch im Elsaß 15 000 deutsche Bauern, um über die Vogesen in Frankreich einzubrechen.**) Aber Karl V. war weit entfernt von jener Energie, welche die deutschen Heere von 1870/71 von Sedan nach Paris, Rouen, Le Mans, Dijon und Orleans geführt. Er dachte alles durch Unterhandlungen mit dem gefangenen Könige Franz ohne weiteren Schwertstreich zu erreichen.

*) Nach Ranke.

**) Vergl. Boell: Der Bauernkrieg um Weißenburg Anno 1525. Weißenburg 1874.

Man brachte den hohen Gefangenen auf das an der Adda gelegene feste Schloß Pizzighetone in die Obhut Alarcons, dessen Treue man versichert war. In seiner Einsamkeit ging noch einmal alles durch die Seele des Königs, was er besessen, was er eingebüßt; noch einmal durchlebte er alle Aufregungen der Schlacht. Eine Ballade, welche er zu Pizzighetone gedichtet und welche wohl an seine geliebte Schwester, die Königin Margarethe von Navarra gerichtet ist, läßt das deutlich erkennen. Ihre erste Strophe lautet:

Triste penser en prison trop obscure
L'honneur, le soing, le debvoir et la cure
Que je sautiens, des malheureux souldarts
Devant mes yeuls desquels j'ai la figure,
Qui par raison et aussi par nature
Debvoient mourir entre picques et dards,
Plustost que veoyr fuir leurs estandards,
Me font perdre de raison l'attrempance,
Quand de te veoyr j'ai perdu l'esperance!

Die Schlußzeile wiederholt sich als Refrain durch alle Strophen.*) — In Pizzighetone erschien Herr v. Büren mit den Friedensvorschlägen Karls V. bei dem Könige: es waren im wesentlichen die Zielpunkte des ursprünglichen Bündnisses zwischen dem Kaiser, dem Könige von England und dem Herzoge von Bourbon: Verzicht Frankreichs auf Flandern und Italien, Rückgabe Burgunds an Spanien-Österreich, verschiedene Vorteile für England und Einsetzung Bourbons in sein Erbe, sowie Belehnung desselben mit der Provence. Franz lehnte alle diese Vorschläge ab, indem er sehr richtig erklärte, daß man zwar im Besitze seiner Person, aber keines einzigen Dorfes von Frankreich sei.

Offenbar standen langwierige Verhandlungen bevor; offenbar hatte man einen großen Fehler begangen, als man den günstigen Moment versäumte, in Frankreich einzufallen. Der war aber vorüber. Das kaiserliche Heer in Italien, unbezahlt und nur

*) Vergl. Poésies du Roi François I etc. par Champollion Figeac. Paris 1847.

kurze Zeit durch die Beute zufriedengestellt, war schon bald nach der Schlacht unruhig geworden, und die Anführer hatten bei den Fürsten und Städten des Landes beträchtliche Anleihen machen müssen, um die Truppen zu befriedigen. Aber die aufgebrachten Summen genügten nicht lange, und binnen kurzem hatte man sich genötigt gesehen, die deutschen und die italienischen Söldner zu entlassen. Ein Teil der Spanier verließ die Fahnen, um die reiche Beute nach Hause zu bringen. — Als Franz I. nun die Friedensanträge des Kaisers abwies, verfügte man über kein kriegsfähiges Heer mehr, und zu diesem Übel gesellte sich sofort ein zweites: der Abfall der Bundesgenossen, welche Karl V. um seinen Sieg beneideten. Heinrich VIII. von England schloß im August 1525 ein Verteidigungsbündnis mit Frankreich; die Staaten der italienischen Halbinsel traten großenteils zu einem Bunde zusammen, als dessen Generalkapitän der franzosenfreundliche Giovanni Medici fungierte, derselbe, welcher in den Vorgefechten von Pavia verwundet worden war. Unter solchen Umständen schien eine lang andauernde Gefangenhaltung Franzens in Oberitalien gefährlich, und es gelang der Gewandtheit Lannoys, des Vizekönigs von Neapel, gegen den Willen Pescaras und Bourbons, den Gefangenen nach Spanien zu entführen.

Zu Madrid kam dann am 14. Januar 1526 der Friede zustande, dessen Bedingungen von fast allen Schriftstellern als unbillig, ungroßmütig und maßlos verschrien worden sind. Mit Recht tritt der Freiherr von Schwartzenau in seinem Werke über Bourbon diesem landläufigen Urteil entgegen. „Franz gab Burgund zurück, eine Provinz, auf welche der Kaiser die gerechtesten Ansprüche hatte; er entsagte der Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois, d. h. bei dem Machtverhältnisse des Lehnsherrn (Franz) zum Lehnsträger (Karl) einer bloßen Förmlichkeit; er gab seine zweifelhaften Ansprüche auf Mailand auf, das sich tatsächlich ja schon in des Kaisers Hand befand; er restituierte dem Herzoge von Bourbon seine Stammlande, ohne ihn bezüglich der Ansprüche auf die Provence zu befriedigen.

Wo zeugen so mäßige Bedingungen von übermäßiger Härte? Außerdem wurde ein Bündnis zwischen Spanien und Frankreich geschlossen; Bourbon entsagte der Hand der ihm verlobten Königin-Witwe Eleonore von Portugal, welche der Kaiser dem Könige Franz vermählte und welcher er, abgesehen von der Aussteuer, seine Ansprüche auf Macon, Auxerre und Bar sur Seine mitgab.

Am 18. März 1526 wurde Franz I. auf der Bidassoabrücke zu Fuenterabia gegen seine beiden, zu Geißeln bestimmten Söhne ausgewechselt. Sobald er das französische Ufer betrat, warf er sich auf ein bereitstehendes türkisches Pferd und brach fortsprengend in den jubelnden Ruf aus: „Je suis le Roy! Je suis le Roy!*) — Der große Ringkampf zwischen Spanien und Frankreich schien beendet. Aber es schien nur so! Einige Stunden vor Unterzeichnung des Madrider Friedens hatte König Franz in Gegenwart der anwesenden französischen Großen die notarielle Erklärung niedergelegt: „daß er den Traktat gegen seinen Willen und nur zum Scheine annehme, daß er ihn als erzwungen und nichtig betrachte und entschlossen sei, ihn nicht zu erfüllen.“ — Unmittelbar darauf schwur er dem Kaiser, „wieder als Kriegsgefangener nach Spanien zurückzukehren, wenn binnen sechs Wochen die Übergabe Burgunds und binnen vier Monaten die völlige Ratifikation der Friedensbedingungen nicht erfolgt sei.“ Der Roi gentilhomme brach diesen Eid ohne Zögern. Die allgemeinen politischen Verhältnisse ermutigten ihn dazu, und der Neuausbruch des Krieges in Italien lehrte, daß die Gefangennahme eines Souveräns nur dann Wert hat, wenn man auch Herr seines Reiches ist, daß ein Sieg nur dann Früchte trägt, wenn man ihn verfolgt, und namentlich uns Deutschen zeigt dies Schauspiel im Spiegel der Vergangenheit anschaulich und klar, wie wohl König Wilhelm tat, als er nach Sedan keinen voreiligen Frieden mit Frankreich schloß.

*) Sandoval.

4. Der Große Kurfürst bei Fehrbellin, Wolgast und Stettin 1675—1677.*)

Seit den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts trat in Europa das gewaltige Übergewicht Frankreichs deutlich hervor. Endgültig waren diesem kriegerischen Einheitsstaate im Westfälischen Frieden die von ihm geraubten Bistümer Metz, Toul und Verdun überlassen worden; die habsburgischen Stammlande im Elsaß waren ihm anheimgefallen; der Besitz von Breisach und das Besatzungsrecht in Philippsburg hatten den Oberrhein bis Worms seiner Macht unterworfen und dieser die Tore Süddeutschlands geöffnet. Bei der Kaiserwahl von 1658 hätte Louis XIV. die deutsche Krone davongetragen, wenn nicht Brandenburg seinen Umtrieben mit aller Macht entgegengetreten wäre; immerhin gelang es dem „größten Könige der Christenheit" damals doch, jenen Rheinbund zu schaffen, der ihm in den westdeutschen Fürsten eine dienstbereite Gefolgschaft sicherte. Österreich war durch Aufstände der Ungarn und durch den Türkenkrieg in Anspruch genommen, Spanien erschöpft, und so durfte es denn der „Sonnenkönig" wagen, im Frühjahr 1667 den Versuch zu machen, sich der spanischen Niederlande zu bemächtigen und zugleich den einen Prinzen seines Hauses auf den polnischen Thron zu erheben, also auch Norddeutschland von Westen und Osten her zu umklammern. Dem ihm entgegentretenden Dreibunde von England, Schweden und Niederland war es zu verdanken, daß Louis XIV. sich im Aachener Frieden mit dem

*) Aus dem „Hohenzollern-Jahrbuch". 1. Jahrgang 1897.

Erwerbe des französischen Flanderns und der belgischen Grenzfestungen begnügen mußte, und um den Anschluß Brandenburgs an jenen Dreibund zu verhindern, war er gezwungen, auf seinen polnischen Plan überhaupt zu verzichten. — Allein bald gelang es ihm, in meisterhaften Verhandlungen England und Schweden auf die Seite Frankreichs herüberzuziehen und die Niederlande zu vereinzeln. In dem glänzenden Feldzuge von 1672 überzog der König ihr ganzes Gebiet bis auf die Provinzen Holland und Seeland. Nun aber erfolgte hier der Sturz der unfähigen Aristokratenpartei; Prinz Wilhelm III. von Oranien ergriff als Statthalter die Führung, und ihm zur Seite trat Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Da die Franzosen bei ihrem Angriff auf die Niederlande auch das Gebiet des Deutschen Reiches rücksichtslos verletzt hatten, so sah der Kaiser sich genötigt, dem Kurfürsten einen Heerkörper zu Hilfe zu senden, freilich mit der bald erkennbaren Nebenabsicht, den tatenfreudigen Hohenzollern zu überwachen, ja zu lähmen. Wohl zog Friedrich Wilhelms Vorgehen einen großen Teil des französischen Heeres von den Niederlanden ab und machte ihnen Luft; aber die Untätigkeit seiner angeblichen kaiserlichen Verbündeten und die Besetzung seiner eigenen kleveschen Lande durch französische Übermacht zwang den Kurfürsten im Juni 1673 zu dem Frieden von Vossem, um wenigstens wieder Herr in seinem niederrheinischen Erbe zu werden. — Höchst ungern hatte er diesen Frieden geschlossen und sich ausdrücklich vorbehalten, nicht an ihn gebunden zu bleiben, falls es gegen Frankreich zum allgemeinen Reichskriege käme.*) Dies geschah bereits im nächsten Jahre.

In jähem Friedensbruche hatte Turenne im Februar 1674 die Pfalz überwältigt, Trier besetzt und den österreichischen

*) Camp de Vossem 6. Juin 1673 Art. 9 „. . . le dit Sieur **Electeur** aiant témoigné, qu'il ne pourrait être engagé à rien qui pût **être** contre l'empire, et qu'il se reservait les mains libres en cas qu'il [illegible]

Feldherrn Bournonville bis Frankfurt a. M. zurückgeworfen. Da endlich ermannte sich das Reich. Köln und Münster kehrten zum Gehorsam zurück, und der Reichstag zu Regensburg beschloß den Reichskrieg. Im Oktober 1674 überschritt Friedrich Wilhelm, „le maudit electeur“, wie der Franzosenkönig ihn nannte, an der Spitze von 20 000 Mann den Rhein, um im Elsaß an der Seite des kaiserlichen Heeres dem Marschall Turenne entgegenzutreten. Abermals wiederholte sich jedoch das traurige Schauspiel von vor zwei Jahren. Der völlige Mangel an Einverständnis zwischen dem Kurfürsten und dem zaghaften Bournonville verdarb den Krieg von Grund aus, und nachdem Friedrich Wilhelm im Dezember zu Straßburg seinen hoffnungsvollen tapferen Sohn, den Kurprinzen Karl Aemil, an einem hitzigen Fieber verloren hatte und am 10. Januar 1675 ein letztes Treffen bei Türkheim unentschieden geblieben war, gaben die Verbündeten das Elsaß auf und bezogen Winterquartiere, die der Kurfürst in Franken nahm.

Frankreich war jedoch nicht der einzige Gegner, der unser Vaterland bedrängte. Schweden, dessen Staatskunst seit Gustav Adolfs Tagen die Herrschaft über die Ostsee erstrebte, hatte im Westfälischen Frieden noch größere Ansprüche durchzusetzen vermocht. Der Besitz von Stettin, Verden und Bremen unterband zwei Pulsadern Deutschlands: Oder und Weser, und bedrohte die zwischen ihnen strömende Elbe. Der Besitz Wismars, sowie die Erhebung der ‚Lizenten‘ an der pommerschen und preußischen Küste steigerte diese Machtstellung, schädigte den deutschen Ostseehandel empfindlich und unterwarf ihn schwedischer Willkür. — Es lag auf der Hand, daß die Deutschen sich eine solche Beschlagnahme und Ausbeutung nur so lange gefallen lassen würden, als sie zu schwach waren, sich ihrer zu erwehren. Schon hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm es einmal versucht, das Joch abzuschütteln. Er hatte im Jahre 1658 im Vereine mit den Dänen die Schweden siegreich bekämpft und damals der Nation ihre Schande geschildert in der herrlichen Flugschrift ‚An den

ehrlichen Deutſchen'. „Siehe an dein edles Vaterland;" ſo hieß es dort, „es iſt leider im letzten Kriege unter dem Vorwande der Religion und Freiheit gar jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermaßen ausgeſogen, daß von dem einſt ſo herrlichen Körper ſchon nichts mehr übrig iſt als das Skelett. Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt! — Was ſind Rhein, Elbe, Oder, Weſerſtrom heute anders als fremder Nationen Gefangene!? Was iſt unſere Freiheit und Religion mehr, als daß Fremde damit ſpielen!?" — Ein deutſcher Fürſt, der ſolche Worte ſprach und der ſolche Schwerthiebe ſchlug wie der brandenburgiſche Kurfürſt, der war wohl der am meiſten zu fürchtende Gegner des herriſchen ſkandinaviſchen Adels, der ſeit 40 Jahren gewohnt war, das deutſche Land als zinspflichtigen Boden zu behandeln, und der raſtlos das Ziel verfolgte, über Polen, Dänemark und Deutſchland dauernd zu gebieten. — Jede Gelegenheit, dieſe brandenburgiſche Macht zu demütigen, mußte den Schweden willkommen ſein.

Schon zu der Zeit, da Friedrich Wilhelm, vaterländiſcher Begeiſterung voll, gegen die Franzoſen nach dem Elſaß aufgebrochen war, hatte er die Kunde erhalten, daß Louis XIV. den Schwedenkönig Karl XI. zu bewegen ſuchte, in die Mark Brandenburg einzufallen, um ſo die Märker vom Rheine abzulenken. Der Kurfürſt hatte ſich dadurch nicht irre machen laſſen. Mußte er doch, ganz abgeſehen von den großen politiſchen Fragen, von vornherein darauf gefaßt ſein, daß Karl XI. jede Gelegenheit benutzen werde, ihm zu ſchaden, weil zwiſchen Brandenburg und Schweden ſeit dem Erlöſchen des pommerſchen Herzogsgeſchlechtes ein dauernder Gegenſatz beſtand. Dem rechten Erben von ganz Pommern, dem Kurfürſten, hatte der Friede von Münſter die Odermündungen, Rügen und Vorpommern vorenthalten und die Schweden in den förmlichen Beſitz dieſer während des Dreißigjährigen Krieges von ihnen eingenommenen Lande geſetzt, und der Friede von Oliva hatte ſie in dieſem Beſitze beſtätigt trotz der herrlichen Waffentaten des branden-

burgiſchen Heeres im Jahre 1658, welche einen Augenblick in Deutſchland die Hoffnung erweckt hatten, die nordiſche Fremdmacht wieder vom Boden unſeres Vaterlandes verdrängen zu können. Schweden hatte jenen ihm trotz ſeiner Bedrängnis ſo günſtigen Vertrag dem Einſchreiten Frankreichs, ſeines ‚Mitgaranten des Weſtfäliſchen Friedens‘ zu verdanken gehabt und blieb ihm dafür verbunden. Leicht hatte Frankreich daher den alten Kampfgenoſſen aus dem die Niederlande ſchützenden Dreibunde löſen können, und durch die mit franzöſiſchem Gelde unterhaltene Aufſtellung ſchwediſcher Truppen in Bremen und Pommern übte Karl XI. dauernden Druck auf die norddeutſchen Stände aus und verhinderte die Bildung einer franzoſenfeindlichen Partei unter ihnen. Als nun 1674 der Reichskrieg verkündet wurde, wäre auch Schweden als Reichsſtand verpflichtet geweſen, Truppen dafür zu ſtellen; doch weit entfernt davon, dies zu tun, ſchickte es ſich im Gegenteil an, den Brandenburgern in den Rücken zu fallen. Am 16. Dezember 1674 beſetzte der ſchwediſche General Dalwig von Bremen aus die Ukermark; vierzehn Tage ſpäter folgte ihm von Pommern her der Reichsmarſchall Graf Karl Guſtav Wrangel und nahm ſein Hauptquartier in Prenzlau. Auf die Beſchwerde des Statthalters der Mark, Fürſten Johann Georg von Anhalt, antwortete Wrangel, es ſei keineswegs die Abſicht ſeines Herrn, den Krieg gegen Brandenburg zu eröffnen; Schweden vermöge aber die Laſt ſeines ſtehenden Heeres im eigenen Lande nicht mehr zu ertragen und habe Teile davon an Orte bringen müſſen, „wo ſie zu leben hätten“. Übrigens verſichere er im Namen ſeines Königs, daß dieſe „Erweiterung der Quartiere“ aufhören würde, ſobald der Kurfürſt die Sache der Verbündeten verlaſſe.

Friedrich Wilhelm begegnete dieſem offenbaren Hohne mit ruhiger Würde. „Das kann den Schweden leicht Pommern koſten!“ rief er ſtolz und ſelbſtbewußt bei dem Empfang der Nachricht aus; und ſein erſter Gedanke war der, ſofort „eine Kavalkade nach der Heimat“ zu machen. Tat er das aber, ſo

ging er sicherlich der ihm von seinen Bundesgenossen bisher gezahlten Hilfsgelder verlustig, die allein ihm gestatteten, seine Truppenmacht auf einer Höhe von fast 30 000 Mann zu erhalten, und falls der Zug nicht vollkommen gelang, so brachte er gewiß die heimlichen Freunde Schwedens zum offenen Anschluß an diese Macht; statt diese zu vereinzeln, verstärkte er sie. Es bedurfte also erst eines diplomatischen Feldzuges, um den beabsichtigten Kriegszug gehörig vorzubereiten.

Der Kurfürst blieb seinem bisherigen Bündnisse entschlossen treu und ließ nach Wien wie nach dem Haag hin wissen: er vertraue darauf, daß, wenn er jetzt in seinem eigenen Lande angegriffen werde, ihm die Hilfe derer nicht fehlen werde, für deren Verteidigung er die Waffen ergriffen habe. Diese Hilfe sicherten die Verbündeten ihm auch zu, verlangten aber, daß noch ein letzter Unterhandlungsversuch gemacht werde, bevor man gegen die Schweden zum äußersten schreite. Natürlich mißlang dieser Versuch, und nun beantragten die Generalstaaten den Reichskrieg auch an Schweden zu erklären. — Von der Reichshilfe versprach der Kurfürst sich nicht viel; waren doch selbst die norddeutschen Stände zum Teil unsicher in ihrer Haltung; hatte Hannover doch sogar ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Schweden abgeschlossen. Nach Friedrich Wilhelms Plane sollte sich Oranien mit 16 000 Niederländern und etwa 5000 Mann des Bischofs von Osnabrück gegen Bremen wenden; die Dänen sollten mit 20 000 Mann Schonen angreifen; er selbst wollte, unterstützt durch die 14000 Mann der braunschweigischen Herzöge, die Marken befreien und den Hauptstoß gegen Schwedisch-Pommern führen. Außerdem sollten etwa 10 000 Kaiserliche aus Schlesien zu seinem Beistande in Bewegung gesetzt werden. Im Sinne dieses Planes arbeiteten nun die Gesandten Friedrich Wilhelms, der das Ergebnis ihrer Verhandlungen in Schweinfurt erwartete, wo er in Mitte seiner Truppen am letzten Januar eingetroffen war. Etwas früher schon hatte er geheime Verhandlungen mit Erfurt angeknüpft, infolge deren im März die Fußvolks-Regi-

menter Derfflinger und Schöning dorthin verlegt wurden, offenbar, um bei dem Marsche nach der Mark die Entwicklung aus den Pässen des Thüringer Waldes zu sichern.

Oranien hegte den lebhaften Wunsch, sich persönlich mit dem Kurfürsten zu besprechen, und die beiden Fürsten gaben sich ein Stelldichein in Kleve, das am 10. März stattfand. Friedrich Wilhelm war anfangs der Meinung, daß der Krieg mit dem Angriffe auf Bremen und Schonen beginnen solle, schloß sich dann aber dem Gedanken Oraniens an, der dahin ging, daß man nach der Befreiung der Mark die Hauptmacht sogleich gegen Vorpommern entfalten müsse, zumal die Dänen sich weigerten, früher gegen Schweden loszubrechen als die Brandenburger, weil andernfalls Graf Wrangel sich auf die Elbherzogtümer werfen und dadurch einen schweren Druck auf die leitenden Kreise Kopenhagens ausüben werde. Zu festen Abmachungen kam es in Kleve übrigens noch nicht. Die Absicht der Generalstaaten ging dahin, neben dem Schwedenkriege den Kampf gegen Frankreich mit voller Kraft weiterzuführen; das aber stellte Anforderungen an die Leistungen Österreichs, zu denen sich dies nicht herbeilassen mochte, zumal sein Feldherr, Graf Montecuccoli, dem Kriege mit zwei Fronten überhaupt abhold war. Infolgedessen stockten die Verhandlungen zum höchsten Verdrusse des Kurfürsten, in dessen Landen die Schweden indessen übel hausten.

Diese selbst aber gaben jetzt Anlaß zu einer Änderung der Haltung Österreichs. Seit Mitte März schoben sie nämlich starke Truppenmassen von der Neumark in das Herzogtum Krossen und gegen die Grenze Schlesiens vor, zu dessen Schutz nur wenige Tausend Mann verfügbar waren. Die kaiserlichen Erblande schienen bedroht. Nun wendete sich Leopold I. an Friedrich Wilhelm und versprach, seine schlesischen Truppen sofort auf den Kriegsfuß zu setzen und sie zum Kurfürsten stoßen zu lassen, sobald dieser gegen die Schweden in den Marken vorgehen werde. Hierhin hatte Friedrich Wilhelm inzwischen alle im Kleveschen, Halberstädtischen und Hinterpommern irgendwie verfügbaren

Truppen befehligt; die Leibgarde zu Fuß in Berlin wurde von 750 auf 1200 Mann durch Werbungen verstärkt, und dem Statthalter schrieb der Kurfürst: „Zugleich haben Ew. Liebden mit unserm Oberjägermeister, dem v. Oppen, zu reden, daß er alle Päſſe, wodurch man von der pommerschen Seite ins Land kommen kann, wohl verhauen lasse, wie auch, daß derselbe alle Schützen und Haidereuter beritten mache und selbige verbergen solle, welche dann Ew. Liebden zu sich nach Berlin ziehen können." Sogar das halbvergessene Aufgebot der ritterlichen Lehnpferde wurde verfügt. So hoffte der abwesende Landesherr die Dinge hinfristen zu können, bis er selbst einträfe, was, wie er meinte, sehr bald der Fall sein werde.

Im Haag jedoch kamen die verhandelnden Gesandten nicht von der Stelle. Streitigkeiten über den beabsichtigten Seekrieg, über die Pflichten der Kaufleute, die Schließung der Häfen und die Kaperei, namentlich aber über die Verwendung der braunschweigischen Truppen ließen Woche um Woche der doch so kostbaren Zeit ungenützt verstreichen. Da eilte der Kurfürst, obgleich kaum von einem schweren Gichtanfall halbwegs genesen, nach der holländischen Hauptstadt, um die Meinungsverschiedenheiten persönlich auszugleichen. Er brachte es zu einem, allerdings auch nur vorläufigen Abkommen. Dänemark sollte zunächst nicht nach Schonen hinübergehen, sondern seine durch niederländische Schiffe verstärkte Macht gegen Pommern entwickeln. Falls König Christian sich dessen weigere, so sei den Brandenburgern gestattet, die Braunschweiger zur Mitwirkung heranzuziehen, die andernfalls gegen Frankreich in Tätigkeit zu treten hätten. Der Kurfürst selbst werde natürlich die Schweden in der Mark angreifen. Auf solche Weise glaubte er sich nicht nur freie Hand zur eigenen Kriegführung, sondern auch mächtige Unterstützung dazu verschafft zu haben.

In Wirklichkeit lagen die Dinge aber lange nicht so gut. Dänemark wollte, bevor es tätig eingriffe, den Ernst Hollands und des Kaisers sehen; von der holländischen Flotte war indessen

noch kein Schiff ausgerüſtet. Der Kaiſer wieder erklärte: ſolange Dänemark Schwierigkeiten mache, ſei er nicht in der Lage, ſeine ſchleſiſchen Truppen nach Norden zu ſenden. Dabei blieben die dem Kurfürſten verſprochenen Hilfsgelder aus; ſogar von den früher fälligen Summen ſchuldeten die Niederlande noch ſechs, Spanien ſieben Monate. Achttauſend Mann, welche Oranien gegen die Schweden bei Bremen geſammelt, wurden nach Flandern berufen; die braunſchweigiſchen Truppen ſtanden jenſeits des Rheins, und niemand war imſtande, den 13 000 Mann des Herzogs von Hannover entgegenzutreten, falls dieſer für Schweden losſchlug, was man in jedem Augenblick erwarten konnte. Dasſelbe galt von Holſtein-Gottorp; auch Kurbayern war mit Schweden verbündet; Hamburg unterhandelte mit ihm; Kurſachſen war ganz unberechenbar, und Polen zeigte ſich ſo ſchwedenfreundlich, daß Johann Sobieski den 12 brandenburgiſchen Dragonerkompagnien, welche gegen die Türken mitgefochten hatten, die äußerſten Schwierigkeiten auf dem Heimwege bereitete und keiner oſtpreußiſchen Truppe den Weg durch das polniſche Preußen geſtattete. — Alles das ſtimmte die Verbündeten ſehr bedenklich. Dem Kurfürſten riß endlich die Geduld. Er erkannte, daß ſeine zaudernden Bundesgenoſſen wohl nur dann in Bewegung zu ſetzen ſeien, wenn er ſie fortreiße durch eine kühne Tat. Am 6. Mai verließ er den Haag und ging über Antwerpen und Kleve nach Schweinfurt zurück. Sein Erſcheinen wirkte hier ſchon befreiend und ſegensreich; denn die ſehr verſtimmten Truppen, die kein Verſtändnis für die politiſchen Geſichtspunkte hatten, welche den Kurfürſten ſo lange fern von ihnen gehalten, und die angeſichts der ſchlimmen Nachrichten aus der Heimat ihre eigene Untätigkeit nicht zu begreifen vermochten, faßten nun wieder Zutrauen und Hoffnung. Am 26. Mai erteilte Friedrich Wilhelm den Befehl zum Antritt des Marſches, der in drei Heerſäulen ausgeführt wurde und auf das genaueſte geregelt war. Jedes Quartier, die Anzahl der begleitenden Wagen, die Raſtzeit für die Speiſung der Mannſchaft: alles war im voraus

festgestellt. Reitende Boten brachten dem Statthalter der Marken, Johann Georg von Anhalt, fortlaufend Nachrichten über den Verlauf des Marsches. So überschritt der Kurfürst den Thüringer Wald und nahm am 29. Mai sein Hauptquartier zu Ilmenau.

Hier empfing er die wichtigsten Nachrichten. Er erfuhr, daß die Schweden beabsichtigten, sich der Elbpässe zu bemächtigen, unterstützt von Hannover und Münster die brandenburgischen Lande Halberstadt und Minden zu besetzen und sich dann womöglich auf dem westlichen Kriegsschauplatze mit den Franzosen zu vereinigen. Hierin lag nicht nur für den Kurfürsten, sondern für alle seine Verbündeten eine unermeßliche Gefahr. Sofort beschloß Friedrich Wilhelm, seinen Gegnern an der Elbe zuvorzukommen und ihre Verbindung mit den Hannoveranern zu vereiteln. Die Dänen, welche sich inzwischen verpflichtet hatten, ein Heer bei Hamburg zusammenzuziehen, waren von der Durchführung dieses Unternehmens noch weit entfernt; auf Wochen hinaus war der Kurfürst lediglich auf seine Streitkräfte angewiesen; aber er entschied sich dafür, das äußerste mit ihnen zu leisten, und trat am 6. Juni den Marsch an die Elbe an. — Es war ein Entschluß von weltgeschichtlicher Bedeutung; denn falls der schwedische Plan gelang, so war die Vorherrschaft der Fremden in Deutschland fester begründet als jemals. — Schon faßt Louis XIV. aufs neue die Eroberung der Niederlande ins Auge; schon erwartet er von dem Vormarsche der Schweden die vollständige Zersetzung des Reichskörpers. — Da gebietet der Kurfürst — allein mit seinen eigenen Heereskräften — solchen weitausgreifenden verderblichen Unternehmungen der Feinde Deutschlands unerwartet ein plötzliches Halt.

Es war ein schlimmes halbes Jahr gewesen für die Mark seit dem Einbruch der Schweden. Sie hatten je länger, desto ärger gehaust. Als ihr Oberbefehlshaber, der Reichsmarschall oder, wie sein Amtstitel lautete, der „Feldherr", welcher krankheitshalber nach Wolgast zurückgekehrt und von seinem Bruder, dem Generalleutnant Wolmar Wrangel vertreten worden war,

endlich selbst in die Mark zurückkehrte, war er ganz entsetzt über die Zustände, die ihm entgegentraten. Zürnend schreibt er seinem Bruder: „daß ich aller Orten, woselbst ich durchgereist, mit großer Bestürzung und Mißvergnügen wahrnehmen müssen, wie man auf dem Marsche dergestalt übel gehauset und umbgangen, daß die Leute gerüttelt, keine Kirche verschont und dermaßen alles zugerichtet, daß bei Menschengedenken und solange ich Soldat bin, unter Christen dergleichen nicht mag gehört sein; dahero nicht allein Land und Leute verderbet sondern auch Ihrer Köngl. Majestät Armee in solchen Zustand könnte gesetzet werden, daß sie keine fernere Subsistenz finden sondern aus dem Lande wieder verlaufen möchte, zumal noch mit Abnahm- und Wegtreibung des Viehs solche Exorbitantien verübet, daß ich . . . gewissenshalber an Ihro Königl. Majestät ein solches zu berichten genötigt werde. — —“ Wenn das der feindliche Oberbefehlshaber von der Haltung seines eignen Bruders aussagt, so kann man sich die Sprache der märkischen Landsleute denken.

Der Statthalter der Mark, der Fürst von Anhalt, hatte den Schweden gegenüber mit äußerst geringen Mitteln, doch mit großer Treue und Umsicht eine achtunggebietende Haltung eingenommen. Ehemalige Offiziere übten und befehligten die aufgebotene Landmiliz; Streifparteien bis zur Stärke von 400 Pferden unterbrachen oder bedrohten doch die Verbindungen der Eindringlinge, und so war es gelungen, diese bisher an der Besitznahme bedeutenderer Plätze zu hindern: nur das Schloß Löcknitz war in ihre Hände gefallen, was den Kurfürsten höchlichst erzürnt hatte. Dieser verlangte die bewaffnete Volkserhebung: Edelleute, Bürger und Bauern sollten den Feinden so viel Schaden wie möglich tun „und ihnen die Hälse entzwei schlagen.“ Das geschah denn auch nach Kräften: aber viel Hindernisse legte der Parteigängerkrieg in der Kurmark der Ausbreitung der Schweden doch nicht in den Weg. In der Altmark stand freilich die gesamte Mannschaft des Landes auf, um unter ihrem Landrate Achaz von der Schulenburg den heimischen Herd zu

verteidigen. Ihre Kompagnien führten Fahnen mit dem roten Adler und der Inſchrift: „Wir ſind Bauern von geringem Guth Und dienen unſerm Gnädigſten Churfürſten und Herrn mit unſerm Bluth.“ Sie lagerten längs der Elbe, machten die Furten mittels hineingeworfener Eggen ungangbar, ſtellten die alte Werbener Schanze wieder her und ſchienen entſchloſſen, den Schweden den Übergang über den Strom zu wehren. — Es war das ein ſchönes Zeichen treuer Anhänglichkeit und ſelbſtbewußter Haltung; in der Mittelmark jedoch hatte der Fürſt von Anhalt viel zu ſorgen, um die ſich beſtändig ſteigernde Unzufriedenheit der Brandenburger zu beſchwichtigen, welche murrten, daß der Kurfürſt ſie im Stiche laſſe. Damals ging heimlich eine Denkmünze von Hand zu Hand, die Friedrich Wilhelm hatte prägen laſſen und die einen ruhenden Löwen darſtellte mit der Umſchrift ‚Dormiendo vigilo.‘ Sie ſollte den Märkern die Verſicherung geben, daß ihr Landesherr unausgeſetzt die traurige Lage ſeiner Untertanen im Auge behalte. Das war ja tröſtlich, doch nicht genug. — Es war Zeit, daß er kam.

Gegen Ende des Maimonats bemächtigten die Schweden ſich der Havelübergänge bei Oranienburg, Rathenow und Havelberg, ſowie der Päſſe von Cremmen und Fehrbellin, und nunmehr ergab ſich ihnen auch die Stadt Brandenburg. Hier nahm der Generalleutnant Wolmar Wrangel, des Feldherrn Bruder, ſein Quartier und verſammelte da die Hauptmaſſe des Fußvolks. Er plünderte den Dom, erpreßte bedeutende Geldſummen und ſandte drei mit Beute beladene Schiffe nach Havelberg, die übrigens vom brandenburgiſchen Rittmeiſter von Görne genommen wurden. Etwas abwärts nach Rathenow zu lag die ſchwediſche Reiterei. Rathenow ſelbſt war mit einem Dragonerregiment beſetzt. Im ganzen verfügten die Schweden an der Havel über etwa 17 000 Mann. Ein Handſtreich, den ſie auf Spandau verſuchten, mißlang; wohl aber beſetzten ſie auch Potsdam. — Am 12. Juni traf der ſchwediſche Feldherr in Havelberg ein und befahl den in Brandenburg und Rathenow ſtehenden

Truppen, ebendorthin aufzubrechen; denn Havelberg, wo er den Hannoveranern leicht die Hand reichen konnte, hatte er zum Ausgangspunkte seiner westelbischen Unternehmungen bestimmt. Dort sollten alle Brückenzüge und alle Vorräte vereinigt werden. — Man wußte wohl, daß der Kurfürst Franken verlassen habe, meinte jedoch, er sei krank und noch viel zu fern, um das schwedische Heer beim Überschreiten der Elbe zu stören. — Zunächst galt es einer Unternehmung auf Magdeburg, wo verräterische Verbindungen angeknüpft waren, die freilich entdeckt und vereitelt wurden.

Am 10. Juni war in Magdeburg wie in allen kurfürstlichen Landen ein strenger Bußtag abgehalten worden, an welchem Mensch und Vieh gefastet hatten. Tags darauf traf Friedrich Wilhelm dort ein und erhielt die Gewißheit, daß die Schweden noch nicht von seiner Nähe unterrichtet waren. Um dies auch fürder zu hindern, wurden die Stadttore geschlossen, die Verbindungen mit Havelberg und Brandenburg unterbunden und alle erreichbaren Elbfahrzeuge bei Magdeburg gesammelt. — Man erwog nun im Kriegsrate, was zu tun sei. — Havelberg oder Brandenburg anzugreifen, erschien angesichts der dortigen überaus starken Stromstellungen sehr gewagt; es wurde daher beschlossen, sich auf das schwachbesetzte Rathenow zu werfen, durch dessen Wegnahme die feindliche Front in der Mitte zu durchbrechen und dann je nach Umständen die eine oder die andere der beiden getrennten Abteilungen anzugreifen und vereinzelt zu schlagen. Dieser Entschluß wurde just an demselben Tage gefaßt, an welchem Wrangel den in Brandenburg und Rathenow stehenden Truppen den Befehl erteilt hatte, sich an ihn heranzuziehen. Es wurde verhängnisvoll für diese, daß sie den Abmarsch verzögerten, um noch einmal Brot zu backen.

Zu der Unternehmung auf Rathenow bestimmte der Kurfürst seine gesamte verfügbare Reiterei (Kürassiere), etwa 5500 Pferde, ferner 800 Dragoner und 1350 ausgesuchte Musketiere, die auf Wagen gesetzt wurden, auf denen überdies noch 46 Kähne

und eine Anzahl Schweinsfedern (Igelbalken) verladen wurden. Zehn Regimentsstücklein, 2 Viertelkartaunen und 2 Haubitzen bildeten die Geschützausrüstung, die samt den Munitionswagen mit doppelter Bespannung versehen war. Der damals 55jährige Kurfürst führte selbst den Oberbefehl. In seiner Umgebung befanden sich u. a. sein treuer Siegesgehilfe, der fast 70jährige Feldmarschall von Derfflinger, ein Mann von wunderbarer Frische, einfacher natürlicher Tatkraft, übrigens ein eigensinniger Alter, ferner Prinz Friedrich, Landgraf von Hessen-Homburg mit dem silbernen Bein*), wenig mehr als vierzigjährig, der als Besitzer von Neustadt a. d. Dosse das Gelände und seine Eigenart gut kannte, weiter der Generalleutnant von Görtzke, 63jährig, einst Gustav Adolfs Page, der Generalmajor Lütke, ein vom Kaiser geadelter märkischer Bauernsohn, der älteste von allen, die Generalmajors von Götze und von Pöllnitz, die Obersten von Sydow und von Mörner und der Stallmeister Emanuel Froben.

Die Streitmacht brach in der Nacht vom 12. zum 13. Juni lautlos von Magdeburg auf, überschritt den Strom und marschierte „bei kontinuierlich strömendem Regen" bis in die Nähe von Genthin, wo man die Nacht rastete und Streifparteien nach Brandenburg, Plaue und Rathenow entsendete. Am nächsten Abende erreichte der Kurfürst die Gegend von Rathenow, wo die vorausgeschickten Streifreiter bereits Kähne zusammengebracht und Ortskundige geworben hatten, und wo der Landrat von Briest meldete, daß die Schweden in Rathenow keine Ahnung von der Nähe des Kurfürsten hätten. — Es waren 20 Tage seit dem Aufbruch von Schweinfurt verflossen; in dieser Zeit hatte man 40 Meilen zurückgelegt und dabei den Thüringer Wald überstiegen — eine für die damalige Zeit bedeutende Marschleistung. — In der ersten Morgenfrühe des 15. Juni wurde Rathenow in mehr kühnem als listigem Draufgehen überfallen, wobei der

*) Der Prinz hatte 1658 vor Kopenhagen ein Bein verloren, und es war durch ein künstliches mit silbernem Gestell ersetzt worden.

alte Derfflinger persönlich mitspielte, verwegen wie ein junger Dragonerfähnrich. Oberst Wangelin, Kommandant der Stadt, wurde mit seinen Stabsoffizieren und 200 Dragonern gefangen. Am nächsten Morgen ließ der Kurfürst einen Dankgottesdienst abhalten, dessen Predigt die Psalmworte zu Grunde lagen: „Der Herr ist ihre Stärke; er ist die Stärke, die dem Gesalbten hilft.“ — Seine Absicht war, in Rathenow die zu Magdeburg zurückgelassenen Fußvölker und Geschütze abzuwarten, dann gegen Brandenburg vorzugehen und den Feind womöglich im Havellande zu vernichten.

Die Schweden hatten am 15. Juni den Marsch von Brandenburg nach Havelberg angetreten, wohin, wie es scheint, auch ihr Feldmarschalleutnant Graf Königsmark aus dem Bremischen befehligt war. Unterwegs erfuhr Generalleutnant von Wrangel aber, daß das Regiment Wangelin vernichtet und Rathenow genommen sei. Damit war ihm der gerade Weg nach Havelberg versperrt; denn daß das feste Rathenow jetzt gut verteidigt werden würde, das sagte er sich selbst. Er hätte jetzt über Plaue, Genthin und Sandau gehen können; allein er wagte nicht, sich in die Enge zwischen Havel und Elbe einzulassen, weil er fürchten mußte, dort auf die Hauptmacht des Kurfürsten zu stoßen. Verzichtete er jedoch darauf, durch das Jerichower Land zu ziehen, so blieb ihm, da das havelländische Luch nur für Kundige gangbar war, nichts übrig, als auf weitem Umwege dies und den Zotzen zu umgehen, den Rhin zu überschreiten und den Versuch zu machen, nördlich dieses Flusses Havelberg zu erreichen. Denn das ganze Havelland ist ein uraltes Seebecken, das zu der Zeit, von der wir reden, lebhaft an den jetzigen Spreewald erinnert haben mag. Jedenfalls dehnte sich vor den großen Entwässerungsarbeiten des 18. Jahrhunderts zwischen Havel und Rhin ein Sumpfland aus, welchem nur einzelne mit Dörfern besetzte Sandhorste entragten, die äußerst mangelhaft, meist nur durch Knüppelwege untereinander verbunden waren. Selbst bei trockener Witterung gab

die weiche, federnde Riedgrasdecke unter den Füßen des Wandernden nach und ließ braunen Moderschlamm hervorquellen; im Frühjahr aber glich das Luch einem weiten See mit schwimmenden grünen Inseln. Von den größten Orten aus führten Dämme durch das moorige Land. Die einzigen Straßen, welche dies Labyrinth von Moor, Sand und Wasser mit den nördlichen und östlichen Landesteilen verbanden, waren der Damm bei Fehrbellin, der aus dem Ländchen Bellin in die Grafschaft Ruppin führte, der Cremmer Damm, der das Land Glin mit der Grafschaft Lindow verband und endlich der in den Barnim führende Oranienburger Paß. Die nächste Verbindung zwischen dem schwedischen Feldherrn und dem Generalleutnant Wrangel war also die über Fehrbellin, wo der sich langsam durch die Sümpfe zur Havel windende Rhinfluß und das weite moorige Gelände von einer hölzernen Brücke und einem 8250 Fuß langen Damme überschritten wurden.*) Wolmar Wrangel wandte sich daher sogleich nordostwärts, zog über Barnewitz und nahm noch am 15. Juni abends bei Gohlitz sein Nachtlager, das er an der Klinkmühle vorsichtig durch eine den Paß schließende Schanze deckte. — Das erfuhr Friedrich Wilhelm am anderen Morgen, sofort verzichtete er darauf, sein Fußvolk und sein Geschütz abzuwarten, beschloß vielmehr, lediglich mit seinen berittenen Truppen vorzugehen; denn es war ihm vor allen Dingen daran gelegen, hart an Wrangel zu bleiben, damit dieser weder über die Havel in den Barnim ausweiche, noch über den Rhin zur Vereinigung mit seinem Bruder in der Priegnitz komme. Es galt also, Wrangel anzugreifen, bevor er die Pässe des havelländischen Luches überschritten hatte. Um das einzuleiten, entsandte der Kurfürst drei geschwinde Streifparteien mit ortskundigen Jägern über schwierige, doch unmittelbare Pfade durch das Bruchland nach Oranienburg, Cremmen und Fehrbellin, um an jedem dieser Orte die Über-

*) Die Brücke war im Jahre 1616 an Stelle der alten Fähre getreten, nach der das Städtchen Bellin ‚Fehrbellin' genannt wurde.

gänge zu zerstören: er selbst aber folgte dem Feinde und lagerte abends bei Barnewitz. Der Kurfürst brachte die Nacht in seinem Wagen zu. „Wir andern", erzählt Herr von Buch, „legten uns alle um ihn herum; aber es regnete die ganze Nacht." — Am nächsten Morgen erreichte die brandenburgische Vorhut unter General Lütke die schwedische Nachhut, welche Nauen verrammelt hatte und mit Geschütz verteidigen zu wollen schien. Da die Stellung überaus fest war, so befahl der Kurfürst dem General Lütke, sie links durch das Luch zu umgehen. Das geschah auch, obgleich die Mannschaft zuweilen die Gewässer durchschwimmen und ihre Waffen hoch über den Kopf halten mußte. Indessen war die schwedische Nachhut bereits nach kurzem Artilleriekampfe abgezogen, bevor die Stadt eigentlich angegriffen wurde; denn es konnte nicht die Absicht der Schweden sein, zu fechten, wenn es sich vermeiden ließ; ihre Aufgabe war vielmehr die, so bald wie möglich Havelberg zu erreichen. Übrigens traf Lütke noch einen Teil ihres Nachtrabs und hieb ihn nieder. Unverkennbar hatte der Feind bereits Sorge, zu entkommen; man merkte, „daß die Furcht zwischen ihm sei", und das begreift sich, wenn man bedenkt, daß die Schweden ja keine Ahnung davon hatten, wie überlegen sie ihrem Gegner waren und wie unheimlich ihnen das schwer gangbare, nirgends richtig zu würdigende Gelände sein mußte. „Wir sind brav auf der Jagd mit den Schweden;" schrieb der Prinz von Homburg, „wenn keine sonderbare Strafe Gottes über uns kommt, so soll keiner davonkommen!" — Bei Nauen stieß nachmittags der Oberstleutnant Hennigs wieder zum Kurfürsten, der jenen mit 120 Pferden nach Fehrbellin gesendet hatte. Hennigs hatte unterwegs einen vom schwedischen Feldherrn seinem Heere entgegengesandten Befehlsüberbringer nebst dem ihm beigegebenen Geleite überfallen. Jener war entkommen; Hennigs aber hatte den von Fehrbellin nordwärts führenden Damm durchschnitten und die 172 Fuß lange Rhinbrücke abgebrannt, eben die, welcher in diesem Augenblicke

Wrangels Streitmacht entgegeneilte, und zwar schon hastig; denn in Nauen ließ sie 2000 Häupter Pferde und Rindvieh zurück. Schade, daß Hennigs nicht befugt war, mit seiner Abteilung bei Fehrbellin zu bleiben, um dem Feinde den Übergang über den Rhin von Norden her oder gar durch Besetzung von Fehrbellin selbst streitig zu machen. Aber bei seiner Entsendung erschien es ja freilich auch noch möglich, daß die Schweden das Havelland bei Cremmen oder Oranienburg zu verlassen suchen würden.

Am Abend des 17. Juni langte Wolmar Wrangel bei Flatow an. Die schwedische Vorhut ging noch in der Dunkelheit sofort weiter bis Fehrbellin und meldete von dort aus erschrocken, „daß die Rhinbrücke, auf welcher das Heil der Armee und ihre Vereinigung mit dem Feldherrn beruhe," zerstört sei. Ihre Wiederherstellung wurde in der ersten Frühe des 18. Juni mit großer Tatkraft in die Hand genommen. Auch die Hauptmasse des Heeres trat schon vor Tagesgrauen den Fortmarsch an.

Als die brandenburgischen Vorposten durch die Dämmerung zu blicken vermochten, erkannten sie, daß der Feind ihnen nicht mehr gegenüberstand. Es war schlechtes Wetter; düsterer Landregen strömte vom Himmel; dichter Nebel lagerte über der Gegend und verschleierte Wald und Sumpf. Alle Wege waren durch die fortwährenden Regengüsse außerordentlich schwierig geworden. Dennoch hoffte man bestimmt, den Feind heute zu erreichen und zur Schlacht zu zwingen. Die Brandenburger zählten wenig mehr als 6000 Mann: 5600 Reiter, zwei Regimenter Dragoner und 12 Geschütze. Die Schweden waren ihnen um das Doppelte überlegen: etwa 11 000 Mann zu Fuß in 8 Regimentern und 42 Kompagnien zu Pferde mit 38 Geschützen; aber die Spuren, welche sie hinterließen: zerbrochene Wagen, weggeworfene Eisenhüte und Küraſſe bewiesen, daß Ordnung und Manneszucht bei ihnen schon erschüttert waren.

Die brandenburgische Vorhut führte heute der Landgraf von Hessen-Homburg. Sie bestand aus 1800 von den ver-

schiedenen Schwadronen der Reiterregimenter gestellten Küras-
sieren. Homburg folgte dem Feinde „so gut es möglich war
in gutem Trabe". Er hatte, wie es in einer vermutlich von
Friedrich Wilhelm selbst herrührenden Aufzeichnung heißt, den
Auftrag, „sich mit dem Feinde zu engagieren bis der Herr mit
den andern Truppen und den Stücken nachfolgen kunnte." Der
Kurfürst scheint mit der Hauptmacht erst ziemlich spät auf-
gebrochen zu sein; um 5 Uhr schrieb er noch einen eigenhändigen
Brief an den Fürsten-Statthalter in Berlin. Schnell vermochte
er seiner Vorhut nicht zu folgen; denn er hatte zuerst den sehr
schmalen Damm hinter Nauen zurückzulegen, was geraume Zeit
beanspruchte. — Der Prinz von Homburg war inzwischen der
Weisung, „sich an den Feind zu henken", treulich gefolgt; er
bekam um 6 Uhr früh den Feind zu Gesicht und veranlaßte ihn,
sich zwischen Tietzow und Flatow zu setzen. Mit der Meldung
davon verband er die Bitte, ihm den Angriff zu gestatten.
Kurfürst Friedrich Wilhelm besprach sich mit Derfflinger. Dieser
riet, dem weit überlegenen Feinde nicht unmittelbar zu folgen,
sondern in beschleunigtem Marsche Cremmen zu gewinnen und
von dort aus sich den Schweden nördlich des Rhinluches vor-
zulegen, während gleichzeitig alle aus dem Luch führenden
Brücken abgebrochen, alle Dämme durchstochen und von der
Miliz und den aus Magdeburg und Berlin berufenen Truppen
besetzt werden sollten. So könne man den Gegner völlig ein-
schließen und ohne Kampf zur Übergabe zwingen. Das aber
sagte dem Kurfürsten nicht zu. Abgesehen davon, ob die Aus-
führung des an und für sich guten Planes überhaupt noch
möglich war, was recht fraglich erschien, — der ritterliche Herr
wünschte und brauchte eine weithin leuchtende Waffentat; er
meinte, der Feind sei ihm nun so nahe, „der müsse Fell oder
Federn lassen!" Demgemäß gestattete er dem Prinzen, an-
zugreifen.

Während dessen hatte der Feind seine Aufstellung zwischen
Tietzow und Flatow aber schon aufgegeben und seinen Rückzug

fortgesetzt. Bald erreichte er die alte Südgrenze des Ländchens Bellin, wo da, wo das Rhinluch sich dem Zotzen bis auf 1200 Schritte nähert, eine alte Landwehr den Weg kreuzte, die aus Wall und Graben bestand und von berittenen Truppen nicht erstürmt werden konnte.

Bald saß der Prinz von Homburg den Schweden wieder so in den Eisen, daß der Generalleutnant Wrangel, der sich zur Untersuchung der Brücke nach Fehrbellin begeben hatte, eiligst zurückgerufen wurde und sein Heer vor Linum in Schlachtordnung aufstellte. Das Gelände war vortrefflich gewählt: der linke Flügel lehnte sich an das ungangbare Sumpfufer des Bützsees, der rechte an den Zotzen, einen Teil des Havelluchs, und vor der Stirn lag die Landwehr. Mochte deren Wall immerhin verfallen sein; der fünf Fuß tiefe, zwölf Fuß breite Graben war ein Hindernis, das von Kürassieren allein nicht genommen werden konnte, und darum erbat Prinz Homburg vom Kurfürsten eine Unterstützung durch Dragoner und einige Geschütze. Sie wurde bewilligt; doch noch bevor sie eintraf, gab Wrangel, unzweifelhaft vorzeitig und übereilt, die vorzügliche Stellung wieder auf, trat aufs neue den Rückzug an, zog durch Linum und nahm halbwegs zwischen diesem Dorfe und Hakenberg eine neue Aufstellung. — Alles offenbar, um für die Wiederherstellungsarbeiten an der Rhinbrücke Zeit zu gewinnen. Wrangel wußte nicht, daß der Kurfürst nur über Reiterei verfügte; er glaubte sich von dessen ganzem Heere verfolgt und hegte deshalb den dringenden Wunsch, nicht eingeholt zu werden. Darum verharrte er auch nicht in der neuen Stellung hinter Linum; sobald der Prinz von Homburg ihn zu drängen begann, gab er sie wieder auf, um kurze Zeit später abermals aufzumarschieren, diesmal unmittelbar vor Hakenberg auf einer flachen Düne, wie deren das Belliner Inselländchen mehrere aufweist. Die linke Flanke deckte das Rhinluch; der rechte Flügel lehnte sich an ein lichtes Gehölz gemischten Bestandes: die Dechtower Eichen oder Fichten, das zum Teil von morastigem

Bruchland durchsetzt war, dessen tiefste Stelle der Katharinenpfuhl anfüllte. Dies nicht leicht zu durchschreitende Gelände betrachtete Wrangel unzweifelhaft für einen genügenden Schutz seines linken Flügels, ein Irrtum, der bei dem schweren Nebel, der die Gegend bedeckte, sehr begreiflich ist. — Das schwedische Heer stand in zwei Treffen: in der Mitte die Brigaden des Fußvolks, die Reiterei auf den Flügeln; die Geschütze fuhren in den Zwischenräumen des ersten Fußvolkstreffens auf: eine durchaus regelrechte Anordnung! Vor seiner Front scharmuzierte die brandenburgische Vorhut, indem einzelne Schwadronen heranprellten und den Aufmarsch der schwedischen Truppenteile zu stören versuchten.

Inzwischen kam Derfflinger mit der Spitze der brandenburgischen Hauptmacht heran. Er erkannte sogleich, daß es sich nicht empfehlen würde, der Vorhut unmittelbar zu folgen und des Feindes Stirn anzugreifen, wo man auf so weit überlegene Kräfte an Fußvolk und Geschütz stoßen mußte. Aber seinem Scharfblick entgingen einige Sandhügel nicht, die ein paar hundert Schritt vom linken Flügel der Schweden an den Ausläufern der Dechtower Fichten lagen, und er beeilte sich, diese bescheidenen Bodenerhebungen, begünstigt von dem verdeckenden Nebelregen, mit zweimal zwei Geschützen besetzen zu lassen. Diese eröffneten sofort ein wirksames Feuer; in ihrer Nähe nisteten sich unter dem Kapitän von Kottwitz abgesessene Dragoner ein, und eine weitere Bedeckung übernahmen die kurfürstlichen Leibtrabanten sowie drei Schwadronen vom Reiterregiment Anhalt, welche links von der Batterie in den Ausläufern der Kiefern Stellung nahmen. — Die vorgeschobene Artilleriestellung wurde dem Feinde bald überaus unbequem, und es geschah das, was mit ihrer Einrichtung vielleicht von vornherein beabsichtigt war: die Schweden wurden aus ihrer Stellung herausgelockt. Sie mußten in der Tat versuchen, diese Geschützstellung, welche sogar den weiteren Rückzug auf Fehrbellin bedrohte, unter allen Umständen zu beseitigen; überdies waren sie inzwischen zu der Erkenntnis

gekommen, daß der Kurfürst noch gar kein Fußvolk zur Stelle hatte, und so ließen sie das Infanterieregiment Dalwig gegen die Batterie vorgehen, um die Geschütze fortzunehmen. Es war das einer der vorzüglichsten Truppenteile des Heeres, das sogen. „Leibregiment", das als „blaues Regiment" schon unter Gustav Adolf in hohen Ehren gestanden hatte. Jetzt führte es der Oberstleutnant von Maltzan. Die Reiterei des rechten schwedischen Flügels, vor allem die ostgotländischen Schwadronen des Barons Wachtmeister, beteiligten sich (wie es scheint, ohne Befehl) an dieser Bewegung, die so kraftvoll und entschlossen unternommen wurde und so bedrohlich erschien, daß die als Geschützbedeckung dienenden brandenburgischen Schwadronen den Angriff nicht abwarteten, sondern das Feld räumten. In diesem gefährlichen Augenblicke — es war 8 Uhr morgens — erschien der Kurfürst bei den Geschützen. Seinem stolzen, zornigen Eingreifen gelang es, die Weichenden wieder zum Stehen zu bringen; aber er „hatte genug zu tun, sie zuwider zu schwingen und sie wieder gegen den Feind zu bringen". Erst ein Gegenstoß der Trabantengarde machte den Feind „stützig"; „darauf die Dörfflingischen und Bomsdorffschen Dragoner in ihrem Posto über die Maßen Feuer gegeben." Und nun fiel rechtzeitig der Prinz von Homburg, der wohl herangeritten war, um zu melden, mit den drei Schwadronen des Regiments Görtzke, die just zur Hand waren, den gotischen Reitern in die rechte Flanke, und es entwickelte sich ein mit den von beiden Seiten nach und nach herangeführten Geschwadern stetig genährter, langdauernder, hin und her wogender Reiterkampf mit Degen und Faustrohr. Derfflinger befand sich mitten im Getümmel; brandenburgischerseits fiel der Oberst von Mörner, schwedischerseits Baron Wachtmeister; man sagt: einer von der Hand des anderen. Das nach dem Tode seines Obersten weichende Regiment von Mörner führte der Kurfürst selbst wieder vor: „Getrost, tapfere Soldaten! Ich, euer Fürst und nunmehr euer Kapitän, will siegen oder ritterlich mit euch sterben!" Der hohe Herr kam so ins Gedränge,

daß er nur mühsam von neun Bomsdorffschen Dragonern herausgehauen werden konnte. — Jetzt aber langte Geschwader nach Geschwader von der brandenburgischen Reiterei auf der Wahlstatt an. Vielleicht waren sie zum Teil in der Ebene nordwestlich von Linum regimenterweise aufmarschiert; sobald sie aber an dem Kampfe zwischen dem Dechtower Luch und dem Katharinenpfuhl teilnehmen wollten, mußten sie wieder abbrechen; denn nur in schmaler Front konnten die Schwadronen herankommen. Zehn davon warfen sich auf die zehn Schwadronen der Regimenter Wittenberg, Bünau und Bülow des rechten schwedischen Reiterflügels, die denn auch nach wackerem Gefecht, bei dem das Regiment Kurprinz stark mitgenommen ward, entgültig geworfen wurden. Sofort wendete sich die versammelte Kraft der Sieger auf das schwedische Fußregiment von Dalwig, das völlig umzingelt und niedergehauen wurde. Es wehrte sich wütend; „es ging sehr hart zu", sagt Homburg, „da wir fortgesetzt gegen die Piken fechten mußten." Wie wacker dies Leibregiment sich hielt, erhellt daraus, daß nur 70 Mann davon gefangen wurden, nur 20 lebend entkamen. Wäre hier jetzt eine kraftvolle Unterstützung durch Fußvolk zur Stelle gewesen, wie sie dem schwedischen Heerführer doch in ausgiebigstem Maße zur Verfügung stand; ja, hätte nur die Artillerie mit ähnlich freier Beweglichkeit eingegriffen wie die der Märker gleich bei Beginn des Treffens: wer weiß, ob sich die Schlacht nicht zum Vorteil der übermächtigen Schweden gewendet hätte! Aber Wrangel dachte eben von Anfang an mehr auf den Abzug als auf den Sieg; jetzt ließ er das Regiment Dalwig im Stich, und damit war sein rechter Flügel geschlagen. Was davon übrig war, eilte der Artilleriereserve, welche in diesem Augenblicke von Fehrbellin zum Schlachtfelde herankeuchte, „in voller Flucht mit Pauken und Standarten" entgegen. Wrangels Lage war nun tatsächlich gefährlich geworden, und da er die für Herstellung der Brücke notwendige Zeit gewonnen zu haben glaubte, so beschloß er, seinen Rückzug fortzusetzen, und marschierte in zwei

Kolonnen vom linken Flügel nach Fehrbellin ab. — Dasſelbe tat der Kurfürſt; er begleitete den Marſch der Schweden in deren linker Flanke, wobei er natürlich etwas zurückblieb; denn die geſchlagenen Feinde hatten es ſehr eilig; brandenburgiſcherſeits aber mußte ſich die große Zahl von Schwadronen, die nach und nach in den Kampf um den Geſchützhügel eingegriffen hatte, erſt wieder ordnen und dann in ſchmaler Front zu dreien oder vieren das Bruchland umgehen, welches ſich vor der bisherigen Stellung des rechten feindlichen Flügels ausdehnte. Den Abzug der Schweden deckte insbeſondere deren eben unter dem Oberſtleutnant Beton herankommende Reſerveartillerie, und als nun der Kurfürſt an der Spitze von acht Schwadronen perſönlich eifrig nachdrängte, richtete Beton ſelbſt zwei Sechspfünder auf den nächſten Haufen. Die erſte Kugel fuhr über den Hals des Schimmels, den Friedrich Wilhelm ritt, und zerſchmetterte dem links von ihm reitenden Stallmeiſter von Froben das rechte Bein oberhalb des Knies, ſo daß er eine Stunde ſpäter ſtarb. Die zweite Kugel ging zwiſchen den Beinen des Schimmels durch. Der Kurfürſt befand ſich offenbar an einer gar zu ſehr ausgeſetzten Stelle.

Inzwiſchen war der Prinz von Homburg mit ſeiner um ſechs Schwadronen verſtärkten Vorhut herangekommen und erhielt den Befehl, die abziehende feindliche Reiterei anzugreifen, welche vorher den linken Flügel gebildet hatte. Dieſe war vollkommen unangerührt und von einer überaus ſtarken Infanterie (ſechs feſtgeſchloſſenen Brigaden) unterſtützt, während die Pferde Homburgs ſchon arg mitgenommen waren. Ein höchſt ungleicher Kampf, der denn auch erfolglos blieb. „Von den ſcharfen Musketenſalven erlitten verſchiedene Eskadrons nicht wenig Schaden“ und „Zuweilen mußte ich laufen, zuweilen machte ich laufen“, ſo berichtet der Prinz von Homburg ſcherzend ſeiner „allerliebſten Frau.“ Der Kurfürſt aber, der die abziehenden Feinde auch jetzt noch in ihrer linken Flanke begleitete und ſie immer aufs neue mit Artillerie beſchießen ließ, war höchſt ungehalten über

die Mißerfolge Homburgs. Zuletzt ſah ſich dieſer endgültig abgeſchlagen, und nun vermochten die Schweden, ſich ohne weitere Gefährdung in die ſchon vor drei Wochen bei Fehrbellin angelegte und jetzt ſchnell wieder mit Geſchützen beſetzte Verſchanzung zurückzuziehen. Dieſe Artillerieſtellung gebot auch dem Kurfürſten Halt, und die Aufforderung, die zuſammengedrängten Feinde durch Beſchießung des Ortes zu vernichten, lehnte er mit der Antwort ab: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, ſondern es zu retten. Gott wird doch helfen!“

Die Brandenburger bezogen bei Tarnow, eine halbe Meile von Fehrbellin, Freilager, und da das Wetter, das am Morgen ſo regneriſch geweſen, „das ſchönſte der Welt“ geworden, auch 8 weiße Fahnen des Leibregiments von Dalwig und 2 Standarten, ſowie ein Kanon als Trophäen eingebracht wurden, ſo „machten ſie ſich brav luſtig.“ — Sie ſchätzten ihren Verluſt auf 400 bis 500 Mann, während der der Schweden auf 3000 Tote und Schwerverwundete und 1000 Gefangene berechnet wurde.

Nach beendetem Kampfe trafen aus Rathenow 500 Musketiere unter dem Oberſten Kanne, aus Berlin das altgediente, gut berittene Reiterregiment von Frankenberg, aus Spandau 1800 Mann Fußvolk unter General von Sommerfeld auf dem Schlachtfelde ein. Das Berliner Regiment bezog die Vorpoſten. — Kurfürſt Friedrich Wilhelm beſuchte alle Lagerplätze ſeiner Truppen und fuhr dann nach Linum, wo er Nachtquartier nahm und Eilmeldungen beförderte. Seine Abſicht war, am folgenden Tage, wenn es den Schweden gelungen ſei, die Brücke wieder herzuſtellen, ſie von neuem anzugreifen und womöglich während des Überganges zu vernichten, andernfalls ſie über Cremmen zu umgehen.

Die Brücke über den Rhin aber wurde bereits am Nachmittage des Schlachttages von den arbeitſamen Schweden wieder in genügenden Stand geſetzt; ſchon in der Dämmerung ging ihre Vorhut und ihr Troß hinüber. Mit Tagesanbruch folgten Reiterei, Artillerie und Fußvolk. Es war jedoch ein wüſtes

Treiben; denn das heiße Treffen hatte die Mannszucht gelockert, die Einbildung des gemeinen Mannes mit Schreckbildern erfüllt; das Fußvolk drängte rücksichtslos von dannen; war auch der große Troß im voraus hinübergeschafft, der der einzelnen Truppenteile verstopfte die Fahrstraße; vermutlich bot der von Hennigs nördlich des Rhins durchstochene Damm dem Fortkommen arge Schwierigkeiten dar; genug, es mußten fünf Geschütze in Fehrbellin zurückgelassen werden.

Als der Kurfürst am 19. früh zu seinen Truppen zurückkehrte, sah er zu seinem großen mißvergnügten Staunen, daß die Schweden bereits in vollem Abzuge über die Brücke waren. Herr von Buch aus seinem Gefolge erkundete Fehrbellin, und auf seine Meldung, daß die Brücke an einer Stelle wieder zusammengebrochen sei, eilte Derfflinger mit 1150 Pferden herbei und drang in den Ort, bis ihm die verfahrenen schwedischen Troßwagen den Weg versperrten. Diese Wagen zogen überdies als gute Beute seine Reiter mehr als billig an, so daß sie, statt durch ihr Feuer die Herstellung der Brücke zu hindern, sich aufs Plündern legten. Da holte Derfflinger persönlich Grumbkows Dragoner heran; sie kamen jedoch zu spät; die Brücke war wieder ausgebessert; die Schweden zogen ab und verbrannten sie hinter sich. An demselben Tage marschierten sie noch drei Meilen; statt aber bei Wildberg linksum zu machen und sich schnell über Neustadt nach Havelberg zu begeben, schlugen sie, wohl in dem dunkeln Drange, möglichst bald ihre festen Plätze in Pommern zu erreichen, die nördliche Richtung über Kyritz nach Wittstock ein. — Wolmar Wrangel hatte den rechten Flügel seines Heeres bei Fehrbellin im Stich gelassen und geopfert, nur um loszukommen vom Kurfürsten und für die Vereinigung mit dem Feldherrn und den Elbübergang frei zu werden, und nun er losgekommen war, verzichtete er auf diese Vereinigung in Havelberg. Das ist sehr auffallend; noch merkwürdiger aber erscheint es, daß dies unfolgerichtige Benehmen den inzwischen geänderten Absichten des Feldherrn entsprach, Absichten, die er

sogar schon als Befehl an seinen Bruder gesendet hatte, die die diesem aber unbekannt geblieben waren, weil ihr Überbringer vom Oberstleutnant Hennigs überfallen und versprengt worden war. Der Feldherr hatte nämlich schon auf die Nachricht vom Falle Rathenows den Plan, über die Elbe zu gehen, aufgegeben, vielmehr beschlossen, sich auf Schwedisch-Pommern zurückzuziehen. Er verließ zunächst persönlich Havelberg, beließ dort aber nicht nur sein Fußvolk (zwei Regimenter), sondern auch die tausend Reiter seines persönlichen Geleites, so daß es scheint, als sei er noch schwankend in seinen Entschlüssen gewesen; erst am 17. befahl er jenen Truppen, nachzukommen. Am folgenden Tage hatte er zu Kyritz eine Zusammenkunft mit dem Feldmarschalleutnant Grafen Königsmark, der ursprünglich bestimmt gewesen war, zu den Hannoveranern zu stoßen; am 19. endlich kam er nach Wittstock, und hier erstattete ihm der aus Fehrbellin geflüchtete General-Kriegskommissar Oernstedt einen so übertriebenen Bericht von der Schlacht, daß der kranke Marschall, der sich bisher hatte in einer Sänfte tragen lassen, sofort zu Pferde stieg und nach der schwedischen Festung Demmin eilte, wo er am 20. Juni eintraf.

Am Abende eben dieses Tages bezog das bei Fehrbellin geschlagene Heer ein Lager auf dem Scharfenberge vor Wittstock, auf welchem 39 Jahre früher die Schweden einen so glänzenden Sieg über die Kaiserlichen davongetragen hatten. Die Brandenburger waren ihnen dicht gefolgt, hatten bei Walsleben die schwedische Nachhut erreicht; es war zu einem kleinen Gefecht gekommen, was die Verfolger jedoch nicht aufhielt; sie marschierten die ganze Nacht hindurch, und kaum hatten in der Frühe des 21. Juni die Schweden Wittstock verlassen, so erschien der Kurfürst vor der Stadt. Derfflinger erkundete die Lage in Begleitung der Generale Görtzke, Götze und Lütke mit geringer Bedeckung und so verwegen, daß die feindliche Nachhut sie durch einen unerwarteten Vorstoß strafte, bei welchem General Götze gefangen wurde. Die Derfflingerschen Dragoner besetzten die

Stadt; der Kurfürſt aber gab nun die Verfolgung auf, verteilte ſeine Reiterei auf die benachbarten Ortſchaften und begab ſich ſelbſt nach dem Dorfe Garz bei Fehrbellin zurück. Er konnte vorläufig zufrieden ſein und hatte Urſache, ſeinen Truppen Ruhe zu gönnen. Mit Ausnahme der Feſte Löcknitz war die ganze Mark vom Feinde befreit, und die brandenburgiſche Reiterei war ſeit dem Aufbruch aus Franken kaum aus dem Sattel gekommen. Sie hatte auf erbärmlichen Wegen und bei oft ſehr ſchlechtem Wetter (alle Einzelentſendungen ungerechnet) 540 km zurückgelegt; oft war weder Körnerfutter noch Heu zu beſchaffen geweſen, und friſch gemähtes Getreide und Gras hatten aushelfen müſſen. Innerhalb der letzten Woche waren die Reiter und Dragoner täglich im Durchſchnitt 30 km geritten, hatten jede Nacht ohne Gepäck im Freien gelagert und an zweien von dieſen Tagen heiße Gefechte beſtanden. Das war aller Ehren wert!

Die Schweden marſchierten in der Nacht vom 21. bis 22. Juni noch bis Freienſtein; dann ſetzten ſie ihren Rückzug nach Demmin fort. Ihr Feldherr erhielt am 22. die erſte ordentliche Nachricht über den Verlauf der Schlacht von Fehrbellin, wodurch er wieder etwas aus ſeiner Niedergeſchlagenheit aufgerichtet wurde; denn ſo ſchlimm wie Oernſtedt die Sache dargeſtellt hatte, war ſie doch nicht. — Er ſandte den Geſchlagenen, denen es an allem mangelte, Brot und Bier zu und ließ ihnen, „um ſie wieder zu encouragieren und bei gutem Willen zu erhalten“, einen Monat Sold auszahlen, als ob ſie eine Schlacht gewonnen hätten. Das war wohl nötig; denn die Fahnenflucht war außerordentlich groß. „Das Holſtein-Eutiniſche Regiment“, ſo berichtet der Feldherr am 27. Juni ſeinem Könige, „zählt kaum 30 bis 40 Mann bei den Standarten; auch das Gothiſche Regiment ſoll verlaufen ſein“, und fünf Tage ſpäter ſchreibt er: „Der Verluſt in der Schlacht iſt nicht ſo groß als der durch die Retraite und Deſertion der Knechte und der Reiter. Die Armee iſt kaum noch 7000 Mann ſtark und darunter noch viel Unberittene, von

Denen noch täglich bei 50 zu den Deutschen wegreiten oder sich verlaufen."

Überblickt man den Feldzug von Fehrbellin und seine Ergebnisse, so drängt es sich als besonders merkwürdig auf, daß er brandenburgischerseits lediglich mit berittenen Truppen durchgeführt wurde, und für die Schlacht selbst muß der Umstand hervorgehoben werden, daß der Kurfürst aus der Marschordnung heraus unmittelbar zum Gefechte vorging, ganz gegen den Brauch der Zeit die Schwadronen einsetzte, wie sie kamen, und auf jede Herstellung einer förmlichen Schlachtordnung Verzicht leistete. Es ging das hier aus der Natur der Dinge hervor; denn der bedenkliche Kampf um den Geschützhügel mußte sofort gewendet werden, wenn nicht alles verloren gehen sollte. Indem nun Geschwader auf Geschwader zu diesem Kampfe und damit zugleich gegen den äußersten rechten Flügel des Feindes herangeführt wurde, entstand ungewollt jene berühmte schräge Schlachtordnung, welcher später Friedrich der Große so herrliche Erfolge zu verdanken hatte und welche sich auch hier bei ihrem ersten unbeabsichtigten Auftreten in der brandenburgischen Heerführung voll bewährte. Die zum Kampf um den Geschützhügel verwendeten Truppen entsprechen durchaus Friedrichs ‚Angriffsflügel', mit dem er allen „Effort tut", während die von Homburg befehligte Vorhut „den Gegner in der Front amüsiert". — So entwickeln sich zuweilen aus Augenblicksbedürfnissen Gefechtsgebilde, die in der Folge als Ergebnis genialer Erwägung zu klassischen Formen der Kriegskunst werden. Hier bei Fehrbellin ist von einem solchen künstlerischen Vorbedacht noch keine Rede. Der achtzig Jahre später so hoch gepriesene ordre oblique, die ausgesprochene Flügelschlacht, entsteht hier durch einfaches Eingreifen jeder neu herankommenden Schwadron an der eben gefährdeten und freilich für den Gefechtsverlauf entscheidenden Stelle. Den Zeitgenossen wollte es aber durchaus nicht zu Sinne, daß man eine Feldschlacht ohne geregelte Grundaufstellung durchfechten

und ſogar gewinnen könne. Darum bringt der Plan von Bartſch*) für die Brandenburger eine ebenſo reinliche Schlachtordnung zur Darſtellung wie für die Schweden; aber es wäre verkehrt, anzunehmen, daß die Truppen jemals ſo zwiſchen dem Linumer und Dechtower Luch aufmarſchiert geweſen wären, wie Bartſch das abbildet. Er gibt eben die ideale ‚Ordre de bataille'. Der Plan des Theatrum Europaeum kommt der Wahrheit ſchon näher. Er enthält jene Ordnungsſchablone nur wie Fußtapfen im Sande und legt den Nachdruck der Darſtellung auf den Abmarſch der Schweden und deſſen Beunruhigung durch die brandenburgiſchen Geſchütze. Von dem mißlungenen Angriffe des Prinzen von Homburg bringt aber weder dieſer Plan noch der Wortlaut des Theatrums eine Andeutung. Und doch iſt jener Angriff höchſt bemerkenswert. Es bezeugt ein unglaubliches Vertrauen zur Reiterwaffe, wenn dieſer zugemutet wird, mit ganz ermatteten Pferden unberührtes Fußvolk und friſche Schwadronen anzugreifen. — Was aber merkwürdiger erſcheint als alle dieſe taktiſchen Einzelheiten, das iſt das befremdende ſtrategiſche Ergebnis. Der Kurfürſt erreicht ſeinen eigentlichen Gefechtszweck nicht: — die Gegner überſchreiten trotz der verlorenen Schlacht den Rhin; nichtsdeſtoweniger erreicht der Sieger doch ſeinen ſtrategiſchen

*) So, nicht ‚Barfuß' iſt der Name des Zeichners, wie Dr. Seidel neuerdings feſtgeſtellt hat. Es iſt derſelbe Stecher, welcher auch den großen Plan der Belagerung Stettins hergeſtellt und mehrere derartige Anſichten für den Kurfürſten angefertigt hat. — Vollkommen unbrauchbar, weil lediglich auf Einbildung beruhend, iſt das von Romeije de Hooghe in Amſterdam geſtochene Planbild van de wonderlycke Succeſſen van den Herrn Kurvorſt van Brandenburg op de Sweden in Havellant. Es bringt die Darſtellung des Überfalls von Rathenow und die Schlacht von Fehrbellin auf Einem Bilde. Dasſelbe gilt von einem deutſchen Flugblatt, über welches neuerdings F. Meyer in der Monatsſchrift „Brandenburgia" gehandelt hat. (Dezember 1892.) Es iſt offenbar dem Stiche von de Hooghe nachgebildet und führt die Überſchrift „Tapferes Heldenſiegen nach Blut-gefärbten Kriegen." Unmittelbare Nachahmungen des de Hoogheſchen Stiches findet man bei Erdmannsdörffer und in Berners preußiſcher Geſchichte.

Zweck; denn der Feind leistet plötzlich und aus ganz undeutlichen Gründen Verzicht auf die Durchführung des Kriegsplanes, dessen Verhinderung das politische Kriegsziel des Kurfürsten war, und räumt schleunigst das Land, zu dessen Befreiung Friedrich Wilhelm ausgezogen war. — Diese Ereignisse bestätigen Moltkes Wort, daß „jeder Sieg seine weitreichende Bedeutung in sich selbst trage", daß er also, ganz abgesehen von seinen unmittelbaren taktischen oder strategischen Folgen, an und für sich selbst als Sieg eine gewaltige Wirkung ausübe, und diese Wirkung ist vorzugsweise eine geistige. Als solche bewährte sie sich auch hier bei Feind und Freund. Bei jenem als plötzliche Erschütterung aller bisherigen Absichten der Feldherren und als wilde Fahnenflucht der Mannschaft, die in acht Tagen von 17 000 auf 7000 zusammenschmolz, bei diesem als frohe Herzstärkung, gesteigertes Selbstbewußtsein, hochaufflammende Zuversicht. Ebendamals haben die Deutschen zuerst vom „Großen Kurfürsten" gesprochen und gesungen. Welch ein Jubel erfüllte Berlin, als am Nachmittage des 23. Juni die Siegeszeichen von Rathenow und Fehrbellin: 3 Sechs- und 3 Dreipfünder, 2 Standarten, 6 Dragoner- und 8 Fußvolksfahnen, unter dem Schalle der Trommeln, Trompeten und Schalmeien feierlich eingebracht wurden! Und dieser Jubel pflanzte sich über ganz Deutschland fort, das beglückt war, die Fremden, die so lange auf seinem Boden hochmütig geschaltet und gewaltet hatten, wenigstens aus den ihnen nicht vertragsmäßig überlassenen Landschaften verjagt zu sehen. Das Theatrum Europaeum bemerkt in dieser Hinsicht:

> „Was vor frolocken über diese Victori in und außerhalb Teutschland entstunde und wie dadurch die Veneration und estime, so man vor Sr. Churf. D. allbereit hatte, vermehret, auch die devotion und Liebe, so Dero Unterthanen und Lande Deroselben zutrugen, ergrößert wurde, stehet nicht zu beschreiben. Viel Tausend weyneten darob vor Freuden und küsseten abwesend den

Arm dieſes Helden, der ſo tapffer ſtreiten lernen. Kriegs-Verſtändige betrachteten die unterſchiedene Actiones jedweder rencontre und wunderten ſich bald über die Vorſichtigkeit, deren man ſich bey der Ankunfft zu Magdeburg bedienet, bald über die Verſchwiegenheit, ſo bei dem Deſſein auf Rathenow und execution desſelben in obacht genommen worden, bald über die Klugheit, daß umb den Feind zertheilet zu halten, auch ihnen den Rückzug ſchwer zu machen, man alle Brücken und Paſſagen abwerffen und ruiniren laſſen, bald über die resolution und Valeur ſelbſt, daß man ohne Einzige Hülff Dero Allirten und bloß mit der einen fernen Weg gebrachten und alſo ermatteten Cavallerie eine geruhete Armée, die in ihrer Avantage, und in Bataille geſtellet, von ſo viel alten Trouppen, die mehr als jetzmals Teutſchland in Schrecken bracht hatte, beſtunde, auch von einem der berühmteſten Generalen in der Welt, dem Feldherrn Wrangeln, commandiret wurden, angegriffen und in wenig Tagen auß dem Lande nach Ihre Gräntzen gejaget, und bekenneten alle, daß wie dieſe Action voller wunder, alſo der Triumph unvergleichlich und deſto vollkommener wäre; weßhalber Sr. Churfl. D. nicht genugſam geprieſen werden könnten. Ihrer K. M., welcher Sr. Churfl. D. durch Dero Cammer-Junker, den von Ruck, von der gantzen Action Nachricht geben ließen, hatten ſich ſelbſt darob hertzlich erfreuet, ein Dankfeſt in Dero Burg angeſtellet und Sr. Churfl. D. hingegen beglückwünſchet; nur daß ſie mit wehemüthiger Paſſion beklaget, daß S. Churfl. D. dero Perſon ſo wenig dabey geſchonet, dieſelbe freund-Oheim- und Väterlich erſuchend, ſie wollten ſolche in mehrere Obacht nehmen in Erwegung wie hoch ſowohl J. Kayſ. M. als dem gantzen Röm. Reich an ſelbiger und deren Conservation gelegen."

Fragen wir nun, was das Teppichbild der Schlacht bei Fehrbellin ‚Parta ad Fehrbellinum' darstellt, welches König Friedrich I. anfertigen ließ.*)

Es war im Mittelalter, ja bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts ein weit verbreiteter Brauch, zusammenhängende Ereignisse auf ein und derselben Bildtafel in der Weise zu schildern, daß die verschiedenen Zeitpunkte eines solchen nebeneinander oder auch derart zur Anschauung gebracht wurden, daß sie übereinander, gewissermaßen in verschiedene Stockwerke geordnet, versinnlicht wurden. Beides ist auf unserm Teppich der Fall. Im Vordergrunde links erblicken wir die vier Geschütze des brandenburgischen Batteriehügels in voller Tätigkeit. Diesen wichtigen Angelpunkt der ganzen Schlacht darzustellen, war durchaus geboten. Die Geschütze feuern in der Richtung auf das deutlich sichtbare Hakenberg; aber ihr Ziel ist nicht mehr vorhanden; denn an der Stelle, wo sich die schwedische Schlachtordnung befand, der das Feuer dieser Kanonen galt, befinden sich jetzt brandenburgische Reiter. Es sind die Schwadronen, welche sich zu vieren und fünfen in langer Schlange um das Bruchland des Katharinenpfuhls herumziehen, hinter dem vorher der rechte Flügel der Schweden stand. Diese Schwadronen, die zur Verfolgung der Schweden vorgehen und die in höchster Lebenswahrheit dargestellt sind, erfüllen den ganzen Mittelgrund und einen Teil des linken Hintergrundes. Im Vordergrunde aber, unmittelbar rechts neben den Geschützen, ist der Tod Frobens veranschaulicht, der freilich an ganz anderer Stelle und zu einer Zeit stattfand, als auch die Geschütze ihre Hügelstellung bereits verlassen hatten, um sich an der Seitenverfolgung der Schweden zu beteiligen. Zunächst dem rechten Flügelkanon hält der Kurfürst auf bäumendem Rosse. Die Rechte mit dem Kommandostabe streckt er gebieterisch aus, eine Gebärde, welche an dieser Stelle gar keinen Sinn hat, tausend Schritt vorwärts aber,

*) Vgl. die Reproduktion des Teppichs im Hohenzollern-Jahrbuch 1897.

wohin die ganze Gruppe zu übertragen ist, durchaus an ihrem Platze wäre. Der oft besungene Opfertod Frobens infolge eines Pferdewechsels mit dem Kurfürsten ist längst als ungeschichtlich, als Sage nachgewiesen. Auch auf unserm Bilde reitet ja der Kurfürst selbst den angeblich so verhängnisvollen Schimmel, während der schwergetroffene Froben mit einem braunen Roß zusammenstürzt. Das Ereignis aber, die unmittelbare Todesmahnung, die dem mutvollen Hohenzollernfürsten wurde, erschien diesem selbst so bemerkenswert, daß dessen Darstellung die Rückseite einer von ihm gestifteten Schlachtdenkmünze ausfüllt. Frobens Tod durfte daher auch auf dem Wandteppiche nicht fehlen und mußte an hervorragender Stelle stehen; im Hintergrunde wäre er nicht zu erkennen gewesen. Jetzt unterscheidet man dicht hinter Friedrich Wilhelm den Feldmarschall Derfflinger. Beide Herren schauen bedauernd und besorgt auf den blutigen Knäuel von Mannen und Rossen zu ihren Füßen; denn außer Froben ward auch ein Leibknecht des Fürsten von der Kanonenkugel getroffen. — Der vordere Hintergrund des Teppichs zeigt links den Angriff des Prinzen von Homburg auf die abziehenden Schweden. Seine Schwadronen, die Vorhut des Reiterheeres, erscheinen hier rechts hinausgeschoben, während sich, gedeckt von ihnen, die Marschsäule der verfolgenden brandenburgischen Reiterei weiter nach zieht — eine durchaus sachgemäße Anordnung. Wenig weiter zurück liegt im rechten Hintergrunde Dorf Hakenberg, tief im linken dagegen, hart am Bildrande das Städchen Fehrbellin. Der Rhin und dessen jenseitige Ufer schließen das Bild nach oben hin ab. Trophäen aus zeitgenössischen Waffen, Rüstungen, Kampfgewändern und Reitzeugen bilden den schönen, reich durchgearbeiteten Rahmen.

Es ist überaus bezeichnend für die Haltung der damaligen deutschen Reichspolitik, daß erst jetzt, nachdem der Kurfürst sich selbst geholfen hatte, vier Wochen nach der Schlacht bei Fehrbellin, ein Reichsgutachten erging, welches die Verpflichtung des Reiches, Brandenburg zu schützen, anerkannte und den ober- wie niedersächsischen Kreis zu schleuniger, wirklicher Assistenz aller-

gnädigst zu animieren empfahl. Daraufhin erließ der Kaiser die üblichen Avokatorien und forderte den niedersächsischen Kreis (nur diesen) zur Rüstung auf.

Inzwischen hatten auch auf dem rheinischen Kriegsschauplatze die Feindseligkeiten wieder begonnen. Dem französischen Feldherrn Turenne stand der österreichische Montecuccoli gegenüber. „Tous deux", sagt Voltaire ganz treffend, „avaient reduit la guerre en art. Ils passèrent quatre mois à se suivre, à s'observer dans des marches et des campements, plus éstimés que des victoires par les officiers allemands et français." Montecuccoli selbst hielt eben diesen Feldzug für seinen besten; aber der Gang der Unternehmungen trägt doch beiderseits den Stempel der Unfruchtbarkeit, der kleinen Züge und des Abwartens, und auch nach Turennes Tode vermochte Montecuccoli gegenüber Condé keinen ernsten Erfolg zu erringen.

Ganz anders faßte der Große Kurfürst den Krieg auf; er meinte, man führe ihn um des Sieges willen. Er wäre sofort nach Fehrbellin in Schwedisch-Pommern eingedrungen, wenn es ihm möglich gewesen wäre, seine Verbündeten zu gleich schnellem Vorgehen zu bewegen. Ohne deren Mitwirkung glaubte er den Einbruch nicht wagen zu dürfen, da es die Bezwingung fester Plätze galt und das Gelände überaus verteidigungsfähig war, wie denn seinerzeit die Schweden an den Pässen von Gutzkow, Damgarten und Triebsees mit kaum 12000 Mann dem General Gallas mit 40 000 Kaiserlichen erfolgreichen Widerstand geleistet hatten.

Der Kurfürst benutzte die Zeit, alle in Hinterpommern und Preußen entbehrlichen Truppen an die untere Oder heranzuziehen, und ebendahin kam der Fürst von Anhalt mit den Truppen aus der Mark. Im Juli stand das brandenburgische Heer in Mecklenburg und trennte dadurch die feindlichen Streitkräfte in Bremen von denen in Pommern. Die brandenburgischen Schiffe segelten nach Bremerhaven, um Karlsburg zu blockieren. Ein österreichischer Hilfskörper unter dem luxemburgischen Grafen Cop rückte nach Schwerin vor. Nun drängte Friedrich Wilhelm zu schleunigster gemeinsamer Fortsetzung des Krieges, und endlich

brachte seine zweitägige geheime Beratung mit Christian V. von Dänemark in Gadebusch eine Einigung über Kriegsziel und Kriegsplan zustande. Den Dänen wurden als Preis ihrer Hilfe Wismar und Rügen zugestanden; das übrige Pommern sollte Brandenburg erhalten.

Am 13. September wurde die vor Wismar gelegene Insel Poel besetzt, und anfangs Oktober erfolgte der Einmarsch in Pommern. Die Dänen gingen über Damgarten, die Kaiserlichen über Triebsees, die Märker über Gutzkow vor, das die Schweden nach einer starken Kanonade aufgaben, so daß der Kurfürst die Peene überschreiten konnte. Bogislav von Schwerin bemächtigte sich nach kühner Landung der Inseln Wollin und Usedom, und der Fürst von Anhalt nahm Greifenhagen und die wichtige Zollschanze. Nun wollte Friedrich Wilhelm Stralsund durch einen Handstreich nehmen; denn er wußte, daß die dortigen Bürger zur Erhaltung der den Schweden gestatteten Besatzung keine Hand rühren würden; allein er vermochte es nicht, die Bedenklichkeiten der dänischen Heerführer zu beschwichtigen; denn an Christians Hofe machten sich wieder starke französische Einflüsse geltend und verboten ein allzu rücksichtsloses Vorgehen gegen die Schweden. Die Dänen schritten zur Belagerung des ihnen zugesprochenen Wismar, und der Kurfürst, der zur Zeit über kein Belagerungsgeschütz verfügte und schon darum allein nicht stark genug war, Stralsund anzugreifen, beschloß, sich Wolgasts zu bemächtigen.

Wolgast an der schon meerbusenartigen Peene, die 7 km davon in die Ostsee mündet, war ein sehr alter, im 12. Jahrhundert bereits stark befestigter Platz, dessen Werke jetzt aber nur noch geringe Bedeutung hatten. Dagegen war das auf einer Insel gelegene Schloß mit 6 Bastionen und einer herumlaufenden Wasserverpfählung bewahrt, nach Südwesten hin auch noch mit einem Vorwalle versehen.*) Die Besatzung, etwa 900

*) Diese ‚tenaillirte Enveloppe' zeigt der Plan im Theatr. Eur.

Mann, ſtand unter dem Oberſten Blixen. — Von der ſchwach verteidigten Stadt nahm die Vorhut des Kurfürſten am 21. Oktober leicht Beſitz. Tags darauf traf die Hauptmacht und wenig ſpäter das kaiſerliche Hilfskorps ein und bezogen weſtlich der Stadt ein Lager, welches nach der Landſeite zu durch die weit vorgeſchobene Reiterei gegen die ſchwediſchen Beſatzungen von Greifswald, Anklam und Demmin gedeckt wurde. — Man begann ſogleich am Oſtrande der Stadt, da, wo ſie ſich gegen die Peene öffnet, dem Schloſſe gegenüber Batterien zu erbauen, und zwar in aller Stille, zum Teil hinter den Häuſern der Waſſerfront. Eine Enfilierbatterie von 2 oder 3 Geſchützen wurde auch nördlich der Stadt auf dem anſteigenden Uferrande bei der Bucht errichtet, die durch eine Windmühle und eine kleine Kirche gekennzeichnet iſt.*) Währenddeſſen wurden die Wälle des Schloſſes unter aufmerkſamem Kleingewehrfeuer gehalten. Trotzdem führten die Belagerten die Vervollſtändigung der Sturmrüſtung ihres Schloſſes rüſtig und mutig durch; ſie verſtärkten die Bruſtwehren durch ſpaniſche Reiter und legten Sturmbalken und große Piken zur Abwehr bereit. Der Kurfürſt ließ nun die Laufgräben eröffnen und bis ans Waſſer hinab führen und namentlich die Sturmbrücken anfertigen. „Die Garniſon ſchoſſe indeſſen gewaltig herauß; weiln man aber meiſt hinter den Häuſern arbeitete, konnten ſie wenig Schaden thun.“ Als nun vier Tage nach der Ankunft des Kurfürſten „alles fertig worden, ließen Se. Churfl. Durchl. die vor den Batterien ſtehende Häuſer eyligſt niederreißen und mit anbrechendem Tage von allen Batterien aus den Kanonen und Muſqueten continuirlich Feuer geben, daß in wenig Stunden zwo Batterien übern Hauffen und alles ſchwediſche Geſchütz ſchafftloß wurde; abſonderlich thaten die

*) Dies geht aus den übereinſtimmenden Darſtellungen des illuminierten Kupferſtiches und des Teppiches unzweifelhaft hervor. Der Stich iſt nicht datiert, und es wäre möglich, daß er ſich auf eine der früheren Belagerungen von Wolgaſt bezöge. Dem widerſpricht aber die genaue Übereinſtimmung aller weſentlichen Punkte mit dem Wandteppiche.

Granaten, die Se. Churfl. Durchl. nach dem Schloß werffen ließen, dieſen Effect, daß eine derſelben in eine Cammer, mit Pulver angefüllet, fiele und damit ein Theil des Schloſſes übern Hauffen und auf ein Gewölbe ſchmiß, wo das übrige Pulver verborgen lage.“ Zwar hatte der Kurfürſt nur Feldſtücke zur Verfügung; doch bei der geringen Entfernung von etwa 250 m machten ſie natürlich eine erkleckliche Wirkung. — Dem Volke erweckte die Beſchießung dieſer ſchwediſchen Feſte durch die Brandenburger beſondere Ahnungen; ſie ſchien ihm eine neue Zeit zu verkündigen. Ein damals erſchienener Kupferſtich bringt auch ein entſprechendes Wunderzeichen zur Anſchauung. „In Wehrender Belagerung hat ſich vber dem Schloß dieſes Wunderzeichen, ein Loew und Adler ſtreitende in der Luft ſehen laſſen, Angeſichts der gantzen Armee.“*) Das Schloß litt empfindlich. Man ſah da vom Pfarrturm der Stadt aus „Nichts vor Verwirrung und Rauch“. Bald konnte das Feuer der Angreifer nur noch ſchwach erwidert werden. „Die darauff folgende Nacht ließen Se. Churfl. Durchl. die Brücken an das Waſſer bringen und wollten damit inſtehenden Morgen den Sturm thun. Als aber der Kommandant Major Andreas Dubislaf Blix ſolches ſahe, finge er an, zu capitulieren.“ Die wichtigſten Punkte der ‚Theidigung‘ waren: „daß die National-Völcker nach Kriegßmanier außziehen und nach Stralſund convoyret werden, denen Teutſchen aber frey ſtehen ſolte, Dienſte zu nehmen. Sie ſolten auch nichts als ihre eigenthümliche Bagage mitnehmen, ſondern alles Übrige hinterlaſſen, Und wann verdeckte Minen vorhanden wären ſolten ſie ſelbige anzeigen.“ Dieſen Angaben eines fliegenden Blattes fügt das Theatrum Europaeum hinzu: „Bey der Einmarſchirung hatten Se. Churfl. Durchl. ſofort das von dem zerſprun-

*) Der Adler ſcheint doppelköpfig zu ſein und alſo nicht den des Großen Kurfürſten darzuſtellen. Allein man darf nicht vergeſſen, daß dieſer den Krieg im Namen des Reiches führte. Daher reden Wrangels Berichte von ſeinen Gegnern auch ſonſt immer als von den ‚Teutſchen‘, nicht als von den ‚Brandenburgern‘.

genen Teil des Schloſſes eingefallene Pulvergewölbe öffnen und das Pulver zu 70 Ctr. ohne Schaden heraußbringen laſſen, und waren dabenebſt 18 Stücken 5800 Canon-, 4500 Muſquetenkugeln, 8000 Granaten (?), 10 Ctr. Bley und 150 Ctr. Lunten, neben einem ziemlichen Vorrath von Victualien, deſſen bei der Chur-Brandenburgiſchen Armee wegen Ausflüchtung des Landes und der offenen in die veſtgeſchloſſenen Städte großer Mangel, auch zu der Zeit die ſo begierlich verlangte Zufuhr aus dem Mecklenburgiſchen von etlich und ſechzig Proviant- und Mercatantenwagen von den Schwediſchen aus Anklam erſchnappet war, darinnen gefunden worden." Mit beſonderem Behagen wird des „eingepackten Fleiſches" gedacht. Der Kurfürſt beſetzte das Schloß mit einigen brandenburgiſchen Fähnlein und ernannte den Oberſten Hallard zum Befehlshaber des eroberten Platzes.

Der Wandteppich*), welcher die Inſchrift Wolgastum expugnatum 1675 trägt, ſtellt die feierliche Übergabe des Schloſſes vor. Aber auch hier ſind, wie bei Fehrbellin, wenigſtens zwei verſchiedene Momente auf derſelben Bildfläche zur Anſchauung gebracht. Im rechten Hintergrunde erblickt man die Stadt Wolgaſt, vielleicht (deutlich iſt es nicht zu erkennen) vor ihr auch die gegen das Schloß errichteten Batterien. Dies ſelbſt zeigt ſich im linken Hintergrunde, und zwar anſcheinend im Augenblicke des Auffliegens des einen Stockwerks. — Vierundzwanzig Stunden ſpäter ſpielt ſich der Auftritt im Vordergrunde ab, deſſen Schauplatz unmittelbar bei der oben erwähnten Enfilierbatterie an der Bucht nördlich des Lagers zu ſuchen iſt. Ob er hier wirklich ſtattgefunden hat, oder ob der Maler den Platz nur wegen der beſonders günſtigen An- und Überſicht gewählt hat, vermag ich nicht zu ſagen. Vorn hält Kurfürſt Friedrich Wilhelm, den Befehlsſtab auf das Knie geſtützt, in majeſtätiſcher Ruhe, doch wohlwollenden Blickes. Hinter ihm kourbettiert, die Geſenkte Reitgerte in der Rechten, der Kurprinz Friedrich; links

*) Vgl. die Reproduktion des Teppichs im Hohenzollern-Jahrbuch 1897.

von dieſem ſitzt auf ganz ruhigem Pferde Derfflinger. Eine Anzahl anderer Reiter des Gefolges ſchließt ſich an. Der Mangel vertrauenswürdig überlieferter Bildniſſe aus dieſer Zeit macht es unmöglich, ſie näher zu bezeichnen. Dem Kurfürſten gegenüber hält entblößten Hauptes mit leicht gebeugtem Nacken eine würdige, Teilnahme erweckende Geſtalt, der Kommandant von Wolgaſt, und ſpricht offenbar die Unterwerfung aus. Sein Pferd ſteht feſt auf allen vier Hufen; Roß und Reiternehmen ſich zuſammen. Im Widerſpruche zu dieſem Auftritt ſteht es, daß die drei ſichtbaren Geſchütze der Batterie in Tätigkeit dargeſtellt ſind: eine maleriſche Zeitwidrigkeit. — Wie den Fehrbelliner Teppich rahmen auch den Wolgaſter prachtvolle Waffenſtücke ein.

Die Wegnahme von Wolgaſt ſicherte im Verein mit der von Uſedom und Wollin den Abſchluß der Odermündungen und bereitete dadurch die Eroberung von Stettin vor. Es war übrigens während des Zuſammenwirkens mit dem kaiſerlichen Feldmarſchall zu manchen Reibereien gekommen, ſo daß Derfflinger einmal vor Verdruß erkrankte, und als es ſich nun um das Beziehen der Winterquartiere handelte, wuchſen die Streitigkeiten ins Große. Der Kaiſer wies nämlich dem brandenburgiſchen Heere für den Winter das ganz ausgeſogene Vorpommern an; der Große Kurfürſt aber ließ ſich das doch nicht gefallen und ſetzte es durch, daß ſeine Truppen, abgeſehen von 1200 Pferden, mit denen der Prinz von Homburg die Belagerung Wismars deckte, in der Priegnitz, in Anhalt, im Magdeburgiſchen und in einem Teile der ſächſiſchen Fürſtentümer verpflegt wurden, wo ſie ſich erholen konnten. Friedrich Wilhelm ſelbſt ging nach Berlin.

König Karl XI. von Schweden, der bisher nur dem Namen nach, d. h. unter Vormundſchaft, regiert hatte, war mündig und am 28. September gekrönt worden. Er entwickelte ſofort eine mannhafte Tätigkeit, mußte aber bald erkennen, daß die Zuſtände ſeines Reiches arg zerrüttet waren. Die Hoffnung, das Unglück, welches das Landheer erlitten hatte, durch die Flotte wett zu machen, erwies ſich als trügeriſch; es ſtellte ſich heraus,

daß sie verkommen und nicht seetüchtig war. Aber in Pommern zeigte sich eine kräftigere Haltung der Führer, die offenbar dem Einflusse des tüchtigen Königs zuzuschreiben war und auch darin begründet sein mochte, daß der Oberbefehl von dem schwer kranken Feldherrn Wrangel an den Grafen Königsmark übergegangen war. Schon im Dezember drangen die Schweden auf Usedom und Wollin vor und bemühten sich, Wolgast wieder zu gewinnen. General Mardefeld zog mit 36 Kanonen und 4 Mörsern vor das Schloß und unterwarf es einem artilleristischen Angriff. Bald waren alle brandenburgischen Geschütze demontiert; doch obgleich die Peene zugefroren war, wies der wackere Kommandant den Sturm ab. Nicht in der Lage, den Übergang über den zugefrorenen Strom zu hindern, benutzte doch auch er die Kälte, indem er die Wälle so lange mit Wasser begießen ließ, bis sie spiegelglatt und daher kaum ersteiglich waren. Dem ehemaligen Kommandanten Blix gelang es dennoch, hinauf zu kommen; aber er fiel unter den brandenburgischen Spießen wie der Oberst Oxenstierna und vier Hauptleute, von denen einer Mardefelds Sohn war. So gut schlugen dem tapferen Hallard seine Entschlossenheit und Findigkeit an. Um den Platz zu entsetzen und neu mit Lebensmitteln auszustatten, setzte sich Derfflinger in Mecklenburg an die Spitze der dort aus dem Bereiche zwischen Elbe und Oder vereinigten Reiterregimenter und erreichte Wolgast über die gefrorenen Sumpfniederungen an der mecklenburgisch-pommerschen Grenze. Sein Entsatzunternehmen hatte Erfolg. Er wollte dann gleich weiter über das Eis nach Rügen reiten; aber eintretendes Tauwetter vereitelte seine Absicht, und so gingen die Truppen in die Winterquartiere zurück.

Große Sorge bereitete dem Kurfürsten der Stand seiner Geldmittel. Ungeachtet seiner Vorstellungen am kaiserlichen Hofe blieb es dabei, daß er seine 40 Regimenter, welche monatlich 200 000 Tlr. verbrauchten, aus eigener Tasche erhielt; denn die Beiträge der Generalstaaten liefen äußerst unregelmäßig ein. Seine Güter waren bereits verpfändet, seine Länder mit Steuern überlastet und

durch den Krieg hart mitgenommen. Dennoch verlor er den Mut nicht und behielt die Hoffnung fest im Auge, sich durch die Erwerbung Pommerns dereinst voll zu entschädigen. — Aber der Feldzug von 1676 stellte das Übergewicht Frankreichs wieder her.

Er wurde im April an der oberen Schelde eröffnet. Im Sommer lagen die Verbündeten, zu welchen die Tuppen des Bischofs von Osnabrück und vier brandenburgische Regimenter unter dem Grafen von Waldeck gestoßen waren, vor Mastricht, ohne seiner Herr werden zu können. Waldeck sollte die Belagerung gegen den Marschall Schomberg decken; er vermochte das aber nicht; denn seine Kräfte waren ganz unzulänglich, und so mußte auf sein Dringen die Belagerung aufgehoben werden. Gleichzeitig erfocht die französische Flotte in den sizilischen Gewässern einen großen Sieg über die vereinigte holländisch-spanische Seemacht unter dem Admiral de Ruyter, wobei dieser Held fiel. — Am Rheine stand an der Spitze des kaiserlichen Heeres Herzog Karl von Lothringen dem Marschall Herzog von Luxemburg gegenüber. Der Feldzug, der sich vorzugsweise um Philippsburg drehte, begann nicht ungünstig; aber die Einnahme dieser Festung blieb am Rhein leider der einzige Erfolg der Verbündeten. Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze jedoch blieb ihnen das Glück getreu. Dänemark ging auch entschlossener vor als im vergangenen Jahre. Schon im April wagte ein Teil seiner Flotte den Versuch, Rügen zu nehmen, und als dieser nicht gelang, einen glücklicheren gegen Wisby, nach dessen Eroberung sich Gotland unterwarf. Im Mai erschienen die Schweden wieder vor Wolgast und lieferten dem großen Kurfürsten, als er zum Entsatze heranzog, ein Gefecht bei Triebsees, zogen sich dann aber nach Stralsund zurück und behielten nur Peenemünde auf Usedom besetzt; doch ergab sich der Platz nach kurzer Beschießung dem Kurfürsten. Nun zog dieser mit seinem Heere und dem kleinen, nur noch etwa 3000 Mann zählenden kaiserlichen Hilfskorps vor Anklam, um diesen festen und wichtigen Übergangspunkt an der Peene zu gewinnen.

Während die Brandenburger die Belagerung von Anklam einleiteten, kämpften am 11. Juni 49 holländische, dänische und brandenburgische Schiffe unter Tromps und Niels Juels Befehl zwischen Bornholm und Möen gegen 55 schwedische Fahrzeuge, zerstreuten, ja vernichteten sie zum Teil und brachten dadurch das dänische Heer in die Lage, nach Schonen überzugehen und Schweden außerdem durch den Vormarsch von Norwegen nach Bohuslehen anzugreifen. Hier trat ihnen König Karl entschlossen entgegen; doch kam der Spätherbst heran, bevor sein Heer soweit in stand gesetzt war, um den Kampf mit den Dänen ernstlich aufzunehmen.

Die Belagerung von Anklam kostete dem Kurfürsten sechs Wochen und viel Menschen, die namentlich Krankheiten erlagen. Nach der Einnahme des Platzes wandte sich ein Teil der Brandenburger mit den kaiserlichen, lüneburgischen und münsterschen Truppen zur Belagerung von Demmin und brachten die Stadt Ende Oktober nach heftiger Beschießung zur Übergabe. — Der Kurfürst selbst aber brach mit dem anderen Teile seines Heeres nach Stettin auf und gewann unterwegs das Schloß Löcknitz zurück, dessen Verlust im vorigen Jahre ihn mit solchem Zorn erfüllt hatte.

Die schwere Niederlage der schwedischen Flotte gestattete es jetzt, daß Stettin auch zu Wasser vom Verkehr mit Schweden abgeschnitten und angegriffen werden konnte. Im Haffe lagen 9 brandenburgische Schiffe; 10 flachgehende Kanonenbote griffen die Stadt vom Dammschen See her an, und schweres Geschütz, das von Berlin über Küstrin herangeschafft war, begann die Beschießung auf der Landseite. Doch gelang es nur, die Schweden aus der kleinen Stadt Damm zu vertreiben. Sogar die Anwendung von Feuerkugeln brachte die Bürgerschaft nicht dahin, die Treue gegen die schwedische Krone zu verleugnen; denn da diese alle ständischen Rechte sorgfältig achtete, der Kurfürst von Brandenburg dagegen in dem Rufe stand, sie durch straffe persönliche Regierung überall beseitigen zu

wollen, so hatten die Stettiner gar keine Lust, unter sein Scepter zu kommen. Die Bürgerschaft trat daher von Anfang an, zu kräftigstem Widerstande bereit, entschlossen unter die Waffen, und heldenmütig benahm sich auch die Besatzung. — Es blieb dem Kurfürsten nichts übrig, als die förmliche Belagerung ins Auge zu fassen, für welche es jedoch in diesem Jahre schon zu spät geworden war. Man konnte nur die Berennung aufrecht erhalten und erbaute zu dem Ende einen Halbkreis einzelner Schanzen und sperrte das Fahrwasser der Oder durch versenkte Schiffe. Die Ortschaften der Umgebung wurden stark mit Truppen belegt, um die Versorgung mit Lebensmitteln zu hindern — Maßregeln, die sich in der Folge doch als unzureichend erwiesen. Sehr verstimmt kehrte der Kurfürst nach Berlin zurück, zumal sich wieder unerquickliche Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe ergaben, die die Unterbringung der Truppen betrafen und deren wiederholte Hin- und Herschiebung herbeiführten, so daß sie ihrer Winterquartiere nicht froh wurden. Ein schwerer Schlag für die Verbündeten war es endlich, daß noch am 13. Dezember das dänische Heer von dem viel schwächeren Könige Karl XI. in der mörderischen Schlacht bei Lund besiegt wurde.

Im Jahre 1677 schlug Frankreich schon im März los, und zwar zuerst mit voller Wucht gegen Spanien. Valenciennes, Cambray, St. Omer fielen rasch hintereinander, und diese Erfolge übten lähmende Wirkung auf die deutsche Rheinarmee aus. Der Kurfürst aber beschloß nun, seine ganze Kraft auf die Eroberung von Stettin zu verwenden, um bei einem etwaigen Friedensschlusse im Besitze zu sein.

Frankreich hatte den Feldzug so früh eröffnet, weil es im Vorjahre die Erfahrung gemacht hatte, daß derjenige, der sich während des Winters mit den Rüstungen beeile und zuerst im Felde erscheine, große Vorteile zu gewinnen im stande sei. Dies galt nun ganz sicherlich auch da, wo es sich um die Bezwingung einer großen Festung handelte, und darum bleibt es schwer ver-

ständlich, weshalb der Große Kurfürst gerade in diesem Jahre so sehr spät die kriegerische Tätigkeit begann. Es geschah erst Ende Juni. An der Beschaffung des Belagerungsmaterials konnte es nicht wohl liegen; für den ersten Bedarf hätten die Zeughäuser von Berlin und Küstrin gewiß allein ausgereicht. Denn aus jenem schiffte man 108 Kanonen und 37 Mörser, 15 000 Ztr. Pulver, 200 000 Kanonenkugeln, 10 000 Bomben und 800 Granaten ein, und aus Küstrin verstärkte man diesen Belagerungspark noch durch 72 Kanonen und 10 große Mörser, von denen einige 6—7 Ztr. schwere Bomben warfen. Überdies wurden noch in Minden und Lippstadt Geschütze und Belagerungsgerät für Stettin zusammengestellt, sodaß man die Gesamtzahl der Feuerschlünde auf 206 Kanonen und gegen 50 Mörser berechnete. Ein Teil davon war schon frühzeitig nach Schwedt und Garz geschafft oder vom Vorjahre her dort verblieben. Die Ausbildung von Büchsenmeistern und Artilleriehandlangern war eifrig betrieben worden; der Kurfürst hatte tüchtige Kriegsbaumeister in Frankreich und Holland geworben; doch waren sein führender Ingenieur, der Generalquartiermeister-Leutnant Blesendorf ebensowohl wie der treffliche Artillerist Oberst Weiler, Deutsche, und zwar beide Berliner.

Die lose Einschließung Stettins, welche während des Winters aufrecht erhalten worden war, stellte sich als unzulänglich heraus. Die Schweden streiften, vereint mit den Bürgern, anfänglich schon in einem Kreise von 3 Meilen um die Stadt, leerten die Dörfer aus und vertrieben alle Einwohner. Dann wagten sie sich weiter und verheerten die ganze Gegend bis auf 6 Meilen im Umfange. Dies brachte den künftigen Belagerern nicht nur den Nachteil, das Land verödet und ernährungsunfähig vorzufinden, sondern auch den, daß die Einwohner der Stadt sich mit den Einschließungstruppen herumschlugen, manchen kleinen Vorteil errangen, Beute machten und sich so im kleinen Kriege übten und Lust an ihm gewannen. Das hob ihre Schlagfertigkeit und ihren Mut bedeutend und hat wesentlich

dazu beigetragen, den Widerſtand zu verſtärken und zu verlängern.

Infolge der vollſtändigen Ausbeutung des Landes ſah der Kurfürſt ſich genötigt, ein Magazin von ganz außerordentlichem Umfange anzulegen. Es geſchah zu Garz an der Oder, $3^1/_2$ Meile ſüdlich von Stettin. Bei dieſer Stadt verſammelte ſich auch die brandenburgiſche Armee, und hier nahm der Kurfürſt die Heerſchau ab. Er verfügte über 11 Regimenter zu Fuß, 4 Dragoner- und 9 Reiterregimenter; einige der letzteren wurden zur Deckung der Belagerung gegen Greifswald beſtimmt.

Stettin beſtand aus der Altſtadt auf dem hochgelegenen linken Oderufer und der Laſtadie in der Niederung zwiſchen Oder, Parnitz und Dunzig. Die obere Stadt war zunächſt von einer betürmten mittelalterlichen Mauer eingeſchloſſen; vor dieſer aber lag eine ganz moderne, nach niederländiſcher Art errichtete Erdbefeſtigung: ein ſtattlicher Hauptwall, dem nach außen ein Niederwall (Fauſſebraye) vorgelagert war. Im Süden ſchloß ſich dieſe Befeſtigung mit einem Halbbaſtion, der Heiligengeiſt Poſt*), an die Oder: dann folgte weſtwärts ein langer Zwiſchenwall (Curtine), vor deſſen Mitte ein Ravelin, die ſog. ‚Grüne Schanze‘ lag. Dieſe Südfront endete mit einem vollen Baſtion, dem Caggebolwerk. Hieran ſchloß ſich die Weſtfront, die ein Mittelbaſtion, das Königsbolwerk, hatte und an der Nordweſtecke der Stadt mit einem kleinen Baſtion endete, welches man das ‚hohe Rondeel‘ nannte. Vor der Curtine zwiſchen Cagge- und Königsbolwerk lag ein kleines Ravelin. Beim hohen Rondeel begann die Nordfront, die durch das Mühlenbolwerk, das Petersbolwerk und das Leggebolwerk in ſehr kurze Zwiſchenwälle gegliedert war und ſich wieder mit einem halben Baſtion, dem ſog. ‚Brettſpiel‘, an die Oder anſchloß, die gewiſſermaßen der oberen Stadt Oſtfront bildete. Vor dem Mühlentore lag ein niederes

*) d. h. Heiden Baſtion.

Hornwerk. Der Festungsgraben war nur in den der Oder nahe gelegenen Teilen naß, überall jedoch durch starke Palisadenzäune bewehrt, die teils auf den Rändern des Grabens, teils auf seiner Sohle standen — und aus der Entfernung nicht von Geschützfeuer zerstört werden konnten. Überdies bestrichen die Werke, namentlich die Raveline, den Graben, und demselben Zwecke dienten auch einige kleinere Schanzen und Blockhäuser, wie das insbesondere von einem hinter der Grünen Schanze gelegenen, an den Niederwall angehängten Werke, dem sog. ‚Knapkäse' galt. Über der Außenschärpe (Contre-Escarpe) lief ein gedeckter Weg mit guten Waffenplätzen hinter der Vorböschung (Glacis) hin und war durch Blockhäuser und Palisaden verstärkt. Die Verbindung mit dem Hauptwalle sicherten vier Tore und mehrere Ausfallpforten. Auf die Höhe südwestlich der Stadt war, etwa 1000 m weit, eine noch von Gustav Adolf gebaute kleine Sternschanze vorgeschoben.

Zwei Holzbrücken verbanden die Oberstadt mit der Lastadie, deren Befestigung nur unbedeutende Wälle bildeten, die aber kaum einer solchen bedurfte, da sie vollständig von Sumpf und Wasser umgeben war. Vor der über die Parnitz führenden Brücke lag ein kleines Werk, welches den Steindamm beherrschte, der durch die Niederung zum Städtchen Damm führte. Hie und da erhoben sich aus den Wiesen kleine Schanzen, um diese, die zur Ernährung des Viehs notwendig waren, zu schützen. Auch die Stellen, wo der Steindamm die kleine und die große Reglitz, zwei Oderarme, überschritt, waren durch Befestigungen: das sogenannte ‚Blockhaus' und die ‚Zollschanze', gesichert. Die Mündungen in den Dammschen See beherrschte ein Rümmel (Redoute) auf der kleinen Insel Göskenbrink. Überdies lagen auf den Oderarmen bewaffnete Fahrzeuge, die hinter Balkensperren zurückgezogen werden konnten.

Die Befestigung war gut, für die Besatzung aber eigentlich zu groß; denn die Feuerlinie des Hauptwalls allein der oberen Stadt war 3000 m lang; die Verteidiger aber bestanden aus

nur 3000 königlichen Soldaten und ebensovielen kampffähigen Bürgern und Bauern. Befehlshaber war der überaus tatkräftige Generalleutnant von Wulffen.

Als die brandenburgische Vorhut herankam, zogen die stettinischen Vortruppen sich bis hinter die Sternschanze zurück, an die sich noch alte, wenn auch verfallene Erdlinien anschlossen.

Die kurfürstliche Hauptmacht schlug vorläufig ein Lager bei Güstow, $^3/_4$ Meilen von der Stadt auf dem linken Talrande der Oder. Es galt zunächst, den Machtbereich Stettins in der Stromniederung einzuschränken. Der dahin gerichtete Versuch, den schon im Mai ein brandenburgisches Geschwader im Dammschen See gemacht hatte, war erfolglos geblieben; jetzt wurde unter dem Schutze einer Batterie bei Güstow eine Brücke über die beiden Oderarme oberhalb der Stadt geschlagen, und eine starke Abteilung ging durch den buschigen Sumpf bis zu dem nach Damm führenden Steindamme vor und errichtete zwischen der Zollschanze und dem Blockhause, nicht ohne verlustvollen Kampf, ein kleines Werk, von dem aus das Blockhaus zerstört und die Zollschanze so bedrängt wurde, daß die Schweden sie verließen. Auch die Besatzung des Göskenbrink zog sich nach der Stadt zurück. Nun war die Abschließung des rechten Ufers nicht mehr schwierig, und Oberst Schöning wurde beauftragt, von dieser Seite den förmlichen Angriff zu eröffnen. Um diesen mit dem auf dem linken Ufer beabsichtigten Hauptangriffe zu verbinden, wurde mit ungeheurer Mühe ein Knüppeldamm angelegt, für den nicht weniger als 80 Schock Bäume verbraucht wurden. Diese vorbereitenden Arbeiten kosteten einen vollen Monat.

Mitte Juli schob man das brandenburgische Hauptlager auf die Höhen von Pommerenzdorf und Scheune vor, um von hier aus den Hauptangriff gegen das Halbbolwerk zum Heiligen Geist und das benachbarte Ravelin, die sogenannte ‚Grüne Schanze' einzuleiten, und da gleichzeitig etwa 4000 Mann lüneburgischer Hilfstruppen eintrafen, so wurden diese nebst zwei

märkiſchen Regimentern beſtimmt, unter Führung des Herzogs von Holſtein einen Nebenangriff auf die Nordſeite Stettins von Grabow aus zu unternehmen, gegen das Leggebolwerk vorzugehen und ſich mit dem Schöningſchen Angriffe durch Brücken und Schanzen in Verbindung zu ſetzen. Es war der Sitte der Zeit gemäß, verbündeten Truppen einen beſonderen Angriff zuzuweiſen; aber es führte doch zu bedenklicher Zerſplitterung. Faſt der ganze Reſt des Juli ging mit der Einrichtung des Lagers und der Erbauung eines Dammes durch die Oderwieſen hin, der lediglich dazu diente, das auf dem Strome angelangte Geſchütz und Belagerungszeug auszuſchiffen. Das Lager war durch eine Bodenwelle gegen das Feuer von Stettin gedeckt und glich zum Teil einer kleinen Stadt mit beſonderen Häuſern für den Kurfürſten und die Kurfürſtin, den Kurprinzen, den Marſchall Derfflinger, den Prinzen von Homburg, die Fürſten von Anhalt und Curland, für die Generale Schwerin, Götz, Lehndorf und Gieſen, für die Geſandten von Dänemark, Holland, Lüneburg und Polen. Die Deputierten von Danzig hatten ein prachtvolles Wohn- und ein geräumiges Speiſezelt. Beſondere Häuſer waren den Hofämtern, andere einigen Oberſten zugewieſen; es mangelte weder an einer Apotheke noch an einer Hauptpoſt; ſogar für ein ‚Kammer-Jungfernhaus‘ und eine kurfürſtliche Speiſe- und Silberkammer wie auch Weinkeller war geſorgt.

Am 22. Juli lief die Nachricht von der Vernichtung der ſchwediſchen Flotte durch den Admiral Niels Juel in der Kjöger Bucht ein und wurde vom Kurfürſten mit großer Freude begrüßt. Noch abends 11 Uhr ließ er rings um die Stadt aus 78 Stücken und aus 169 Stücken ſeiner Schiffe dreimal Viktoria ſchießen. Die Stettiner wollten mit 4 Kanonen antworten: „auß Dumheit der Conſtabel aber wurden nur 3 gelöſet, welches einigen in der Stadt ein ſchlecht Omen zu ſeyn beduncke.“

Am 24. Juli nahmen die Belagerer die Sternſchanze fort und erbauten rechts und links von ihr zwei rechteckige Schanzen zur Aufnahme von Rückhaltstruppen. Dann trieben die branden-

burgiſchen Fregatten die weit ſtärkere ſtettiniſche Flotte unter die Mauern ihrer Stadt. Tags darauf befahl Derfflinger endlich die Eröffnung der Laufgräben gegen die Südfront. Dieſe eingeſchnittenen Annäherungswege wurden noch ganz unregelmäßig, nicht einmal genau auf der Hauptachſe der angegriffenen Werke vorgeführt und durch viereckige Schanzen gedeckt, die zugleich als Geſchützaufſtellungen und zur Aufnahme von Truppen dienten. Es iſt klar, daß bei einer ſolchen Anordnung die Laufgrabenwachen, ſobald die Gräben näher gegen die Feſtung vorgeführt wurden, nur mangelhaft geſchützt waren; denn der Gegenausfall des Fußvolks aus den engen Ausgängen der Redouten brauchte unverhältnismäßig viel Zeit, und das Geſchütz der Redouten war oft durch die eigenen Arbeiten geblendet. Zudem hatten dieſe Schanzen den Nachteil, daß das feindliche Wurfgeſchütz nicht bloß auf die eng zuſammengereihten Feuerſchlünde, ſondern auch auf die mit eingepferchte Beſatzung ſehr nachteilig wirken mußte.

Ausgangspunkt und Schwerpunkt des Artillerie-Angriffs bildete nach alter Sitte eine mächtige Demontierbatterie, die „Schanz“ der Deutſchen, die „batterie royale“ der Franzoſen. Dieſe vor Stettin kurzweg als „die große Batterie“ bezeichnete Aufſtellung wurde ungefähr 900 m vom äußeren Grabenrande errichtet, und Hand in Hand mit ihrer Erbauung ging die Anlage von zwei großen Keſſeln für Mörſer und ferner diejenige einer großartigen Rückumwallung (Cirkumvallation), um den koſtbaren Schatz an Geſchützen auch gegen jeden Zufall von außen her zu ſichern. Dieſe Umwallung, bei der man ſich vielleicht der Reſte altſchwediſcher Werke bedient hat, beſtand aus 3 Fronten mit 4 Baſtionen und 3 Ravelinen, ſo daß geradezu eine neue kleine Feſtung zwiſchen der Sternſchanze und der Stadtbefeſtigung entſtand. Damit aber noch nicht genug! Vielmehr ging auch noch ein mit Redouten verſtärkter leichter Wall um alle Angriffsarbeiten auf dem linken Oderufer herum, der jene kleine Feſtung umſchloß. Verfolgt man ſeinen Zug, ſo ergibt ſich als deſſen ſüdlicher Ausgangspunkt eine dicht am

Strome errichtete Batterie, von der aus das Halbbastion Heiligengeist-Post beschossen wurde. Auf dem Raume zwischen diesem Geschützstande und der Sternschanze lagen noch zwei Redouten, von denen die eine ziemlich groß war*), während die im weiteren Zuge vorkommenden 6 Schanzen sämtlich als klein bezeichnet werden müssen. Der Wall verlief sich endlich am Rande des Steilufers gegenüber dem Brettspiel. Angesichts so ungemein umfangreicher Arbeiten erinnert man sich einer Bemerkung des Generals von Gansauge, welcher sagt**): „Da, wo die Brandenburger in regelmäßig durchgeführten Belagerungen, sei es im Angriff, sei es bei der Verteidigung, auftraten, erscheinen sie ebensowenig erfinderisch als im Festungsbau. Die wichtigste Unternehmung der Art und welche der Kurfürst selbst leitete, war die Belagerung von Stettin. Hier sowie 1676 vor Anklam und 1686 vor Ofen erbauten die Brandenburger mehr oder weniger vollständige Circum- und Contra-Vallationslinien. Diese waren, seit im 16. Jahrhundert das Studium des klassischen Altertums in Gang gekommen, nach dessen Vorbild wieder gebräuchlich. Man ging hierbei von der in defensivem Geiste gedachten Idee einer Aushungerungsblockade aus."

Alle diese Anlagen: Lagerbauten, Rückwälle, große Batterie und Laufgräben, entstanden natürlich nicht auf einen Schlag, sondern nach und nach; aber ihre gleichzeitige Inangriffnahme bedingte doch einen Aufwand von Kraft und Zeit, der mit dem erreichten Zwecke kaum im richtigen Verhältnisse stand, zumal an eine ernste Bedrohung der Belagerung durch die noch in Vorpommern, d. h. in Greifswald und Stralsund, stehenden Schweden nicht zu denken war und gegen kleinere Beunruhigungen die nach der Peene hin vorgeschobene Reiterei genügende Sicherheit bot. — Ein am 2. August gegen die

*) Es ist das die eine der vorhin erwähnten Rückhaltsschanzen; die andere blieb außerhalb der Cirkumvallation.

**) Das brandenburgisch-preußische Kriegswesen um die Jahre 1440, 1640 und 1740. (Berlin 1839.)

Arbeiten unternommener Ausfall wurde nachdrücklich zurückgewiesen.

In der Nacht zum 4. Auguſt näherten ſich die Laufgräben des Kurfürſten dem Grabenrande bis auf 150 Schritt, und nun ward hier auf der Südſeite der Bau von vier neuen Batterien angefangen. Am folgenden Tage begann die Beſchießung der Stadt und des Hafens. Sie wurde von allen drei Angriffen gemeinſam durchgeführt und währte, allmählich geſteigert und kaum unterbrochen, vier Tage lang. An vielen Orten zündeten die Granaten und glühenden Kugeln; bald lagen die meiſten Schiffe unter Waſſer; bald ſtanden die Marienkirche und der Petriturm in Flammen, und noch bevor dieſe ausgebrannt waren, wurde auch die Jakobikirche vom Feuer ergriffen. Bei dieſer Beſchießung kamen der Bürgermeiſter und der Oberſt von der Nott um; aber die Bürgerſchaft blieb tätig und umſichtig im Löſchen und ungebeugt. — Am 8. Auguſt ließ Friedrich Wilhelm die Stadt aufs neue auffordern und den Belagerten ſagen: er ſtelle ihnen frei, durch Abgeordnete ſein Geſchütz in Augenſchein zu nehmen, um ſich zu überzeugen, daß noch nicht die Hälfte davon gebraucht worden ſei. Sie erwiderten: die kurfürſtliche Artillerie zu beſehen hätten ſie nicht nötig; aber man könne ſich von ihnen auf eine redliche Verteidigung gefaßt machen; ſie wollten ihrem Könige Wälle und Mauern erhalten. Worte echt pommerſcher Treue! Übrigens hatte ſich die Glaubenswut der ſtrengen Lutheraner an dem Brande ihrer Kirchen aufs neue entzündet; man glaubte allerhand Zeichen am Himmel und auf Erden wahrzunehmen; ja ſogar eine Prophetin ſtand auf, Maria Lange, die auf Straßen und Plätzen Buße predigte, zu mutiger Gegenwehr aufforderte und Rettung aus aller Not verkündete. In einer ihrer Weisſagungen, die ſie ſelbſt am 9. Auguſt gedruckt verteilte, ſagt ſie: „Auch deuchte mich, wie ich auf dem Wall ging, da ſah ich unzählig viele Gänſe mit feurigen Mäulern ganz zornig haufenweis auf mich zuſteigen. Ich aber winkte ihnen mit der Hand, worauf ſie mit Macht und ſehr geſchwind,

auch mit vielen blutigen Köpfen wieder zurückeilten. Dieſes bedeutet, daß der Feind hart anſetzen möchte; er wird aber, wenn wir uns zu Gott bekehren und ihn herzlich darum anrufen, auch mit Fleiß auf dem Walle dabei her ſein, mit großem Verluſte zurückgeſchlagen werden. Denn mir deuchte, wie die Gänſe mit Menſchenſtimmen redeten und ſich höchlich verwunderten, daß ſie mit ihrer großen Macht nichts gewinnen könnten.“ *) Die letztere Bemerkung war wohl auch aus der Seele manches brandenburgiſchen Offiziers heraus geweisſagt, der gemeint hatte, daß man einer ſolchen Beſchießung nicht zu widerſtehen vermöchte. Der Große Kurfürſt ſcheint doch anders gedacht zu haben, ſonſt hätte er ſein Lager nicht ſo gründlich erbauen und für den Winteraufenthalt herrichten, auch die großen Rückwallſchanzen kaum erbauen laſſen.

Die erregte Stimmung der Stettiner machte ſich in der Nacht zum 9. Auguſt in einem erfolgloſen Ausfalle Luft. Ebendamals gelang es, den Laufgraben an einer Stelle bis auf 60 Schritt an den Grabenrand vorzuſchieben. Auch in den nächſten Tagen erfolgten noch Ausfälle; am 12. Auguſt aber ward die Verſchanzung an der Spitze der Laufgräben fertig und erſchwerte damit weitere Ausfälle gegen ſie bedeutend. Zugleich wurden große Stücke und Feuermörſel auf die Batterien geführt und die Güſtower Schiffbrücke ſtromabwärts gefahren und bei Pommerenzdorf wieder eingebaut, um eine kürzere Verbindung zwiſchen dem Hauptangriff und dem in der Niederung herzuſtellen; denn eben gegen dieſen richteten ſich jetzt neue Ausfälle der Stettiner.

Am 19. Auguſt war die große Batterie fertig, und man ſchickte ſich an, ſie zu bewaffnen: 120 Stücke und Mörſer ſollten in ihr aufgepflanzt werden; doch ging das wegen ſtarken Regenwetters nur langſam. Die übrigen Batterien ſpielten um ſo heftiger, ſo daß manchen Tag 1400 Geſchoſſe in die Stadt fielen.

*) Die ganze Prophezeiung findet ſich abgedruckt in Heinels Geſchichte des preußiſchen Staates.

Zur Verbindung der Laufgräben wurde ein Netz von Gängen eingeschnitten, das bis zu einem gewissen Grade sich dem Begriffe der ebendamals durch Vauban eingeführten Parallelen näherte, ohne ihn jedoch wirklich darzustellen. Sie waren in ihrer Systemlosigkeit nicht geeignet, um von ihnen aus die in den Laufgräben gelegenen Redouten-Batterien gegen Ausfälle wirksam zu unterstützen; die Redouten selbst aber waren der Bestreichung von zwei Seiten her ausgesetzt und boten, wie schon erwähnt, dem feindlichen Wurffeuer willkommene und nur allzu ergiebige Ziele. „Wir greifen auf Französisch an und werden auf Schwedisch geschlagen!“ so meinten die Nörgler, und am 27. August schrieb ein lüneburgischer Hauptmann: „Mit dieser Belagerung sieht es noch ziemlich mißlich aus; verstehen sich die Schweden nicht zu einem Akkord, so werden sie durch Gewalt nicht leicht herauszubringen sein. Wir sind mit unseren Trancheen bis 150 Schritt an die Contreescarpe vorgerückt; aber von jetzt an wird es heiß hergehen. Die Belagerten haben sich bisher nur sehr mäßig gewehrt; aber nun fangen sie an, ganz abscheulich mit Steinen zu werfen, wodurch wir viele Leute verlieren. Es fehlt in der Festung nicht an Proviant, und dabei ist großer Eifer da, die Stadt zu verteidigen.“

Der Kurfürst war unermüdlich tätig; er ging in jede Batterie und näherte sich in seinem Eifer dem Gegner bis auf Musketenschußweite. „Eines Tages“ (27. Juli), berichtet Herr von Buch, „flog eine Kugel so dicht am Kopf des Kurfürsten vorüber, daß er sich, was sonst wohl nie geschah, bückte; aber der Luftdruck riß ihm den Hut vom Kopfe.“ Auch die Kurfürstin begleitete ihren Gemahl zuweilen in die Laufgräben, und als dieser, der wiederum rücksichtslos der Gefahr entgegentrat, von der Fürstin gebeten wurde sich mehr zurückzuhalten, erwiderte er stolz: „Wann dann du jemals gehört, daß ein Kurfürst von Brandenburg erschossen worden sei?“

Vom 29. August bis zum 10. September fand wieder eine [illegible] Beschießung statt. Hundertzehn Kanonen und 25

Mörſer ſpielten mit ſo großer Wirkung, daß ſchon nach drei Stunden die Wälle der Stadt ganz abgekämmt, die Scharten unbrauchbar und alle ſchwediſchen Geſchütze, die nicht rechtzeitig zurückgezogen worden, bis auf eines im Baſtion vor dem Mühlentore, kampfunfähig gemacht worden waren. Dies beſtärkte den Kommandanten in ſeinem klugen Vorhaben, ſeine Artillerie ſtets vor dem überlegenen Feuer zurückzuhalten, um dem Belagerer erſt dann mit allen Kräften entgegenzutreten, wenn er die Glacishöhe erreicht haben werde. Die erwähnte Geſchützmaſſe wurde von allen drei Angriffen in Tätigkeit geſetzt; auf der ſog. „großen Batterie“ ſtanden zu dieſer Zeit erſt 40 Stücke. Nach dem Diarium obsidionis warfen ſie außer den kalten auch glühende Kugeln, Granaten, Bomben, Stinktöpfe und Stinkſäcke und Kiſten mit Fußangeln in die Stadt. „Auch ſoll eine ſonderliche Art Pulver gebraucht worden ſein, wodurch ein ſo grauſames Donnern und Blitzen entſtand, als ſeit Menſchengedenken nicht gehört wurde.“ Die Schießkunſt ſcheint übrigens nicht auf beſonderer Höhe geſtanden zu haben; denn wenngleich berichtet wird, es habe ſich nichts auf den Wällen blicken laſſen können, ohne von den geſchickten Konſtabeln und Feuerſchützen, deren man eine große Anzahl beiſammen hatte, getroffen zu werden, ſo erfährt man andererſeits aus dem pommerſchen Kriegspoſtillon (1677), es ſei gar nicht ſelten vorgekommen, daß man über die ganze Stadt hinweg aus dem einen Lager in das andere geſchoſſen habe, wodurch viele Klagen hervorgerufen worden ſeien.

Die Nähe des Feindes und das ſtarke Gewehrfeuer von den Wällen zwang jetzt zur Anwendung der völligen Sappe, deren ſorgfältiger Bau natürlich viel Zeit koſtete. Indes erreichten die Brandenburger doch in der Nacht zum 1. September den Kamm des Glacis und richteten ſich demnächſt dort in einem Werke ein, das den gedeckten Weg beſtreichen und auch den Graben einſehen und beſchießen konnte. Wiederholt war das Vorſchreiten dieſer Arbeiten von kleineren Ausfällen beun-

ruhigt worden; am 6. September aber unternahmen die Stettiner bei hellem Tage mit 6 Schwadronen und 3 Bataillonen (1000 Mann) einen großartigen und sehr kräftigen Ausfall gegen die Lüneburger und warfen diese weit zurück. Erst die herbeieilende brandenburgische Reiterei stellte das Gefecht wieder her, jagte den Feind in die Stadt zurück und verfolgte ihn bis zum Grabenrande. Ein so kühnes und mutiges Unternehmen bewies, daß Kraft und Wille der Städter noch ungebrochen waren, und gereicht dem Kommandanten zu großer Ehre.

Seit dem 10. September begann der Minenkrieg, bei dem sich die Schweden den Angreifern im allgemeinen überlegen zeigten; das beste leisteten auf Seite der Verbündeten noch die Lüneburger mit ihren Klausthaler Bergleuten. Den Brandenburgern fehlte noch sehr viel an rechter Einsicht über die Wirkung des Pulvers, zumal bei dessen Verwendung in Minen.

Am 12. September stürmte Oberst von Schöning das zur Verteidigung der Lastadie angelegte Ravelin vor der Parnitzbrücke; die Besatzung verließ es und zündete die Brücke hinter sich an, worauf Schöning sich an diesem Posten, von dem aus die ganze Stadt beschossen werden konnte, gut verbaute.

An eben diesem Tage erschien der Admiral Tromp im kurfürstlichen Lager. Er hatte mit der niederländischen Flotte die Dänen unterstützt, so daß sie sich der Insel Rügen bemächtigen konnten. Jetzt kam er, um Truppen zur Besetzung der Insel zu erbitten. Der Kurfürst empfing ihn mit hohen Ehren, führte ihn in die Laufgräben und ließ aus den Batterien mit ganzen Salven schießen. Den Wunsch des Holländers vermochte er aber nicht zu erfüllen; denn sein Menschenverlust durch Gefecht und Krankheit war so groß, daß er selbst schon Ursache hatte, an Verstärkung zu denken.

In den nächsten Tagen war besonders auf der lüneburgischen Seite der Minenkrieg lebendig. Der Herzog von Holstein bemächtigte sich des Grabenrandes und verschanzte sich dort. Der Kampf ward hier heiß; in zwei Nächten wurden allein

1600 Handgranaten verbraucht. Überhaupt war der Verbrauch von Schießbedarf sehr groß. Eben um Mitte September berechnete man die Zahl der von den Belagerern verwendeten Geschosse auf 40 000 Kugeln, worunter viele von ganzen und Fünfviertel-Kartaunen, sowie auf über 20 000 Bomben und Granaten, einige zu 700 Pfund.

Der Kurfürst gab am 15. September den Stettinern genaue Kunde von der Eroberung Rügens durch die Dänen und ließ sie aufs neue zur Übergabe auffordern. Die Bürgerschaft antwortete: es sei ihnen ganz gleich, was in Rügen geschehe; sie hätten nur zu tun, was ehrlichen Leuten zustünde. Am 20. September kündigte Friedrich Wilhelm den Bürgern an, daß er nun gezwungen sei, die Stadt mit Sturm zu nehmen, doch gestatten wolle, Greise, Weiber und Kinder zuvor in Sicherheit zu bringen. Aber auch diesen wohlgemeinten Antrag wiesen die Stettiner zurück; stolz erklärten die Frauen, sie würden an ihrer Männer Seite fechten und fallen. Freilich hatten in der Versammlung des Stadtrates einige zaghafte Stimmen von Akkord und Übergabe gesprochen; allein sie waren durch die Gewerke und Bürgerkompagnien zum Schweigen gebracht worden. Diese hatten dem wackeren General von Wulffen erklärt, daß sie treu bei ihm aushalten würden, und aufs neue verband sich die Bürgerschaft durch einen Eid „bei einander zu leben und zu sterben, auf keinen Akkord einzugehen und sich auf Gott, nicht aber auf die Hoffnung eines Succurses zu verlassen." — Um den Belagerern zu zeigen, daß man in der Stadt noch immer besser lebe als im Lager, schoß man frühmorgens frische Semmeln zu ihnen hinüber. Diesen Gruß erwiderten die brandenburgischen Konstabler auf gleichem Wege durch Sendungen von Tabak, Zitronen und anderen Erfrischungen.

Der Minenkrieg wurde nun wieder aufgenommen; bei ihm fiel der Generalquartiermeister-Leutnant Blesendorf einer Musketenkugel zum Opfer. Am 23. September standen als erste die Lüneburger mit der Sappe auf dem Stadtgraben und schnitten

ſich folgenden Tages ſchon in den Wall ein. Am 27. fingen auch die Brandenburger an, in den Graben hinabzuſteigen. Man kam aber langſam von der Stelle; denn jetzt bediente ſich Wulffen aufs kräftigſte ſeiner einſichtsvoll geſparten Geſchütze und noch mehr des überaus wirkungsvollen Kleingewehrfeuers. „Bei allen dieſen Attacken und Renkontres“, ſagt der „Andere Pommerſche Kriegspoſtillon“ (1678), „wurde von beiden Seiten unglaublich geſchoſſen, ſodaß es ein fortwährendes Feuer geweſen und man nichts anderes als Salven aus Stücken und Musketen gehört, und es iſt gewiß, daß in langer Zeit in keiner Belagerung von beiden Seiten größere Arbeit mit Miniren und Schießen getan worden als vor dieſem Orte.“

Um auf brandenburgiſcher Seite den Grabenübergang und die Wallerſteigung zu ermöglichen, galt es, zwei kleine Werke zwiſchen der Grünen Schanze und der Oder zu erobern, die den Graben wirkſam beſtrichen. Zu dem Ende wurde der trennende naſſe Graben durch Abſprengung des Ufers und Erdauffüllungen zugeſchüttet, und dann ſtürmte man die kleinen Werke. Nun vermochte der Feind den Graben vor der Grünen Schanze nur noch vom hohen offenen Wall herab aus größerer Entfernung unter Feuer zu halten, und am 16. Oktober traf man Anſtalt, über den kleinen Waſſergraben vor dem halben Heiligengeiſt-Bolwerk eine Brücke zu ſchlagen. Das erwies ſich jedoch als unausführbar im feindlichen Feuer, und nun wurde unter den Augen des Kurfürſten der Graben mit Faſchinen ausgefüllt und ein Damm darüber geſchüttet. Jetzt ließ der Kurfürſt die Stirnſeite des Halbbolwerks ſtürmen, nahm ſie, grub ſich auf ihr ein und ſetzte den Minierer an, um das übrige zu zerſtören.

Um dieſe Zeit trafen, ſehr erwünſcht, einige Verſtärkungen von Rügen her ein: kroatiſche und heſſiſche Fähnlein, die in däniſchem Solde ſtanden, freilich in geringer Zahl.

Am 24. Oktober zündete man die Mine im halben Bolwerke; allein ſie wirkte rückwärts und tötete und verwundete 1 Offizier und 30 Mann. Trotzdem nahmen die Brandenburger

das Halbbaſtion, ſahen ſich aber ſofort einem ſtarken neugebauten Abſchnittwalle gegenüber, der nun abermals zu bekämpfen war. Ebenſo erging es den Lüneburgern, als ſie endlich die Spitze des von ihnen angegriffenen Leggelbolwerks erobert hatten. Sie hatten hier am 1. November eine Mine von 30 Tonnen geſprengt; aber das Krönen des Trichters hinderten 200 Feinde, welche ſehr geſchwind aus dem neuen Abſchnitte vorbrachen und den Trichter beſetzten.

Der anfangs November eingetretene Froſt erſchwerte die Sappenarbeiten und das Krönen der Minentrichter außerordentlich; die Truppen litten ſehr; und es iſt nicht zu verkennen, daß man dieſen Übeln entgangen wäre, wenn man die Belagerung bereits im April begonnen hätte. Die Luft trocknet im Frühjahr mehr als im Herbſte, und daher ſind einige Tage Regenwetter in ihren Wirkungen auf die Wege und Erdarbeiten im Frühling lange nicht ſo nachteilig als im Herbſt. Mühe und Gefahr der Sappenarbeit ſteigert ſich mit der Annäherung an die Feſtung jedesmal; ſie wachſen aber unverhältnismäßig infolge des Froſtes; denn nicht nur läßt ſich der Boden ſchwerer bewegen und behandeln, ſondern jede Granate und Kugel, die gefrorene Erdſtücke trifft, wirkt auf die in der Nähe ſtehenden Arbeiter wie Kartätſchen. Aus dieſen Gründen und wegen der eintretenden Herbſtkrankheiten wuchs der Menſchenverluſt beträchtlich; die Belagerungsabteilung des Herzogs von Holſtein war bereits auf eine Stärke von 2000 Mann herabgeſunken. — Unter ſolchen Umſtänden regten ſich manche Stimmen gegen die Weiterführung der Belagerung; der Kurfürſt aber erklärte, er werde ſich eher vor Stettin begraben laſſen als unverrichteter Sache davonziehen. — Auch der Mut der Stettiner war noch nicht gebrochen; denn er richtete ſich ſtets an der Anerkennung und den Verheißungen des Grafen Königsmark aufs neue auf. „Ich kann," ſchrieb ihnen dieſer am 16. Oktober aus Stralſund, „meine Herren und die ganze rechtſchaffene Bürgerſchaft verſichern, daß von ihrem löblichen Verhalten nunmehr ganz Europa voll iſt und ihr Ruhm

nicht nur durch öffentliche Zeitungen, sondern auch im Munde aller christlichen Potentaten und derer hohen Abgesandten zu Nimwegen, auch der Feinde selbsten mit hoher Approbation geführt wird.“ Er benachrichtigte sie, daß der König ihnen allen Schaden ersetzen, ihre Kirchen wieder aufbauen, ihnen Befreiung von allen Abgaben bewilligen werde, und daß zu ihrem Entsatz ein Heer aus Polen auf dem Marsche sei. Letzteres war freilich nicht richtig. — Übrigens sah es traurig aus in der Stadt. Durch keine Gasse konnte man mehr ungehindert gehen, weil die Giebel hineingestürzt waren. In allen Häusern waren kaum 10 bis 20 Stuben brauchbar; denn die Granaten hatten alles zerschmettert. Ein Pfund Brot galt 16, ein Pfund Speck 12, ein Pfund Fleisch 6 Groschen, eine Gans 3 Reichstaler, eine Mandel Eier 1 Taler und 8 Groschen. Am schlimmsten stand es um den Pulvervorrat; nur noch wenige Tonnen waren vorhanden, bei der endlichen Übergabe kaum noch fünf.

Endlich gelang es den Brandenburgern, sich der Grünen Schanze zu bemächtigen, und nunmehr wurden auf diesem beherrschenden Ravelin sofort Batterien erbaut, um die im Norden und Süden desselben errichteten großen und starken Abschnittswälle zu zerstören. An demselben Tage, dem 16. November, traf von Rügen auch noch ein dänisches Regiment zur Unterstützung des Kurfürsten ein. Man atmete auf im Lager. Mit Stolz wurden den fremden Gesandten die großartigen Belagerungsarbeiten gezeigt, und der Hof vergnügte sich auf einem Tanzfeste bei der Frau Kurfürstin. Vom 24. November an konnte man vom Heiligengeist-Halbbolwerk und von der Grünen Schanze aus den Geschützkampf gegen die Abschnitte aus nächster Nähe aufnehmen; doch immer hielt sich noch das hinter der Grünen Schanze gelegene schon erwähnte dreifach verpallisadierte gemauerte Blockhaus, der sogenannte ‚Knapkäse‘, bestrich den Graben und tat großen Schaden. Erst am Mittag des 6. Dezember wurde er erobert, nachdem sein Tor mit der Petarde

gesprengt war, und nunmehr sah der Minierer sich in den Stand gesetzt, ungestört gegen den Zwischenwall vorzugehen, hinter dem nur noch die alte Stadtmauer lag. Schleunigst wurden zwei Minen hergestellt und am 10. Dezember gesprengt. Es gelang vollkommen. Der Wallschutt füllte einen Teil des Grabens derart aus, daß er mit dem Walle eine Ebene bildete; beide Parteien kamen einander so nahe, daß man sich gegenseitig das Gewehr aus den Händen riß, und der Kurfürst konnte nun mit unzweifelhaftem Erfolge zum ‚Generalsturm' schreiten. „Weil aber der Kommandant, Herr General-Leutnant von Wulffen, den ungewissen Ausgang sothanen Sturms sonder Zweiffel erwogen und wegen allerhand Considerationen die extrema (d. h. die Plünderung der Stadt und die Niedermachung aller Bewaffneten) abzuwarten nicht vor rathsam erachtet, auch die Besatzung, die Vivres und das Pulver ganz abgenommen, hat er es für hohe Zeit gehalten, zum Accord zu schreiten. Welchen auf reputirliche Manier zu erhalten, der von Wulffen am 13. an den lüneburgischen General-Major Endten (seinen alten Kriegskameraden) geschrieben und ihn gebeten, daß er ihm einen raisonablen Accord verschaffen wolte, wobey er galamant beygefüget, daß er, General-Major Endte, diejenige Jungfer, so sich so lang bewahret, in die Arme eines Durchläuchtigsten Anwerbers offeriren möchte. Worauff ihm von ermeldetem Hn. General-Major geantwortet worden, daß es zwar etwas späth wäre; jedoch wolte er sein bestes thun, umb das Werck zum guten Ende zu befordern". Demzufolge wurden am Nachmittage des 24. Dezembers beiderseits Geiseln ausgewechselt. Auch fand sich der Bürgermeister Schwabenberg mit dem Syndikus und acht vornehmen Bürgern ein, um dem Kurfürsten eine Bittschrift zu überreichen und mit seinen Räten zu verhandeln. Sie empfahlen sich der Huld des Siegers als „Dero hiernächstige Unterthanen". Der Herr verwies sie darauf, daß die Städter an ihrem Unglück selbst schuld trügen, behielt sie dann aber zur Tafel da, gab ihnen tröstliche Zusicherungen, versprach, eine der

abgebrannten Kirchen wieder aufzubauen, und ließ sie in seinen Kutschen wieder zurückfahren. Zwei Tage darauf wurde der Accord abgeschlossen. Die schwedischen Nationaltruppen sollten mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel, vollem Gewehr und Sack und Pack nach Livland abziehen; die Deutschen im schwedischen Dienste aber, Offiziere wie Gemeine, hatten diesen, infolge der kaiserlichen Avokatorien zu verlassen. Beschädigte und Kranke sollten bis zur Genesung verpflegt werden. Dem General von Wulffen wurde gestattet, 2 Geschütze, die er selbst aussuchen sollte, mitzunehmen. In Religionssachen verpflichtete der Kurfürst sich, nichts zu ändern. Im ganzen waren es 24 Artikel. — Die tapfere Besatzung marschierte nun ab. Statt 3000 zählte sie nur noch 300 Mann. An Offizieren hatte sie 3 Obersten, 1 Oberstleutnant, 4 Majors, 40 Kapitäne und beinahe ebensoviele Fähnriche verloren. Etwas über 40 Verwundete blieben zurück, und unter einer Standarte rückten 9 Reiter, unter 21 Fahnen 250 Mann mit zwei halben Kartaunen aus. Der bisherige Kommandant erhielt Erlaubnis, für seine Person nach Stralsund zu gehen. Dafür zogen 3 kurfürstliche Regimenter in die Stadt und nahmen 100 Stück sehr schöner Geschütze in Empfang.

Der 27. Dezember brachte Einzug und Huldigung, beides, der Sitte der Zeit nach, mit größtmöglicher Pracht. Sogar die Schulpferde ließ der Kurfürst zu diesem Zwecke von Berlin kommen; denn bei allen damaligen Aufzügen galt die Vorführung schöner und kunstgeübter Rosse als der vornehmste und fürstlichste Luxus. Gegen 9 Uhr morgens nahte sich der Festzug. Die Kammerfouriere nebst aller anwesenden Kavallerie eröffneten ihn; dann folgten die Handpferde sämtlicher Offiziere und die Trabantengarde zu Roß mit Trompetern und Heerpaukern. Nun kamen die kurfürstlichen Stallmeister und Bereiter mit 24 herrlich aufgezäumten Handpferden ihres Herrn und der Zug der Pagen. Der Ober-Hofmarschall von Canitz und der Ober-Schenk von Grumbkow ritten den höchsten Würdenträgern

voraus, nämlich dem Kurprinzen, den Prinzen von Homburg, Holstein und Curland, und dieſe Herrſchaften bildeten wieder den Vortritt des Kurfürſten ſelbſt, den 24 Trabanten mit Partiſanen und 24 Lakaien rechts und links umgaben. Ihm folgten die Geſandten, der Feldmarſchall Derfflinger ſowie die Geheimräte und Hofbeamten. Nunmehr kamen die Kutſchen, zunächſt 18 ſechsſpännige, in deren erſter die Kurfürſtin ſaß. Dieſer Wagen war ganz vergoldet und wurde von 6 Iſabellpferden gezogen. Den zweiten Wagen zogen 6 gelbe Pferde; in ihm ſaßen die kurfürſtl. Prinzen Ludwig und Philipp Wilhelm nebſt dem Oberpräſidenten Frhrn. von Schwerin. Den Zug ſchloß eine Kompagnie Reiter vom Leibregiment. — Vor dem ſogen. Neuen Tore, alſo der Breſche zunächſt, ſtanden zwei Knaben in Trauerkleidern; der erſte überreichte einen ſilbernen Schlüſſel, der die Inſchrift trug „Accipe, Serva, Conserva“, der andere bot mit den Worten „Quod Deus Dat“ einen Fürſtenhut dar. Dann brachten ſechs vornehme, auch in Trauer gekleidete Jungfrauen dem Kurfürſten und ſeinem Sohne Kränze von Cypreſſen, Rosmarin und Myrten mit bezüglichen Inſchriften entgegen. Im Tore ſelbſt empfing den Sieger der Rat der Stadt. Der Syndikus hielt „eine kurtze aber wolgefaſſete Rede“. „Ew. Kurfſtl. Durchlaucht“, ſagte er, „kommen Bürgermeiſter und Rath anjetzo als ihrem nunmehrigen allergnädigſten Landesvater unterthänigſt entgegen und ſuchen in feſter Zuverſicht bei Denenſelben alles dasjenige, was ein todkrankes Kind bei ſeiner liebreichen Mutter, eine vom Habicht verfolgte Taube in ihren Felslöchern, ein Küchlein unter den Flügeln einer ſorgfältigen Gluckhenne zu ſuchen pflegt.“ Zugleich übergab er in einem ſchwarzſammeten mit Gold und Silber reichlich benähten Beutel den wirklichen Stadtſchlüſſel. Die Bürgerſchaft zog, aufs beſte geputzt, mit ihrem Gewehr kriegeriſch auf, eine Kompagnie auf dem Kohlmarkt, eine auf dem Roßmarkt, die dritte auf dem Schloßplatze. „Im Durchreiten durch die Stadt und Bürgerſchafft erzeigte ſich der Chur-Fürſt gantz freundlich, ſo derſelben

Gemüther mercklich änderte." Darauf verfügten ſich die Bürger nach Hauſe, legten ihr Gewehr ab, Bürgerkleid und Mantel aber an und wurden dann wieder von einem Marſchall auf den Schloßplatz geführt, wo der Kurfürſt inzwiſchen von zwölf vornehmen, köſtlich bekleideten Jungfrauen begrüßt worden war, die auf die gelegten Tapeten Grünes ſtreuten und dabei riefen: „Langes Leben unſerem Herrn, Sr. kurfl. Durchlaucht!" Jetzt zog männiglich in die Kirche, wo der Superintendent D. Fabritius die Huldigungspredigt hielt, für die ihm der Kurfürſt 100 Reichstaler zahlen ließ. Drauf tat der Oberpräſident von Schwerin den Vortrag an die Bürgerſchaft „mit ſonderbahrer gravitaet und Beredſamkeit und vermahnete ſie zu aller Treue zum Chur-Hauſe." Die Bürger ſprachen den Eid und ließen das Kurhaus leben, „welches dreymal mit großem Geſchrey geſchahe, und wurde darauf ein anſehnliches an güldenen und ſilbernen Gedächtnüß-Pfenningen unter das Volk außgeworffen." Der Kurfürſt ließ auf dem Schloſſe „gantz magnific tractiren", woran der Rat und 200 Bürger teilnahmen. Dabei wurde „dreymahl auß allen Canonen in der Stadt und von den Batterien im Lager Salve geſchoſſen, und die Trommeln, Paucken und Trompeten tapffer drunter geſpielet und geblaſen; auch war ein Theatrum auffgerichtet, auff welchem aus einem roth und ſchwartzen mit Tannen-Bäumlein beſteckten Adler roth und weißer Wein von Morgen bis Abend gelauffen." Die Menge der Zuſchauer war ſo groß, daß kein Raum mehr unter Dach zu kommen war. Abends begab der Kurfürſt ſich ins Lager und folgenden Tages nach Berlin zurück, wo er am Sylveſtertage in großer Herrlichkeit und unter gewaltigem Jubel durch ſechs Ehrenpforten einzog.

Der Wandteppich*) ‚Sedinum redactum' ſtellt die Belagerung Stettins auf ihrer letzten Entwicklungsſtufe dar. Wir befinden uns in der ſogen. „großen Batterie", deren Geſchütze

*) Vgl. die Reproduktion des Teppichs im Hohenzollern-Jahrbuch 1897.

auf dem Bilde freilich zumeiſt in Richtungen feuern, wie ſie die eignen Truppen und Kriegsbauten gefährden müßten; doch iſt ihre Einrichtung wie ihre Bedienung mit der größten Treue und Lebendigkeit wiedergegeben. Merkwürdigerweiſe iſt kein einziger Mörſer dargeſtellt, obgleich dieſe Waffe doch eine ſo große Rolle geſpielt hatte. Freilich lagen die bedeutendſten Keſſel rechts und links der großen Batterie. Auffällig ſind die ungeheuer langen Wiſcherſtangen. — Im rechten Vordergrunde ſteht der Große Kurfürſt, dicht hinter ihm der Kurprinz, an der Linken des Herrſchers wohl der Prinz von Homburg, welcher offenbar Vortrag hält. Vor dem Kurfürſten hebt ein Page oder junger Offizier einen ausgebreiteten Plan in beiden Händen empor, auf den ſich anſcheinend das Geſpräch der Fürſten bezieht. Der Herr hinter dem Kurfürſten, welcher mit hocherhobener Linken zu dem Büchſenmeiſter redet, der entblößten Hauptes ſich verneigend vor ihm ſteht, ſoll vermutlich Derfflinger ſein, obgleich er merkwürdig jung dafür ausſieht. Der den Plan haltende Jüngling blickt ſich etwas mißtrauiſch nach einem Pulverfaß um, das zwei Männer dicht an ihm vorüber rollen. Die linke Ecke des Vordergrundes nehmen Diener mit den Reitpferden des Kurfürſten und ſeines Sohnes ein; das des erſteren iſt, wie gewöhnlich, ein Schimmel.

Den Mittelgrund des Teppichs erfüllen Laufgräben und Batterien, die offenbar arg zuſammengeſchoben und ziemlich willkürlich angeordnet ſind. Die vorderen Geſchützſtände ſind ſo hoch dargeſtellt, daß ſie die hinteren völlig blenden müßten; das iſt natürlich zu dem Zwecke geſchehen, ſie deutlicher ſichtbar zu machen, wirkt aber befremdlich. Die letzte gewaltige Batterie unmittelbar vor der Stadt, etwas links von der Mitte, iſt die bereits von brandenburgiſchen Geſchützen beſetzte „Grüne Schanze“. Ihre Kanonen arbeiteten gegen die Abſchnitte, mußten alſo nicht ſo geradeaus feuern, wie es hier dargeſtellt iſt. Ein wenig weiter rechts ſieht man auf dem Halbbolwerke „Poſt zum heiligen Geiſt“ eben eine Mine auffliegen, eine kleine Zeitwidrigkeit, weil

zu der Frist, da die Grüne Schanze mit brandenburgischem Geschütz gekrönt war, an jener Stelle nicht mehr mit Minen gekämpft wurde, was vorher allerdings dort reichlich geschehen war. Neben dem Halbbolwerk erblickt man die Oder, die von einer Verpfählung durchschnitten ist, und die eine der zur Lastadie führenden Brücken. Den tiefsten Hintergrund links nimmt die Oberstadt Stettin ein; ihre Kirchtürme haben keine Helme mehr, weil sie abgebrannt sind.

So wenig das Gesamtbild auf planmäßige Genauigkeit Anspruch erheben kann, so sehr ist es doch geeignet, den damaligen Zustand zu vergegenwärtigen. Mit erstaunlicher Frische und Kraft sind die Gestalten und ihre Verrichtungen zur Anschauung gebracht. Man betrachte z. B. die äußerste Vordergrundsgruppe rechts, oder den Mann mit dem Munitionskarren in der Mitte, oder den, der die Lafette schwänzt; jede Bewegung ist treu dem Leben abgelauscht.

Der ganz köstlich gezeichnete Rahmen zeigt auf seiner linken Seite Wahrzeichen des Festungskrieges: Maßstäbe, Winkelmaße, Astrolabium, ein Bündel von Fluchtstäben, wie man sie zum Abstecken gebraucht, ein Maßbogen und dergl. Auch Schanzkorb, Spaten und Hacke fehlen nicht; ja sogar der Schubkarren ist sinnig mit einem Lorbeerzweige überwölbt.

5. Der Große Kurfürst auf Rügen und vor Stralsund 1678 und der Winterfeldzug in Preußen 1679.*)

Der Eroberung von Stettin durch den Großen Kurfürsten folgte leider ein schwerer Verlust unmittelbar auf dem Fuße.**) Während jener Belagerung hatten dänische und brandenburgische Truppen die Insel Rügen den Schweden abgerungen; nur die Neue Fährschanze war noch in deren Händen geblieben. Dieses Werk lag nahe der engsten Stelle des Strelasundes, 13 km südöstlich von Stralsund, war nach den Grundsätzen der älteren niederländischen Befestigungskunst als bastioniertes Viereck gut gebaut und konnte an 500 Mann aufnehmen. Durch seine Südwestbastei und einen ihr vorgelagerten Niederwall beherrschte sein Geschütz die Fahrt durch den Sund, und seine Einnahme war daher die unerläßliche Vorbedingung für jeden Angriff auf das schwedische Stralsund. Die Neue Fährschanze wurde von dem brandenburgischen Obersten v. Hülsen belagert, freilich mit ganz ungenügenden Mitteln und darum vergeblich.

Hülsen und der im übrigen Rügen befehligende dänische General v. Rumohr standen schlecht miteinander und verklagten sich gegenseitig bei ihren Landesherren. Der Kurfürst beauftragte den General Hallart mit der Hinüberschaffung von Verstärkungen

*) Aus dem „Hohenzollern-Jahrbuch" 1899.

**) Vgl. den vorangehenden Aufsatz.

nach Rügen. Der ſonſt ſo wackere Offizier aber erwies ſich hier als ſaumſelig, und bevor noch die Truppen in Peenemünde eingeſchifft waren, hatte der in Stralſund den günſtigen Augenblick erwartende ſchwediſche General Graf Königsmark den Strelaſund an ſeiner engſten Stelle, ſüdlich der Halbinſel Drigge, überſchritten, die hier jetzt vereinigten däniſchen und brandenburgiſchen Streitkräfte mit großer Entſchloſſenheit angegriffen und vollſtändig geſchlagen. Rumohr wurde gleich zu Anfang des Gefechtes von einer Stückkugel dahingerafft; das ganze Fußvolk ward gefangen; alle Geſchütze fielen in die Hand der Schweden; die Reiterei wurde bis zur Halbinſel Wittow verſprengt und hier endlich auch entwaffnet. Das geſchah am 8. Januar 1678. — Welch ein Umſchwung! Man war nicht wenig beſtürzt in Kopenhagen und in Berlin. Von hier ſchrieb damals der Präſident Otto, Freiherr von Schwerin, an den Landgrafen von Homburg: „Das große Unglück auf Rügen werden Ew. Fürſtliche Durchlaucht ſchon vernommen haben. Seine Kurfürſtl. Durchlaucht ſind darüber ſehr perplex.“ Und ganz ebenſo ſprach ſich demſelben Prinzen gegenüber der alte Derfflinger aus: „Die Nachricht machet uns alle hier nicht wenig perplex.“ Zu ſolcher Beſtürzung war in der Tat um ſo mehr Grund vorhanden, als man ſich ſagen mußte, daß man bei höherer Aufmerkſamkeit und Tatkraft dies Übel hätte vermeiden können, deſſen Schwere für Brandenburg vornehmlich darin beſtand, daß die von der Einnahme Stralſunds abhängige Erwerbung Vorpommerns nun nicht früher in Angriff genommen werden konnte, bevor nicht Rügen zurückgewonnen war. Graf Königsmark empfing nicht nur von ſeinem eigenen Herrn, ſondern auch von Louis XIV. und dem Prinzen Condé auszeichnende Glückwunſchſchreiben; überall erhoben die Freunde Schwedens von neuem das Haupt; Zeitungen und Flugblätter poſaunten „die ſchwediſche Wunder-Courage“ aus; die Niederlage von Fehrbellin ſchien ausgelöſcht zu ſein, und als der Oberſt Carlſon die Trophäen von Rügen: 53 Fahnen und

Standarten, dem Reichstage in Stockholm überreichte, da verstummte die schon so laut gewordene Friedenspartei in Schweden; der Reichstag genehmigte die Fortsetzung des Krieges und beschloß, ein schwedisches Heer von Livland aus in Preußen einbrechen und sich dort mit einem polnischen Hilfsheer verbinden zu lassen, um so den Kurfürsten von Brandenburg im Rücken zu packen.

Man sollte nun denken, daß sofort kräftige Anstrengungen zur Wiedereroberung Rügens gemacht worden wären, um so mehr als die Stellung Brandenburgs bei den schon seit Jahren im Gange befindlichen Friedensverhandlungen zu Nimwegen sofort wesentlich besser werden mußte, sobald Vorpommern, das Ziel seines heißen Begehrens, wirklich in seiner Hand war; aber es geschah ein halbes Jahr lang so gut wie nichts im Felde.

Wer den gewaltigen Vorwärtsdrang unserer neueren Kriegführung kennt, ja ihn vielleicht mit erlebt hat, der vermag sich nur mühsam in das Zeitmaß zu finden, dem die Kriegführung des 17. Jahrhunderts folgte. Der Pulsschlag war an und für sich schon überaus träge, oft aber wurde er noch langsamer, als es sich auch unter den damaligen Verhältnissen rechtfertigen ließ, und dies kam daher, daß zu jener Zeit, mehr vielleicht noch als heutzutage, alles von dem Anstoße abhing, den der Kriegsherr gab oder — nicht gab. — Nun war der Große Kurfürst nach der Heimkehr von der siegreichen Belagerung Stettins, schlimm erkältet und schwer gekränkt durch abermalige Widerwärtigkeiten bei der Unterbringung seiner Truppen in den Winterquartieren, von einem überaus ernsten Gichtleiden heimgesucht worden und befand sich außerdem in arger Geldverlegenheit. Unter diesen Umständen stand eigentlich alles still. Derfflinger war sehr niedergeschlagen. In seinen Briefen an den Prinzen von Homburg nennt er die Truppen „schwach und abgemattet“; nur ganz knappe Rekrutengelder könnten von den geringen Beihilfen, die aus dem Haag einliefen, an die Reiterei

verausgabt werden; für das Fußvolk falle überhaupt nichts ab. Dem gnädigen Herrn dürfe man dienstlich kaum nahen; denn Ihre Durchlaucht, die Frau Kurfürstin, sähe es nicht gern, daß man ihm etwas vortrage. Zudem seien die höheren Offiziere abwesend oder krank; alles läge ihm, dem Feldmarschall, auf dem Halse; dabei verleide ihm das Kriegskommissariat die Geschäfte; denn es fertige seine Verfügungen hinter seinem Rücken in anderem Sinne aus. „Wenn ein jeder seines eigenen Gefallens bald hier bald da etwas auszufertigen angibt, nichts anderes denn Unordnung und Ursache zu Disputen erfolgen muß." Dazu kam nun noch, daß das Unglück von Rügen in der Mark gerade entgegengesetzt wirkte wie in Schweden; hatte es hier neue Kriegslust entflammt, so war man in den kurfürstlichen Landen kleinmütig geworden, sehnte den Frieden herbei, und auch die Behörden zeigten sich von dieser Stimmung angesteckt. „Alles ist dahin angesehen," schrieb Derfflinger, „daß man die Miliz auf alle Weise zu drücken sucht; daher ich auch dieser Lebensart so satt und überdrüssig bin, als wenn ich's — wie man im Sprichwort sagt — mit Löffeln gefressen hätte." Dazu war er unwohl, und so entschloß er sich an seinem 72. Geburtstage, dem 10. März 1678, den Abschied einzureichen. Das fehlte gerade noch! Nur mit großer Mühe gelang es dem Kurfürsten, den unvergleichlichen und schier unersetzlichen Kriegsmann zum Ausharren im Dienste zu bewegen, und als dieser endlich nachgegeben hatte, ernannte er ihn in der Freude seines Herzens zum Statthalter von Hinterpommern. Das war im Mai.

Um diese Zeit ließ sich bereits deutlich erkennen, daß Holland und England kriegsmüde und zum Frieden mit Frankreich bereit seien. Bevor es zu dessen Abschluß kam, galt es nun durchaus, Rügen wieder zu gewinnen und die Hand auf Vorpommern zu legen. Der Kurfürst schloß sich deshalb aufs engste an Dänemark an, das ihm, seiner Seemacht wegen, ein unentbehrlicher Bundesgenosse war. Aber die Dänen waren durch den Krieg in

Schonen ſtark in Anſpruch genommen; die Laſtſchiffe, welche ſie dem Kurfürſten für ſeine Unternehmung gegen Rügen zugeſagt, vermochten ſie nicht zu ſtellen, und Friedrich Wilhelm ſah ſich in dieſer Hinſicht ganz auf ſeine eigenen Hilfsmittel angewieſen. In allen pommerſchen Hafenplätzen wurde auf das eifrigſte gebaut und gerüſtet, wobei der Vertrauensmann des Kurfürſten in Seeſachen, Benjamin Raule, behilflich war, und die Truppen wurden im Einſchiffen und Ausladen geübt.

Inzwiſchen begann das große Bündnis gegen das gewalttätige Frankreich, Schwedens Bundesgenoſſen, ſich wirklich zu löſen. Die Kriegslage der Verbündeten in Belgien war allerdings faſt verzweifelt. Sichtlich erloſch die Widerſtandsfähigkeit der Spanier, und nicht minder erlahmte die Kriegführung der Niederländer unter dem anhaltenden Drucke der Ariſtokratenpartei, welche die Mehrheit der Generalſtaaten ausmachte, und während die franzöſiſchen Heere erfolgreich vordrangen, bot Louis XIV., der jetzt ſelbſt den Frieden wünſchte, weil er ſeiner dringend bedurfte, den Holländern einen überaus günſtigen Handelsvertrag und die Gewähr der Unverſehrtheit ihres Gebietes an. Wie ſollten die friedensſehnſüchtigen großen Handelsherren von Amſterdam ſolcher Lockung widerſtehen!? Zum höchſten Verdruß, ja zur tiefen Beſchämung Wilhelms von Oranien kam es am 10. Auguſt 1678 in Nimwegen zum Friedensſchluſſe zwiſchen Frankreich und der Republik der Niederlande. — Der Große Kurfürſt war empört. Am 15. Auguſt ſchrieb er den Generalſtaaten: „Würde man es wohl glauben, daß eine Republik, welche der Liebe zur Freiheit ihren Urſprung verdankt, welche Beſtändigkeit und Treue zur Richtſchnur ihrer Handlungen nahm — gegen ihre ſo oft wiederholten Verſprechungen und ohne Rückſicht auf treue Verbündete, die, um ihren Untergang abzuwenden, einſt zu den Waffen gegriffen haben, dieſe nun dennoch verlaſſen hat!? Würde man es je geglaubt haben, daß dieſe Republik nicht allein einen Frieden *ohne ſie*, ſondern ſogar einen Sonderfrieden *gegen ſie* geſchloſſen hat!?“

Seitdem es klar geworden war, daß Holland jedenfalls Frieden ſchließen würde, hatte der Kurfürſt es ſeinerſeits ebenfalls verſucht, von dem Franzoſenkönige günſtige oder doch wenigſtens erträgliche Friedensbedingungen zugeſtanden zu erhalten; aber da Spanien jetzt ebenfalls Frieden machte, die Freigrafſchaft und ſechzehn der bedeutendſten Plätze in den ſpaniſchen Niederlanden an Frankreich abtrat, ſo ſprach Louis aus einem ſehr hohen Tone und ſtellte allen weiteren Verhandlungen die unerläßliche Forderung voran, „daß dem Könige von Schweden alle vom Kurfürſten gemachten Eroberungen zurückgegeben werden müßten.“ — Friedrich Wilhelm überzeugte ſich, daß hier auf friedlichem Wege nichts zu machen ſei, und griff wieder zum Schwerte.

Zu einem wirklichen Stillſtande waren übrigens die kriegeriſchen Unternehmungen der Brandenburger wie der Dänen niemals gekommen. Namentlich hatte ſchon ſeit dem Winter der Oberſt von Treffenfeld mit ſeinen kecken Reitern manchen erfolgreichen Streifzug in Vorpommern ausgeführt, deren einen er ſogar bis in eine Vorſtadt Stralſunds vortrieb, und die Dänen hatten dieſe beſtändigen, oft verwegenen Plänkeleien im Laufe des Frühlings durch häufige Landungen an den Küſten von Rügen und Pommern wirkſam unterſtützt. Auf dieſe Weiſe war durch den kleinen Krieg die Macht Schwedens auf dem Feſtlande allmählich aber nachhaltig eingeſchränkt worden, zumal Graf Königsmark ſeine ganze Aufmerkſamkeit der Inſel Rügen zuwandte, deren ſchnelle Eroberung ſeinen beſten Ruhmestitel ausmachte. In Pommern gab er eine Stellung nach der anderen auf, und als er gegen Ende des Juli auch die am Ausfluſſe des Rik gelegene Schanze von Wiek räumte, die Brandenburger ſie aber ſofort beſetzten, verlor das wichtige Greifswald ſeine Verbindung mit der See. Ein Ausfall, den die Schweden aus dieſer Stadt unternahmen, um den groben Fehler ihres Feldherrn wieder gut zu machen, mißlang vollſtändig; Greifswald wurde ringsum eingeſchloſſen, und im Auguſt ſtanden ſchon

13 brandenburgiſche Regimenter in Vorpommern, zu deren Unterſtützung jetzt über Roſtock auch noch lüneburgiſche Streitkräfte, 1000 Mann unter dem Oberſten Malorti, heranzogen.

Anfangs September verſammelten ſich die an den pommerſchen Küſten aufgebrachten Fahrzeuge der Brandenburger bei Peenemünde, und hier kamen bald genaue Verabredungen zwiſchen dem Großen Kurfürſten und dem däniſchen Geheimen Rat Jens Juel (dem Bruder des Admirals) zum Abſchluſſe, denen zufolge am 12. September Rügen gleichzeitig im Süden von den Brandenburgern, im Norden von den Dänen angegriffen werden ſollte, und zwar an möglichſt weit voneinander liegenden Orten, um Königsmark an kräftiger Verteidigung zu hindern. Deſſen Stärke wurde übrigens von den Verbündeten weit überſchätzt; er verfügte tatſächlich nur über etwa 4000 Mann, von denen kaum ein Viertel aus Fußvolk beſtand. Er glaubte ſich jedoch imſtande, damit die Inſel zu halten, weil er, durch falſche Nachrichten getäuſcht, der Meinung war, daß die däniſche Flotte bloß eine Scheinbewegung ausführen könne, da ſie keine Landungstruppen an Bord habe. Demgemäß ordnete er für den Norden der Inſel nur eine Beobachtungsabteilung an, die aus den 6 Schwadronen des Oberſten Lieven, 150 Mann zu Fuß nebſt 6 Geſchützen beſtand und auf der Halbinſel Wittow lagerte. Sechs Meilen weit davon an der Südküſte war die Hauptſtellung vorgeſehen, indem die Halbinſeln Zudar und Mönchgut ſtark beſetzt waren, jene von dem Generalmajor Grothuſen mit 6 Schwadronen, 200 Mann Fußvolk und 9 Geſchützen, dieſe vom Generalmajor Buchwald mit 5 Schwadronen, 250 Mann zu Fuß und 10 Geſchützen. Die Verbindung zwiſchen beiden Aufſtellungen ſollte durch eine Sonderabteilung von 4 Schwadronen, 200 Mann Fußvolk und 8 Geſchützen aufrechterhalten werden. Es war das gewiſſermaßen die Beſetzung eines Zwiſchenwalles zwiſchen zwei Baſteien. Etwas hinter dieſer Küſtenwache zurückgezogen nahm Königsmark ſelbſt ſein Hauptquartier, wo er 2 Schwadronen, 100 Fußſoldaten und 4 Geſchütze als allge-

meinen Rückhalt zu seiner Verfügung behielt. Die Verbindung mit Jasmund über die Schmale Heide hielten die Besatzung der Schanze Prora (50 Mann zu Fuß) und ein Reitertrupp von 50 Pferden aufrecht.

Die brandenburgische Flotte bestand aus 210 Segelschiffen nebst 140 Schaluppen. Wieviel Kriegsschiffe sich darunter befanden, ist unbekannt. Eine im Staatsarchive aufbewahrte Liste der kurfürstlichen Marine von 1678/79 führt folgende größere Fahrzeuge auf:*)

Friedrich Willem . . .	60	Kanonen
Carolus Segon (secundus)	50	„
Dorotea	42	„
Churprintz	42	„
Goude Leeuw	32	„
Churprintz	32	„
Roode Leeuw	20	„
Fox	20	„
Dragon	24	„
Berlin	16	„
Printzeß Marie	12	„

Ferner 2 Brander zu 12 und 2 Galliots zu 8 Kanonen und endlich noch 14 Schiffe von 4 bis 16 Kanonen.

Die Kriegsschiffe waren bestimmt, die Truppenbeförderungsflotte gegen etwaige Angriffe feindlicher Kreuzer zu schützen und durch ihre Kanonen die Landung zu decken. Den Oberbefehl über die Flotte führte der Admiral van der Tromp, der wegen mancherlei Mißhelligkeiten mit Nils Juel den dänischen Dienst verlassen hatte und in den Brandenburgs getreten war. Die zur Landung bestimmten Truppen bestanden aus 10 Schwadronen Reitern und 11 Bataillonen Fußvolk. Die Mannschaft war in der Weise zusammengesetzt, daß aus jedem Reiter- oder

*) In dieser Liste fällt erstens die niederdeutsche Form der meisten Eigennamen und zweitens der Umstand auf, daß die Bezeichnung „Churprintz" zwei Schiffen zugeteilt ist.

Dragoner-Regiment 300 Pferde und von jedem Regimente zu Fuß ein Bataillon Musketiere aufgebracht wurden. Letztere, die also des gewohnten Schutzes der Pikeniere entbehrten, führten Sturmbalken (sog. „spanische Reiter") mit, in deren Anwendung gegen überlegene Reiterei sie besonders ausgebildet worden waren. Über die Geschützausstattung der Landungstruppen ist nichts überliefert. Die Einschiffung begann in Peenemünde am 9. September und ward am 11. vollendet; sie geschah genau im Sinne der beabsichtigten Schlachtordnung: der rechte Flügel, die Vorhut, Generalmajor Schöning, bestand aus 5 Schwadronen und 3 Bataillonen und führte eine rote Flagge;*) das Mittelstück unter der weißen Flagge und dem Generalleutnant Götze zählte 5 Bataillone (worunter 2 lüneburgische);**) der linke Flügel war geradeso zusammengesetzt wie der rechte und wurde vom General Hallart befehligt; er fuhr unter blauer Flagge.***) An der Spitze der Artillerie stand Oberst Weiler. Es waren im ganzen 7—8000 Mann unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Derfflinger, welcher dem Kurfürsten zugleich, wie wir heute sagen würden, als Chef des Generalstabes zur Seite stand. Beide Herren, sowie der Kurprinz, befanden sich an Bord der kurfürstlichen Jacht; während der Admiral seine Flagge auf der Fregatte „Churprintz" gehißt hatte. — Noch am 11. September, unmittelbar nach vollendeter Einschiffung, lichtete die brandenburgische Flotte die Anker und steuerte nordwestwärts, um abends bei der Bank Groß-Stubber im Greifswalder Bodden beizulegen. Am folgenden Tage wollte man landen, und gleichzeitig sollte der Prinz von Homburg, der die Truppen in Vorpommern be-

*) Es waren: die Trabantengarde, je eine Schwadron der Reiter-Regimenter Kurprinz, Derffling, Görtzke und eine von Grumbkows Dragonern. Die Bataillone waren von den Regimentern Holstein, Schöning und Barfuß.

**) Es waren ein Bataillon Garde, eins Kurprinz, eins Derfflinger und zwei Marloti.

***) Es waren je eine Schwadron vom Leibregiment, Anhalt, Homburg und Treffenfeld an Reitern, eine Derffling-Dragoner und je ein Bataillon von Goltz, Fargel und Löbe.

fehligte, über die Stahlbroder Fähre her die Halbinsel Zudar angreifen.

Als die Dänen vom Geheimen Rat Jens Juel die Nachricht empfingen, daß die brandenburgische Macht unter Segel sei, wurde beschlossen, am 12. morgens auf der bequem zu bestreichenden Landenge Schaabe zwischen Wittow und Jasmund an Land zu gehen. Doch in der Nacht schlug der Wind um, so daß er für den Eintritt in die Tromper Wiek ungünstig stand. Nils Juel wählte daher einen Küstenstreifen der Wittow, südlich von Arkona, zum Landungsplatze bei dem damals nur aus wenigen Hütten bestehenden Fischerdorfe Vitte, obgleich das Ufer hier noch ziemlich hoch ist. In zwei Treffen wurden die Truppen auf den Schiffsboten glücklich an Land gesetzt, an der Spitze General Löwenhelm, ein guter Deutscher, dessen Name vor der dänischen Adelung „Schröder" lautete. Die Ausgeschifften nahmen sofort auf dem Höhenrande Stellung. Aber noch ehe das erste Treffen vollständig gelandet war, eilte der in der Nähe befindliche schwedische Oberst Lieven mit all seinen Truppen herbei und griff sofort an. Seine finnischen Reiter waren jedoch nicht imstande, das dänische Fußvolk zum Weichen zu bringen, welches von berittenen Dragonern unterstützt ward; denn Pferde hatte man noch nicht ausschiffen können. Man schützte sich mit Federbäumen, als aber auch das Fußvolk und das Geschütz der Schweden eingriffen, wurde der Stand des Gefechts einen Augenblick bedenklich. Der linke Flügel der Dänen geriet ins Wanken; einzelne Soldaten flüchteten das Ufer hinab. Ihre Offiziere trieben sie wieder hinauf, und nun rückten ununterbrochen neu gelandete Verstärkungen nach. Zwei Kanonen kamen zum Schuß; bald folgten ihnen weitere Geschütze, und als endlich die dem dänischen Landungsvolke beigegebenen brandenburgischen Reiter des Obersten Printz sich auf die schwedische Kavallerie warfen, wendete sich der Kampf vollends zu Gunsten der Verbündeten. Die Schweden wurden bis auf die Schaabe zurückgetrieben, an deren Halse sich die Dänen verschanzten, wozu ihnen der Ab-

miral 500 Matrosen und eine Menge leerer Tonnen sandte; weil der Flugsand in bloßen Böschungen nicht zum Stehen zu bringen war. In dieser Stellung beschloß man, Nachrichten vom Kurfürsten abzuwarten; denn in der Tat hatten die Dänen die von ihnen übernommene Aufgabe glücklich gelöst und den Erfolg mit etwa 60 Mann an Toten und Verwundeten nicht zu teuer erkauft.

Wenden wir uns nun zu den Brandenburgern! — Eine Stunde vor Tagesanbruch des 12. September gaben drei Kanonenschüsse von der Jacht des Kurfürsten der ganzen Flotte das Zeichen, die Anker zu lichten und unter Segel zu gehen. Man steuerte von Groß-Stubber westwärts nach Palmer Ort, nicht um hier zu landen, sondern um die Streitkräfte des Gegners dorthin zu locken und dann, sobald dies gelungen, nordöstlich nach der Bucht von Putbus zu segeln und hier zu landen. Das war ein Plan, der für eine Dampferflotte ganz vorzüglich gewesen wäre; allein für Segelschiffe konnte er nur dann gelingen, wenn der Wind anhielt und so stehen blieb wie er stand. Nun herrscht aber zur Frühherbstzeit im Greifswalder Bodden kein beständiger Wind, vielmehr tritt Mittags Windstille ein, und wenn morgens Südost geweht, so erhebt sich nachmittags meist Ostnordost, der dann gegen Abend wieder schweigt. Mit diesen Wettereigentümlichkeiten des Rügener Fahrwassers war der Admiral van der Tromp offenbar nicht vertraut, und das sollte sich rächen.

Um 8 Uhr früh sandte der Feldmarschall Derfflinger dem Landgrafen von Homburg nach Stahlbrode die Nachricht: der Wind sei zwar schwach aber gut; er hoffe bald in Aktion zu treten; „der Höchste gebe, daß ich noch heute vor Abend in Glück und Vergnügen Eure Durchlaucht auf dem Lande Rügen sprechen möge!“ — Das sollte leider nicht gelingen.

Die brandenburgische Flotte näherte sich indes in schönster Ordnung dem Zudar, und in der Tat fand sie hier nicht nur die Abteilung des Generals Grothusen, sondern auch Königsmark zu ihrem Empfange bereit. Beider Geschütz kam bald

mit den Schiffskanonen Friedrich Wilhelms ins Gefecht. Man tat sich geringen Schaden; von den mehr als 300 Schüssen, welche Graf Königsmark in seiner Stückschanze lösen ließ, trafen wenige ihr Ziel, so daß die Brandenburger einen Verlust von nur drei Toten hatten, unter denen sich allerdings der Oberstleutnant Krummensee befand. Auch die Jacht, auf welcher der Kurfürst befehligte, wurde einmal getroffen; die Kugel schlug in der Nähe des Herrn aufs Deck und fiel dann auf dem andern Bord ins Wasser. — Der Zweck der Bedrohung des Zudar war mit Königsmarks Heranzug und Kraftentfaltung erreicht, und Tromp wollte sich nun gegen die Bucht von Putbus wenden; da aber ergab sich eine große Schwierigkeit: der Wind war vollständig verstummt, und es blieb nichts anderes übrig, alsdie größeren Schiffe mit Hilfe von Booten wenden und aus der Nähe des Ufers schleppen zu lassen, ein lästiges und unerfreuliches Verfahren. Als endlich nachmittags wieder Wind aufsprang, kam er aus Osten, und man mußte es aufgeben, an diesem Tage noch die Bucht von Putbus zu erreichen, ging vielmehr außer Schußweite des Ufers vor Anker und wartete auf günstigeren Wind.

Am Abende empfing Königsmark die Nachricht von der Landung der Dänen bei Arkona. Er befahl zuerst, daß General Buchwald zur Unterstützung Lievens vom Mönchgut nach Wittow aufbrechen sollte; allein da bald eine zweite Meldung besagte, daß die Dänen schon Reiterei und Geschütz ans Land gesetzt hätten, begriff der Graf, daß er sich nicht mehr auf der Insel halten könne. Er schickte daher sowohl an Lieven wie an Buchwald den Befehl, sich ungesäumt über Bergen nach der Alten Fähre am Strelasunde zurückzuziehen. Am 13. morgens erteilte er denselben Befehl auch dem auf der Halbinsel Zudar stehenden General Grothusen, und dieser erhielt auf dem kaum angetretenen Marsche die Nachricht, daß eine brandenburgische Abteilung von 400 Mann bei Glewitz Stellung genommen habe. Es war der vom Prinzen von Homburg herübergesandte Graf Promnitz, der, wie sein Vorgesetzter, der Meinung war, daß der

Kurfürſt tags vorher bei Putbus gelandet ſei. Grothuſen unterrichtete Königsmark von dieſem Stand der Dinge; der Feldherr ſandte ihm ein Reiterregiment zur Unterſtützung, und nun warf ſich Grothuſen mit großer Übermacht auf die brandenburgiſche Abteilung, welche niedergemacht, ins Waſſer geſprengt oder gefangen wurde. Mit genauer Not entkam Graf Promnitz in einem Nachen. Das alles geſchah in erſter Tagesfrühe.

Kaum waren die nach Glewitz entſendeten Schwadronen zu Königsmark zurückgekehrt, ſo begann die brandenburgiſche Flotte die Anker zu lichten. In dieſem Augenblicke — es war gegen 8 Uhr morgens — traf der Staatsrat Jens Juel beim Kurfürſten ein, um dieſem die Landung der Dänen zu melden. Juel war die ganze Nacht durch gerudert. Sein Bericht, ſo erfreulich er auch an ſich war, ſchmerzte Friedrich Wilhelm doch, weil es ihm nicht ebenſo wie ſeinem Verbündeten möglich geweſen war, die getroffene Verabredung einzuhalten. Er befahl nun, rückſichtslos auf dem erſten beſten Punkte zu landen, um die Schweden zu hindern, ſich mit vereinter Kraft auf die an der Schaabe ſtehenden Dänen zu werfen. — Die Flotte ſteuerte eine kurze Strecke hart am Winde (es war wieder Südoſt) und wandte ſich dann nach der Bucht von Putbus. Feldmarſchall Derfflinger fuhr mit Jens Juel und einem däniſchen Seemann, der die Küſte genau kannte, voraus, um einen paſſenden Landungsort zu erſpähen. Sie fanden ihn da, wo der Strand einen Vorſprung bildet und nur 10—12 Fuß Höhe hat, ſo daß Schiffsgeſchütze ihn leicht beſtreichen können, nahe dem kleinen Dorfe Neuencamp.*) Die Schweden hatten hier in einer Schanze einige Geſchütze, die von zwei Schwadronen gehütet wurden. In ſchönſter Ordnung näherten ſich die Kriegsſchiffe, mußten aber, weil der Wind wieder eingeſchlafen war, von Schaluppen geſchleppt werden. Bald eröffneten ſie ihr Feuer, das die ſchwediſchen Geſchütze ſchnell zum Rückzug nötigte. Und nun

*) Hier erhebt ſich ſeit dem Jahre 1854 auf einer 7,5 m hohen Granitſäule ein von Stürmer gearbeitetes Sandſtein-Standbild des Großen Kurfürſten.

ging die Landung der Truppen mit großer Geschwindigkeit und Genauigkeit vor sich. Ein Augenzeuge, der spätere Feldmarschall v. Natzmer, versichert, daß die Maßnahmen weit besser getroffen gewesen wären als zehn Jahr später bei der Landung Wilhelms von Oranien in England. Jedermann zeigte den regsten Eifer, das Ufer zu gewinnen; mit Schaufeln und Spaten, ja mit Piken halfen die Soldaten den Botsleuten rudern; nahe am Strande sprangen sie ins Wasser und stürmten hinauf. Auf dem Uferrande verrammelte sich das Fußvolk sogleich mit beweglichen Federbalken gegen etwaige Angriffe der Reiterei.*) Für die Pferde waren Landungsbrücken vorbereitet, auf denen sie von den Schiffen aus das seichtere Wasser erreichen sollten; diese Vorrichtungen faßten zum Teil freilich keinen Grund; doch die Reiter erreichten mit ihren Pferden schwimmend das Ufer, und in zwei Stunden waren sie alle ausgeladen, während ihre Einschiffung drei Tage gedauert hatte. Nun stellten sich die Truppen in Schlachtordnung auf: im ersten Treffen auf den Flügeln je 2 Bataillone und 3 Schwadronen, in der Mitte 3 Bataillone, im zweiten Treffen auf jedem Flügel 1 Dragonertrupp und 1 Schwadron, in der Mitte 2 Bataillone Fußvolk. Das zweite Treffen war auf die Zwischenräume des ersten angeordnet; die Artillerie (2 Batterien zu je 9 Geschützen und 5 Munitionskarren) stand zunächst in den 500 Schritt breiten Zwischenräumen zwischen Zentrum und Flügeln. Der Kurfürst selbst, der mit dem Kurprinzen und Derfflinger sobald als möglich gelandet und zu Pferde gestiegen war, leitete die Aufstellung. Schöning übernahm den Befehl des rechten, Hallard den des linken Flügels, Götze den der Mitte. Das morastige Gelände deckte zum Teil die Front. — Diesen Augenblick bringt der Wandteppich „Rugia ascensa 1678“ deutlich zur Anschauung.

Der Aufmarsch war schon großenteils vollendet, als Königsmark mit seinen 8 Schwadronen und 4 leichten Geschützen vom

*) Ein Modell dieser Federballen bewahrt noch das Königliche Zeughaus zu Berlin.

Zudar her herankam. Mit Recht begnügte er sich damit, den Gelandeten ein paar Kugeln zuzuschicken, und trat dann sogleich den Rückzug an; denn mit der Macht des Kurfürsten vermochte der ihm zur Verfügung stehende Bruchteil seines Heeres natürlich den Kampf nicht aufzunehmen. Doch nicht ungestraft sollte er entkommen. Der alte Derfflinger setzte sich mit jugendlichem Feuer an die Spitze zweier eben gelandeter Schwadronen, ließ drei Bataillone Schönings als Unterstützung folgen und stürmte den Schweden nach. Graf Königsmark war dem Derfflingerschen Reitertrupp vierfach überlegen und wollte ihm daher in genügender Entfernung vom kurfürstlichen Heere die Spitze bieten; doch bei seinen Reitern hatte sich das falsche Gerücht verbreitet: von Wittow her kämen ihnen feindliche Schwadronen in Flanke und Rücken; ein panischer Schreck bemächtigte sich ihrer, und alles nahm Reißaus. Nur vorübergehend brachte Königsmark die Seinen noch einmal dazu, bei Benz dem kühnen Gegner die Stirne zu weisen: eine Standarte, ein schöner bronzener Achtpfünder und mehrere Hundert Gefangene und Überläufer blieben in den Händen der Brandenburger. Inzwischen war der Abend hereingebrochen, und der Kurfürst nahm in Neuencamp Quartier.

Königsmark vereinigte sich an der Altenfähr, Stralsund gegenüber, mit allen seinen Truppen, und es gelang ihm noch in der Nacht, die gesamte Artillerie und den größten Teil des Fußvolkes nach der festen Hansestadt überzusetzen. Die Hoffnung, auch seine Reiterei vor Ankunft der Gegner am Morgen des 14. September über den Sund zu schaffen, beruhte darauf, daß die Befestigung von Altenfähr gehalten werde. Diese war sehr tüchtig und bestand auf der Landseite aus sechs bastionierten Fronten, auf der Wasserseite, der Kehle, in einer das Ufer abschließenden Verpfählung und aus einer mitten im Dorfe gelegenen Sternschanze, dem Kernwerk. Die Überfahrt der Reiterei begann in der ersten Morgenfrühe, war aber noch lange nicht vollendet, als die Schwadronen Derfflingers bereits mit einigem Geschütz erschienen, er selbst, der unermüdliche, „unter den ersten

Pferden.“ Sofort begann ein lebhaftes Feuer, und kaum war der erſte Kanonenſchuß gefallen, ſo weigerten ſich die Fährleute im Hafen von Stralſund wieder nach der Fährſchanze zurückzukehren und die noch Dortgebliebenen von der Inſel abzuholen. Die Boote einiger vor der Stadt liegenden ſchwediſchen Kriegsſchiffe und Kaper waren dazu unzureichend, und ſo entſtand eine heilloſe Verwirrung. Alles ſtürzte zur Landungsbrücke, um ſich zu retten, und bald benachrichtigten Überläufer aus der Fährſchanze, welche faſt ganz mit Deutſchen, die gegen ihren Willen von Königsmark gepreßt worden, beſetzt war, den greiſen Feldmarſchall von dem herrſchenden Wirrwarr. Da entſchloß dieſer ſich ohne weiteres zum Sturm. Er ſelbſt drang, den Degen in der Fauſt, mit 500 Mann Fußvolk unter dem inzwiſchen auch angelangten Generalmajor Schöning längs des Strandes vor; abgeſeſſene Dragoner griffen von der Landſeite an. Der Widerſtand war ſehr ſchwach. Die gleichzeitige „Außführliche Relation“ meldet: „Nachdem die Unſrigen dafür kommen und dieſelbe angreiffen wollen, auch etliche mahl ſchon darauff canonieret, haben die darin geweſene Deutſche rebelliret, die Schweden herausgeſchlagen und die Schantze an Seine Churfürſtl. Durchl. übergeben.“ Der Befehl Königsmarks, noch im letzten Augenblicke die zurückgebliebenen Geſchütze zu ſprengen und die nicht fort zu ſchaffenden Pferde zu erſtechen, gelangte nicht mehr zur Ausführung. Der Graf ſelbſt rettete ſich an Bord eines Kapers und ließ von da aus die wirre Maſſe von Freund und Feind am Rügenſchen Ufer unter Feuer nehmen; aber er richtete nichts damit aus; die Brandenburger verblieben im Beſitze von Altenfähr.

Und nun beſchloß man, ſich ſofort auch der ſo wichtigen Neuen Fährſchanze zu bemächtigen. Die von Putbus herankommenden brandenburgiſchen Truppen nahmen am 15. September Stellung vor den Landſeiten des Platzes; die Kriegsſchiffe fuhren in den Strelaſund ein, um ihn von der Waſſerſeite anzugreifen, und der Kurfürſt ſelbſt, der ſich wieder auf ſeine Jacht begeben hatte, ankerte in ſeiner Nähe. Als der

hohe Herr in der Morgenfrühe des 16. die brandenburgiſche Loſung mit drei Kanonenſchüſſen geben ließ und nun erwartete, von der Schanze her die aus zwei Schüſſen beſtehende ſchwediſche Loſung als Erwiderung zu hören, blieb erſt alles ſtille; dann aber erſcholl, zu allgemeinem Staunen, auch von der Schanze her die brandenburgiſche Loſung. Bald ergab ſich, was geſchehen war. Die mit Geſchütz, Munition und Lebensmitteln reich verſehene Feſte, welche unter dem Befehle des Oberſtleutnants Klinkowſtröm ſtand, hatte eine Beſatzung, die auch vorzugsweiſe Deutſche zählte, welche zu Jahresanfang gewaltſam von Königsmark in ſchwediſchen Dienſt gezwungen worden waren. Dieſe Deutſchen hatten ſich nun geweigert, gegen Brandenburg zu fechten; vergebens richteten ihre Offiziere und die wenigen vorhandenen Schweden das Geſchütz der Wälle auf ſie; rückſichtslos ſtürmten ſie darauf los, machten ihre bisherigen Vorgeſetzten zu Gefangenen und übergaben die Feſte dem Kurfürſten. — Damit war endlich Rügen vollends zurückerobert, und nun durfte man an die Einnahme von Stralſund denken.

* * *

Stralſund, erſt zu Anfang des 13. Jahrhunderts vom Fürſten Jaromar von Rügen gegründet, hatte ſich mit außergewöhnlicher Schnelligkeit zur mächtigſten Stadt Pommerns entwickelt und als Glied der Hanſa eine faſt unbeſtrittene Selbſtherrlichkeit gewonnen, ſo daß ſogar der Landesherr nur nach vorheriger Ankündigung und mit ihrem Geleit in ihre Tore einreiten durfte, und die Stadt in der Hanſa ſowohl als in ihren Beziehungen zu auswärtigen Mächten ſich ſo verhielt, wie wenn ſie eine freie Reichsſtadt wäre. Einer ſolchen Stellung entſprach freilich ſeit dem Verfall der Hanſa keineswegs mehr die Macht Stralſunds, und daher ſah es ſich im Dreißigjährigen Kriege weſentlich auf außerdeutſche proteſtantiſche Bundesgenoſſen angewieſen. Als im Herbſt 1627 Wallenſtein dem Feldmarſchall Arnim empfohlen hatte, ſich aller Hafenorte Pommerns zu be-

mächtigen, ſie zu beſetzen und zu befeſtigen, da hatte Stralſund den kühnen Mut gehabt, ſich der Aufnahme kaiſerlicher Truppen zu weigern; zu behaupten vermochte es ſich aber doch nicht aus eigener Kraft, ſondern nur, indem es erſt eine däniſche, dann eine ſchwediſche Streitmacht zu ſeiner Verteidigung zuließ. So war es zu dem berühmten Kampf um den wichtigen Küſtenplatz gekommen, bei dem erſt Arnim, dann Wallenſtein ſelbſt ſcheiterte. „Die Stadt müſſe herunter, und wäre ſie mit Ketten an den Himmel gebunden," ſo hatte des gefürchteten Generaliſſimus Drohwort gelautet; aber er, dem bis dahin noch keine große Unternehmung mißlungen, mußte hier die Sonnenwende ſeines Glücks erfahren und erfolglos abziehen. Seitdem ſtand der Ruhm Stralſunds als einer unbeſieglichen Stadt in Europa feſt.

Die Befeſtigungen des Platzes waren dann unter ſchwediſcher Leitung vielfach verbeſſert worden. Auf dem Dänholm war eine bedeutende Schanze errichtet worden, und die bei der Wallenſteinſchen Belagerung beſonders gefährdeten Punkte hatten Verſtärkungen erfahren. So war das Frankentor durch ein Kronwerk geſchützt, vor dem im naſſen Graben noch zwei Halbmonde lagen, und das kleine Ravelin unmittelbar vor dem Tore, an welchem einſt die Angriffe der Kaiſerlichen geſcheitert waren, hatte man vergrößert. Vor das Knieper Tor war ein Hornwerk gelegt und der Eingang ſelbſt durch das ſogenannte „Holkenwerk" beſſer geſichert. Die ehedem ſehr ſchlecht geſchützte Hafenfront war durch Schanzen und eine Verpfählung weſentlich verſtärkt worden, und auf der Südfront, früher nur durch den vor ihr liegenden Teich und die alte Stadtmauer gedeckt, hatte man vier Baſteien angelegt, freilich, ohne ſie durch Zwiſchenwälle zu verbinden. Von den drei Dämmen, welche zu Wallenſteins Tagen durch die Teiche führten, waren zwei ſchon während ſeiner Belagerung durchſtochen worden; der dritte, der vom Feſtlande her auf das Triebſer Tor zuführte, war ſeitdem durch kleine ſeitliche Werke befeſtigt, entbehrte jedoch noch immer eines ausreichenden Brückenkopfes. Die etwas in Verfall geratenen

älteren Innenwerke hatte man wieder hergestellt; dagegen mangelte es an eigentlichen Außenwerken, welche den Feind gezwungen hätten, seine Geschützstellungen nicht schon von Anfang an in der wirksamsten Schußweite einrichten zu können. Denn was etwa an solchen vorgeschobenen kleinen Schanzen vorhanden war, hatte gar zu geringes Gewicht und schloß sich an die sogenannten Landwehren, d. h. an jene kleinen Wasserläufe an, welche die Stadt in Entfernung von nur 700—800 m umgaben. Dies war ein verhängnisvoller Fehler der Befestigung. Die artilleristische Ausrüstung genügte. An Festungsgeschütz verfügte man über 73 bronzene und 44 eiserne Stücke, und dazu kam noch das Feldgeschütz der schwedischen Besatzung. Diese selbst aber war unzulänglich gerüstet, und ebensowenig hatte man in ausgiebiger Weise für Lebensmittel gesorgt; offenbar war Königsmark von den Ereignissen überrascht worden und hatte sich gar zu lange an das doch unhaltbare Rügen angeklammert. Die Zahl der Verteidiger darf als ausreichend betrachtet werden; denn sie betrug 3000 schwedische Soldaten und ebensoviel bewaffnete Bürger; bedenklich aber erschien die Manneszucht und noch mehr vielleicht der Umstand, daß zwischen dem Kommandanten und dem städtischen Rate keine genaue Abgrenzung der Befehlsbefugnis bestand. — So war die Lage der Stadt, als sich der Große Kurfürst anschickte, sie zu bewältigen.

„Se. Churfl. Durchlaucht," so berichtet das Theatrum Europaeum", „waren vorlängst bedacht gewesen, wie die Ehre des Römischen Reichs dadurch, da möglich, ergrößert werden möchte, daß eine so herrliche und mächtige Stadt wie diese, zu desselben Devotion gezogen würde, und hatten Ihre Kaiserliche Majestät durch ihre vielgeltende Vermögenheit dahin disponiret, daß sie zufrieden waren, daß S. Churfl. D. ihro die unmittelbare Reichs-Freiheyt antragen möchte. S. Churfl. D. hatten es auch der Stadt unter der Hand zu wissen gemacht, taten es nochmalen mit Ceremonie, sobald Sie die ganze Insel Rügen bezwungen hatten und sendeten von dar ein höfflich und gnädiges

Schreiben an dieſelbe: ſie Ihres affectionirten Gemüthes und Vorſorge vor dero Conſervation weitläufftig verſichernd und daneben begehrend, daß ſie einige ihres Mittels zu Ihr auf die Inſel ſenden wolten, um diejenige Vorſchläge, ſo capable wären, . . . anzuhören. Widrigen Falles Sie gemüßigt ſich befinden würden, ihr die Extrema, ſo andere Städte in Pommern empfunden, fühlen zu laſſen. — Sie entſchuldigten ſich hierauff, daß wegen deß in ihren Ringmauern ſich befindenden justi exercitus wie auch wegen der Pflicht, womit ſie der Cron (Schweden) verwand, es in ihren Mächten nit ſtünde, jemand zu ſenden, um die zu ihrer advantage reichende proposition zu vernehmen, und bathen dahero mit dem im Schreiben angedroheten Anhang wieder ſie nit zu verfahren, um ſo viel mehr als der liebe Friede vor der Thür . . ." Der Kurfürſt ſandte noch ein zweites „gnädiges Missive"; allein der Rat beharrte auf ſeiner Meinung, wenngleich ein Teil der Bürgerſchaft wohl anders denken und in den kaiſerlichen Avokatorien, d. h. in der Mahnung an alle Deutſchen, den Dienſt des Reichsfeindes zu verlaſſen, einen ausreichenden Grund dafür erblicken mochte, die ſchwediſche Fahne zu verlaſſen.

Inzwiſchen gingen die kriegeriſchen Ereigniſſe ſchnell weiter. Durch den Verluſt der Neuen Fährſchanze war Königsmark völlig außer Faſſung gebracht. Beſtimmt hatte er darauf gerechnet, ſie werde ſich ſo lange halten, daß er derweile den Dänholm ausreichend befeſtigen könne. Nun beſchloß er, ſobald ſich die kurfürſtlichen Schiffe in dem Fahrwaſſer zwiſchen Rügen und dem Holme zeigten, dieſen ſofort zu räumen. Es war das eine außerordentliche Übereilung, wenn nicht ein Schritt der Verzweiflung, der ſeinen Grund darin hatte, daß der Graf ſeiner Truppen nicht ſicher war und befürchtete, die Beſatzung des Dänholms werde ebenſo zu den Brandenburgern übergehen wie die der Neuen Fährſchanze. Genug, der Dänholm wurde noch am 17. September von den Schweden verlaſſen und ſofort von märkiſchen Truppen beſetzt. In den nächſten drei Tagen wurden bereits 15 ſchwere Geſchütze dort in Stellung gebracht,

und am 20. begannen sie und die in der Nähe haltenden Schiffe das Feuer gegen den Hafen und die so nahe gelegene Frankenvorstadt. Diese wurde demgemäß zum eigentlichen Zielpunkte des großen Angriffs ausersehen.

Auf dem Festlande hatte der Prinz von Homburg die schwedischen Vortruppen in die Stadt zurückgedrängt, und am 24. September ging der Kurfürst mit dem bisher auf Rügen verwendeten Teile seines Heeres nach Pommern hinüber und nahm am 25. sein Hauptquartier zu Lüdershagen, nur 3000 m von der inneren Stadt Stralsund. Nach Vereinigung der aus Rügen herangeführten mit den auf dem Festlande gestandenen Truppen verfügte er hier jetzt über etwa 15 000 Mann Fußvolk, nämlich über seine Trabantengarde, 9 brandenburgische und 6 lüneburgische Regimenter, über 5—6000 Berittene (Reiter und Dragoner), nämlich 10 brandenburgische und 1 lüneburgisches Regiment, und über nahezu 100 schwere Geschütze, einschließlich der Mörser, doch ohne die Truppenstücke zu rechnen. Was an Pionieren und Schanzbauern vorhanden war, ist nicht bekannt.

Es fragte sich nun, ob man gegen den Platz mit einem förmlichen Angriffe vorgehen oder es mit einer Bombardierung versuchen sollte. Der Kurfürst neigte, um die Stadt zu schonen, zu dem ersteren Verfahren; allein mit Recht wies Derfflinger darauf hin, daß es schon spät im Jahre sei und daß es sich deshalb empfehle, den kürzesten Weg einzuschlagen, und diese Ansicht drang durch, umsomehr als auch die politische Lage zur Eile drängte. Um den für Herstellung der Batterien günstigen Raum zu gewinnen, handelte es sich zunächst um den Besitz der Trümmer der gleich nach Einnahme des Dänholms von den Schweden zerstörten Frankenvorstadt, welche ihrerseits von dem Windmühlenberge beherrscht wird. Dieser Anhöhe und der dort gelegenen geringen Verschanzungen bemächtigten sich die Brandenburger in der Nacht vom 26. zum 27. September, ohne Widerstand zu finden, und gruben sich dort, nur etwa 500 m vor den Wällen, ein. Es war das ungefähr dieselbe Örtlichkeit, an der

bei der früheren Belagerung die Kaiserlichen ihre erste Parallele und einige Geschützaufstellungen gehabt hatten. Hinter den ausgeworfenen Ringgraben legte man vier Stückschanzen: auf den rechten Flügel eine zu 4 Haubitzen, in die Mitte eine zu 18 Kanonen für glühende Kugeln, auf den linken Flügel zwei: die eine für 10 Mörser, die andere für 6 Kanonen. Da mit großer Kraft und Hingebung gearbeitet wurde, so vermochte man schon in den ersten Tagen des Oktobers einen neuen großen Geschützstand vor dem Triebseer Tore einzurichten, welcher den Wällen noch bedeutend näher lag und wahrscheinlich einige dreißig Stücke aufnahm. Es standen nunmehr auf dem Dänholm und auf dem Festlande etwa 80 Geschütze bereit, und man wartete mit dem Beginne der Beschießung nur noch auf eine Schiffsladung Pulver, das nicht in ausreichender Masse vorhanden war. Der Kurfürst leitete alles persönlich und setzte sich dabei rücksichtslos aus; einmal sank er an dem Sumpfrande des Frankenteiches so tief mit dem Pferde in den Morast, daß er nur mit Mühe herausgezogen werden konnte. Das Feuer der Belagerten tat den Arbeitern wenig Schaden, und ebensowenig vermochten jene die rasche Vollendung der Geschützaufstellungen durch Ausfälle zu hindern; ihre Versuche dazu liefen meist sehr unglücklich ab. Nur einmal machten sie eine Beute von einem halben Hundert Pferden, die gar zu nahe der Stadt in die Schwemme geritten wurden. Königsmark war so höflich, einige dem Kurprinzen und dem Landgrafen gehörige Rosse nebst den Reitknechten zurückzusenden.

Währenddessen wurde die Bürgerschaft von Tag zu Tag besorgter wegen der bevorstehenden Bombardierung. Alle Gesuche einzelner, die Stadt verlassen zu dürfen, schlug der Kurfürst ab; denn er hoffte immer noch, durch den Druck, welchen die Bürgerschaft auf die Besatzung ausüben sollte, die Übergabe herbeizuführen. Der Unwille gegen die Schweden wuchs, je weniger diese im stande waren, den Fortschritten der Belagerer irgend etwas entgegenzusetzen; schon um die Wende von Sep-

tember und Oktober erwog man in den Kreiſen der Bürger, wie man es anfangen könne, die Übergabe auch gegen Königsmarks Willen zu ermöglichen. Man hielt ſich darüber auf, daß dieſer ein bombenfeſtes Gewölbe im Frankenwall bezogen habe, während die Bürgerſchaft der Gefahr ohne jede Deckung ausgeſetzt war. Noch aber ließ der Rat ſich doch nicht beſtimmen, einſeitig Unterhandlungen mit dem Kurfürſten einzuleiten, und ſuchte vorerſt den Befehlshaber zu einem großen Ausfalle zu veranlaſſen, indem man ihn nicht ohne einige Bosheit auf das Verhalten des Kommandanten von Stettin als auf ein nachahmenswertes Muſter hinwies: Vor Stralſund ſei der Feind in wenigen Tagen der Stadt näher gekommen als vor Stettin in ſechs Wochen. Königsmark antwortete ſehr von oben herab, meinte, die Bürger möchten doch den Ausfall machen; er wolle ihn unterſtützen. Dazu hatten jene natürlich auch keine Luſt, umſoweniger als ſie, ihrer Anſicht nach, nur zur Verteidigung der Wälle verpflichtet waren. Am 9. Oktober ſtellte die Bürgerverſammlung der „Hundert“ den Antrag an den Rat, gemeinſam Abgeordnete an den Kurfürſten zu ſenden und ihn um einen Waffenſtillſtand bis zum Eintreffen einer vom Könige von Schweden zu erbittenden Entſcheidung zu erſuchen. Königsmark verwahrte ſich gegen derartige Verhandlungen, bat aber den Kurfürſten, ſich nicht an den „unſchuldigen“ Kirchen, Schulen und Bürgerhäuſern „rächen“ zu wollen, ſein Feuer vielmehr auf die Wälle und deren Verteidiger zu beſchränken. Friedrich Wilhelm lehnte, wie das in der Natur der Sache lag, all dergleichen Anſinnen kurzerhand ab.

Am Morgen des 10. Oktober traf endlich das erwartete Pulverſchiff ein, und abends gegen $^1/_2$11 Uhr begann von den drei Geſchützſtellungen auf dem Dänholm, dem Mühlenberge und vor dem Triebſeertore gleichzeitig ein furchtbares umfaſſendes Kreuzfeuer auf die unglückliche Stadt. Die entſetzliche Wirkung der glühenden Kugeln, Granaten und Bomben überſtieg weit jede Befürchtung. Herzzerreißende Jammerauftritte ſtei-

gerten den Schrecken. Nach kaum einer halben Stunde gingen überall Feuersbrünste auf, die sich mit rasender Schnelligkeit verbreiteten und denen das veraltete, elende Löschzeug der Bürger völlig machtlos gegenüberstand. Zusammenstürzende Giebel und Mauern sperrten die Straßen, und unaufhörlich fielen neue Spreng- und Brandgeschosse auf die mit dem Elemente ringenden Menschen nieder. Bald trat Wassermangel ein, da gar mancher der spärlichen Brunnen verschüttet wurde. Nach dem Norden, vor das Knieper Tor, wo es noch sicher war, drängte die verzweifelte Menge, und da lagen die armen Menschen, hungernd, frierend, zum Teil verstümmelt, bei den kümmerlichen Resten ihrer Habe in der dunklen Oktobernacht unter den Wällen.

Mit den schmerzlichsten Empfindungen war der Kurfürst gegen 3 Uhr früh in sein Quartier zurückgekehrt. Bald nach 6 wurde gemeldet, daß auf einigen Türmen der Stadt weiße Fahnen wehten. Sofort gab Friedrich Wilhelm den Befehl, mit dem Feuer einzuhalten. Es kam aber niemand heraus, und als brandenburgischerseits Unterhändler entsandt wurden, ja der alte Derfflinger selbst mit einem Trompeter an das Triebseertor ritt und den Bürgermeister zu sprechen begehrte, sahen sie sich trotzig hinweggewiesen und bedroht. Offenbar hatten einige Bürger auf eigene Hand die weißen Fahnen angebracht, und nun wurde die Feuerpause zum Löschen benutzt. Da mußte die Beschießung aufs neue beginnen. Gegen Mittag sandten die Bürger einen Unterhändler heraus, und abermals ordnete der Große Kurfürst das Verstummen der Geschütze an. Allein die Vorschläge, welche der Bürgermeister Veith und der Ratsherr Charisius brachten, liefen wieder bloß auf den ganz sinnlosen Antrag eines Waffenstillstandes hinaus und mußten abgelehnt werden. Abermals wurde das Bombardieren fortgesetzt. Die Jakobikirche und das Frankentor, wo Königsmark seinen Standpunkt hatte, gerieten in Brand, und endlich wurde selbst auf den Wällen die Hitze unerträglich. Die Mühlen,

Bäckereien und Vorratshäuser waren zumeist in Flammen aufgegangen; schon begann es an Lebensmitteln und an Schießbedarf zu fehlen; es drohte ein Aufstand der aufs äußerste gebrachten Einwohnerschaft — da entschloß sich Königsmark endlich, die Übergabe zu vereinbaren. Es geschah um 5 Uhr nachmittags; das Feuer schwieg, und um 7 Uhr erschienen der Generalmajor Buchwald und der Oberst Maclear als Geiseln im brandenburgischen Hauptquartiere.

Am nächsten Vormittage wurde man in Stralsund allmählich der Feuersbrunst Herr, und bald darauf erschienen die Bürgermeister Jäger und Veith mit einigen Ratsherren, um die Stadt bei den bevorstehenden Verhandlungen zu vertreten. Sie lehnten den Gedanken der Reichsfreiheit von vornherein ab und gaben sich vollständig dem Kurfürsten hin, in welchem sie ihren künftigen Landesherrn sahen. Erst am späten Abend traf der Generalauditeur der Schweden mit dem Entwurfe der Übergabebedingungen im Lager ein, und nun begannen mehrtägige Verhandlungen, welche am 15. Oktober zum Abschlusse kamen. Die schwedische Besatzung durfte mit allen Kriegsehren, klingendem Spiel, Waffen, Gepäck, sämtlichem Eigentum und mit fliegenden Fahnen und Standarten ausmarschieren. Das Geschütz und Kriegsgerät der Festung verfiel dem Kurfürsten. Die Stadt sollte bei all ihren Privilegien und Gerechtigkeiten bleiben, der Verheerung wegen auf zehn Jahre steuerfrei sein, aber eine verhältnismäßige brandenburgische Besatzung aufnehmen. Einen Teil der Wachen durfte die Bürgerschaft beziehen, doch je nach Anordnung des Ortsbefehlshabers.

Am 18. Oktober rückte Königsmark mit seinen Truppen aus. Es waren der Rest von 6 Reiterregimentern: 798 Pferde mit 34 Standarten, der von 4 Regimentern zu Fuß: 875 Mann mit 30 Fahnen, und endlich 860 unberittene Reiter und Dragoner. Dabei befanden sich, außer dem Feldmarschall, die Generalmajore Grothusen und Buchwald, sowie acht Obersten und zwölf Oberstleutnants. Königsmark war nebst dem ihn

begleitenden französischen Gesandten an diesem Tage der Gast des Siegers.

So war denn der ersehnte Erfolg vollkommen errungen. „Es stehet fast unglaublich," bemerkt ein „Extract-Schreibens" vom Tage der Einnahme Stralsunds, „daß ein solcher Ort, der vor diesem fast unüberwindlich gehalten worden, nach sechszehnstündiger Beschießung hat accordiren müssen. Das Feuer aber hat darin unaussprechlichen Schaden gethan, zumahlen nicht allein über die Helffte der Stadt nebst den Magazinen und Mühlen eingeäschert worden, sondern auch, wenn es nicht bald zur Capitulation kommen, nicht ein Stock von der Stadt stehen blieben, und hätte sich der Soldat für der Hitze auf den Werken nicht halten können."

Der glänzende Erfolg war ganz und gar der brandenburgischen Artillerie und insbesondere ihrem trefflichen Führer, dem Obersten Weyler, zuzuschreiben. Sein dichtes Herangehen an die Festung war kühn, doch durchaus sachgemäß; denn es entsprach der Örtlichkeit wie der schon erschütterten Haltung der Besatzung. Das „abgekürzte Belagerungsverfahren", welches an die Stelle allmählichen methodischen Fortschreitens in Laufgräben eine rücksichtslose Beschießung setzte, fand unter der Bezeichnung „Bombardement" Nachahmung in ganz Europa; denn der schnelle Fall Stralsunds machte einen ungeheuren Eindruck. Nur zu oft aber wurde bei diesen Nachahmungen der Umstand übersehen, daß ein entschlossener und tatkräftiger Gegner einem solchen Verfahren gegenüber eine furchtbare Waffe in zielbewußten Ausfällen besitzt. Eben diese brauchte Oberst Weyler hier nicht zu scheuen; die Geistesverfassung der Belagerten gestattete sie ebenso wenig wie das von breiten Teichen durchsetzte Gelände, welches die Annäherung an die Belagerungsgeschütze aufs äußerste erschwerte und namentlich einen guten Rückzug in die Festung fast unmöglich machte.

Am 20. Oktober zog der Kurfürst in Stralsund ein. In einer gleichzeitigen „Relation" heißt es: „S. Churfstl. D. stiegen vor der Nicolai Kirche abe u. giengen stracks hinein. D. Goßman

that die Huldigungspredigt mit ſolchen emphatiſchen expressuren, daß jedermann davon beweget war. Nach der Predigt wurde das Te deum laudamus geſungen, u. verfügete Sich darauf nach geendigtem Gottesdienſte S. Churfſtl. Durchlaucht nebſt der Churfſtl. Frau Gemahlin u. des Churprintzen Durchlaucht und dero gantzer Hofſtatt, auf das Rahthaus, allwo der Magiſtrat den Huldigungs-Eyd ablegte. Sobald ſolches geſchehen, ſtellet S. Churfſtl. Durchlaucht Sich an ein Fenſter u. ward Deroſelben von den Alterleuten, Hundertmännern u. geſambter Bürgerſchaft der Eyd geleiſtet. Darauf war ein magnific Tractament auf dem Königs Artushoff bei offenen Taffeln angerichtet."

Der zur Erinnerung an den Sieg gewirkte prachtvolle Wandteppich Sunda subacta ſtellt die Beſchießung dar.*) Im Hintergrunde zeigt ſich das in Flammen ſtehende Stralſund, und unmittelbar davor erkennt man die in Tätigkeit begriffenen brandenburgiſchen Batterieen. Den Mittelgrund füllt ein Zug von vierzehn zu je zweien angeſpannten Pferden, welche einen gewaltigen Mörſer heranſchleppen, wahrſcheinlich zur Aufſtellung in dem Keſſel gegenüber der Südſpitze der Stadt. Im Vordergrunde hält der Große Kurfürſt auf dem Schimmel und erteilt Anordnungen. In ſeiner unmittelbaren Begleitung befinden ſich der Kurprinz und Feldmarſchall Derfflinger. Links iſt eine Abteilung Musketiere mit Fahnen und Trommeln aufmarſchiert; ihr Führer ſcheint ſich eben in Galopp zu ſetzen, um ſich beim Kurfürſten zu melden. Rechts iſt das weitere Gefolge und ein Handpferd dargeſtellt, das, von einer bellenden Dogge erſchreckt, aufbäumt, eine höchſt maleriſche Gruppe. Die Umrahmung des Bildes ſetzt ſich aus herrlich gezeichneten Waffen und Ausrüſtungsſtücken aller Art zuſammen.

Kurz vor der Übergabe von Stralſund hatte nach tapferer Verteidigung der ſchwediſche Befehlshaber von Damgarten auch dieſen Platz an die Brandenburger übergeben, nnd nunmehr befand ſich von ganz Pommern nur noch die feſte Stadt

*) Abb. im Hohenzollern-Jahrbuch 1899.

Greifswald in den Händen der nordischen Feinde. Dorthin waren bereits einige Regimenter abgegangen und hatten sogleich mit dem Bau von Geschützständen begonnen. Schon im Juli war, wie bereits erwähnt worden, die Insel Wieck an der Mündung des Rik von brandenburgischen Truppen besetzt und dadurch Greifswald die Verbindung mit der See abgeschnitten worden. Sobald Stralsund erobert war, wurde das schwere Belagerungsgeschütz vor die Schwesterstadt geführt, und obgleich der Batteriebau, des nassen Untergrundes wegen, auf große Schwierigkeiten stieß und im heftigsten Feuer der Wälle auszuführen war, wurde er doch schon am 5. November vollendet. Am Abende des nächsten Tages begann das Bombardement, dessen Wirkung so groß war, daß der schwedische Ortsbefehlshaber, Oberst Vieting, am Morgen des 7. bereits in Unterhandlungen eintrat. Dazu bewog ihn wohl vor allem die drohende Haltung der Bürgerschaft und das geringe Vertrauen, mit dem er auf den deutschen Teil seiner Truppen sah. Unter ehrenvollen Bedingungen kam es am 8. November zur Übergabe der Stadt, und am Nachmittage des 9. hielt Friedrich Wilhelm in Greifswald seinen Einzug.

Ein stolzes Hochgefühl mußte die Brust des Siegers schwellen. Als Königsmark die Verhandlung wegen der Übergabe von Stralsund unterzeichnet hatte, war er in die Worte ausgebrochen: „Pommern ist meinem Könige für immer verloren!“ Gewiß dachte der Große Kurfürst ebenso. Und doch stand es anders in den Sternen geschrieben. Daß selbst der augenblickliche Kampf noch nicht zu Ende sei, erfuhr der vielgeprüfte Fürst noch hier in Greifswald selbst. Schon während der Belagerung von Stettin hatte Schweden ein Heer in Livland zusammengezogen; jetzt eben überschritt es bei Memel die preußische Grenze, um sich für den Verlust von Pommern in dem alten Ordenslande schadlos zu halten. Es galt, ihm sofort entgegenzutreten, und niemals hat der Große Kurfürst schneller gehandelt als zu diesem Zweck.

Schon seit Jahren bestand der Plan, Pommern dadurch Luft zu machen, daß man einen Kriegszug nach dem brandenburgischen Preußen unternähme. Im Juni 1675 hatte Louis XIV. dahingehende Verhandlungen mit dem Könige Johann Sobieski von Polen angeknüpft und ihm die Erwerbung von Preußen in Aussicht gestellt. In derselben Richtung bearbeitete Schweden den polnischen Hof, und Sobieski ließ es zunächst nicht an Entgegenkommen fehlen. Allein sein Krieg mit den Türken und die Abneigung der Mehrzahl der Woiwoden gegen einen derartigen Krieg zu Gunsten der Fremden hinderte den König zur Tat zu schreiten, so leicht es auch scheinen mochte, das von Truppen fast entblößte Preußen zu erobern.

Der Große Kurfürst hatte nämlich, als er 1674 gegen die Franzosen an den Rhein marschierte, fast alle seine Streitkräfte herangezogen, so daß in Preußen außer den Besatzungen der Festungen Pillau, Memel und der Friedrichsburg in Königsberg nur noch die etwa 360 Mann starke Leibgarde des Statthalters Herzog von Croy und 100 Dragoner zum Postdienste zurückgeblieben waren. Unter solchen Umständen hatte die Landesregierung es für zweckmäßig gehalten, auf ältere Einrichtungen zur Landesverteidigung zurückzugreifen, die noch aus der Zeit des Ordens stammten: auf die adligen Roßdienste, auf die Reiterei der „Kölmer und Freien“ und auf die Fußmannschaft der sogenannten Wybranzen, welche die landesherrlichen Kammergüter aufzubringen hatte. Der Kurfürst war damit aber gar nicht einverstanden; denn die „ordinari Landesdefension“ hatte sich stets sehr schlecht bewährt. Im Lande freilich hing man an dieser alten Anstalt mit großer Vorliebe, weil der Kurfürst für sie die Kosten zu tragen und dennoch nur einen fast verschwindenden Einfluß auf sie hatte, während geworbene Truppen des Landesherrn die Stände zu namhaften Geldopfern zwangen und sie stets um ihre Freiheiten und Vorrechte besorgt machten. Gerade auf die Bewilligung ausreichender Mittel für die Aufstellung wirklicher Soldaten drang dagegen der Kurfürst und

mußte dies umſomehr tun, als die preußiſche Bevölkerung eine Haltung annahm, die den Verdacht verräteriſcher Geſinnung erregte. So entſpann ſich zwiſchen dem Kurfürſten und den Ständen ein hartnäckiger Kampf um die Aufbringung der zur Landesverteidigung notwendigen Mannſchaft.

Da Polen nicht zum Eingreifen zu bewegen geweſen war, ſo trat die Gefahr zunächſt allerdings in den Hintergrund; als Friedrich Wilhelm jedoch Stettin ſchwer zu bedrängen begann, beſchloß König Karl XI., um dieſe Hauptſtadt zu entſetzen, mit eigenen ſchwediſchen Mitteln von Livland her einen Angriff auf Preußen zu unternehmen, und der franzöſiſche Geſandte am Warſchauer Hofe, der Marquis de Bethune, ſtellte Werbungen in Polen an und brachte die mit franzöſiſchem Gelde geworbene Mannſchaft im Gebiete der ſchwedenfreundlichen Stadt Danzig unter. — Um dieſen Vorbereitungen zu begegnen, ſandte der Kurfürſt gleich nach der Eroberung von Stettin ein Korps von zwei Regimentern zu Pferde, zwei Dragonerregimentern und zwei Regimentern zu Fuß unter dem Landgrafen von Heſſen-Homburg nach Preußen, das dort im Februar 1678 eintraf und die Winterquartiere bezog. Dies bewog den ſchwediſchen Heerführer, Chriſter Horn, Generalgouverneur von Livland, den Anſchlag auf Preußen vorläufig wieder aufzugeben, obwohl ſeine Truppen zum Teil bereits die Düna überſchritten hatten. Unter dieſen Umſtänden hielt man die Gefahr abermals für beſeitigt, und in den Monaten Juli und Auguſt zog der Große Kurfürſt, ſelbſt truppenbedürftig und von ſeinen unzufriedenen Ständen gedrängt, allmählich das landgräfliche Korps wieder aus Preußen zurück; nur das Infanterieregiment des Grafen Dönhoff (1200 Mann), die Dragonerſchwadron v. Schlieben (500 Mann) und ein in Neuformierung begriffenes Reiterregiment des Herzogs von Croy, das jedoch noch kaum 100 Berittene zählte, verblieben im Lande.

Da erhielt anfangs Oktober der Statthalter Croy ein Schreiben des Erbprinzen von Kurland, welches meldete, der

ſchwediſche Feldmarſchall habe den bevorſtehenden Marſch ſeiner Armee durch Kurland angezeigt; es gelte Preußen, und die Schweden ſtünden mit vielen Bewohnern dieſes Landes in guter Korreſpondenz.

In der Tat hatte jetzt Heinrich Horn, der Bruder Chriſters, den Befehl erhalten, in Preußen einzurücken, zunächſt die Memellinie feſtzuhalten, dann einige Feſtungen, vor allem Königsberg, zu nehmen und überall das Land zu brandſchatzen. Sei dies gelungen, ſo ſolle er gegen Berlin vorgehen; alles aber habe mit der größten Geſchwindigkeit zu geſchehen. — Das waren weitausſehende kühne Pläne, denen die in Livland vorhandene Streitmacht allerdings in keiner Weiſe entſprach. Sie beſtand aus wenig mehr als 12 000 Mann Finnen, Liv- und Eſthländern, war nur mangelhaft ausgerüſtet und beritten, und ihre Mannszucht ließ viel zu wünſchen übrig. Horn war anfangs September in Riga eingetroffen; doch erſt am 11. Oktober konnte er den Marſchbefehl erlaſſen; erſt am 25. Oktober überſchritt er die Grenze Livlands gegen Kurland. Es war derſelbe Tag, an welchem Königsmark, den Horn durch ſeinen Zug entſetzen ſollte, genötigt wurde, Stralſund den Brandenburgern zu übergeben.

Inzwiſchen hatte ſich zu Königsberg der Statthalter monatelang mit den Ständen herumzanken müſſen. Dieſe hatten nicht nur die Forderungen des Kurfürſten abgelehnt, ſondern beſtanden darauf, daß die noch im Lande befindliche kleine Truppenmacht ebenfalls zurückgezogen und die Verteidigung lediglich der Miliz unter einem einheimiſchen lutheriſchen Oberſten übertragen werde. Es blieb der Regierung wirklich nichts übrig, als die „ordinari Landesdefenſion“ anzuordnen; ſie mußte aber dabei leider von Anfang an „eine große Trägheit zu dieſer Defenſion verſpüren“. Mit dem, was an Wybranzen kam und den wenigen verfügbaren ordentlichen Truppen wurde teils die Memellinie beſetzt, teils ein Beobachtungskorps an der Weſtgrenze aufgeſtellt, um die im polniſchen Preußen ſtehenden Söldner Bethunes abzuwehren.

Friedrich Wilhelm hatte bisher geglaubt, daß es den Schweden mit dem Zuge nach Preußen auch diesmal nicht rechter Ernst sei; nun erhielt er am 6. November vor dem belagerten Greifswald die unerwartete Nachricht davon, daß Heinrich Horn schon vor elf Tagen die Grenze Kurlands überschritten habe. „Die Konservation des Landes," so schrieb ihm der Herzog von Croy, „steht nächst Gott auf Ew. Durchlaucht prompten und mächtigen Secours und insonderheit dero selbst eigenen Ankunft u. Gegenwart, welche denn um des willen desto emsiger bitte!"

Im ersten Schrecken dachte der Kurfürst daran, die Belagerung von Greifswald aufzugeben, die Stadt nur durch das aus der Mark zu berufende Lehnsaufgebot eingeschlossen zu halten, sein ganzes Heer aber nach Preußen zu führen und dort „des Feindes Armee zu ruiniren, da die Retretta sehr schwer vnd vnmuglich fallen wurde, ja das Garaus mit ihnen gemacht werden durffte". Allein er kam schnell von diesem Vorhaben zurück, da ihm doch zu viel an der Eroberung der letzten festen Stadt Pommerns lag, und er beschloß, zunächst nur einen Teil seiner Truppen nach Preußen zu senden und deren Oberbefehl dem Generalleutant von Görtzke anzuvertrauen, der jahrelang Gouverneur von Memel gewesen war und das Land genau kannte. Dieser „Paladin", wie man ihn rühmend nannte, erhielt zwei Regimenter zu Pferde, ein Regiment Dragoner und 1000 Mann zu Fuß, und ihm voran trabte der Oberst Küssow mit zwei Kompagnien frisch geworbener Reiter, die er in Preußen selbst durch Werbungen verstärken sollte.

Feldmarschall Horn hatte indessen seinen Vormarsch fortgesetzt. Zwei Hauptwege führten von Riga nach Preußen; der eine kürzere ging quer durch Kurland und das litauische Schamaiten (Niederland), also über Mitau und Szawla nach Tilsit, der andere, längere, fast ganz auf kurländischem Gebiete über Schrunden nach Polangen dicht bei Memel. Diese letztere Straße hatte Horn eingeschlagen; denn erstlich fürchtete er in

Schamaiten das Eingreifen des litauiſchen Kronfeldherrn Pac, welcher bekanntermaßen den Brandenburgern freundlich geſinnt war; zweitens war er in Kurland der Verpflegung ſicherer, und endlich erwartete er, einer früheren Verabredung zufolge, daß die Bethuneſchen Truppen in Polangen zu ihm ſtoßen würden, welche dorthin von Danzig aus zur See befördert werden ſollten. — Kurland bereitete dem Durchmarſche keine Schwierigkeiten; dennoch brauchte Horn, um die heilige Aa und mit ihr die ſchamaitiſche Grenze zu erreichen, 17 Tage. Davon waren 12 Marſchtage, an deren jedem durchſchnittlich zwei Meilen zurückgelegt wurden — eine überaus geringe Leiſtung, welche dem Kurfürſten Anlaß ward, die Tüchtigkeit des Hornſchen Heeres außerordentlich gering einzuſchätzen, ſo daß er den Gedanken, ſofort nach der Übergabe Greifswalds perſönlich nach Preußen aufzubrechen, wieder aufgab und ſich zunächſt damit begnügte, die Streitmacht Görtzkes noch durch ein Regiment zu Pferde (Homburg) und zwei zu Fuß (Barfuß und Holſtein) zu verſtärken. Er ſelbſt blieb, nachdem ihm Greifswald am 16. November die Tore geöffnet hatte, noch einige Tage vor dieſer Stadt in Wrangelsburg und reiſte dann zu einer wichtigen Zuſammenkunft mit dem Könige von Dänemark nach Dobberan. War doch die allgemeine politiſche Lage äußerſt ſchwierig für den Kurfürſten: die Franzoſen bedrohten ſeine weſtfäliſchen Lande; die pommerſchen Küſten mußten geſchützt werden, und die Unternehmungen Chriſtians von Dänemark in Schonen verliefen nicht glücklich. Wohl gelobten ſich die beiden Fürſten in Dobberan noch einmal gegenſeitigen Beiſtand; aber ob es möglich ſein würde, ihn zu leiſten, das ſtand dahin.

An demſelben Tage, an welchem Greifswald fiel, hatte inzwiſchen das ſchwediſche Heer den Boden des Herzogtums Preußen betreten. Der kurze Marſch durch das ſchmale ſchamaitiſche Küſtengebiet war ihm von Pac ſehr erſchwert worden. Zwar hatte er die Schweden nicht angegriffen; aber er war mit ſeinen Truppen dicht neben ihnen hergezogen, hatte

ſie genötigt, ſich aufs engſte zuſammenzuhalten und ihnen dadurch die Verpflegung faſt unmöglich gemacht, ſo daß ſie erſchöpft vor Memel erſchienen. Gegen dieſe Feſtung unternahm Horn zunächſt nichts; erſt bei Verfolgung einer Streifſchar, welche Graf Dönhoff herausgeſchickt hatte, drangen ſie in die Vorſtadt ein, zündeten dieſe an, und da ein heftiger Sturmwind wehte, verbreitete das Feuer ſich auch in die Stadt ſelbſt und legte ſie faſt ganz in Aſche. Die Feſtungswerke blieben jedoch unverſehrt, und Dönhoff lehnte die Aufforderung, den Platz zu übergeben, kühl ab.

Die Schweden waren recht niedergeſchlagen, denn vergeblich hatten ſie in Polangen auf das Eintreffen der Bethuneſchen Söldner gewartet, und die Nachricht vom Falle Stralſunds hatte ihnen einen ſehr üblen Eindruck gemacht. Dazu kam ſchlimmes naſſes Wetter, das den Marſch, zumal den der Artillerie, außerordentlich erſchwerte, und da die preußiſche Regierung rechtzeitig alles Vieh und alle Vorräte aus dem Gebiete nördlich der Ruß hatte fortſchaffen laſſen und Pac ihnen auch hier noch immer zur Seite zog, ſo ſtieß die Verpflegung auf die ärgſten Schwierigkeiten. Um die Fahnenflucht ſeiner Leute zu hindern, mußte Horn die Quartiere rings mit Reiterwachen umſtellen. Dönhoff, deſſen Streifſcharen dem Feinde höchſt läſtig wurden, ſchrieb dem Kurfürſten: „Es wäre zu wünſchen, daß unſere Armee allhier im Lande praeſent wäre, würde es durch göttlichen Beyſtand nur ein Frühſtück mit dem Feinde ſein, weil er ſich in ſolchem Stande nicht befindet, unſeren alten u. wohlausgeübten Soldaten zu reſiſtieren.“

Ganz anders dachten die Stände. Sie weigerten ſich, die Verpflegung der zu ihrem Schutze im Anmarſche befindlichen Truppen Görtzkes zu übernehmen. Das ſei Sache des Kurfürſten, der „ex lege ratione et pacto“ verpflichtet ſei, allein für die Landesverteidigung zu ſorgen; wenn ſie trotzdem etwas dafür leiſteten, ſo müſſe er ihnen eine „Aſſecuration“ ausſtellen, daß das Landaufgebot nicht über die Grenzen geführt, nicht in andere Regimenter eingeſtellt, ſondern nur unter einem ein-

geborenen Landesoberſten beiſammengehalten und vom Kurfürſten unterhalten werden würde. Auch ſollte ihnen kein neuer „präjudizierlicher Eid“ zugemutet und das Land durchaus mit Einquartierungs- und Marſchkoſten verſchont werden. Das klang geradezu wie Hohn!

Und wie notwendig war doch das Eingreifen einer wirklichen Kriegsmacht! Am 2. Dezember erreichten die Schweden den Memelſtrom. An dieſem ſtand zwiſchen Tilſit und Ragnit, der Strecke, welche man am meiſten gefährdet glaubte, der Hauptteil der preußiſchen Landesverteidigung unter dem Oberſten v. Hohndorf und hatte bei Tilſit Schanzen aufgeworfen. Einige hundert Mann unter dem Oberſten v. Canitz hatten das fruchtbare Delta zwiſchen Ruß und Gilge bei Kukerneſe beſetzt. Horn gab ſich, um die Preußen zu täuſchen, den Anſchein, als ob er wirklich bei Tilſit den Übergang über die Memel erzwingen wollte, entſandte aber 1100 Mann unter dem Oberſten Wrangel nach der Ruß, um zu verſuchen, hier wirklich überzugehen, was ihm dann auch mit Hilfe ſeiner vom überhöhenden rechten Ufer her wirkſam auftretenden Artillerie gelang. In paniſchem Schrecken darüber liefen die dort aufgeſtellten preußiſchen Wildnisbereiter und Jäger davon, und das übrige Landaufgebot folgte ihnen, ſo daß auch Canitz mit den wenigen wirklichen Soldaten, die er bei ſich hatte, notgedrungen über die Gilge zurückweichen mußte. Infolgedeſſen gab Hohndorf das offene, nun umgangene Tilſit auf, beſetzte nur die Schlöſſer von Tilſit und Ragnit und wandte ſich mit ſeinen Scharen ſüdwärts, um eine neue Aufſtellung am Pregel zu nehmen. Allein das Landaufgebot: Reiter wie Forſtleute und Wybranzen, war des Spieles müde; es entlief in ſolchen Maſſen, daß von den 3100 Mann, welche Hohndorf am 2. Dezember zur Verfügung geſtanden hatten, vier Tage ſpäter nur noch 1300 bei ihm geblieben und auch ſchon höchſt unſicher geworden waren. Aus dieſen dürftigen Mitteln beſetzte er noch die nächſtgelegenen Städte und nahm endlich mit nur noch

840 Streitbaren am Pregel bei Wehlau wieder Stellung. Seine Berichte an den Statthalter waren voll von bitteren Klagen über die Erbärmlichkeit seiner Leute und die Unbändigkeit seiner Offiziere. Mit geworbenen Leuten wolle er alles tun, mit diesen aber sei nichts zu verrichten.

Heinrich Horn quartierte sich unterdessen in der wohlhabenden Zwischenstromlandschaft von Kukernese ein und besetzte von da aus Tilsit. Auch dessen Schloß leistete keinen Widerstand. Am 10. Dezember zog der schwedische Oberst Knorring vor Ragnit. Die dortigen Kapitäne v. Woyna und Weiß wollten das Schloß verteidigen; doch ihre Wybranzen gehorchten den beiden alten gichtbrüchigen Offizieren gar schlecht, und als Knorring einige Geschütze auffahren ließ, übergaben sie das Schloß. Woyna und Weiß haben das später mit dem Leben büßen müssen; der Kurfürst ließ ihnen den Kopf vor die Füße legen. — Aber auch die Gesinnung des Landvolks war sehr schlecht, und wenn die Schweden jetzt ohne Aufenthalt nach Königsberg marschiert wären, so würden sie unterwegs nicht nur keinen Widerstand gefunden, sondern die Hauptstadt auch in große Gefahr und Versuchung gebracht haben. Das geschah indessen nicht. Aus Verpflegungsrücksichten und Ruhebedürfnis blieb Horn bis zum 29. Dezember in Tilsit liegen.

Unterdessen aber war Generalleutnant v. Görtzke herangekommen; er hatte am 30. November die Weichsel überschritten und im polnischen Westpreußen keinen Widerstand gefunden, weil die Bethuneschen Truppen, welche seit einiger Zeit keinen Sold mehr empfangen hatten, sehr zusammengeschmolzen und weit über das Land verstreut waren. Der Generalleutnant legte nun täglich fünf Meilen zurück und erschien persönlich schon am 8. Dezember zu Königsberg. Was er hier über die schlechte Gesinnung der Bevölkerung und über die französischen Umtriebe in Polen erfuhr, erfüllte ihn mit solcher Besorgnis, daß er sogleich einen seiner Offiziere, den Major Reck, zur Berichterstattung an den Kurfürsten sandte.

Friedrich Wilhelm war von Dobberan nach Berlin gegangen, wo er am 12. Dezember begeistert empfangen wurde. Vom Georgentor bis zur langen Brücke erhoben sich, die ganze jetzige Königsstraße entlang, Triumphbogen, und auf der Spree waren zwei schwimmende Forts errichtet, deren Kanonen ihn mit Freudenschüssen begrüßten. Der Sieger war nicht unempfindlich gegen solche Bezeugungen treuer Anhänglichkeit und bewundernder Verehrung; allein die Meldungen, welche ihn in seiner Residenz empfingen, ließen keine reine Freude aufkommen. Von Paris brachte sein Gesandter Meinders die schlimme Nachricht, daß der Kaiser im Begriffe stehe, mit Frankreich Frieden zu schließen und daß, sobald dies geschehen sei, die französischen Truppen sich auf Kleve werfen würden. Wohl stand am Niederrhein schon jetzt General Sparr mit 6000 Brandenburgern und hinter ihm die Lüneburger, welche treu beim Bündnis zu verharren bereit waren, wenn man auf kaiserlicher Seite entschlossen blieb, Frankreich die Spitze zu bieten; allein zu Wien war man Ungarns wegen in Sorge, und noch mehr trat die „Jalousie“ gegen Brandenburg in den Vordergrund, und man sagte dem dänischen Gesandten geradezu: Kaiserliche Majestät sei nicht schuldig, den Krieg zu continuieren, um andere Leute groß zu machen. Und dazu kamen nun die Nachrichten aus Preußen, die es als möglich erscheinen ließen, daß die Schweden sich dieses Landes als Faustpfand bei den Friedensverhandlungen bedienen könnten, und auf das Johann Sobieski begehrliche Blicke warf.

Da entschloß sich der kaum aus dem Sattel gestiegene, von der Gicht geplagte und von hartem Husten geschüttelte Kurfürst, in eigener Person einen Feldzug nach Preußen zu tun. Freilich waren dagegen große Bedenken zu erheben: man fürchtete, daß, wenn er sich mit seinen Truppen so weit entfernte, seine übrigen Lande den größten Gefahren ausgesetzt und seine schon schwankenden Bundesgenossen vollends entmutigt werden würden; man wies auf die Erholungsbedürftigkeit

seines Heeres und auf die höchst ungünstige Jahreszeit hin. Demgegenüber gab für ihn den Ausschlag die Möglichkeit, Preußen überhaupt zu verlieren; denn er kannte sehr wohl die polenfreundliche Stimmung eines großen Teiles der Bevölkerung und wußte, daß nur sein eigenes Erscheinen imstande sein würde, den schwierigen und widerhaarigen Ständen einen solchen Eindruck zu machen, daß sie sich wohl oder übel zu denjenigen Opfern bequemten, die sie bringen mußten, wenn sie beim Hause Brandenburg verbleiben sollten. Die Schweden waren sehr wohl ohne ihn selbst zu besiegen, nicht aber die Gegnerschaft der höchst unbotmäßigen Stände und der nach „polnischer Freiheit" durstigen Landedelleute und Stadtbürger. Er erwog mit Derfflinger die Verteilung seiner Streitkräfte und beschloß, daß die jenseits der Weser stehenden sowie die in den Festungen, auch den pommerschen, verteilten Truppen dort verbleiben, dagegen alle Reiter- und Dragonerregimenter, die bisher in Pommern gefochten und außerdem von jedem Regimente zu Fuß ein auserlesenes Bataillon von 600 Mann den Feldzug nach Preußen mitmachen sollten. Diesem Heere wurden 32 Kanonen und zwei Haubitzen zugeteilt. — Schon am 14. Dezember begann der Ausmarsch, und es war ein gutes Vorzeichen, daß die Zurückgelassenen trauerten, während die Ausgewählten frohlockten. Der Versammlungspunkt war Neustettin in Hinterpommern. Am 6. Januar 1679 richtete der Kurfürst ein Schreiben an den Kaiser, welches seinen bevorstehenden Aufbruch anzeigte, zugleich aber versicherte, daß, wenn das Reichsoberhaupt und die anderen Bundesgenossen treu festhielten am Bunde, auch er seinerseits rechtzeitig mit seinem Heere am Rheine erscheinen würde.

In Preußen nahmen unterdes die Dinge folgenden Verlauf: Görtzke verfügte bei Tapiau am Pregel über die Reiterregimenter Görtzke und Printz, zusammen etwa 1400 Pferde, das Dragoner-Regiment Sydow, 710 Mann, die Schwadron Küssow (30[illegible] Pferde), ferner über 400 Mann zu Fuß (600 waren an d[illegible]

Weichſel zurückgeblieben), alſo zuſammen über 2800 Mann. Dazu kamen etwa 300 Mann oberländiſcher Ritterdienſte, die ſeit Zerſtreuung der Bethuneſchen Söldner verwendbar geworden waren, zwei Kompagnien vom Regiment Dönhoff zu Fuß, kurz eine für jene Zeit ganz ſtattliche Macht, die aber ſehr behutſam und zurückhaltend benutzt wurde; denn Görtzke war alt geworden und überſchätzte den Feind, hatte aber allerdings auch ſonſt triftige Gründe, nicht viel aufs Spiel zu ſetzen. Seine Truppen wurden aus den Vorräten der kurfürſtlichen Ämter und durch Anleihen bei Privatleuten unterhalten, da die Stände zu keinen Bewilligungen zu bewegen waren. — Feldmarſchall Horn hatte inzwiſchen ein Schreiben ſeines Königs erhalten, das ihm befahl, entſchloſſen vorzugehen, da die Beſitznahme auch nur eines Teiles von Preußen für Schweden bei den Friedensverhandlungen von großem Vorteil ſein würde. Horn wandte ſich deshalb zunächſt gegen Inſterburg, nahm die Stadt zu Neujahr ein, blieb dann aber in den dortigen fetten Quartieren neun Tage lang liegen. Erſt am 11. Januar brach er wieder auf und zog pregelabwärts nach Wehlau zu in der Erwartung, hier mit Görtzke zum Schlagen zu kommen. Dieſer hielt ſich jedoch dazu nicht für ſtark genug und erachtete es für das beſte, mit ſeinen Truppen als fliegendes Streifkorps, raſch die Stellung wechſelnd, den Feind zu bedrängen, ohne ſich ihm zu einem ernſten Gefechte zu ſtellen. Zu einem ſolchen Verhalten bewog ihn übrigens, mehr noch als die militäriſche Lage, ſein tiefes Mißtrauen gegen die Königsberger; hatten ſeine Leute doch namenloſe Briefe aus der Stadt an den ſchwediſchen Heerführer aufgefangen, in welchen dieſem die Stelle wo und die Art wie er die Reſidenz am leichteſten angreifen könne, verräteriſch bezeichnet wurden. Er glaubte deshalb, ſeine Kräfte keinem Fehlſchlage ausſetzen zu dürfen, um im entſcheidenden Augenblicke, wenn es ſich um die Erhaltung Königsbergs handle, mit ungebrochener Macht zur Stelle zu ſein, und dementſprechend beſetzte er auch trotz heftiger Rechtsverwahrungen der Bürgerſchaft mit ſeinem Fußvolke die Wälle der Stadt.

Die Schweden nahmen nun Wehlau und zogen dann die Allee aufwärts nach Bartenstein, so daß Croy der Meinung war, Horn wolle dem heranrückenden Kurfürsten entgegengehen. Von dessen Kommen wußte jedoch der schwedische Feldmarschall damals noch nichts; er hatte vielmehr die Absicht, Winterqurtiere zu beziehen, und zwar merkwürdigerweise nicht auf dem Boden des brandenburgischen Preußen, sondern in dem eingesprengten polnischen Ermlande. Am 19. Januar indes erhielt er die Nachricht, daß der Kurfürst mit einem Heere die Weichsel erreicht habe, und dies bewog ihn sofort, den Gedanken an die Winterruhe aufzugeben und ohne Verweilen den Rückzug anzutreten.

Friedrich Wilhelm war am 10. Januar in Küstrin eingetroffen, hatte hier dem Fürsten von Anhalt die Statthalterschaft in der Mark übertragen und war dann mit seiner Gemahlin nach Neustettin weitergereist, wo sich das Heer versammelt hatte. Es bestand aus sechs Regimentern Reiterei (Trabantengarde, Leibregiment, Regimenter Kurprinz, Anhalt, Derfflinger und Treffenfeld), zwei Regimentern Dragoner (Leibregiment und Derfflinger) und den zusammengestellten fünf Bataillonen zu Fuß — alles in allem etwa 9000 Köpfe. An hohen Offizieren befanden sich dabei der Feldmarschall v. Derfflinger, der Generalleutnant v. Götzen, die Generalmajore Graf v. Promnitz und v. Schöning. Am 18. Januar brach das Heer auf. Man wußte, es waren mehr als hundert deutsche Meilen zurückzulegen durch unwegsame, unwirtbare Gegenden bei Frost und Schneegestöber, immer mit dem Antlitz gegen Nordosten, wo die Kälte täglich zunahm und Schnee und Reif, von eisigem Winde getrieben, Bart und Gesicht verglasten. Aber das Heer war guten Mutes; es überschritt am 20. die fest zugefrorene Weichsel und erreichte Marienwerder. Von hier aus erging an Görtzke der Befehl, sein Fußvolk in Königsberg zu belassen, mit der Reiterei und den Dragonern in Preußisch-Holland zum Kurfürsten zu stoßen, um dann die Schweden im Ermlande mit erdrückender Übermacht zu vernichten. Der Befehl war kaum fort, als die Meldung

kam, daß der Feind von der Allee aus den Rückzug nach Osten angetreten habe und Görtzke ihm bereits mit allen berittenen Truppen und 1000 zu Pferde gesetzten Fußknechten eilig nachsetze und um Verstärkung bitte. Diesem Wunsche entsprach Friedrich Wilhelm sofort; er sandte den Grafen Promnitz mit 1600 Reitern und 1200 Dragonern dem Generalleutnant zu Hilfe und beschloß, mit der übrigen Armee in Gewaltmärschen Tilsit zu gewinnen, um dem Feinde den Rückzug nach Schamaiten zu verlegen. Zugleich gab er in einem Schreiben an den Statthalter und die preußischen Oberräte den Befehl, für seine Armee 1200 Schlitten und 6—700 ledige Pferde in Bereitschaft zu halten. „Nächstem," fügt er hinzu, „haben Ew. Liebden u. Ihr auch zu verfügen, daß auf acht Tage Brod, Branntwein, Bier und Salz für die ganze Armee angeschafft werde. Weil wir auch mit Befremden vernommen, daß kein Vorrat an Mehl vorhanden sein solle, so habet Ihr dahin zu sorgen, daß so viel Querlen (Handmühlen) angeschafft werden, daß eine jede Kompagnie drei bekommen kann, wie Sie dann auch mit dem Brauen u. Backen Tages als Nachts fleißig continuieren lassen, damit es der Armee nicht an Unterhalt ermangele. So müssen auch so viele Wagens und Schlittens parat gehalten werden, welche die Zufuhr verrichten können, wovon niemand, er sei, wer er wolle, zu befreien. Imgleichen müssen 2000 Paar Schuhe u. so viel Kalbleder als zu 2000 Paar Hosen nöthig, an Hand gebracht werden. Sollte hierin einiger Verzug erscheinen, so werden wir wegen des Uns daraus zuwachsenden Schadens Uns bloß an Ew. Liebden u. an Euch halten."

Auch in Marienwerder wurden so viel Schlitten als irgend möglich zusammengebracht, ein Teil des Fußvolks darauf gesetzt, und nun ging es wieder in Gewaltmärschen vorwärts. Am Abende des 25. Januar erreichte man bei Heiligenbeil das Frische Haff und setzte am nächsten Tage, um den Weg abzukürzen, den Marsch auf dem Eise desselben fort, wobei die auf den Schlitten Sitzenden fröhlich den Dragonermarsch schlugen. Die stille

Frostwelt dröhnte vom Waffenschall, und der fast sieben Meilen lange Weg nach Königsberg wurde an diesem Tage in acht Stunden zurückgelegt.

Der Kurfürst hatte sich alle „Solennitäten" von seiten Königsbergs verbeten. Er fuhr zu Schlitten auf dem Pregel in die Stadt und begab sich sogleich auf das Schloß. Ebenso zog die ganze Armee auf dem gefrorenen Strome ein, das Fußvolk und die Artillerie zum Teil auf Schlitten, und rückte bereits am nächsten Tage weiter vor. Die Nachrichten, welche der Fürst in Königsberg vom Feinde erhielt, lauteten sehr erfreulich. Die Fahnenflucht war arg bei den Schweden, und über deren Pläne wurde man vortrefflich unterrichtet durch ein Schreiben, welches man in der Tasche des Grafen Gustav Carlson, eines natürlichen Bruders des Schwedenkönigs fand, der auf dem Wege nach Danzig von den Brandenburgern gefangen worden war. Der Kurfürst zog den Bemitleidenswerten tröstend zur Tafel, folgte dann aber seinem Heere schon in der Frühe des 28. Januar nach und erreichte noch an demselben Tage Labiau. Hier stieß auch Görtzke zu ihm, so daß nun fast die ganze Armee, 14—15 000 Mann stark, beisammen war.

Horn hatte am 20. den Marsch von Insterburg nach Tilsit angetreten, brauchte aber, um die etwa 13 Meilen lange Strecke zurückzulegen, neun Tage. Görtzke hatte ihm nicht viel Schaden zu tun vermocht, denn die Schweden hielten sich ganz eng geschlossen. Jetzt befahl der Kurfürst dem Obersten Hennigs v. Treffenfeld, mit 800 Reitern und 200 Dragonern geradeswegs auf Tilsit loszugehen, um den Feind zu erkunden und so lange aufzuhalten, bis die Armee herankommen könne. Görtzke folgte ihm auf kurze Entfernung mit 4300 Berittenen. Am Nachmittage des 29. brach auch Friedrich Wilhelm von Labiau auf und ließ hier, bezeichnenderweise nicht in Königsberg, seine Gemahlin zurück, die ihn bisher begleitet hatte. Er fuhr quer über das Kurische Haff und hielt dabei über die in unabsehbarer Reihe aufgefahrene Armee eine Schlittenheerschau ab. Fahnen und Standarten neigten sich vor ihm; Fußvolk und

Artillerie blieben auf den Schlitten, Piken und Musketen präsentierend, und spielten den Dragonermarsch mit Pfeifen und Trommeln, Pauken und Trompeten, solange noch ein Tambour die Hand rühren konnte und den Trompetern nicht die Lippen am Mundstück festgefroren waren.

Der Wandteppich, welcher die Heerschau auf dem Kurischen Haff darstellt,*) führt die Inschrift: Expeditio per Conglaciatum Sinum Prussicum Suscepta 1679. Den Vordergrund nimmt ein offener sechsspänniger Schlitten ein, aus welchem der Große Kurfürst, mit Pelzschaube und Pelzmütze bekleidet, dem Beschauer gerade entgegenblickt. Ein höherer Führer (Görtzke?) ist herangesprengt, um eine Meldung zu machen. Etwas weiter zurück ist ein zweiter Schlitten und das berittene Gefolge des Kurfürsten zu erkennen. Den mittleren Plan füllen die in fünf Heersäulen marschierenden Truppen: zunächst die zwei Kolonnen der Reiterei, dann eine von Geschütz und Wagen, und endlich zwei des Fußvolkes, meist Musketiere, aus deren Massen sich die hochgehaltenen Spieße der nur noch in geringer Zahl vorhandenen Pikeniere erheben. Weiter rückwärts bemerkt man einen langgestreckten hohen Rücken von Packeis, der auch auf dem Merianschen Plane bedeutungsvoll hervortritt. Darüber hinaus erscheint das weitere Haff und endlich die Kurische Nehrung. Den linken Abschluß des Teppichs stellt höchst unpassenderweise ein vollbelaubter Kastanienbaum her. Den Randschmuck der anderen Seiten bilden Trophäen ohne bestimmte Beziehungen auf den Hauptgegenstand; auffallend ist die Anbringung eines Dudelsacks. Wie auch bei all den anderen Teppichbildern erscheint als Mittelpunkt der oberen Randverzierung das brandenburgische Wappen; der es bedeckende Kurhut ist bezeichnenderweise schon von einer offenen Königskrone überwölbt.

In Gilge nahm Friedrich Wilhelm Quartier. Um Mitternacht kamen Meldungen von Görtzke und Treffenfeld, wonach jener noch zwei, dieser nur noch eine Meile von Tilsit entfernt

*) Abb. im Hohenzollern-Jahrbuch 1899.

war, und sie gegen den am gleichen Abende dort eingetroffenen Feind vorgehen wollten. Sofort erhob sich Friedrich Wilhelm vom Lager und ließ die gesamte Armee schon um 4 Uhr morgens antreten und auf dem Eise der Gilge nach Kukernese vorgehen. Es war am 30. Januar. Unterwegs erhielt er von Görtzke die Meldung, daß die feindliche Reiterei in Splitter stehe. Daraufhin unterbrach der Kurfürst in Kukernese den Marsch, wahrscheinlich zu dem Zweck, die langgewordene Marschkolonne aufrücken, die Artillerie herankommen und die schwer angestrengten Truppen und Pferde etwas ruhen und sich erwärmen zu lassen; denn nun schien die Schlacht in unmittelbarer Aussicht zu stehen. Nachmittags aber schon meldete Oberst v. Treffenfeld, daß er den Feind angegriffen und geschlagen habe. Es war offenbar ein Überfall gewesen.

Horn hatte nämlich in der Stadt Tilsit sein Fußvolk untergebracht, während die Reiterei in den umliegenden Dörfern ziemlich weitläufige Quartiere bezog. In Tilsit selbst lagen nicht nur sämtliche Generale, sondern auch die Regimentsbefehlshaber der Reiter und Dragoner, so daß diese Truppen in ihren Quartieren ohne höhere Führung waren. Als nun Treffenfelds 1000 Reiter, die Vorhut Görtzkes, erschien, brach bei den Schweden eine arge Verwirrung aus. Vor dem zunächst bedrohten Dorfe Splitter nahmen mehrere Regimenter Reiter und Dragoner Aufstellung; sie sowohl wie Hennigs v. Treffenfeld erwarteten Verstärkung. Als Görtzke aber säumte, eine solche zu senden, entschloß sich der tapfere Hennigs, ohne länger zu warten, anzugreifen, und das geschah mit so gutem Erfolge, daß die schwedischen Reiter sich nach zwei Salven zur Flucht wandten und ihre abgesessenen Dragoner im Stiche ließen. Sie wurden von den Brandenburgern zusammengehauen, und die Erbitterung war so groß, daß man gegenseitig kaum Pardon gab. Zwei Standarten, sechs Dragonerfähnlein, ein Paar Pauken und ein großer Teil des Trosses wurden erbeutet. Die Trophäen sowie einige ge- e Offiziere brachte Treffenfeld gegen Abend selbst zum

Kurfürsten, und dieser war über den wackeren Handstreich so erfreut, daß er den Obersten gleich zum General beförderte. Und doch hatte das Gefecht bei Splitter eigentlich mehr geschadet als genutzt; denn da Görtzke unbegreiflicherweise seine kühne Vorhut nicht unterstützt hatte, so war doch nichts wirklich Entscheidendes vorgefallen, und da Treffenfelds Abteilung, nachdem er zum Kurfürsten geritten war, sich schließlich auf Görtzke zurückgezogen hatte, so stand man jetzt weiter vom Feinde entfernt als vor dem siegreichen Treffen, und man hatte, was das schlimmste war, die Fühlung mit ihm verloren. Ist also Görtzkes Haltung gar nicht zu verstehen, so bleibt doch auch Hennigs zu tadeln; er durfte in einem solchen Augenblicke unter keinen Umständen seine Truppe verlassen, um selbst Verkünder seines Sieges zu sein.*)

Bei Einbruch der Dunkelheit war Horn nach der Niederlage seines rechten Flügels, denn diesen Teil seines Heeres hatte Hennigs Angriff getroffen, unter Zurücklassung sämtlicher Vorräte aufgebrochen und die ganze Nacht hindurch gegen die schamaitische Grenze bei Coadjuten marschiert. In der Frühe des 31. Januar erhielt Friedrich Wilhelm hiervon Nachricht und zugleich die Meldung, daß Hennigs und Görtzke dem Feinde folgten. Dies hieß er gut und sandte ihnen den Befehl, die Schweden überall, wo sie auf sie stießen, rücksichtslos anzugreifen. Nun aber frug es sich, wohin er selbst sich wenden solle, um dem Feinde den Rückweg zu versperren; es frug sich, ob Horn dieselbe Straße wählen werde, auf der er hergekommen, oder ob er quer durch Schamaiten ziehen werde. Gegen dies letztere Unternehmen sprachen die gewichtigsten Gründe: die überaus große Schwierigkeit des Geländes, die Unmöglichkeit, ausreichende Verpflegung zu beschaffen, die Feindschaft der Litauer gegen die Schweden. Der Kurfürst riet ganz richtig, wenn er annahm, Horn werde sich wieder auf den Weg nach Polangen machen. Nachdem er zu dieser Überzeugung gelangt war, brach er bei

*) Die Ernennung Treffenfelds zum General außer der Reihe erzeugte übrigens starke Unzufriedenheit im Hauptquartier.

Tagesgrauen von Kukerneſe auf, überſchritt das Eis der Ruß und marſchierte nach Heidekrug. Eben dieſem Punkte ſtrebte Horn zu, und ſeine Spitze war nur noch eine Meile weit von dem Heere ſeines großen Gegners entfernt. Da — geſchah es auf Grund einer Spähermeldung oder erregte Görtzkes gewaltſames Nachdrängen Verdacht? — genug, plötzlich blieb Horn ſtehen und bot ſeinem Verfolger die Stirn. Perſönlich übernahm er die Führung ſeiner Nachhut, und es entſpann ſich zwiſchen ihm und Görtzke ein Gefecht, über deſſen Gang und unmittelbare Erfolge wir ſo widerſprechende Nachrichten haben, daß es nicht der Mühe lohnt, ſie zu wiederholen, deſſen eigentliche Wichtigkeit aber darin zu ſuchen iſt, daß Horn unter deſſen Schutze ſeine Marſchrichtung änderte und dadurch der Vernichtung entging, welche unvermeidlich war, wenn er, von Görtzke gedrängt, auf das nahe Heer des Kurfürſten geſtoßen wäre. Dem entzog er ſich durch einen Nachtmarſch von fünf Meilen, der ihn oſtwärts in das Innere Schamaitens führte. Dadurch gewann er einen nicht unbedeutenden Vorſprung, hatte nun aber 30 Meilen ohne Magazine und Lebensmittel zurückzulegen, von den wilden Litauern wie von Wölfen umdrängt.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm Nachricht von dieſer Richtungsänderung erhalten, ſo brach er noch in tiefer Dunkelheit in der Morgenfrühe des 1. Februar von Heidekrug auf, um dem Feinde zu folgen; denn nicht nur verjagt ſollten die Schweden werden, ſondern vernichtet; der Kugel und der Klinge ſollten ſie verfallen; das war das innigſte Begehren des ergrimmten Fürſten. Er verfehlte aber in der wüſten Schneelandſchaft den rechten Weg und geriet zu weit nach Norden. Dabei zwangen die tiefen Einſchnitte des Geländes, in denen hier die kleinen Küſtenflußbetten liegen, zur Benutzung elender Brücken, ſo daß ſehr viel Zeit verloren ging, die Truppen aufs äußerſte angeſtrengt wurden und der Vorſprung der Schweden beſtändig wuchs. Trotzdem ſetzte der willensſtarke Fürſt den Marſch raſtlos fort, bis er endlich um 1 Uhr nachts mit ſeinem Gefolge in dem elenden

litauiſchen Dorfe Lasdonehmen in Hütten Unterkunft fand, die kaum von Schweineſtällen zu unterſcheiden waren, und um die er doch noch beneidet werden mochte, da die Truppen bei der bis dahin unerhörten Kälte von 26 Graden im Freien lagern mußten, obgleich ſie ſeit zwei Tagen kein Brot mehr erhalten hatten. Dieſe Nacht war ſo ſchlimm für die Leute, es gingen ſo viele durch Froſt zu Grunde, daß Friedrich Wilhelm ſich entſchloß, die Verfolgung mit dem ganzen Heere aufzugeben und bloß noch Streifſcharen damit zu betrauen; denn mit Recht fürchtete er, daß in der ſchamaitiſchen Schneewüſte ſein Heer durch Hunger und Froſt aufgerieben werden könnte. Der Entſchluß wurde dem Herrn ſehr ſchwer; denn nur mit Schmerz verzichtete er darauf, perſönlich, Auge in Auge dem verhaßten Feinde entgegenzutreten und den Degen mit ihm zu kreuzen. — Noch am Tage Mariä Lichtmeß ſelbſt trat das brandenburgiſche Heer den Rückmarſch an. — Die unmittelbare Verfolgung der Schweden nahm zunächſt nur Hennigs v. Treffenfeld auf und erbeutete noch an demſelben Tage eine Fahne, die einzige, welche dem tapferen Fußvolke der Schweden in dieſem ſchweren Feldzuge verloren ging.

Der Kurfürſt begab ſich wieder nach dem Amte Kukerneſe und ſendete von hier aus am 3. Februar einen Bericht an ſeine Verbündeten, in welchem es heißt: „Ich aber habe billig dem Höchſten zu danken, daß durch ſeinen Beiſtand der Feind, ungeachtet er ſich ausgeruht u. in guten Quartieren geſtanden, dagegen meine Leute innerhalb 14 Tagen bei 100 Meilen in dieſer Jahreszeit marſchiert, doch innerhalb zwei Tagen, wo ich ihn nur mit der Cavalerie erreichen können, ruinirt und aus dem Lande gejagt worden."

Da Hennigs v. Treffenfeld der Meinung war, daß es doch noch möglich ſei, die Schweden einzuholen, ſo erhielt am 3. Februar der Generalmajor v. Schöning den Befehl, mit 1000 Reitern und 500 Dragonern die Verfolgung wieder aufzunehmen und dem Feinde, wie es hieß, „in die Eiſen zu hauen." Für eine ſolche

kleinere Abteilung schien es wohl möglich, Lebensmittel und Futter aufzutreiben, namentlich wenn man sie mit Geld ausstattete, wie es geschah. Jede Kameradschaft erhielt zwei Taler. Wegweiser, so berichtet der Oberst Truchseß v. Waldburg, welcher Schöning begleitete, bedürften die Brandenburger nicht, da die grimmige Kälte und die erbarmungslosen Keulen des litauischen Landvolkes den zurückgelegten Weg mit schwedischen Leichen genugsam gekennzeichnet hätten. Bei Schwingi hatte Horn drei Kanonen und einen großen Mörser zurückgelassen, die Schöning am 4. Februar auffand und die der Kurfürst gleich abholen ließ. Am 6. fielen den Brandenburgern wieder zwei Geschütze und 30 Munitionswagen in die Hände, und folgenden Tages erreichten sie bei Telsche endlich wirklich die Nachhut der Schweden, deren Führer der Generalleutnant Wittenberg war. Bei dem sich nun entspinnenden Gefechte spielten 18 litauische Kompagnien die Rolle unbeteiligter Zuschauer. Schöning hatte nur 1200 Reiter bei sich; der Gegner war doppelt oder dreifach so stark an Kopfzahl; dennoch beschloß man, anzugreifen, damit nicht, wie es in dem brandenburgischen Berichte heißt, „die Gloire der Kurfürstlichen dadurch beschmutzet werde, daß man den Feind ohne Schwertschlag entlasse.“ Die Schweden schlugen sich vorzüglich, namentlich das Fußvolk, und die Offiziere gingen ihren Truppen mit hinreißender Begeisterung voran. Der alte wohlberechtigte Waffenstolz, zumal der der finnischen Regimenter, und der Mut der Verzweiflung, das Elend, in dem man steckte und das das Leben wertlos erscheinen ließ — alles wirkte zusammen, um den Schweden nach so vielem Mißgeschick noch einen Ehrentag zu bereiten. Zwar zu siegen vermochten sie nicht; aber sie hielten sich ruhmvoll, bis die frühe Winternacht hereinbrach und ihnen gestattete, geschlossen und ungebrochen den Rückzug fortzusetzen. Freilich war dieser Erfolg mit ungewöhnlich großen Opfern erkauft.

Auch Schönings Truppen waren tief erschöpft, Verpflegung und Futter kaum zu beschaffen; er vermochte nicht mehr, mit seiner ganzen Abteilung am Feinde zu bleiben; doch gelangte er

noch bis zu dem schon auf kurländischem Gebiete liegenden Dorfe Essern; von hier aus konnten nur noch kleinere Streifscharen den Schweden folgen. Mit der Nachricht von dem Gefecht bei Telsche hatte Schöning den tapferen Führer seiner Vorhut, den Oberstleutnant v. Dewitz, zum Kurfürsten nach Kukernese (20 Meilen) gesandt und zugleich weitere Verhaltungsbefehle erbeten. Diese lauteten dahin, daß Schöning von weiterer Verfolgung des Feindes abstehen und nach Preußen zurückkehren solle. Die Streifscharen verloren übrigens die Fährte des Gegners; sie wandten sich zu weit östlich und erreichten zuletzt Bauske an der Aa, das nur noch acht Meilen von Riga entfernt ist, während Horn sich nördlich nach Mitau gewandt hatte.

Damit war dieser merkwürdige dreiwöchentliche Feldzug zu Ende gekommen. Es war der Hauptsache nach eine wilde Jagd gewesen. Das Ungestüm der Gewaltmärsche durch den tiefen Schnee, das rastlose Vorwärts an den kurzen Wintertagen und in den eisigen Sternennächten, das rücksichtslose Dahinrasen über gefrorene Ströme und Haffe, das stürmische Feuer der brandenburgischen Angriffe — das alles gemahnt an die Tage und Taten vorzeitlicher Nordlandsrecken. Nun kehrte in die Einöden das Schweigen zurück.

Die Schweden erreichten am 14. Februar Riga; es war nur noch ein Viertel der Armee übrig, etwa 3000 Mann, und auch diese meist krank und zu weiteren Kriegsdiensten untauglich. Namentlich die Reiterei hatte furchtbar gelitten. Wieviel Horn von seiner Artillerie gerettet hat, ist nicht sicher. „Die lifländische Armee", so schreibt ein Zeitgenosse*), „ging über die Düna mit vollem Trompeten- und Paukenschall, alles in Jauchzen und Frohlocken: ‚Nach Preußen! Nach Preußen!' Aber da sie nach Riga wieder zurück angelanget, ist weder Trompeten noch Pauken zu hören oder zu sehen; ein jeder läßt den Schnabel und die Courage herunterfallen, und kann fast niemand, der dieser Hetze

*) In der „Anderen Klasse der Schwätzgesichter". Dritter Teil. Bei H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

entwiſchet, vor Angſt und Schrecken erzählen, ob er in Preußen oder anderswo geweſen; die meiſten ſchwätzen nur, wie es in Samogitien ſo übel durchzukommen; ſie ſehen, wo nur ein Blättlein rauſchet, ſich überall um, ob die Brandenburger nicht hinter ihnen ſind; daher in Riga ſolch eine Furcht entſtanden, daß von dieſer Zeit an man die kleinen Kinder, welche ſich ſonſt wegen des Popelmanns ſchrecken laſſen, mit den Worten ‚die Brandenburger kommen!‘ zum gehorſamen Stillſchweigen bringt.“ Der Kommandant von Riga ließ aus Sorge vor den brandenburgiſchen Reitern die Wälle der Feſtung mit Waſſer übergießen, damit ſie glatt würden, und die Bürger bezogen, jung und alt, die Wache. — Für die livländiſchen Bauern machte das Ereignis Epoche; viele Jahrzehntelang rechneten ſie nach dem „brandenburgiſchen Marſch“.

Mit dem Befehl, die weitere Verfolgung Horns aufzugeben, ſah der Große Kurfürſt den Feldzug als beendet an. Er begab ſich am folgenden Morgen nach Labiau zu ſeiner Gemahlin und brach mit dieſer am 11. Februar nach Königsberg auf, während die Truppen in die ihnen angewieſenen Unterkunftsorte abzogen. Zugleich wurde das Landesaufgebot entlaſſen und gegen die ſäumig und unbotmäßig geweſenen Mitglieder desſelben vom Advocatus fisci das Rechtsverfahren eingeleitet, infolgedeſſen gegen eine Reihe höherer Offiziere, aber auch gegen Bürger ſchwere Strafen verhängt wurden. Die Stände zogen nun, nach dem glücklichen Erfolge, den Forderungen des Landesherrn gegenüber mildere Saiten auf, und wenngleich ſie weit davon entfernt blieben, ihnen völlig zu genügen, ſo baten ſie ihn doch, „wider alles fälſchliche Angeben“ ſich ihrer und aller Untertanen beſtändiger Treue und Devotion verſichert zu halten. Am 19. Februar fand ein Feſtgottesdienſt mit militäriſchem Gepränge in Königsberg ſtatt. Vorher hatte der Herr einen Abſtecher nach Pillau gemacht, und vom 21. bis 26. Februar befand er ſich auf einer Beſichtigungsreiſe nach Memel.

In Königsberg empfing der Kurfürſt die für ihn geradezu

furchtbare Nachricht, daß der Kaiſer für ſich und das Reich am 5. Februar mit Frankreich in Nimwegen Frieden geſchloſſen habe. Dabei war der Weſtfäliſche Friede in allen ſeinen Punkten wieder in Kraft geſetzt worden, „als wenn ſolches Friedensinſtrument allhier von Wort zu Wort einverleibt wäre“. Nur erhielt Louis XIV. ſtatt Philippsburg, das die deutſchen Waffen zurückgewonnen hatten, Freiburg im Breisgau nebſt einer Heerſtraße nach Breiſach. Des Kaiſers Oheim, Herzog Karl v. Lothringen, ſollte ſein Land wieder erhalten und zwar mit Einſchluß von Toul, wofür aber Nancy an Frankreich abzutreten war. Kaiſer und Reich verpflichteten ſich ferner, bei dem noch andauernden Kriege im Norden den gegen Schweden und Frankreich verbündeten Staaten: Dänemark, Brandenburg, Münſter und den braunſchweigiſchen Herzögen keinerlei Hilfe zu gewähren und den Franzoſen bis zur Wiederherſtellung des Friedens acht feſte Plätze in den rheiniſchen Landen mit vollem Beſatzungsrechte als Operationsbaſis einzuräumen. Dieſe letztere Beſtimmung war empörend; ſie gab die bisherigen Verbündeten nicht nur preis, ſondern ſie bot geradezu die Hand zu ihrer Niederwerfung und verletzte auf das ſchimpflichſte die Würde und Ehre des Reiches. Und eine Nötigung zu einem ſolchen Frieden lag in keiner Weiſe vor. Denn am Rhein ſtand noch ein verhältnismäßig großes kaiſerliches Heer im Felde, und nach der vollkommenen Niederlage Schwedens wären Kaiſer und Reich ſehr wohl imſtande geweſen, mit voller Kraft Frankreich entgegenzutreten. Der Große Kurfürſt war dazu bereit. Die Schmach, daß Deutſchland ſeine Haupthäfen in Oſt- und Nordſee an die Fremden verloren hatte, konnte das Oberhaupt des Reiches jetzt auslöſchen. Aber es dachte nicht daran! — Wohl iſt es glaublich, daß Kaiſer Leopold, wie ſein Biograph erzählt*), die Kunde von dieſem Abſchluſſe mit tiefer Beſchämung empfing und auf die Glückwünſche der Geſandten nur mit finſterem Antlitz und in ſtockender Rede

*) Wagner, Histor. Leopoldi Magni I, 468.

zu erwidern vermochte. Der wahre Grund für die Unterwerfung unter den Willen Frankreichs aber war die Eifersucht gegen Brandenburg, welche der Hofkanzler Hocher in Wien in die Worte zusammenfaßte: „Es liegt nicht im Interesse des Kaisers, daß sich an der Ostsee ein neuer König der Vandalen auftue.“ Die eigentliche Ursache des Friedens von Nimwegen ist also ganz dieselbe wie die des 180 Jahre später abgeschlossenen Friedens von Villafranca.

So war denn die Lage des Großen Kurfürsten nach vier glänzenden Kriegs- und Siegesjahren völlig aussichtslos; sie war noch viel schimmer als vor zwanzig Jahren bei dem Abschlusse des Friedens von Oliva. Aber Friedrich Wilhelm war entschlossen, sich diplomatisch wie kriegerisch bis aufs äußerste zu wehren. In Paris begann ein hartnäckiges Ringen zwischen dem französischen Ministerium und dem brandenburgischen Gesandten von Meinders. Kein Preis schien dem Kurfürsten zu hoch, wenn er nur im Besitze von Stettin blieb. Louis XIV. aber blieb seinen Bundesgenossen, den Schweden, treu und verlangte unbedingt, daß ihnen alles zurückgegeben werde, was ihnen entrissen worden war. Nur jener kleine Landstrich rechts der Oder, der Brandenburg durch den Rezeß von 1653 noch nachträglich abgetrotzt worden war, sollte ihm zurückgegeben werden. Die Bedrängnis, in der sich der Kurfürst befand, machte es unmöglich, diesen Bedingungen auf die Dauer zu widerstreben; denn nicht nur die ungeheure Übermacht Frankreichs war zu fürchten, sondern bei Wiederaufnahme des Kampfes waren auch Schweden und diesmal sogar Polen fest entschlossen, aufs neue einzugreifen; selbst deutsche Mitfürsten zeigten sich bereit dazu, und eine großartige Plünderung des brandenburgischen Besitzstandes war unverkennbar in Aussicht genommen, der entgegenzutreten der einzige, der es gekonnt hätte, keineswegs gewillt war. — So erklärte sich Friedrich Wilhelm denn bereit, in Friedensverhandlungen einzutreten. „Denn nicht allein die sündigen“, schrieb der Kurfürst später, „die einen ungerechten

Krieg beginnen, ſondern auch die, welche in gerechter Sache die Waffen ergreifen ohne Hoffnung auf Erfolg, ohne den Ernſt der Vorbereitung und Berechnung, die das furchtbare Kriegsſpiel erfordert."

Für die Verhandlungen hatten die Franzoſen gegen Einräumung der Feſtungen Weſel und Lippſtadt einen mehrwöchentlichen Waffenſtillſtand geſchloſſen; er lief am 18. Mai ab, ohne daß die Diplomaten ſich geeinigt hatten. Da eröffnete der Marſchall Crequi die Feindſeligkeiten. Er verfügte über 30 000, der brandenburgiſche General von Sparr nur über 12000 Mann. Hannover verſagte den Verſtärkungen, die der Kurfürſt nach ſeinen kleveſchen Landen ſenden wollte, den Durchzug; während es ſich vertragsmäßig bereit erklärt hatte, den Franzoſen den Weg von Minden über Halberſtadt nach Magdeburg zu öffnen, und von da war es ja nicht mehr weit nach Berlin. — Trotz ſeiner zahlenmäßigen Schwäche leiſtete Sparr aber kräftigen und oft glücklichen Widerſtand; nur langſam wurde er gegen die Weſer zurückgedrängt. Am 27. Juni kam es bei Hausberge an der Porta weſtfalica zu einem mehrſtündigen heftigen Gefecht. Drei Tage darauf erzwang Crequi mit großer Anſtrengung den Übergang über den Strom und konnte nun an die Belagerung von Minden denken. Doch bevor es dazu kam, traf die Nachricht ein, daß Brandenburg auf die Bedingungen Frankreichs hin am 29. Juni zu St. Germain bei Paris Friede geſchloſſen habe. Das ſiebenjährige Kriegszeitalter, das mit Louis' Einfall in Holland begonnen hatte, war abgeſchloſſen. Der einzige, der ſich in ſeinem Verlauf glorreich hervorgetan, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, mußte auf alles verzichten, was ſein Schwert ihm und dem Reiche wiedererworben. Das iſt ihm ſehr ſchwer geworden. Als der Vertrag von St. Germain en Laye ihm in Berlin zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, verwünſchte er es, je ſchreiben gelernt zu haben, und als der Zaudernde endlich ſeinen Namenszug darunter ſetzte, brach er in die grollenden Worte Vergils aus:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Das weltgeſchichtliche Echo dieſer Beſchwörung waren die Schleſiſchen Kriege und der Feldzug von Königgrätz. — Als Text zur Friedenspredigt beſtimmte der Kurfürſt eine Stelle aus dem 118. Pſalm: „Es iſt gut auf den Herren vertrauen und ſich nicht verlaſſen auf Menſchen.“

Vergeblich waren ſeine Siege doch nicht geweſen. Keine irdiſche Beute hatte er in ihnen davon getragen; doch eine ideale. Der Geiſt des Großen Kurfürſten ſchritt unſerem Volke voran bei Leuthen, Leipzig und Sedan.

Benutzte Schriften zu dieſem und dem vorangehenden Aufſatz.

Theatri Europaei eilffter Teil. Frankfurt a./M. 1682. — Förſter: Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt. Berlin 1855. — von Zwiedineck-Südenhorſt: Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Gründung des preußiſchen Königtums. I. Stuttgart 1890. — Erdmannsdörffer: Deutſche Geſchichte von 1648—1740. I. Berlin. 1892. — von Unger: Feldmarſchall Derfflinger. Berlin 1897. — von Gansauge: Veranlaſſung und Geſchichte des Krieges in der Mark im Jahre 1675. Berlin 1834. — Mehnert: Rathenow und Fehrbellin. Rathenow 1875. — Schottmüller: Fehrbellin. Berlin 1875. — von Barchmin: Die Schlacht bei Fehrbellin. Köſtritz 1875. — von Witzleben und Haſſel: Fehrbellin. Zum 200jährigen Gedenktage. Berlin 1875. — Eine ſchwediſche Darſtellung der Schlacht bei Fehrbellin. Berlin 1876. (Milit. Wochenbl.) — Sello: Fehrbellin. Freiburg i./B. 1892. (Deutſche Ztſchft. f. Geſchichtswiſſenſchaft VII.) — Wolgaſt: Illuminierter Doppelkupferſtich der Belagerung. — Abriß und eigentliche Beſchreibung des Schloſſes und Stadt Wolgaſt in Pommern. (Illuſtr. Flugblatt. Ungefähr gleichzeitig.) — Abbildung der Stadt und Haubt-Veſtung Alten Stettin, wie dieſelbe von Snr. Churfürſtl. Durchl. zu Brandenburg beneben denen hoher Allirten Königlich däniſchen und Fürſtlich lüneburgiſchen Truppen im Jahre MDCLXXVII, den XXVII. Juny belagert und den XVI. Dezember mit Accord erobert worden. (Sehr großer (160 : 135 cm) Plan aus der Kunſtkammer, jetzt im Hohenzollernmuſeum. Leider ſind die Belagerungsarbeiten doch nur mit mäßiger Deutlichkeit wiedergegeben und der Plan iſt arg mitgenommen.) — Pommeriſcher Waffenklang und Stettiniſcher Belagerungszwang. O. O. 1677. — Beſchreibung der Stadt und Feſtung Alten-Stettin, ſonderlich in der letzten Belagerung. Danzig 1678. — Etliche Schreiben und Antwort umb. Gnädigſter Accord der Stadt und Feſtung Stettin.

Berlin o. J. — Die lang bewahrte und nunmehr in die Arme eines Durchl. Anwerbers gelieferte Jungfer. Nürnberg 1678. — Triumphus Stettino-Brandenburgicus, d. i. Freud- und Dankpredigt von J. A. Busch. Bielefeld 1678. — Diarium Obsidionis Stetinensis. O. O. 1678. — Kurtze doch wahrhafte Beschreibung alles dessen, was Zeit währender 6 Monatlichen Belägerung der Stadt Alten-Stettin vorgelauffen. Von einem Ober-Offizierer der darein gewesenen Guarnison. J. C. Z. Danzig o. J. (1679?). — Seydel: Nachrichten über vaterländische Festung und Festungskriege. I. Leipzig 1818. — von Malinowski und von Bonin: Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie. III. Berlin 1842.

Neu auffgelegter erster Pommerscher Kriegspostillon. (Leipzig 1678.) — Kurtze und gründliche Relation von der Insul und Fürstenthum Rügen. (Strahlsund 1678.) Bericht von der Schwedischen Wunder-Courage, so durch Eroberung der Insel Rügen . . gesehen worden. (1678.) — Dritter Pommerischer Kriegspostillon oder Eroberung Rügens, Stralsunds, u. Greiffswaldes 1678. (Leipzig 1879.) Außführliche Relation von Eroberung der Insul Rügen vom 13. u. 16. Septembris 1678. — Accords-Puncta, so zwischen Sr. Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg u. dem Königlich Schwedischen Feld-Marschalle, Graffen Königsmarck wegen Übergabe der Stadt Strahlsund verabredet u. verglichen worden. (Stettin.) Relation aus dem Haupt-Quartiere zu Lüdershagen v. 12. Oktobris 1678 — Kurtzer doch gründlicher Beweiß, daß Stralsund und Gripswald samt den Inwonern der Insul Rügen nicht nur allein keine Ursache mehr haben an der Crone Schweden getreu u. gewärtig zu bleiben, Sondern auch ein solches mit gutem Gewissen nicht thun können. (1678.) — Des Weyland Großmächtigen Schwedischen Nahmens Leichbegängnis in Deutschland. Den 7. Novbr. 1678. — Vorpommersches Diarium oder Sr. Durchlaucht zu Brandenburg fernere Kriegs-Expeditiones. (1679.) — Kurtzer Bericht, worin erzehlet u. vermeldet wird, wie die uralte See- u. Hansee-Stadt Stralsund . . . occupiret worden. (Stralsund 1679.) — Frd. Madevisius: Grundris der Weldtberümbten Stadt und Vestung Stralsund mit deroselben Belagerung anno 1678. (Berlin 1879.) — Fock: Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. VI. (Leipzig 1872.) — Francke: Die Belagerung u. Beschießung Stralsunds durch den Gr. Kurfürsten. (Stralsund 1878.) — Ausführlicher Bericht von dem Schwedischen Marsche nach dem Churfürstenthum Preußen. 7. Oct. 1678—3. Febr. 1679. sl. — Relation, was seit dem ersten Einbruch der Schwedischen Armee in Preußen bis zu seiner Churf. Durchl. sieghaften Zurückkunft nach Königsberg sich zugetragen. (5 B.) 4 sl. — Aug. Riese: Friedrich Wilhelms des Großen Churfürsten Winterfeldzug in Preußen und Samogitien gegen die Schweden i. J. 1678/79. (Berlin 1864.) — Nystedt: Undsättnings-försöket till Pommern ar 1678—1679 (Konigl. Krigsvetenscaps-Akademiens Tidskrift VI. (1894.) — Dr. Ferd. Hirsch: Der Winterfeldzug in Preußen 1678—1679. (Berlin 1897.)

6. Kaiser Wilhelm.*)

Ein Umriß seines militärischen Lebens.

In großen Wogen bewegt sich die Geschichte der Völker. Welle eilt der Welle nach, und so lange die nächstfolgende höher ist als die vorhergegangene, wachsen Macht und Größe eines Volkes. Zwischen den Wogenbergen aber liegen die Wellentäler, deren Tiefen keinem Volk erspart bleiben. — In einem solchen Wellentale unserer Geschichte ward Kaiser Wilhelm geboren. — Noch freilich empfand es damals die Masse nicht, daß die Welle, welche Friedrichs großen Namen trug, verrausche; noch fühlte sie es nicht, daß Preußen auf sinkender Bahn dahinglitt —, und doch kündigte der Mann, der unser Volk am tiefsten hinabdrücken sollte, sich gerade in jenem Augenblick gewaltig an: am 22. März 1797 erstieg Buonaparte die Karnischen Alpen — der Komet entfaltete seinen feurigen Schweif, die Zuchtrute der Welt. Das Kind aber, welches eben an jenem Tage der Königin Luise in die Arme gelegt wurde, ihr Zweitgeborener, das war ein aufgehender Stern; der stand an seinem gottgewiesenen Orte fest. Bald in milder Klarheit, bald in blitzender Majestät hat er erst unserm Preußenvolk, dann allen Deutschen hell gestrahlt, und so mancher Komet ist vor seinem reinen, stetigen Lichte verblaßt.

In eben jenem Jahre 1797 geschah es, daß Immanuel Kant der Welt seine „Tugendlehre" bot, in der er den „kategorischen Imperativ" aussprach, daß jeder nur nach dem Pflicht-

*) Aus den Beiheften zum „Mil.-Wochenblatt". 1888.

geſetze handeln dürfe. So wurde dieſer erhabene Grundſatz dem Königskinde in die Wiege gelegt: ein vorbedeutendes Wahrzeichen! — Kein Zufall war es jedoch, daß jenes Sittengeſetz von dem größten Weltweiſen der neueren Zeit eben in Preußen wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt wurde; denn gerade dieſes Landes Fürſten hatten von langer Hand her in der Tat und Wahrheit unentwegt nach ihm gehandelt und waren zumal ſeit dem Großen Kurfürſten überzeugt, „die Herrſchaft ſei des Volkes wegen“ — ganz im Gegenſatze zu Louis' XIV. Wort: „L'état c'est moi!“ — Friedrich Wilhelm der Geſtrenge, der Begründer unſerer Staats- und Heeresverfaſſung, hatte mit unerbittlicher Entſchiedenheit dafür geſorgt, daß jeder Staatsdiener ſeine volle „Pflicht und Schuldigkeit“ tue, und Friedrich der Große hatte den König ſelbſt für den „erſten Diener des Staates“ erklärt und als ſolcher geherrſcht. Dieſe Überlieferung hat Kaiſer Wilhelm weitergeführt mit einer Treue ohnegleichen. Kein Opfer war ihm zu ſchwer, wenn es galt, ſeiner Fürſtenpflicht zu genügen, und dieſe Hingabe an den „Dienſt“, dieſe ebenſo religiöſe als philoſophiſche und ſoldatiſche Auffaſſung ſeines Herrſcherberufes, die war es, welche ihn groß gemacht und welche unſer Deutſches Heer, unſer Deutſches Volk mit einer dankbaren Freude und Rührung bewunderte, die um ſo tiefer ſein mußte, als jene Rückſichtsloſigkeit des Königs gegen ſich ſelbſt mit inniger Güte und menſchlicher Milde gegen alle andern Menſchen gepaart war.

Die Strenge unbedingter Pflichterfüllung hatte in den leitenden Kreiſen unſeres Staates nach Friedrichs des Großen Tode vielfach nachgelaſſen, und darin nicht zum wenigſten lag die Urſache der furchtbaren Kataſtrophe, welche 1806 über Preußen hereinbrach. Die Überlieferung des Guten jedoch war lebendig geblieben, und darum gelang es unſerem Volke, ſich ſo unerwartet ſchnell und mächtig zu erheben von dem tiefen Fall. Nicht erſt in dem begeiſterungsvollen Aufſchwung von 1813 liegen die Anfänge des neuen Lebens, ſondern in den mühe- und ſorgenvollen, oft ſo ſchmerzlich tief einſchneidenden Reformen

des Staats- und Heereswesens, welche 1807 begonnen wurden. Die damalige Reorganisation der preußischen Armee, insbesondere aber der sittliche Ernst, die aufrichtige Selbsterkenntnis, welche sich in der Erneuerung von Staat und Heer betätigten — „das sind die festen Wurzeln unserer Kraft!“ — Und mit dem ersten Tage jenes Jahres 1807 trat Prinz Wilhelm in den Kreis der Staatsdiener ein. „Da an Deinem Geburtstage“, sagte der König zu ihm, „vielleicht keine Gelegenheit sein wird, Dich ordentlich einzukleiden, so ernenne ich Dich heute schon zum Offizier und habe Dir auch eine Interimsuniform anfertigen lassen.“ In dieser erschien der junge Herr beim Neujahrsgottesdienste in der Schloßkirche zu Königsberg, an der alten Krönungsstätte der preußischen Könige. Zum ersten Male trug er den „Rock des Königs“. Zwei Tage später floh er mit der geliebten kranken Mutter und den Geschwistern durch Sturm und Schnee auf der Kurischen Nehrung weiter nach Norden. Wahrlich, wenn je von einem Menschen, so galt von ihm das „Per aspera ad astra!“ — Am 22. März 1807 erhielt der Prinz, der damals am Nervenfieber darniederlag, zu Memel das Patent als Fähnrich. Am 3. Oktober tat er bei der Spezialrevue des Bataillons Garde zum ersten Male Dienst. — Tags vorher hatte der Freiherr vom Stein die Führung des Staatsministeriums übernommen. — Unter dem Weihnachtsbaume von 1807 lag des Prinzen Patent als Sekondleutnant.

Eifrig lebte und webte er im militärischen Treiben. Sein Lehrer, der Hauptmann v. Reiche, rühmte die schnelle Auffassung, den praktischen Verstand, die große Ordnungsliebe wie das zeichnerische Talent des Königssohnes und sagte: „In ihm liegt der wahre zuverlässige Soldat und Anführer.“ — Die Brigadeaufstellungen, welche 1808 zu Königsberg begannen und eine Schule neuer Taktik wurden, sowie später die Yorkschen Feldübungen bei Berlin und Potsdam boten dem Prinzen lebendige Anschauungen, und das Studium der Werke des Großen Friedrich nährte ihn mit Ideen.

Am 25. Dezember 1809 zog er wieder in Berlin ein. Im Jahre 1810 schrieb die Königin Luise an ihren Vater: „Der Kronprinz ist voller Geist und Leben; er hat vorzügliche Talente. . . . Unser Sohn Wilhelm wird, wenn nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig.“ Ach, diese klarschauende, liebevolle Mutter sollte nur allzubald dahinscheiden! Im Juli 1810 knieten die Königskinder am Sterbebette der hohen Frau, der des Vaterlandes Not das Herz gebrochen.

Eine harte Prüfung in Entsagung und Gehorsam war es, daß beim Ausbruche des Befreiungskrieges der junge, für schwächlich geltende Prinz, trotz seines innigen Bittens, vorläufig in Breslau zurückbleiben mußte, wo er am 15. Juni 1813 zum Premierleutnant befördert ward. Erst im Herbst berief der König ihn zur Armee und ernannte ihn am 3. November zum Kapitän. Im Dezember erblickte der Prinz bei Mainz zum ersten Male den Feind, und in wundervoller Weise wurde ihm der Tag verherrlicht, an welchem er seit 7 Jahren Offizier war: der 1. Januar 1814; er ging bei Mannheim mit Sackens Korps über den Rhein, nachdem unter seinen Augen die starke Neckarschanze fortgenommen worden war. Im Hauptquartiere der Verbündeten zu Langres trat er dann einer großen Zahl ausgezeichneter Generale und Diplomaten nahe, deren Umgang sein Wesen reifte, seine Menschenkenntnis entwickelte, wohnte der Schlacht bei Brienne und dem Gefecht bei Rosnay bei, und am 27. Februar bewegte er sich bei Bar sur Aube gelegentlich eines gefährlichen Ordonnanzrittes und des Angriffs des russischen Infanterieregiments Kaluga mit so vollkommenem Gleichmut im feindlichen Gewehrfeuer, daß die Offiziere des Stabes herzliche Freude daran hatten. So empfing also Kaiser Wilhelm die Feuertaufe inmitten russischer Truppen, und das ist für das Verhältnis Preußens zu unserm östlichen Nachbarreiche nicht ohne Bedeutung geblieben. Damals schmückte Kaiser Alexander den Prinzen mit dem St. Georgenorden IV. Klasse und am Geburtstage der Königin Luise verlieh sein Vater ihm das

Eiſerne Kreuz. Wenige Wochen ſpäter ſah Prinz Wilhelm die preußiſche Garde todesmutig Pantin ſtürmen und zog dann, am 30. Mai zum Major befördert, mit den Monarchen in Paris ein, umjubelt von den wankelmütigen Maſſen der Hauptſtadt: ein Verhalten, das dem jungen Fürſten tiefen Eindruck machte und ihn lehrte, daß Volksgunſt an und für ſich kein Ziel iſt, das zu erſtreben lohnt, daß ſie vielmehr nur dann Wert hat, wenn ſie die ungeſuchte Folge treuer Arbeit für das Volk iſt, die Folge ernſter Pflichterfüllung, die ſich nicht ſelten ſogar dem launenhaften, dunklen Wollen der Maſſen ſtarkwillig entgegenſetzen muß.

In Begleitung ſeines Vaters beſuchte der Prinz den britiſchen Hof und wurde Zeuge der innigen Begeiſterung, mit welcher namentlich Blücher vom engliſchen Volke umgeben wurde. Dann folgte er dem Könige zur Wiederbeſitzergreifung von Neufchâtel. Heimgekehrt, wurde Prinz Wilhelm am 8. Juni 1815 eingeſegnet. Der Niederſchrift ſeines Glaubensbekenntniſſes fügte er eine Reihe von „Lebensgrundſätzen“ bei, welche den tiefſten Blick in ſein Weſen geſtatten. Wer, der das gottgeſegnete Leben des teuren geliebten Herrn überſchaut, wird die folgenden Sätze ohne Rührung leſen!? — „Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohltat, daß mich Gott in einem hohen Stande hat laſſen geboren werden, weil ich in demſelben mehr Mittel, meinen Geiſt und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, aus mir Gutes zu ſtiften, beſitze. Ich freue mich dieſes Standes, — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menſchen verleiht, auch nicht um der Genüſſe willen, die ſich mir in demſelben darbieten, ſondern um deswillen, daß ich in demſelben mehr wirken und leiſten kann. Ich weiß, was ich als Menſch und als Fürſt der wahren Ehre ſchuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre ſuchen, in denen nur der Wahn ſie finden kann. — Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unabläſſig in dem mir angewieſenen Kreiſe tätig ſein, meine Zeit aufs beſte an-

wenden und so viel Gutes stiften als in meinem Vermögen steht. Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten — denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. Doch will ich, meiner Pflicht gemäß, alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde; davon darf mich kein Mitleid zurückhalten. Nie will ich des Guten vergessen, das mir von Menschen erwiesen worden ist. Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, ihnen aber auch mit freundlicher Güte begegnen."

Während der „Hundert Tage" kam Prinz Wilhelm nicht vor den Feind; aber am 13. Juli 1815 traf er zum zweiten Male in Paris ein; bei den Übungen, welche dort im September stattfanden, führte er das 2. Bataillon 1. Garderegiments z. F., und es ist doch sehr merkwürdig, daß Kaiser Wilhelm auf dem Pariser Marsfelde die gründliche Schule als Bataillonskommandeur durchmachte, daß er auf eben diesem Felde, auf dem Napoleon vor damals 11 Jahren seiner Armee die Adler verliehen, der großen Fahnenweihe preußischer Regimenter beiwohnte.

Am 30. März 1817 wurde Prinz Wilhelm zum Obersten befördert und erhielt Sitz und Stimme im Staatsrate. Am 6. Juni ernannte ihn der König zum Chef des 7. Infanterieregiments, und auf der Reise nach Rußland, wohin der Prinz seine erlauchte Schwester, die Prinzessin Charlotte, als Braut des Großfürsten Nikolaus geleitete, erschien er in den berührten preußischen Garnisonstädten als Bevollmächtigter des Königs und Inspekteur der Truppen und Festungen: eine höchst ehrenvolle Anerkennung des rastlosen Eifers, welchen der junge Prinz seinen militärischen Obliegenheiten widmete. Im Februar 1818 ernannte ihn Kaiser Alexander zum Chef des Regiments

Kaluga, bei dem der Prinz einſt die Feuertaufe empfangen; um dieſelbe Zeit trat er das Kommando der 1. Garde-Infanteriebrigade an und ſah ſich am 30. März „ganz unerwartet“ zum Generalmajor befördert. Er hat noch im Jahre 1879 in einem launigen Briefe an das 2. Garderegiment z. F. von dieſer ſchönen Überraſchung berichtet, infolgedeſſen er eine Wette von „12 Bouteillen Champagner“ verlor, die er „freudig zahlte“.

Als dann der König mit dem Kronprinzen auf zwei Monate nach Rußland reiſte, wurde dem Prinzen Wilhelm die obere Leitung ſämtlicher Militärangelegenheiten übertragen, die er zur vollſten Zufriedenheit ſeines Vaters verwaltete. Dem entſprach es, wenn der Prinz 1819 zum Mitgliede des Kriegsminiſteriums mit Sitz und Stimme ernannt und ihm die Inſpektion des VII. und VIII. Armeekorps übertragen ward.

Am 1. Mai 1820 erhielt Prinz Wilhelm das Kommando der 1. Gardediviſion und im folgenden Jahre den Vorſitz in einer Kommiſſion, welche das Exerzierreglement umarbeiten ſollte. Im Auguſt 1821 führte er, gelegentlich der Manöver eines Kavalleriekorps bei Berlin, eine Kavalleriediviſion von 6 Regimentern und nahm dann an den Verhandlungen über die Aufſtellung einer Inſtruktion betreffs des Gebrauchs größerer Kavalleriemaſſen teil. Das Frühjahr 1822 fand den Prinzen in den Niederlanden, wo er die holländiſchen und belgiſchen Feſtungen bereiſte; der Herbſt traf ihn erſt am Rhein zur Beſichtigung des VIII. Korps, dann in Italien, wo er öſterreichiſche und ſardiniſche Truppen kennen lernte, dem Papſte Pius VII. vorgeſtellt wurde und durch ſeine „ernſte Männlichkeit“ großen Eindruck machte. Auch 1823 führte der Prinz wieder eine Kavalleriediviſion und wohnte dann der Revue der polniſch-litauiſchen Armee in Breſt-Litowsk bei.

Am 27. Geburtstage des Prinzen Wilhelm vertraute ihm der König die Führung des III. Armeekorps an, und gerade ein Jahr ſpäter, alſo am 22. März 1825, ernannte er ihn zum kommandierenden General desſelben Korps. Dabei

behielt der Prinz ausnahmsweise die Führung der 1. Garde-division, so daß er einen Wirkungskreis und eine Arbeitslast von ganz ungewöhnlicher Größe überkam. Man sieht, welche vielseitige und gründliche Schule der junge Fürst durchgemacht hat, den die Vorsehung bestimmt hatte, der glorreiche Heerkönig unseres kriegskräftigen Volkes zu werden. — Der russischen Armee trat er gelegentlich der Thronbesteigung Kaiser Nikolaus aufs neue nahe und empfing am 30. März 1825 zu Petersburg die russische Medaille für den Einzug in Paris.

Am zehnten Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance zum Generalleutnant befördert, wohnte er im September 1827 der ersten Königsrevue des III. Armeekorps bei und wurde im Winter 1828 Zeuge des Ausmarsches der russischen Garden aus Petersburg zum Feldzuge gegen das Osmanische Reich. Überhaupt lernte er die Zustände Rußlands in der genauesten Weise kennen, und bald verbanden ihn neue verwandtschaftliche Beziehungen mit dem dortigen Kaiserlichen Hofe, indem er die Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen und der Großfürstin Maria Pawlowna, die Prinzessin Maria Luise Augusta Katharina, als Gemahlin heimführte. Damals schrieb Gagern an den Freiherrn v. Stein: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von Allen, dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde. Unsere Prinzessin Augusta scheint ihn sehr anzuziehen.“ Die Vermählung fand zu Berlin am 11. Juni 1829 in Gegenwart des russischen Kaiserpaares statt und wurde im Neuen Palais durch ein phantastisches Ritterfest „der Zauber der Weißen Rose“ gefeiert.

Eine friedliche Reise des prinzlichen Ehepaares nach Ems und dem Haag wurde unerwartet durch die Pariser Julirevolution unterbrochen. Preußen konzentrierte das VII., VIII. und IV. Korps am Rhein; das III. Armeekorps rückte nach Sachsen ab, und Prinz Wilhelm wurde mit der Inspektion dieser Truppen betraut, ein offenbares Zeichen ganz besonderen Vertrauens.

Am 18. Oktober 1831, dem glorreichen Erinnerungstage von Leipzig, wurde dem Prinzen ein Sohn geboren: Friedrich Wilhelm Nikolaus, unſeres jetzt regierenden Kaiſers und Königs Majeſtät.

Auch in den folgenden Jahren traten die engen, freundſchaftlichen Beziehungen des Prinzen Wilhelm zu Rußland immer aufs neue hervor. So nahm er im Sommer 1832 an einer Revue des ruſſiſchen Garde-Grenadierkorps und der Flotte, im September 1834 als Führer einer preußiſchen Truppendeputation an der Enthüllung der Alexanderſäule teil, und als ein Jahr ſpäter jene merkwürdige Vereinigung preußiſcher und ruſſiſcher Heereskörper im Lager von Kaliſch ſtattfand, führte er eine aus Reiterregimentern beider Armeen gebildete Reſerve-Kavallerie-Diviſion. Auch die Einweihung des Denkmals für die Schlacht bei Kulm, welcher er am 29. September 1835 beiwohnte, erinnerte aufs neue an die alte Waffenbrüderſchaft in den Kriegen gegen Frankreich.

Um dieſe Zeit ließ der Prinz das Tauentzienſche Haus Unter den Linden, das ihm urſprünglich als Dienſtwohnung zugewieſen war, durch Langhans umbauen, um es zu ſeinem dauernden Wohnſitz zu erheben. Aber auch als ſolcher, als „Palais“, iſt dem Hohen Herrn dieſes beſcheidene Haus allezeit „Dienſtwohnung“ geblieben. Zum Landſitz erwählte er den „Babelsberg“ bei Potsdam, wo er im Sommer 1811 unter Leitung ſeiner Lehrer eine Feldſchanze erbaut hatte.

Das III. Armeekorps erfreute ſich noch zweimal, 1835 und 1837, der Ehre, unter dem Befehl des Prinzen Wilhelm die Revue vor dem Könige durchzumachen; dann ward dem hohen Herrn, welcher 14 Jahre lang an ſeiner Spitze geſtanden, das Generalkommando des Gardekorps und die Generalinſpektion der vierten Armee-Abteilung (VII. und VIII. Korps) verliehen (30. März 1838). Am 3. Dezember 1838 wurde ihm eine Tochter geboren: Luiſe Marie Eliſabeth. — Leider erkrankte der Prinz damals ſchwer an einer Bruſtentzündung und mußte Heilung in Ems, Baden, der Schweiz und

Oberitalien ſuchen. Am 1. Juni 1840 aber befehligte er die Truppen bei der Grundſteinlegung für das Denkmal Friedrichs des Großen. Es war eine erhebende, doch auch wehmutsvolle Feier; denn König Friedrich Wilhelm III., den mit dem Prinzen Wilhelm eine ganz beſonders innige Zuneigung verband, vermochte, ſchwer erkrankt, der Zeremonie nur noch von fern, vom Fenſter ſeines Palaſtes aus, beizuwohnen; ſein Lebenslicht erloſch.

König Friedrich Wilhelm IV. beſtieg den Thron; Prinz Wilhelm erhielt, als vermutlicher Thronfolger, den Titel „Prinz von Preußen“ und wurde bei der Huldigung am 11. September 1840 zum General der Infanterie befördert.

Es iſt bekannt, wie lebhaft König Friedrich Wilhelm IV. ſich für die Verbeſſerung der Deutſchen Bundesverfaſſung und insbeſondere des Bündiſchen Kriegsweſens intereſſierte. Mit voller Seele nahm ſein edler Bruder daran teil. Wie er ſchon im Jahre 1835 der Revue württembergiſcher Truppen bei Stuttgart beigewohnt, ſo im Herbſt 1840 den Manövern des vereinigten VIII. Bundeskorps, welche bei Schwetzingen ſtattfanden und damals als erſter Erfolg der militäriſchen Einheitsbeſtrebungen von großer Bedeutung erſchienen. Als dann im September 1841 die erſte Inſpizierung deutſcher Bundestruppen ſtattfand, beſichtigte der Prinz von Preußen das öſterreichiſche Kontingent und wurde infolgedeſſen zum oberſten Inhaber des Ungariſchen Infanterieregiments Nr. 34 ernannt.

Am fünfunddreißigſten Jahrestage ſeines Dienſteintrittes, dem 1. Januar 1842, ſah der Prinz ſich mit der Leitung ſämtlicher Staatsgeſchäfte betraut, da ſein Königlicher Bruder eine längere Reiſe nach England machte. In demſelben Jahre feierte er zu Glogau das fünfundzwanzigjährige Jubelfeſt als Chef ſeines 7. Infanterieregiments. Er war viel unterwegs. Im Auguſt wohnte er der Revue des ruſſiſchen Grenadierkorps bei, im September dem Königsmanöver ſeiner Armeeinſpektion in der Gegend von Euskirchen, und überall, wo er erſchien, gewann die mächtige ruhevolle Perſönlichkeit des hohen Herrn alle Herzen,

erregten seine Frische, die Deutlichkeit seines Urteils, seine huldvolle Sicherheit, seine unermüdliche Ausdauer freudige Bewunderung. „Einfach, bieder und verständig“ — wie ihn 1810 bereits die Königin Luise genannt, so erfand ihn nun die ganze Welt. — Nach dem Schluße der großen Übungen, welche im September 1843 die Garde, das III. Korps und das Kavalleriekorps bei Berlin abhielten, stellte der König den Prinzen von Preußen à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß. Das geschah am 36. Jahrestage jener ersten Spezialrevue des Gardebataillons zu Memel am 3. Oktober 1807.

Auf die politische Haltung des Prinzen von Preußen in der Zeit des Vereinigten Landtages, der Märzempörung und der Verfaßungskämpfe einzugehen, ist das Militär-Wochenblatt*) nicht der Ort. Wie er empfand, lehrt ein Brief an den Generalleutnant v. Strantz vom 18. April 1847, in dem es heißt: „Wir leben hier auf dem Schlachtfelde der Zungen, eine Waffe, die gefährlicher ist als die blanke, eben weil sie nicht blank, sondern verkappt ist, wenn sie angreift. Indessen mit gutem Gewissen und Wahrheit kommt man am weitesten.“ Der hohe Herr hat damals fest und ernst seine Stellung genommen und ausgesprochen und sich nicht minder ehrlich und einfach dem Willen des Königs unterworfen, auch da, wo er selbst wohl anders gehandelt hätte als sein erhabener Bruder. Die sogenannte „öffentliche Meinung“ verfolgte ihn mit völlig sinnlosem, kindischem Haß; er nahm es schweigend hin; aber bald galt es, noch Schwereres schweigend zu dulden. Was mag der Prinz empfunden haben, als die Truppen seines Armeekorps Befehl erhielten, vor dem Straßenaufruhr des 18. und 19. März 1848, den sie doch schon niedergeworfen, die Hauptstadt zu räumen!? Wie tief mußte es ihn schmerzen, als der Befehl des Königs ihn vom Schauplatz der vaterländischen Kämpfe entfernte und ihn über das Meer sandte! Was mochte durch seine Seele gehen,

*) wo dieser Aufsatz zuerst veröffentlicht wurde.

als er erfuhr, daß es nur mit Mühe gelungen war, sein Berliner Palais vor den zerstörungsluſtigen Fäuſten der Aufrührer zu ſchützen!? — „Nationaleigentum“ war damals an die Torflügel ſeines Hauſes geſchrieben worden, eine Inſchrift, von der er ſpäter einmal, die Hand aufs Herz legend, ſagte: „Hier dieſes Herz iſt euer Nationaleigentum!“

An ſeinem 51. Geburtstage, am 22. März 1848, traf der Prinz in London ein; am 30. Mai wurde er von dem Kommando des Gardekorps entbunden. „Der Aufenthalt in England, der Ideenaustauſch mit Männern wie Peel, Lord John Ruſſel, Palmerſton und ganz beſonders auch mit Prinz Albert,“ ſo ſagt Bunſen, „hat dem Prinzen Vergangenheit und Zukunft noch klarer auseinandergelegt.“ Von England aus begrüßte er das erſte Aufblitzen der preußiſchen Waffen in Schleswig-Holſtein. — Anfangs Juni kehrte er in die Heimat zurück. Weſel war die erſte preußiſche Stadt, welche er wieder betrat, und die Worte, die er dort den ihn feſtlich Empfangenden entgegnete, ſind ſehr merkwürdig. „Den Herren iſt bekannt,“ ſo ſprach er, „daß Vieles über mir gewaltet hat. Es iſt ſchmerzlich, verkannt zu werden; nur mein reines Gewiſſen hat mich über dieſe Zeit hinweggeführt, und mit reinem Gewiſſen kehre ich in mein Vaterland zurück. Hier hat ſich ſeitdem viel verändert. Der König hat es gewollt; des Königs Wille iſt mir heilig; ich bin ſein erſter Untertan und ſchließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältniſſen an. Aber Recht, Ordnung und Geſetz müſſen herrſchen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft ſtreben; das iſt mein Beruf!“ — Der gleiche Vollklang entſchloſſenen Pflichtbewußtſeins durchtönte auch die Rede, mit der wenige Tage ſpäter der Prinz ſeinen Sitz als Abgeordneter in der Nationalverſammlung einnahm.

Die unfreiwillige Muße, welche die Verhältniſſe dem Prinzen von Preußen auferlegten, benutzte derſelbe zu eingehenden Studien über die Entwickelung des Deutſchen Bundeskriegsweſens, welche eben damals durch die Tätigkeit der Bundes-Militär-Kommiſſion

in ein neues Stadium getreten war. Die Resultate seiner Arbeiten faßte der Prinz in den „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die Deutsche Wehrverfassung“ zusammen, welche im Januar 1849 ohne den Namen des erlauchten Autors gedruckt wurden und in ihrer scharfen Klarheit, in ihrer schlagenden Sicherheit und Kraft wesentlich dazu beigetragen haben, die Verwirrung, den hastigen Radikalismus und die Benommenheit zu beseitigen, von welcher damals so viele in den öffentlichen Angelegenheiten tätige Männer befallen waren. Die Grundsätze, welche der Prinz in jener Schrift entwickelt, sind heute allgemein, auch wohl von den meisten seiner damaligen Gegner anerkannt.

Am 28. März 1849 erwählte die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. den König von Preußen zum erblichen Kaiser von Deutschland. Es geschah mit 290 gegen 248 Stimmen. Diese Mehrheit war nicht groß, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß die Minderheit auch die 100 österreichischen Stimmen mit umfaßte. Immerhin schien die Majorität nicht imposant genug, um die schweren Bedenken, welche der Inhalt der von der Versammlung beschlossenen Reichsverfassung, sowie die damalige dem Erbkaisertum durchaus abgeneigte Haltung der deutschen Regierungen erwecken mußten, zu überwiegen nnd den König zu veranlassen, für die Durchsetzung des Frankfurter Beschlusses zu den Waffen zu greifen. Friedrich Wilhelm IV. lehnte die Krone ab. Der Prinz von Preußen war damit einverstanden. Er fand vorzüglich in der Natur der Reichsverfassung ein Hindernis für die Annahme der Kaiserwürde. Ihm ergab die Prüfung der Verfassung, „daß alle Macht dem Parlamente gegeben ist und das Oberhaupt nur zum Schein besteht, dessen man sich bei Gelegenheit entledigen kann, um zur Republik zu gelangen. . . Doch nur Mut gefaßt zum König, und Preußens Geschick wird sich erfüllen, d. h. es muß an die Spitze Deutschlands kommen, aber auf eine Art, die Dauer und Heil verspricht, und beides erreicht man nur durch Kraft

und Konsequenz!“ — Wie richtig dies Urteil des Prinzen war, lehrte sofort der Gang der Geschichte: Kaum hatte Preußen die Kaiserkrone abgelehnt, so machten süddeutsche Demokraten die Reichsverfassung zum Aushängeschilde einer Empörung, deren wirklicher Zweck die Errichtung einer oder mehrerer südwestdeutscher Republiken war. Abgefallene Truppen, Freischaren, Turner, Bürgerwehren bildeten das Heer der Insurrektion, dessen Führung bezeichnender Weise polnische Männer übernahmen: Mieroslawski und Snayde. Die vertriebenen oder in ihrem Besitz bedrohten süddeutschen Fürsten, der Großherzog von Baden und der König von Bayern, riefen die Hilfe Preußens an, und am 8. Juni 1849 ernannte der König den Prinzen von Preußen zum Oberbefehlshaber der Operationsarmee in Baden und in der Pfalz. Sechs Tage später erfolgte das Gefecht bei Kirchheim-Bolanden, am 16. Juni der Entsatz von Landau, am 20. der Übergang über den Rhein bei Germersheim. Es mochte den Prinzen seltsam gemahnen, daß er jetzt hier vom linken auf das rechte Ufer überging, so nahe der Stelle, wo er 35 Jahre früher zuerst den Franzosen feindlich gegenübergestanden. Der 23. Juni brachte das Gefecht von Upstadt, der 25. das von Durlach und den Einmarsch in Karlsruhe. Die Gefechte von Bischweyer und von Kuppenheim am 29. und am 30. Juni schlossen die Unternehmungen im freien Felde ab. Vom 19. bis zum 23. Juli wurde Rastatt belagert und bezwungen. Bevor aus dieser Festung die Aufständischen ausrückten, um die Waffen vor den Preußen zu strecken, dankte der Prinz seinen Truppen für ihre Tapferkeit und Treue und wies in eindringlichen Worten darauf hin, wie sie in wenigen Augenblicken das traurige Schauspiel der Entwaffnung von Soldaten haben würden, die ihrem Fürsten und ihren Fahnen eidbrüchig geworden seien. Dann aber entfernte er sich, bevor der Ausmarsch begann: „Ich will diese Leute nicht sehen!“ — Am 24. Juli empfing der Prinz den Orden pour le mérite sowie die Schwerter zum Roten Adler-Orden und am

19. Auguſt, als er den Großherzog von Baden bei deſſen Wiedereinzug in Karlsruhe begrüßte, das Großkreuz des Karl-Friedrich-Militär-Verdienſt-Ordens. Als er ſich am 25. September von der Operationsarmee verabſchiedete, rief er ihr zu: „Kameraden! Niemand von uns laſſe ſich den Ruhm entreißen, den Preußens Heer ſich um Deutſchland erworben hat. Und braucht das Vaterland von neuem unſern Arm, ſo möge der Ruf unſeres Königs uns wieder zuſammenführen. Er weiß, daß er uns vertrauen kann!“ Am 11. Oktober führte der Prinz ſelbſt das 1. Bataillon (Berlin) 2. Garde-Landwehr-Regiments nach Berlin hinein und wurde hier mit Begeiſterung empfangen. Wohl verſteht man ihn, wenn er bei dieſer Gelegenheit wiederholt darauf hinwies, welchen unſchätzbaren Hort Preußen in der verhängnisvollen Zeit an ſeinem feſten treuen Heer gehabt. Dem Präſidenten der erſten Kammer ſagte er: „Möge die Kammer bedenken, daß noch kaum ein Jahr vergangen iſt, ſeit ſich unſer Vaterland faſt an demſelben Abgrunde befunden, in welchen das Land, das ich ſoeben pacifiziert habe, wirklich geſtürzt iſt. Preußen hat hauptſächlich ſein treues Heer vor ähnlichem Unglück bewahrt. Darum empfehle ich die Armee der ſteten und beſonderen Sorgfalt der Kammern.“

An demſelben Tage, an welchem der Prinz von Preußen ſeinen Abſchiedsbefehl an die Operationsarmee erließ (25. September 1849), war er zum Militärgouverneur am Rhein und in Weſtfalen und zum Oberbefehlshaber der einſtweilen noch in Baden und in Frankfurt a. M. ſtehenbleibenden preußiſchen Truppen ernannt worden. In den Park von Babelsberg aber ſtiftete der König das Standbild des Erzengels Michael, des alten Schutzheiligen des Deutſchen Volkes, unter deſſen Lanze der Drache der Empörung erliegt.

König Friedrich Wilhelm IV. ſuchte aus dem Schiffbruch der deutſchen Hoffnungen zu retten, was möglich war: zunächſt durch Stiftung der deutſchen „Union“. Nun aber erhob ſich mit aller Energie der Eiferſucht das neuerſtarkte Öſterreich, das

kurz vorher vor dem Abfall Ungarns durch Rußlands Hilfe ebenſo gerettet worden war, wie Bayern vor dem Verluſt der Pfalz und Sachſen vor dem inneren Umſturze durch die Waffen Preußens. Leider hielt dies weder Bayern noch Sachſen ab, ſich gleich Württemberg und Hannover auf Öſterreichs Seite zu ſtellen, als Fürſt Schwarzenberg ſich unterfing, „Preußen erſt zu erniedrigen und dann zu zerſtören“. Wohl hätte der preußiſche Staat dieſe Koalition ſiegreich zu überwinden vermocht: aber auch Rußland war entſchloſſen, die Neugeſtaltung Deutſchlands zu verhindern, und einer ſolchen Machtvereinigung gegenüber ſchienen die damaligen militäriſchen Mittel unſeres Staates nicht auszureichen. Der Prinz von Preußen begab ſich im Mai 1850 an das ruſſiſche Hoflager und ſuchte gelegentlich der Revuen bei Warſchau und Petersburg ſeinen Schwager für die preußiſche Auffaſſung der deutſchen Frage zu gewinnen: es gelang weder ihm noch dem edlen Grafen von Brandenburg. Der Zar hatte nur einen Gedanken: die Beibehaltung des Alten, die Wiederherſtellung des Bundestages. — Einen Augenblick ſchien es nun, als ob der König die Berufung an das Schwert der Unterwerfung unter den Willen der Oſtmächte vorziehen wolle; am 15. November 1850 erfolgte die Ernennung des Prinzen von Preußen zum Befehlshaber einer mobilen Armee, welche aus der Garde, dem II., III. und VI. Korps bei Berlin zuſammengezogen werden ſollte; doch es geſchah nicht alſo. Vierzehn Tage ſpäter bereits unterzeichnete der Miniſter Freiherr v. Manteuffel den Vertrag von Olmütz, der den Unionsgedanken und mit ihm auch Schleswig-Holſtein aufgab. — Was mag der edle Prinz damals empfunden haben!

Dieſer Gang der Ereigniſſe mußte dem hohen Herrn um ſo tieferen und ſchmerzlicheren Eindruck machen, als der Grund der politiſchen Niederlage ein militäriſcher war: die unzureichende Organiſation und die zahlenmäßige Schwäche des preußiſchen Heeres. — Zur Zeit des Regierungsantritts König Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1840 hatte Preußen eine

Staatsausgabe von 55½ Millionen Talern gehabt, von der fast 24 Millionen auf das Heer entfielen; im Jahre 1850 waren die Staatsausgaben um mehr als 40 Millionen, die für das Heer nur um 3½ Millionen gewachsen. Man sparte an der Armee und stellte noch nicht einmal ganz so viel Truppen auf wie zehn Jahre vorher. Die Folgen dieses Systems waren bei der Mobilmachung im Herbst 1850 verhängnisvoll hervorgetreten, und von diesem Augenblicke an war die Aufmerksamkeit des Prinzen unverrückt auf eine Reorganisation der Armee gerichtet, deren Notwendigkeit nun von Jahr zu Jahr immer deutlicher und dringender hervortrat.

In so trauriger Gegenwart gewährte der Rückblick auf eine glorreiche Vergangenheit herzstärkenden Trost: im September 1850 die Grundsteinlegung der neuen Burg Hohenzollern, am 31. Mai 1851 die Einweihung des Friedrichsdenkmals zu Berlin. Zu letzterer traf der Prinz die militärischen Anordnungen und zwar ganz entsprechend denen der Grundsteinlegung. Der hohe Herr befehligte an diesem Tage das Gardekorps und widmete der Armee ein schönes Tableau, welches eine Abbildung des Friedrichsdenkmals zeigt, die von zwar kleinen doch trefflich gestochenen Plänen der wichtigsten Waffentaten des großen Königs umgeben ist. — Im Juni desselben Jahres wohnte er wieder einer Truppenrevue zu Warschau, im Juli der feierlichen Enthüllung des Kriegerdenkmals zu Karlsruhe und endlich im September der Huldigung des Fürstentums Hohenzollern bei.

Die Stellung als Militärgouverneur am Rhein und in Westfalen, in welche der Prinz von Preußen im Februar 1851, als die Armee auf Friedensfuß gesetzt wurde, zurückgetreten war, ließ ihn seine gewöhnliche Residenz zu Coblenz nehmen. Bei der Feier der vor 150 Jahren erfolgten Einverleibung der Grafschaft Mörs in den preußischen Staat empfing der Prinz die erste der neugestifteten Denkmünzen des Hausordens von Hohenzollern (1852). Im Juni des folgenden Jahres nahm er an der großen Revue der britischen Truppen im Lager

von Chobham teil, und im September inspizierte er im Auftrage des deutschen Bundes bei Olmütz das österreichische Kontingent, bei welcher Gelegenheit er zum ersten Male sein k. k. Infanterieregiment sah.

Das Jahr 1854 brachte dem Prinzen die Beförderung zum Generaloberst der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls (20. März) sowie das schöne Fest der silbernen Hochzeit. Am 14. September wurde er zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt. — Unter den Arbeiten des Jahres 1855 ragt besonders die als Vorsitzender einer Kommission zur Begutachtung der dreijährigen Dienstzeit hervor. Am 15. Oktober hatte der Prinz das Glück, seinem Königlichen Bruder zu dessen fünfzigjährigem militärischen Dienstjubiläum den von der Armee dargebrachten Ehrendegen zu überreichen. — Am 1. Januar 1857 feierte dann der Prinz von Preußen selbst das gleiche Fest. Er erhielt vom Könige einen Degen, von der Armee einen Schild, von den Veteranen einen Helm als Ehrengeschenk, und sein erhabener Bruder ernannte ihn zum Chef des 7. Husarenregiments. Den Schild überreichten nach einer Ansprache, welche des Königs Majestät selbst hielt, die Feldmarschälle v. Wrangel und Graf zu Dohna. Die sinnigen Inschriften der inneren Schildseite hatte der König persönlich angegeben. Sie lauteten — auf der Armspange:

Der König nahm das Schwert;
Empfange Du den Schild;
Geschützt ist dann der Herd,
Stürmt es auch noch so wild!

Auf der Handspange:

Zu Schirm und Trutz,
Zu That und Schutz,
Zu Sieg und Streit,
Vor Gott geweiht!

Sind diese Worte nicht wie erfüllt von einer Ahnung der großen Dinge, die Gott noch durch des Prinzen Hand vollenden wollte!?

Und bald sollte die Bürde der Regierung auf seine Schultern gelegt werden. Am 23. Oktober 1857 erkrankte Friedrich Wilhelm IV. und der nun 60jährige Prinz von Preußen wurde mit der Stellvertretung des Königs betraut; am 7. Oktober des folgenden Jahres wurde ihm die Regentschaft übertragen.

Dem neuen Ministerium, das der Prinz-Regent berief und das unter dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern zusammentrat, hielt der Regent am 8. November eine Ansprache, welche das Programm der neuen Regierung entrollte und in ganz Deutschland mit lebhafter Zustimmung begrüßt wurde. Die Ansprache erklärte sich mit ruhiger Klarheit für ein verfassungsmäßiges Regiment und betonte die Vertretung der Angelegenheiten Deutschlands als heilige Pflicht Preußens. „In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen!“ Mit bedeutungsvollen Worten gedachte der Regent endlich des Heeres: — „Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft. Ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege der Befreiungskriege bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Abänderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige, politische Zustände und Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können.“

Diese königlichen Worte fordern zu einem Rückblick auf die Entwicklung der preußischen Wehrverfassung seit den Befreiungskriegen auf. Infolge des von Boyen be-

arbeiteten Grundgesetzes vom 3. September 1814 betrug die Dienstpflicht bei der Fahne drei Jahre, zwei in der Reserve, sieben in der Landwehr ersten und sieben in der Landwehr zweiten Aufgebots, im ganzen also 19 Jahre. Der Eintritt fand gewöhnlich mit dem 20. Lebensjahre statt. Wer nicht zum stehenden Heere oder zur Landwehr gehörte, der war doch landsturmpflichtig. Infanterie und Kavallerie der Landwehr bildeten Landwehr-Brigaden. — Die große Armut Preußens nach den Befreiungskriegen führte dazu, nur einen sehr beschränkten Teil der Wehrpflichtigen durch das Los zu bestimmen, die Waffenschule im stehenden Heere durchzumachen, während der Rest als „Landwehr-Rekruten" notdürftig ausgebildet wurde und unmittelbar in die Landwehr übertrat. Eine solche Einrichtung genügte natürlich nicht, um der Armee festes, militärisches Gefüge zu geben; das trat schon bei den politischen Verwicklungen der Jahre 1830/31 hervor und führte zu dem nächstnotwendigen Schritte, die Rekrutierung um mehr als die Hälfte zu verstärken und alle Ausgehobenen durch den Rahmen des stehenden Heeres hindurchgehen zu lassen. Freilich mußte man sich, um dies finanziell zu ermöglichen, ungern genug, entschließen, an Stelle der dreijährigen Dienstzeit im stehenden Heere eine nur zweijährige treten zu lassen; denn (wie schon erwähnt worden) herrschte in bezug auf das Heer eine bis an die äußersten Grenzen gehende Sparsamkeit der Staatsverwaltung. Nun aber lehrten die Ereignisse von 1848 bis 1851, daß man in dieser Sparsamkeit zu weit gegangen, daß die Mannschaft großenteils nicht ausreichend erzogen sei, daß zu viel Wehrpflichtige unausgebildet blieben, und daß zu alte, dienstentwöhnte Landwehrleute eingezogen werden mußten, welche dem Rufe oft unwillig Folge leisteten und sich sogar zur Verleugnung der Mannszucht hinreißen ließen. Dazu kamen die großen Nachteile, welche die Neuformierung der Landwehr im Augenblick der Mobilmachung ergeben hatte, Nachteile, die nicht bloß die Landwehr, sondern auch die Linien-Regimenter betrafen, weil diese unmittelbar vor

dem Ausmarsche ihre besten Offiziere und Unteroffiziere an die Landwehr abzugeben hatten und von dieser dafür einen nur sehr wenig geübten Ersatz empfingen. Man suchte diese Übelstände dadurch zu mildern, daß man im Jahre 1852 je ein Linien- und ein Landwehrregiment zu einer Brigade vereinigte und jenes aus den drei Bataillonsbezirken des letzteren seine Rekruten und Reserven beziehen ließ. Man suchte ferner Diensttüchtigkeit und Schlagfertigkeit des Heeres zu steigern, indem man wieder auf die dreijährige Ausbildung zurückging und indem man Train-Bataillone errichtete, um die Mißstände zu beseitigen, welche bei den Mobilmachungen hinsichtlich der Aufstellung des Trosses hervorgetreten waren. — So hatte man sich hingehalten. Endlich aber mußte man sich eingestehen, daß der beste Kern unseres Wehrsystems, daß die allgemeine Dienstpflicht selbst in ihrer Wesenheit durch eine übertriebene Sparsamkeit bedroht sei. Denn infolge der stetigen und starken Bevölkerungsvermehrung hatte sich ein schreiendes Mißverhältnis herausgebildet zwischen der Zahl der jährlich wehrtüchtig werdenden Leute und der Zahl derer, die wirklich eingestellt werden konnten. Seit 1815 war die Zahl der Mannschaften um nur 20 000 Mann gesteigert worden, während die Bevölkerung sich verdoppelt hatte. Das Land war indessen nicht nur volkreicher, sondern auch viel wohlhabender geworden; die Staatseinkünfte ermöglichten sehr wohl eine Vermehrung des stehenden Heeres, d. h. die Erweiterung des Rahmens für die Ausbildung und Aufstellung des „Volkes in Waffen", und eine Reorganisation in diesem Sinne wurde nun des Prinz-Regenten „eigenstes Werk".

Die Gelegenheit dazu brachte der Krieg zwischen Österreich und Frankreich-Sardinien. Im Juni 1859 erfolgte die Mobilmachung der preußischen Armee, um Österreich zu Hilfe zu kommen. Aber um den Preis, die Führung des deutschen Bundesheeres Preußen zu überlassen, war der Kaiserstaat nicht gewillt, die dargebotene Hilfe anzunehmen; lieber gab er die Lombardei auf; Kaiser Franz Josef schloß mit Napoleon III.

den Frieden von Villafranca. — Als nun am 27. Juli die preußiſchen Truppen wieder auf den Friedensfuß geſetzt wurden, behielt man die aufgeſtellten neuen Rahmen bei und begann damit tatſächlich das große Werk der Heeresneugeſtaltung. In der Thronrede vom Januar 1860 erklärte der Regent die Beſeitigung der in der Wehrverfaſſung hervorgetretenen Übelſtände für ſein Recht und ſeine Pflicht und nahm die Mitwirkung des Landtages dazu in Anſpruch. „Es iſt nicht die Abſicht", ſo fuhr er fort, „mit dem Vermächtnis einer großen Zeit zu brechen; die preußiſche Armee wird auch in Zukunft das preußiſche Volk in Waffen ſein. Es iſt die Aufgabe, innerhalb der durch die Finanzkräfte des Landes gezogenen Grenzen die überkommene Heeresverfaſſung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuem Leben zu erfüllen. Gewähren Sie einer reiflich erwogenen Vorlage Ihre vorurteilsfreie Prüfung und Beiſtimmung." Dieſe Vorlage war auf Grund der vom Regenten ſelbſt gegebenen Direktiven von dem am 3. Dezember 1859 zum Kriegsminiſter ernannten General von Roon ausgearbeitet. Ihre Grundgedanken waren: Verwirklichung der allgemeinen Wehrpflicht, Beibehaltung der dreijährigen Dienſtzeit, Verkürzung der Dienſtpflicht der beiden Landwehraufgebote von 7 auf 4 bezw. 5 Jahre bei entſprechender Erhöhung der Reſervepflicht von 2 auf 4 Jahre und weſentliche Vermehrung der Cadres, um eine größere Anzahl Rekruten aufnehmen zu können. Damit ſollte zugleich ermöglicht werden, ohne Hinzunahme der Landwehr die gleiche Heeresſtärke zu erreichen wie ſeither mit der Landwehr, die dann in weit höherem Grade geſchont werden konnte. Während man bisher zwölf Jahrgänge: Linie, Reſerve und Landwehr gebraucht hatte, um 400 000 Mann aufzuſtellen, wurde es bei Durchführung der Reorganiſation möglich, ein gleich ſtarkes Heer bloß mit Linie und Reſerve, alſo bloß mit den dienſtfähigen Leuten der ſieben jüngſten Jahrgänge, aufzuſtellen. Die Vermehrung der Cadres verteilte die Belaſtung auf eine weit größere Zahl Wehrpflichtiger und gab der ganzen Organiſation erhöhte Feſtigkeit.

Die älteren Jahrgänge schieden aus der Landwehr aus. Die auch jetzt noch überschießende, auch jetzt noch nicht in den Rahmen der stehenden Armee auszubildende Mannschaft ward doch als „Ersatzreserve“ für Kriegszwecke bereit gestellt. Die neue Heeresgestaltung entsprach also dem Verlangen nach Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz: sie entlastete in hohem Maße die Familienväter durch Beschränkung der Landwehrpflicht: sie erhöhte die Schlagfertigkeit des Staates ganz außerordentlich und forderte, obgleich die Vermehrung der Rahmen natürlich das Militärbudget bedeutend erhöhte, doch kaum ein Viertel der Staatseinnahmen für das Heer.

Ungeachtet so großer, ganz unverkennbarer Vorteile erwies sich jedoch das Abgeordnetenhaus der Regierungsvorlage ungünstig. Die lange Friedenszeit hatte das Bewußtsein von der Notwendigkeit eines starken Kriegsheeres in Preußen geschwächt; in vielen Köpfen hatten sich unklare Vorstellungen von einem Milizideale eingenistet; der Gedanke, die Regierung zu stärken, ist überdies zu allen Zeiten den meisten Deutschen unangenehm gewesen; man fand die Kosten zu hoch, zumal das Herrenhaus zunächst die Bewilligung der Grundsteuer, auf welche sie angewiesen werden sollten, verweigerte; man glaubte nicht daran, daß die Krone mit dem starken Heer auch wirklich eine kraftvolle deutsche Politik treiben werde; man suchte vor allen Dingen, diese Gelegenheit zu benutzen, um die gesetzmäßige dreijährige Dienstzeit bei der Fahne auf eine höchstens zweijährige herabzudrücken, ohne Rücksicht darauf, daß man hiermit die soldatische Erziehung der jungen Mannschaft beeinträchtigte. Statt sich der Entlastung der Landwehr zu freuen, wollte man in der ihr gewordenen Erleichterung nur ein Zurückdrängen des volkstümlichsten Elements im Heere erkennen. Gerade in diesem Gedanken erwiesen sich die damals aufkommenden „Fortschrittsleute“ als die ärgsten Reaktionäre; d. h. sie wollten keinen Fortschritt, weil sie ein Vorurteil für das Hergebrachte hatten, und sie hegten dies Vorurteil, weil sie das Hergebrachte besser für ihre

Parteizwecke benutzen zu können hofften, als das werdende Neue. Und der erste dieser Parteizwecke war die Schmälerung der Macht der Krone, die Begründung einer „parlamentarischen" Regierung.

Gegen solche Bestrebungen verhielt sich der monarchische Sinn des Prinz-Regenten natürlich entschieden ablehnend, schon aus Pflichtgefühl; tief aber mußte es ihn schmerzen, daß seine deutsche Politik bei der Mehrheit der Abgeordneten so wenig Glauben, so wenig Verständnis fand. Und doch hatte er schon anfangs des Jahres 1860 einen Antrag auf Verbesserung der Bundeskriegsverfassung gestellt, und doch konnte er bereits am 26. Januar der Bundesversammlung mitteilen, daß Preußen sich mit den deutschen Küstenstaaten (Hannover freilich ausgenommen) wegen der Küstenbefestigung geeinigt habe. Die Majorität des Abgeordnetenhauses hatte allerdings nicht den Mut, die doch unerläßliche Heeresorganisation geradezu abzulehnen; aber sie bewilligte die dafür nötigen Mittel nur provisorisch. Das Ministerium ging darauf leider ein; der Prinz-Regent jedoch wollte keinen Zweifel darüber lassen, daß Er die Einrichtung als eine dauernde betrachte, und erteilte daher durch Erlaß vom 4. Juli 1860 den neu geschaffenen Truppenteilen Namen, wobei er zugleich für das ganze Heer auf den alten schönen Brauch landschaftlicher Bezeichnungen zurückgriff. Der Erlaß war in Baden-Baden gegeben, wo damals der Regent auf Anregung Napoleons III. mit diesem zusammentraf: doch nicht allein, sondern im Geleite der deutschen Könige und zweier Großherzoge: ein deutlicher Hinweis darauf, daß Preußen sich niemals auf Kosten Deutschlands mit Frankreich verständigen werde, daß es aber auf ein Entgegenkommen der Fürsten zur Herstellung einer besseren Bundesverfassung rechne.

Inzwischen hatte der Prinz-Regent die Freude gehabt, daß sein ritterlicher Sohn, der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, sich mit Victoria, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland, vermählte. Die Hochzeit wurde am 25. Januar

1858 zu London gefeiert. Zwei Jahre früher schon war die erlauchte Tochter des hohen Herrn, Prinzeß Luise, dem Großherzoge Friedrich von Baden als Gemahlin in seine schöne Heimat gefolgt.

So standen die Dinge, als König Friedrich Wilhelm IV. die Augen schloß und der Regent als König Wilhelm I. am 2. Januar 1861 in einem Alter von fast 64 Jahren den Thron bestieg. In dem „Erlaß an Mein Volk“ vom 7. Januar sprach der König aus: „Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten. . . . Möge es mir unter Gottes gnädigem Beistande gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen! Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen.“ — Sr. Majestät erste Regierungsmaßnahmen galten dem großen Werke der Heererneuerung, ohne dessen Durchführung die deutsche Frage nicht zu lösen war. Den festen Willen, die Reorganisation aufrechtzuerhalten, bekundete er durch die Fahnenweihe am 18. Januar, dem Krönungstage. Vor dem Standbilde Friedrichs des Großen und also auch vor dem Familienhause und der alten „Dienstwohnung“ des Königs selbst wurden die Fahnen und Standarten der neugebildeten 36 Infanterie-, 10 Kavallerie- und 5 Artillerieregimenter sowie die von 5 Jäger- und 9 Pionierbataillonen, im ganzen 132 Feldzeichen, feierlich eingesegnet. Damit war der Armee tatsächlich ihre notwendige Vergrößerung und Neugestaltung gesichert, wenn auch die gesetzliche Bestätigung noch ausstand.

Inzwischen ließ sich das Herrenhaus bewegen, die Grund- zu bewilligen; das Abgeordnetenhaus dagegen zeigte sich vor verständnislos für die Politik des Königs, übel-

gelaunt, und bewilligte den für die Aufrechterhaltung des Heeresbestandes verlangten Betrag nur verkürzt und wieder nur provisorisch. Der König jedoch verfolgte, trotz alles Kummers und aller Sorge, welche ihm der Konflikt mit dem Landtage bereitete, in treuer Stetigkeit den Gedanken einer besseren Gestaltung der Wehrverfassung auch ganz Deutschlands. Seine Regierung unterbreitete dem deutschen Bunde im Mai 1861 einen Entwurf über die Teilung des Oberbefehls im Bundesheere zwischen Österreich und Preußen; aber es gelang ihr nicht, mit diesem Gedanken durchzudringen. Dagegen schloß Preußen mit den Herzogtümern Coburg-Gotha und Altenburg sowie mit dem Fürstentum Waldeck Militärkonventionen ab, welche die Vorläufer der späteren militärischen Einrichtungen des norddeutschen Bundes wurden. — Bis zu welcher Verrücktheit und Bosheit sich gelegentlich die Stimmung der Gegner des Königs steigerte, zeigt das Verhalten eines fanatischen Studenten, Oscar Becker aus Odessa, der, von Preußens deutscher Politik unbefriedigt, im Juni 1861 zu Baden-Baden einen Mordversuch auf das geheiligte Haupt des Königs machte, und den hohen Herrn wirklich verwundete.

Im Herbst 1861 leitete König Wilhelm die großen Manöver des VII. und VIII. Armeekorps, und am 18. Oktober, dem Tage der Schlacht bei Leipzig, fand die Krönung statt, welche Seine Majestät „in Anbetracht der in der Verfassung der Monarchie eingetretenen Veränderungen“ an Stelle der Erbhuldigung einführte, um durch diese feierliche Handlung deutlich hervorzuheben, daß er die Krone nicht infolge der Zustimmung des Volkes, sondern infolge seines Königsrechts von Gottes Gnaden habe und halte. — Die Armee ehrte der König an seinem Krönungstage in ganz besonderer Weise: der Königin wurde das 4. Garde-Grenadierregiment verliehen, der Königin-Witwe Elisabeth das 3. Garde-Grenadierregiment; die Kronprinzessin wurde zum zweiten Chef des 2. Leib-Husarenregiments ernannt, der Prinz Alexander von Preußen zum Chef des 3. Westfälischen

Infanterieregiments Nr. 16, Prinz Georg von Preußen zum Chef des 1. Pommerſchen Ulanenregiments Nr. 4; das Litauiſche Dragonerregiment und das 2. Brandenburgiſche Grenadierregiment Nr. 12 erhielten die Namen ihrer hohen Chefs: Prinz Albrecht bezw. Prinz Karl von Preußen. — Außerdem wurde der Kronenorden geſtiftet und der Rote Adlerorden wie der Königliche Hausorden von Hohenzollern erhielten Erweiterungen.

An dieſem 18. Oktober begann ein neuer Sonnenflug des preußiſchen Aars, weit hinauf über Nebel und Dunſt. „Nec soli cedit!“ Wie mußte es den König, als er in der alten Schloßkirche zu Königsberg die Krone auf ſein Haupt ſetzte und im Gebete das Reichsſchwert hob, an jenen 1. Januar des Jahres 1807 mahnen, da er in eben dieſem Gotteshauſe zum erſten Male das Dienſtgewand des preußiſchen Kriegers trug! Damals dröhnte der Boden des Vaterlandes unter dem Marſche ſiegreicher feindlicher Bataillone; ſorgenfrei war auch die Krönungsſtunde nicht. Die Gegnerſchaft gegen die durchaus notwendige Heeresneugeſtaltung ſtand noch immer dem Willen des Königs, geſtützt auf den formellen Wortlaut des Geſetzes, ſchroff und abweiſend gegenüber. Es ſchienen Zeiten zu drohen wie jene, in denen der Große Kurfürſt mit ſeinen Ständen, gleichfalls um die Heeresgeſtaltung, ſo heiß gerungen, Kämpfe, die gerade in Königsberg zu tragiſchen Kataſtrophen geführt hatten. Hatte ſich doch inzwiſchen der Konflikt verſchärft; wurde doch bald darauf, im September 1862, die für Aufrechterhaltung des Heeresbeſtandes geforderte Summe vom Abgeordnetenhauſe mit 308 gegen 11 Stimmen geſtrichen! — Nicht einmal ein Dutzend Abgeordnete gab es alſo mehr, welche bereit waren, für die Machtſtellung des Vaterlandes einzutreten: eine Lage, welche wohl geeignet geweſen wäre, Preußen den „Großmachtskitzel“, wie es dieſe Leute nannten, ein- für allemal zu vertreiben — wenn der König nicht geweſen wäre. Ohne ihn wären wir hinabgeſunken zu einer Macht dritten Ranges; mit ihm ſind wir emporgeſtiegen zur führenden Macht

opas — und eben in jenem verhängnisvollſten Augenblicke bewährte der königliche Herr die höchſte Herrſcherkunſt: er ſetzte zu richtiger Zeit den richtigen Mann an die richtige Stelle: er berief Otto von Bismarck zum Präſidenten des Staatsminiſteriums. Der übernahm voll Hingebung und Kühnheit die ſchwierige Doppelaufgabe, die Heeresneugeſtaltung ohne Verfaſſungsbruch aufrecht zu erhalten und zugleich eine erfolgreiche Reformpolitik durchzuführen und zwar womöglich ohne Krieg mit Öſterreich; denn einem ſolchen war der König in tiefſter Seele abgeneigt. — Dem Landtage wurde erklärt, daß, weil eine Vereinbarung über den Etat nicht erzielt ſei, die Aufbringung der von der Regierung für unerläßlich erklärten, doch nur vom Herrenhauſe bewilligten Mittel auf Grund Königlicher Verordnung geſchehen, die Krone alſo in die „Lücke“ treten werde. Der König hat ſich zu dieſem außerordentlichen und ſtrengen Verfahren nur angeſichts der unabweisbaren Notwendigkeit und mit Schmerzen entſchloſſen; aber er erkannte es als ſeine Herrſcherpflicht, ſo zu handeln; denn er vertrat den Geiſt Preußens, die widerſtrebenden Volksvertreter nur den Buchſtaben der Verfaſſung. Doch „der Buchſtabe tötet und der Geiſt macht lebendig!“ — Einem Abgeordneten, der dem Könige von der Trauer des Volkes über den Konflikt ſprach, erwiderte er: „Traure ich denn nicht? Ich ſchlafe keine einzige Nacht!“

Am 3. Februar 1863 beehrte der König den „Verein der freiwilligen Jäger und Kampfgenoſſen aus den Jahren 1813 bis 1815“, der das fünfzigjährige Jubelfeſt der Befreiungskriege feierte, mit ſeinem Beſuche, und am 17. März, dem halbhundertjährigen Jahrestage der Stiftung der Landwehr, vereinigte er alle noch lebenden Inhaber des Eiſernen Kreuzes jener großen Zeit um ſich und legte in ihrer Mitte den Grundſtein für das Denkmal ſeines in Gott ruhenden Vaters. Gegen 4000 Veteranen verſammelten ſich zu Berlin — eine Vereinigung von ſo ergreifendem und rührendem Charakter, wie ſie vielleicht ſonſt niemals in der Welt zuſammenkam.

Das Fest war ernst, und ernst waren die politischen Anzeichen, die der Sommer brachte. Kaiser Franz Josef von Österreich lud zum 16. August 1863 die deutschen Fürsten nach Frankfurt, um einen von ihm vorgelegten Reformvorschlag zu beraten, der an die Spitze der nationalen Vereinigung ein mehrköpfiges Direktorium stellen wollte, in welchem Österreich den Vorsitz führen und dem eine Versammlung von Delegierten aus den Einzellandtagen zur Seite stehen sollte. Der König von Preußen, der erst kurz vorher dem Kaiser seine weitabweichende Anschauung in Baden-Baden persönlich dargelegt hatte, wurde zu dieser Versammlung ohne vorherige Verständigung erst im letzten Augenblicke eingeladen; denn es war auf einen Handstreich, auf einen Sieg durch Überraschung abgesehen. Der König vereitelte dies Unternehmen, indem er seine Teilnahme an dem Fürstentage versagte und damit der ganzen Welt zum Bewußtsein brachte, daß eine Neugestaltung Deutschlands im gegenpreußischen Sinne undurchführbar sei. Aber die Folgerichtigkeit und Weisheit dieses Verhaltens wurde vom preußischen Abgeordnetenhause ebensowenig verstanden, wie die Haltung der Regierung gegenüber dem Aufstande der Polen, eine Haltung, welche sowohl die Fortpflanzung der Empörung auf preußischen Boden hinderte als auch die russische Regierung verpflichtete, und dies war wichtig, da deren wohlwollende Haltung angesichts der bevorstehenden, vermutlich kriegerischen Auseinandersetzung mit Österreich doch vom höchsten Wert sein mußte. — Zunächst freilich führte die meisterhafte Politik Preußens noch nicht zum Kriege, vielmehr zu gemeinsamem Vorgehen mit Österreich in den Elbherzogtümern, wo infolge des Todes des Dänenkönigs die schleswig-holsteinsche Frage zur Entscheidung stand. Die Dänen ließen sich hinreißen, gegen ihr früheres feierliches Versprechen, dem Herzogtum Schleswig eine mit Dänemark gemeinsame Verfassung zu geben, um es so völlig von dem zum deutschen Bunde gehörigen Holstein zu trennen. Preußen und Österreich, welche übrigens die Rechte Christians IX. auf die

däniſche Geſamtmonarchie, gemäß des Londoner Protokolls, anerkannten, vermochten doch jenen Rechtsbruch nicht zu dulden und erklärten an Dänemark den Krieg. — Von dem Augenblicke an, da das Schwert aus der Scheide fuhr, wurde die Luft leichter und freier. Hochbeglückt eilte der König nach der Erſtürmung Düppels (18. April 1864) nordwärts und ſprach den tapferen Truppen ſeinen Dank aus; am 6. Juni beſichtigte er die Flotte zu Swinemünde; Ende Auguſt nahm er an einer Revue zu Wien teil. — Doch der am 30. Oktober geſchloſſene Wiener Friede vermochte die Keime eines neuen größeren Krieges nicht zu töten, und das Denkmal des däniſchen Krieges, zu welchem König Wilhelm am 18. April 1865 auf dem Berliner Königsplatze den Grundſtein legte, ſollte weit hinauswachſen über ſeine urſprüngliche Bedeutung. Der Vertrag von Gaſtein, welcher die Verwaltung der eroberten Herzogtümer zwiſchen Preußen und Öſterreich derart teilte, daß jenem Schleswig, dieſem Holſtein zufiel, überbrückte nur auf kurze Zeit die Kluft, welche beide Staaten trennte; die Vorſchläge des Königs zu einer den tatſächlichen Verhältniſſen entſprechenden Neuordnung des deutſchen Bundes wurden zurückgewieſen; Öſterreich ſchlug an das Schwert. Damit war die Möglichkeit gegeben, die Neugeſtaltung Deutſchlands ohne Öſterreich durchzuführen, und ſo unendlich ſchwer es dem Könige auch wurde, die Waffen mit dem alten Bundesgenoſſen zu kreuzen: jene Gelegenheit mußte benutzt werden, wenn Preußen ſeine Großmachtſtellung behaupten und zugleich die deutſche Frage in befriedigender Weiſe löſen wollte. Es ſchloß einen Bund mit dem ſchickſalsverwandten Italien, beantwortete die öſterreichiſchen Rüſtungen mit der Anordnung der Kriegsbereitſchaft der preußiſchen Armee (28. März) und beantragte am 9. April beim Bundestage die Einberufung einer aus allen Teilen Deutſchlands gewählten Verſammlung zur Mitwirkung an einer Neugeſtaltung der Bundesverfaſſung. Da zerriß Öſterreich den Gaſteiner Vertrag, ſtellte die Entſcheidung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage dem

Bundestage anheim und beauftragte seinen Statthalter in Holstein, die dortige Ständeversammlung einzuberufen. Sofort erhielt General v. Manteuffel Befehl, die durch den Wiener Frieden begründeten Souveränetätsrechte in Holstein zu wahren und in dies Herzogtum einzurücken. Die Österrercher verließen es ohne Kampf, doch unter Protest, und die Wiener Regierung beantragte beim Bundestage die Mobilmachung aller nicht preußischen Armee-Korps, um „der von Preußen unternommenen Selbsthilfe Einhalt zu tun". Dieser Antrag wurde, obgleich die Abstimmung eigentlich nur ein zweifelhaftes Ergebnis hatte, zum Beschluß erhoben; Preußen war in gewaltsamer Weise majorisiert und trat infolgedessen aus dem Bunde. So war der Kriegsausbruch entschieden. Dank der Erneuerung des vaterländischen Wehrtums durch König Wilhelm brauchte Preußen ihn nicht zu scheuen; aber dennoch konnten seine Freunde sich stiller Sorge nicht erwehren, ob der Staat, an welchem die Zukunft Deutschlands hing, auch wirklich den furchtbaren Stoß auszuhalten im stande sein werde, der gegen ihn vorbereitet war. Nicht sowohl die Überlegenheit der Feinde um 60 000 Streitbare, als vielmehr die geographisch-politische Situation ließ die Lage Preußens so schwierig und ungünstig erscheinen. Langgestreckt und überall leicht verwundbar, durch feindliches Gebiet in zwei Teile geschieden mit einer völlig offenen, fast unhaltbaren Südgrenze: — das war eine territoriale Gestaltung, die zu einer schnellen Invasion einlud, der überdies die Machtchancen Österreichs in Deutschland ungemein günstig waren. Denn die norddeutschen Kleinlande, welche sich, zum Teil nur allzu lau, für Preußen erklärt hatten, stellten im ganzen nur eine Seelenzahl von weniger als 3 Millionen dar, während diejenigen deutschen Staaten, welche auf Österreichs Seite standen, über eine Volksmasse von 15 Millionen geboten. Aber schon eine einzige Woche später, am 21. Juni, war die Sachlage sehr wesentlich verändert. Auf österreichischer Seite war nämlich in dieser Frist nichts geschehen, was auf den Gang der großen Begebenheiten hätte Einfluß

üben können; der König aber hatte mit höchster Energie gehandelt. Ganz Norddeutschland war geklärt; die getrennten Teile Preußens waren vereinigt, 6 Millionen Deutsche mit allen Volks- und Landeskräften dem Habsburgischen Bündnisse entzogen. Hannover, Hessen und Sachsen waren bewältigt und besetzt; die Südgrenze war durch die Beherrschung der Pässe des Erzgebirges gesichert, und so war denn in einer einzigen Woche eine durchaus neue Basis für den Krieg gewonnen. — Und nun erfolgte der glorreiche Kriegszug in Böhmen. — Am 18. Juni hatte der König in dem Aufrufe „An mein Volk" das Vaterland in Gefahr erklärt; dann wurden binnen acht Tagen von den sieben österreichischen Armeekorps fünf in den Anmarschkämpfen der Preußen besiegt; am 29. Juni erließ der König seinen Heerbefehl; am 2. Juli traf er zu Gitschin ein, und tags darauf gewann er die Schlacht von Königgrätz. Was dieser Sieg für unser Volk bedeutet, weiß jeder von uns: In Versailles ist später das Deutsche Reich auf den Kaisernamen getauft worden; aber bei Königgrätz, da ist die Stätte seiner Geburt. Und diese Schlacht hat der König gewonnen! Wohl fiel die Gefechtsleitung dem hohen Herrn nur in beschränkter Weise zu, da heutzutage die Leitung einer entbrannten Schlacht bei den gewaltigen Heeresmassen und der unübersehbaren Ausdehnung der Schlachtfelder überhaupt weniger möglich ist, als noch zur Zeit Napoleons I. Aber desto wichtiger und verhängnisvoller ist der Entschluß zur Schlacht; er ist es, der jetzt fast stets von vornherein über Sieg oder Niederlage entscheidet, weil die strategischen Beziehungen eine noch weit wichtigere Rolle spielen als ehedem. Und dieser Entschluß zur Schlacht, der fiel durchaus dem Könige zu. Von ihm hing das Schicksal Preußens und Deutschlands, die Gestaltung Europas ab. Wie schwer, wie wuchtig mußte da jede Erwägung werden, da jedes Motiv ja an einem geistigen Hebelarm von ungeheurer Länge wirkte. Und in solchen Augenblicken gibt es keine Teilung der Verantwortlichkeit; sie lastet auf den Schultern

eines einzigen; sie lastet doppelt schwer, wenn dieser eine zugleich Monarch und Feldherr ist. Und hier war es ein Greis im siebenzigsten Jahre seines Lebens, der zum ersten Male einen so gewaltigen Entschluß zu fassen hatte. Aber er ergriff ihn wie mit jugendlicher Hand; denn es war ein echter König, der ihn faßte! In der Nacht vom 2. zum 3. Juli trat der Chef des Generalstabes an das Feldbett des ruhenden Kriegsherrn und legte ihm die strategisch-taktischen Verhältnisse, wie sie die letzten Meldungen ergaben, klar. In einer Unterredung unter vier Augen, welche kaum zehn Minuten lang währte, faßte der hohe Herr den Entschluß zum Angriff. Noch vor Mitternacht waren sämtliche Befehle abgesandt, und der Erfolg des 3. Juli bewahrheitete Moltkes Wort: „Euer Majestät werden heut nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug gewinnen!“

Der König selbst setzte sich an die Spitze der Verfolgung. Bei Lipa begegnete er seinen Garden. „Der Jubel“, so schrieb er folgenden Tags an die Königin Augusta, „der ausbrach, als die Truppen mich sahen, ist nicht zu beschreiben; die Offiziere stürzten sich auf meine Hände, um sie zu küssen, was ich dies Mal gestatten mußte, und so ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe zur andern, und überall das nicht endenwollende Hurrahrufen. Das sind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen!“ Abends 8 Uhr traf der König mit seinem Sohne zusammen und überreichte diesem den Orden pour le mérite — ein Moment von überwältigender Größe und Innigkeit!

Es konnte nicht im Interesse Deutschlands liegen, den Bruch zwischen Preußen und Österreich zu verewigen. Darum mäßigte sich der Königliche Sieger, und der am 23. August unterzeichnete Friede von Prag legte Österreich keine Abtretung deutschen Gebietes auf. Ebenso maßvoll verhielt sich der König gegenüber Sachsen und den besiegten Süddeutschen, und dies hatte zur Folge, daß Bayern, Württemberg und Baden im August 1866 mit Preußen nicht nur Frieden, sondern ein Schutz- und Trutz-

bündnis schlossen. Auch im Inlande war nun das Eis der Verstimmung geschmolzen; der Kanonendonner von Königgrätz übertönte mit seiner gewaltigen weltgeschichtlichen Sprache die parlamentarischen Dissonanzen, die so lange Ohr und Herz gequält. Am 17. August wurde dem Landtage die Königliche Botschaft vorgelegt, welche die Vereinigung von Hannover, Hessen-Nassau und Frankfurt mit dem preußischen Staate aussprach. Am 3. Oktober wurde sie vollzogen. — Gleiche Mäßigung, wie gegenüber den besiegten auswärtigen Feinden, bewies der König auch gegenüber dem durch die Logik der Ereignisse so schwer besiegten oppositionellen Landtage. Seine Regierung suchte um nachträgliche Gutheißung des bisher durch Königliche Machtvollkommenheit festgestellten Staatshaushaltsetats nach, und obgleich sogar dieser Großherzigkeit des Königs gegenüber fast die Hälfte der Fortschrittspartei mit „Nein" stimmte, so wurde die Indemnität doch mit 230 gegen 75 Stimmen bewilligt und bald darauf die so glänzend bewährte Heeresneugestaltung gesetzlich vollendet. Der Weihnachtsabend 1866 brachte Deutschland endlich auch den Wiedergewinn von Schleswig-Holstein, welches jetzt ein Bestandteil des preußischen Staates wurde.

Wenn die Reorganisation König Wilhelms es Preußen ermöglicht hatte, die deutsche Frage zu lösen, so erlaubten und nötigten nun wieder die Erfolge des Krieges, das Heer weiter fortzubilden. Von 19,3 Millionen war die Bevölkerung des Staates auf 24 Millionen gewachsen, und dies gestattete eine Friedensstärke von 240.000 Mann (1 pCt. der Bevölkerung). Die Aufnahme der Heereskörper der in den preußischen Staat aufgegangenen deutschen Lande in die preußische Armee führte zur Aufstellung neuer Truppenteile und zur Errichtung dreier neuer Armeekorps in Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau. Dazu traten die Streitkräfte der Verbündeten, auf welche die preußische Heeresverfassung und die Landwehreinrichtung übergingen. Letztere wurde einer wesentlichen Veränderung unterzogen, indem im Jahre 1867 das zweite Aufgebot ganz ab-

geschafft und die Dienstverpflichtung neu festgestellt ward: auf 3 Jahre bei der Fahne, 4 Jahre in der Reserve und 5 Jahre in der Landwehr.

Und nun vollzog sich die Begründung des norddeutschen Bundes, in welchem der Unionsgedanke Friedrich Wilhelms IV. in neuer, wesentlich verbesserter Gestalt zur Wirklichkeit wurde. In Krieg und Frieden standen alle Bundestruppen unter dem Befehl des Königs von Preußen; die Gesetzgebung für das Heer, die Zölle, Steuern, Posten, Telegraphen, Handelssachen und Rechnungswesen wurden gemeinsam durch den Bundesrat und den Reichstag geübt. Damit war ein höchstes Herzensanliegen des Königs erfüllt; und als er am 1. Januar 1867 sein sechzigjähriges Dienstjubiläum feierte, als er jene ihm von den Offizieren des Heeres und der Flotte gewidmete silberne Gedächtnissäule entgegennahm, die seitdem den Rittersaal des Schlosses schmückt, und als an eben jenem Tage zum ersten Male die Trophäen des Österreichischen Krieges in der Potsdamer Garnisonkirche Friedrichs des Großen Grabstätte überschatteten, da mochte König Wilhelm sich des heißerrungenen Sieges in tiefster Seele freuen! Frohen Herzens trank er den um ihn versammelten kommandierenden Generalen seiner Armee „das Wohl des Volkes" zu, „aus dem ein solches Heer hervorging". Weit über jedes Hoffen hinaus war dem Monarchen das Herrlichste gelungen. Größer und schöner konnte die hingebende treue Pflichterfüllung durch sechzig lange Jahre oft so schmerzlich schweren Dienstes nicht gekrönt werden — und dennoch: das Erhabenste stand noch bevor!

Frankreich vermochte es nicht zu fassen, daß Preußen seine Ernte einheimsen solle, ohne daß auch ihm reiche Garben geschnitten würden. Schon fünf Jahre früher, als König Wilhelm den Besuch, welchen der Franzosenkaiser ihm zu Baden-Baden abgestattet, in Compiègne erwiderte, waren alle Zungen wälscher Diplomaten, alle Federn ihrer listigen Presse geschäftig gewesen, ein Netz um König Wilhelm zu ziehen, ihn zu bestricken und zu

verlocken zu irgend einem Handel, bei welchem außerpreußische Grenzstriche Deutschlands: die Pfalz, Hessen bei Rhein, womöglich auch Mainz, dem Vaterlande entfremdet und zu Napoleons Gloire mit Frankreich verbunden werden sollten. Als Gegengabe bot dies jede gewünschte Mitwirkung für König Wilhelms Pläne an. Der aber hatte all dem Treiben ruhig ins Gesicht gesehen, und sein bloßes Auftreten war eine volltönende Antwort: „Pas une cheminée!“ — Diese Versuchungen hatten sich vor dem Ausbruche des böhmischen Krieges wiederholt: Frankreich sagte bewaffnete Hilfe zu gegen Abtretung des Landes zwischen Mosel und Rhein (ohne Coblenz und Mainz). Wieder hatte der König einfach abgelehnt: — „Nicht einen Schornstein!“ Jetzt, im Frühjahr 1867, schloß Napoleon mit dem Könige der Niederlande ein Geschäft ab, dem zufolge das Großherzogtum Luxemburg an Frankreich kommen sollte. Dies Land aber hatte bisher zum deutschen Bunde gehört, stand noch im deutschen Zollverein, und in seiner befestigten Hauptstadt besaß Preußen das Besatzungsrecht. Daher trat König Wilhelm auch hier den französischen Gelüsten entgegen; Luxemburgs Selbständigkeit wurde gewahrt; es verblieb im deutschen Zollverein; jedoch wurde es für neutral erklärt, und Preußen zog seine Truppen aus der Festung zurück, welche demnächst geschleift ward.

Im Juli fand der Abschluß eines neuen Zollvereins statt zwischen dem Nordbunde und den süddeutschen Staaten. Er wurde durch das „Zollparlament“ vertreten, welches als Vorläufer des neuen deutschen Reichstags erscheint. Zugleich führten auch die süddeutschen Staaten die allgemeine Wehrpflicht ein. Als König Wilhelm, nach Beilegung des Luxemburger Streites, mit Kaiser Alexander von Rußland zur Weltausstellung nach Paris kam, da war er durch die Verfassung des norddeutschen Bundes und durch die Schutz- und Trutzbündnisse mit den Südstaaten tatsächlich schon Oberfeldherr der Deutschen. Welch eine Machtfülle umgab ihn bereits damals, als er auf den Longchamps Revue über die Armee von Paris abnahm! Bald

ſollte er dieſe Stätten, bald die franzöſiſchen Truppen als ruhmgekrönter Überwinder aufs neue wiederſehen. Am Jahrestage von Königgrätz erfolgte die Weihe von 73 neuen Fahnen und Standarten. Bald ſollten ſie ihren Scharen auf dem blutigen Wege der Ehre und des Sieges vorausflattern.

Im Jahre 1867 feierte der König ſein fünfzigjähriges Jubiläum als Chef des 7. Infanterieregiments zu Liegnitz. Klar ſpiegelten ſich die engen Beziehungen zum deutſchen Süden in der Beſichtigung des Großherzogl. Badiſchen Korps als Oberſter Kriegsherr des norddeutſchen Bundes, in der Ernennung zum Chef des 2. badiſchen Grenadierregiments Nr. 110, in der Hiſſung der preußiſchen Königsſtandarte auf der Nürnberger Burg bei Anweſenheit Sr. Majeſtät, und in dem Schlüſſelempfang der nun vollendeten Burg Hohenzollern, deren Neubau einſt in ſo ſchwerer Zeit begonnen worden war. Die Beziehungen zu Sachſen traten in eine neue freundliche Phaſe, welche ihren Ausdruck fand in der Verleihung des Königl. Sächſiſchen 2. Grenadierregiments an den König von Preußen. Die alte Verbindung mit Rußland fügte neue Zeichen ihrer Fortdauer zu den bisherigen: Se. Majeſtät empfing 1868 die ruſſiſche goldene Schnalle für 50jährige Dienſtzeit, als er ſein halbhundertjähriges Jubelfeſt als Chef des Regiments Kaluga feierte, und im Dezember 1869 überſandte ihm der Kaiſer das Großkreuz des ruſſiſchen St. Georgen-Ordens.

So kam das Jahr 1870 heran; Frankreich benutzte die ſpaniſche Thronkandidatur eines hohenzollernſchen Prinzen, um in der denkbar übermütigſten Weiſe, frevelhaft und ſinnlos vor Hochmut und Eiferſucht, den Krieg mit Preußen-Deutſchland vom Zaune zu brechen. — Am 15. Juli erfolgte die Mobilmachung des Heeres. Am 19. Juli eröffnete der König den Reichstag des norddeutſchen Bundes mit einer Thronrede, deren Kraft, Einfachheit und Würde alle Herzen fortriß. „Hat Deutſchland," ſo ſprach der König, „Vergewaltigungen ſeines Rechts und ſeiner Ehre in früheren Jahrhunderten ſchweigend

ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme verbindet, heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewalttat." Als der König nach dieser Rede, von dem begeisterungsvollen Jubel des Reichstages begleitet, den Saal verließ, begab er sich einsam nach Charlottenburg an das Grab seiner geliebten Mutter. Waren an diesem 19. Juli 1870 doch gerade 60 Jahre verronnen, seit jenem 19. Juli 1810, da der königlichen Dulderin das Herz brach angesichts der Leiden, welche französischer Übermut über unser Vaterland verhing. Nun weilte der König an ihrem Sarkophag in stillem Gebet und da wird er von Gott Segen und Sieg erbeten haben, und Gott erhörte ihn! — Als Se. Majestät nach Berlin zurückkehrte, überreichte ihm Graf Bismarck die soeben eingelaufene förmliche Kriegserklärung Frankreichs, und jetzt erneute der König den Orden des Eisernen Kreuzes. — Einst war dies Kreuz das Sinnbild mühsamen Aufraffens aus tiefem Fall; jetzt war es das Sinnbild demütigen Selbstbewußtseins bei eiserner Kraft. In der Verfügung hieß es: „Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldentaten unserer Vorfahren in den großen Tagen der Befreiungskriege will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das Eiserne Kreuz soll ohne Unterschied des Ranges oder Standes verliehen werden, als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde oder in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbständigkeit des teuren Vaterlandes erworben wird." — Bald hatte König Wilhelm die hohe Genugtuung, dies Ehrenzeichen seinem herrlichen Sohne zu verleihen für einen großenteils mit süddeutschen Truppen

erfochtenen Sieg über die gefürchtetſten Truppen der Franzoſen, einen Sieg, der den Paß geöffnet ins Elſaß hinein. Nur den äußerſten Mantelzipfel Germanias hatte des Feindes Fuß flüchtig berührt; ſchnell und ſtolz war er hinweggeſtoßen worden von dem heiligen Gewande unſerer großen Mutter, und indem der König die Grenze überſchritt, gab er dem Vaterlande die Gewißheit, daß der Krieg in Feindesland geführt werde.

Der dreiundſiebzigjährige König zog ſelbſt ins Feld und unterzog ſich, wie der Jüngſte, all den Müh- und Drangſalen des Krieges und den furchtbaren Aufregungen und Seelenerſchütterungen, die für den oberſten Feldherrn in Kriegführung wie Schlachtenleitung unausbleiblich ſind. Er hätte es gar nicht für möglich gehalten, an anderer Stelle zu ſein, als ſein Feldheer, und er hatte recht: ſeine erhabene Gegenwart ſicherte die Einheit der Heerführung, ſicherte dem Hauptquartiere den unbedingten Gehorſam, ſicherte den Erfolg.

Am 31. Juli hatte Se. Majeſtät Berlin verlaſſen; am 18. Auguſt gewann er die Schlacht von Gravelotte-St. Privat, am 1. September die von Sedan. Es waren Angriffsſchlachten, wie die von Königgrätz, und zugleich wie dieſe Umfaſſungsſchlachten. Niemals iſt ein vollkommenerer Erfolg errungen worden, als bei Sedan! Völlige Einſchließung und Gefangennahme von Kaiſer und Heer, das war ein Triumph von unerhörter Art, und König Wilhelm feierte ihn durch die aus tiefſter Frömmigkeit emporquellenden Worte: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ — Und nun begann der Kampf um Metz und Paris. — „Gegen wen führen Sie eigentlich noch Krieg?“ frug nach der Gefangennahme Napoleons Monſieur Thiers in Wien unſern großen deutſchen Geſchichtsforſcher. „Gegen Louis XIV.!“ entgegnete Leopold v. Ranke, und wirklich auch gegen dieſen ſollte die Schlacht noch gewonnen werden! — Am 3. Dezember beantragte König Ludwig von Bayern, daß Preußens Heldenkönig als Kaiſer an des Reiches Spitze trete; am 18. Januar 1871, alſo nach zehnjähriger Königsherrſchaft, verkündete König

Wilhelm im Schloſſe Louis XIV. zu Verſailles, ſeinem Hauptquartiere, die Annahme der Kaiſerkrone, und in der weltberühmten Galerie des glaces, von deren Plafonds die Verherrlichungen der Gewalttaten des Bourbonenkönigs herabſchauen, der ſich als Roi Soleil vergöttern ließ, da erſchollen jetzt die Jubelrufe, welche den Träger des monarchiſchen Pflichtgedankens zur Erneuerung des tauſendjährigen deutſchen Reiches begrüßten, da huldigten dem von den Fahnen ſeines ſiegreichen Heeres umrauſchten, geliebten Kriegsherrn ſeine reiſigen Getreuen als deutſchen Kaiſer.

So ſteigſt du denn Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, glorreich zu uns nieder!
Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor uns!
Kaum reicht der Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht- und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympos niederbringen!

Dies Wort des großen deutſchen Dichters klang wohl manchem in Ohr und Herzen an dieſem Tage der Wiedergeburt des deutſchen Reiches. —

In der an die Nation gerichteten Anſprache verhieß Kaiſer Wilhelm, „daß er in deutſcher Treue die Rechte des Reiches und ſeiner Glieder ſchützen, den Frieden wahren, die Unabhängigkeit Deutſchlands verteidigen wolle.“ — „Uns aber und unſeren Nachfolgern,“ ſo ſchloß der hohe Herr, „Uns wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des deutſchen Reichs zu ſein, nicht an kriegeriſchen Eroberungen, ſondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Geſittung.“ — Welche Empfindungen müſſen das Herz des edlen Herrſchers erfüllt haben, als er am 1. März 1871 wieder eine Revue auf den Longchamps hielt und ſeine Heere in das unterworfene Paris einzogen! Sein ganzes Leben faßte ſich in dieſen Augenblicken mit wunderbarer Einheitlichkeit zuſammen; die Erinnerung an die Leiden und an die Triumphe der Jugend miſchten ſich dem

Gedächtnis an die Königssorgen und die unvergleichlichen Siege des Alters, und über alles, was ihn glänzend und glorreich umgab, durfte sich der erquickende und beglückende Gedanke erheben, wie er, der Kaiser, treu geblieben sei dem Jugendvorsatz, den er einst mit seinem Glaubensbekenntnis ausgesprochen hatte: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande!“

Der Krieg war beendet. Der Kaiser kehrte in die Heimat zurück. Am 14. März erfolgte zu Saarbrücken der festliche Empfang auf preußischem Boden, bei dem ihm die Rheinprovinz einen goldenen Lorbeerkranz überreichte; tags darauf fand der feierliche Einzug in Frankfurt a. M. statt; am 17. März, demselben Tage, an welchem der hohe Herr vor acht Jahren den Grundstein zum Denkmale seines Vaters gelegt, traf er in Potsdam und Berlin ein und feierte das Wiedersehen mit der Kaiserin-Königin.

Am 20. März eröffnete der Kaiser den ersten deutschen Reichstag und bezeichnete diesen wichtigen Tag, an welchem ihm auch die Berliner Kaufmannschaft einen goldenen Lorbeerkranz widmete, durch Stiftung der Kriegsdenkmünze für 1870/71. Am 1. Mai wurde die Armee auf Friedensfuß gesetzt, und am 16. Mai erfolgte der Abschluß des Friedens mit Frankreich, welcher dem Reiche die langentbehrten Grenzlande Elsaß und Lothringen endgültig zurückgab. Wie unendlich viel war jahrzehntelang gesagt und gesungen worden von der heiligen Pflicht, von der Notwendigkeit, Deutschlands Kräfte staatlich zu einigen; wie tief und warm lebte die Sehnsucht nach Wiederheimbringung der seit zwei Jahrhunderten entfremdeten Westmarken in jeder deutschen Brust! Es war der Traum der Nation, der sie wachend und schlafend umfing. Wer aber nicht geträumt, sondern wirklich gewacht und gedacht hatte, der wußte wohl, wie König Wilhelm es wußte, daß wenn man jenen politischen Idealen entgegen auch nur die ersten Schritte tun wolle, so gelte es den Kampf. Und nun war dieser Kampf glorreich durchgeführt und vollendet worden. In heißen Spät-

sommergluten war er ausgebrochen; in Schnee und Eis war die letzte gewaltige Schlacht geschlagen worden; lauer Lenzhauch wehte, als endlich des Feindes Hauptstadt ihren festen Gürtel löste; nun im Frühsommer, am 16. Juni, führte der Kaiser seine Garden und Abordnungen des ganzen deutschen Heeres in festlichem Triumphzug in seine eigene Hauptstadt ein, die durch ihn des Reiches Hauptstadt ward. Zu Ehren der Armee legte er an diesem Tage das Großkreuz des Eisernen Kreuzes an und befahl die Verteilung der Kriegsdenkmünzen. — Als der hohe Herr im Juli des vorhergegangenen Jahres zum Feldheer abgegangen war, da hatte er mit tiefem Bedauern darauf verzichten müssen, am 3. August, dem hundertjährigen Geburtstage seines edlen Vaters, das Reiterstandbild zu enthüllen, das er ihm vor seiner Ahnen grauem Schloß errichtet hatte. Jetzt geschah das beim Siegeseinzuge. Und wie nun inmitten der Ritter des „alten" Eisernen Kreuzes die Fahnen und Standarten Frankreichs auf die Stufen des Denkmals Friedrich Wilhelms III. niedergelegt wurden, da war die Vergangenheit gesühnt, und als die Hülle fiel und im Standbilde des alten Königs die alte Zeit auf uns herniederschaute, da klang es wohl in jedem Preußenherzen dankbar und jubelnd wieder: Gott war mit uns!

Am 19. Januar wurden 86 eroberte französische Adler und Fahnen in der Garnisonkirche zu Potsdam aufgestellt. Am Sedantage des Jahres 1873 erfolgte die Enthüllung der Siegessäule zu Berlin, die, ursprünglich zur Erinnerung an den dänischen Krieg begründet, mit den Taten des Königs selbst emporgewachsen war zu immer höherer, immer gewaltigerer Bedeutung und von der nun die leuchtende Gestalt der Viktoria mit ewig jungem Kranze grüßt: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung."

Von allen Staaten Europas fast kamen dem Kaiser Zeichen kriegerischer Huldigung. Der Kaiser von Rußland ernannte ihn zum Chef des Dragonerregiments „Kriegsorden", der König

von Württemberg zum Chef seines 2. Infanterieregiments; bei einem Besuche Kaiser Wilhelms in St. Petersburg empfing er den russischen Ehrendegen für Tapferkeit mit dem St. Georgenbande (27. April 1873); Italien sandte das Großkreuz des Militär-Ordens von Savoyen, Österreich die Kriegserinnerungsmedaille; der König von Schweden überreichte bei dem Artillerieexerzieren am Kreuzberge die schwedische goldene Tapferkeitsmedaille (1. Juli 1875) — wer vermag das alles aufzuzählen!?

Von tief symbolischer Bedeutung war die Enthüllung des Hermann-Denkmals auf der Grotenburg bei Detmold am 16. August 1875. Was alle Schützenfestbegeisterung, die sich meist mit verbohrter Abneigung gegen Preußen verschwisterte, durch lange Jahrzehnte nicht zustande gebracht, das war nun mit der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches wie von selbst vollendet worden. Die traurige Baugeschichte dieses herrlichen, sinnvollen Kunstwerks war ausgelöscht durch Kaiser Wilhelm.

Und rastlos wirkte der greise Held fort für die Wehrbarkeit des Volkes. Im Jahre 1874 (und dann wieder 1880) wurde der Bestand des Reichsheeres im Frieden auf je sieben Jahre sichergestellt. Im Herbst 1875 nahm der Kaiser die Revue dreier Armee-Korps: des VI., V. und IX., ab und wohnte den Flottenmanövern auf der Rhede von Warnemünde bei, welche die Neuentwicklung der deutschen Marine feierlich einleitete. Am 28. September 1875 wurde die „Wehrordnung" des Deutschen Reiches erlassen, nachdem schon vorher (durch Gesetz vom 12. Februar 1875) der Landsturm als Teil der staatlich organisierten Kriegsmacht in eine völkerrechtlich unanfechtbare Stellung emporgehoben worden war. In der Folge wurde auch die Ausbildung der Ersatzreservisten angeordnet. (Ges. v. 6. Mai 1880.) So näherten wir uns immer mehr dem so schwer zu erreichenden Ideal unbedingt allgemeiner Waffentüchtigkeit.

Im Spätherbst 1875 besuchte Se. Majestät den italienischen Hof in Mailand und nahm am 19. November auf der dortigen Piazza d'armi die Parade über die italienischen Truppen ab.

Der Herbst 1876 brachte die großartigen Kavallerieübungen bei Bomst, die Kaiserrevuen über das XII., IV., Garde-, III. und XIII. Korps sowie die Kavallerieübungen bei Weißenburg im Elsaß — und so hat der hohe Herr von Jahr zu Jahr fortgewirkt, seines Alters nicht achtend und mit nie erlahmender Freude und unermüdlicher Sorgfalt.

Am 1. Januar 1877 beging Kaiser Wilhelm sein siebzigjähriges Dienstjubiläum. Die Huldigungen seines Volkes, ja aller Nationen und ihrer Häupter feierten dabei in dem greisen Herrscher voll Bewunderung und Begeisterung den Geist der Treue und der Pflicht, durch den dieser einzige, unvergleichliche Tag möglich geworden war und der auch im Frühling jenes Jahres den achtzigjährigen Herrn wieder nach Straßburg und Metz führte, um, angesichts der Anhäufung französischer Truppen an der deutschen Grenze, durch sein persönliches Erscheinen in den Reichslanden nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß diese Marken unwiderruflich Deutsch seien!

Inzwischen schritt die innere Einrichtung des neu erbauten Hauses unseres Volkes fort. Die Einheit des Verkehrslebens ward durch Einführung gleicher Münze, gleichen Maßes und Gewichtes vollendet, und 1876 wurde auch das Strafrechtswesen einheitlich gestaltet. Leider trat aber die unerträgliche Faktionssucht, die rücksichtslose Prinzipienreiterei und doktrinäre Sonderbündelei, die den Deutschen nun einmal so schwer und unausrottbar im Blute liegt, auf dem Gebiete der inneren Politik nur zu bald aufs neue hervor, raubte der Mehrheit des Volkes die reine aufrichtige Freude an seiner eigenen Vertretung und brachte Kaiser und Reich wiederholt in große Gefahren. — Als die Regierung im Jahre 1875 bei Vorlegung der Strafrechtsnovelle den gefährlich anwachsenden sozialdemokratischen Bewegungen durch einen besonderen Gesetzesartikel einen Riegel vorschieben wollte, lehnte der Reichstag das ab. Und doch gewann gerade damals der ruchlose Fanatismus staatsfeindlicher Sekten verschiedener Art unaufhörlich an Boden und schritt endlich wieder-

holt dazu, das Leben unſeres geliebten Kaiſers zu bedrohen. Am 11. Mai 1878 feuerte Hödel zwei Schüſſe auf den Kaiſer, ohne zu treffen; am 2. Juni desſelben Jahres brachte Nobiling aus einem mit Schrot geladenen Doppelgewehr dem über 81 Jahre zählenden Kaiſer, dem Sieger von Königgrätz und Sedan, dem Helden, der die höchſten Herzenswünſche des deutſchen Volkes erfüllt hatte, dem gütigen, treuen Herrn, der keinen anderen Gedanken hatte, als das Wohl des Reiches, an Haupt, Armen und Rücken gegen dreißig Wunden bei. Niemals wird das deutſche Volk dieſer Stunden ohne Erröten gedenken können; denn es waren doch ſeine Angehörigen, die das taten; es waren Söhne dieſer unſerer geliebten vaterländiſchen Erde, die ſie mit ſo ſchwerer, unauslöſchlicher Schmach bedeckten — und man fragt ſich: ſind wir es wirklich wert, daß Gott ſo Großes an uns getan!? — — Nun freilich wurde ein Geſetz gegen die gemeingefährlichen Beſtrebungen der Sozialdemokratie angenommen. — An Stelle des ſchwer erkrankten Monarchen führte Se. Kaiſerl. Hoheit der Kronprinz ein halbes Jahr lang die Regierung. Am 5. Dezember kehrte der Kaiſer, mit tiefer Rührung begrüßt, in ſeine großartig geſchmückte Hauptſtadt und zu ſeinem hohen Amte zurück — nicht verbittert, ſondern nur voll von dem Gedanken, daß Gottes Hand über ihm gewaltet habe, um ihm noch Gelegenheit zu geben, jenen Abgrund von Haß und Wahnſinn, der aus den Taten der Anarchiſten den entſetzten Zeitgenoſſen entgegenſtarrte, auszufüllen, zu ſchließen durch Taten mächtiger und einſichtsvoller Fürſorge für die Mühſamen und Beladenen. Als der im Oktober 1881 neugewählte Reichstag eröffnet wurde, ſandte ihm der Kaiſer jene berühmte Botſchaft, in der er ausſprach, „daß die Heilung der ſozialen Schäden nicht ausſchließlich im Wege der Unterdrückung ſozialdemokratiſcher Ausſchreitungen, ſondern gleichmäßig auf dem der poſitiven Förderung des Wohls der Arbeiter zu ſuchen ſei“ und daß er mit um ſo größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott ſeine Regierung geſegnet habe, zurück-

blicken werde, wenn er dereinſt das Bewußtſein mitnehmen könnte, „dem Vaterlande neue und dauernde Bürgſchaften ſeines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beiſtandes, auf den ſie Anſpruch haben, zu hinterlaſſen“. — Und als der Reichstag mit den ſozialen Vorlagen nur peinlich langſam vorwärts kam, da wiederholte der Kaiſer ſeine Mahnung, wies mit ergreifenden Worten auf ſein hohes Lebensalter hin und bat die Volksvertreter nicht zu ſäumen, „die Beſſerung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklaſſen untereinander zu fördern“; er wolle dafür wirken, „ſo lange Gott ihm Friſt gebe“. — Im Jahre 1883 und 1884 wurden denn auch die Geſetze über Unfallverſicherung und Krankenunterſtützung angenommen.

Wie die ſozialen Fragen, ſo haben auch die kirchlichen Kämpfe dem Kaiſer ſchwere Sorgen bereitet; denn nichts konnte ſeiner frommen und friedlichen Natur mehr widerſprechen, als eben dieſe Streitigkeiten, und doch vermochte er nicht, ſich ihnen zu entziehen; denn ſie wurden ihm aufgedrungen.

Am 11. Juni 1879 feierten Ihre Majeſtäten der Kaiſer und die Kaiſerin, nachdem ſie einige Wochen zuvor durch die Erbprinzeſſin von Meiningen Urgroßeltern geworden waren, das ſeltene Feſt der Goldenen Hochzeit.

Tief ſchmerzlich berührte es den Kaiſer, daß die altüberlieferte treue Freundſchaft mit Rußland erſchüttert wurde, nachdem Fürſt Bismarck doch ſoeben noch mit der ihm eigenen Geradheit und Klugheit die widerſtreitenden Intereſſen Rußlands und Britanniens auf der Balkanhalbinſel ausgeglichen und im Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 den zwiſchen jenen beiden Großmächten drohenden Krieg beſchworen hatte. Die gereizte Stimmung bei unſeren öſtlichen Nachbarn ſtieg ſo hoch, daß ernſtliche Verwickelungen faſt unausbleiblich ſchienen, und unter dieſen Umſtänden verſuchte Kaiſer Wilhelm durch eine perſönliche Begegnung mit ſeinem Neffen, dem Kaiſer Alexander, die ruſſiſchen Verſtimmungen zu bannen. Die beiden Herrſcher

trafen ſich zu Alexandrowo; doch die Haltung des offiziellen Rußlands änderte ſich nicht, und infolgedeſſen ſchloß Deutſchland mit Öſterreich-Ungarn im September 1879 ein Schutz- und Trutzbündnis. Kaiſer Wilhelm beſuchte 1879 gelegentlich der Manöver abermals die Reichslande.

Am 10. März 1880 wohnte der Kaiſer der Enthüllung des Denkmals ſeiner Mutter, der Königin Luiſe, im Berliner Tiergarten bei. Dann beſuchte er, wie ſchon in früheren Jahren, Wiesbaden, ſowie die Höfe von Baden, Württemberg und Öſterreich an ihren Sommerſitzen und feierte den zehnjährigen Erinnerungstag der großen Entſcheidungsſchlacht vor Metz im Kreiſe des Potsdamer Offizierkorps. Am Sedantage erließ er an die Soldaten des deutſchen Heeres eine Proklamation, in welcher er ſie an die „große Zeit" erinnerte und ſie ermahnte, ein Muſterbild für die Erfüllung aller Anſprüche der Ehre und der Pflicht zu ſein. Den Berliner Manövern wohnte der Kronprinz von Öſterreich bei. — Eine der ſchönſten Feiern war dann das Kölner Dombaufeſt, das in vielleicht noch höherem Maße ſinnbildlich erſchien, als das vor dem Hermannsdenkmal, und an Glanz und Pracht unerreicht blieb. Der Kölner Dom, in ſeinen Trümmern ſo lange Zeit ein Wahrzeichen des in Trümmer geſunkenen alten Reichs, hob nun ſeine leuchtenden Türme, die höchſten der Welt, zum Himmel empor wie betende Arme, die den Segen Gottes herabflehen auf das wiedererſtandene, auf das neue Reich. Dem Weihbiſchofe, der ihn am Domportal begrüßte, erwiderte der Kaiſer: „Seien Sie verſichert, daß, wie ſtets, ſo auch an dieſem von der geſamten Nation freudig begangenen Tage das Walten ungetrübten Gottesfriedens allüberall im Reich das Ziel Meiner unausgeſetzten Sorge und Meiner täglichen Gebete bleibt."

Wenn es dem Kaiſer eine frohe Genugtuung war, ſeinen Enkel, den Prinzen Wilhelm, am 26. Februar 1881 glücklich vermählt zu ſehen, ſo griff ihm dafür kurz darauf der entſetzliche Märtyrertod des Kaiſers Alexander II. von Rußland deſto tiefer

schmerzlich ins Gemüt. „Uns kann Niemand schützen;“ bemerkte er, „über uns Allen waltet eine höhere Macht!“ Es ist das eine Äußerung derselben erhabenen Furchtlosigkeit, wie er sie fünf Jahre später an seinem Geburtstage dem glückwünschenden Staatsministerium gegenüber tat. Damals hatte der Führer des Zentrums verlauten lassen, er wolle für die Verlängerung des Sozialistengesetzes nur ausnahmsweise in bezug auf die Person des Kaisers stimmen. Da meinte Se. Majestät: es sei ihm höchst befremdlich, wie Dr. Windthorst auf solchen Gedanken kommen könne. Ein Preuße würde niemals die Idee haben, daß sein König ein Gesetz um deswillen wünsche, weil er von demselben Schutz für seine Person erhoffe. Ein Preuße würde wissen, daß sein König bei den Gesetzen lediglich das Wohl des Ganzen im Auge habe. — Anfangs September 1881 hatte der Kaiser in Danzig eine Zusammenkunft mit dem Zaren Alexander III.

Da die radikalen und demokratischen Parteien im Reichstage und im Landtage immer mehr das Streben nach einer Parlamentsherrschaft erkennen ließen, hielt es der Kaiser für notwendig, einmal wieder deutlich die Grenzen zu kennzeichnen, welche dem Parlamentarismus bei uns gesetzlich gezogen sind. Er wies deshalb in der Botschaft vom 4. Januar 1882 darauf hin, daß „das Recht des Königs, die Regierung und Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, durch die Verfassung eingeschränkt, doch nicht aufgehoben“ sei — eine Rechtsverwahrung, zu der nur allzuviel Anlaß vorlag!

Am 6. Mai 1882 wurde dem Prinzen Wilhelm ein Sohn geboren. Das ganze deutsche Volk nahm warmen Anteil an diesem Ereignis und betrachtete es als gute Vorbedeutung für das Gedeihen des Reiches, daß, während der fünfundachtzigjährige Kaiser noch voll Königlicher Pflichttreue seines hohen Amtes waltete, drei Generationen männlicher Sprossen gleichzeitig mit dem Ahnen atmeten. Im Herbst des folgenden Jahres

eröffnete Seine Majestät, nachdem er den Manövern des IV. und XI. Armeekorps beigewohnt und in Homburg den Besuch des Königs von Spanien empfangen hatte, das deutsche Nationaldenkmal auf dem Niederwalde. Mit dem Kaiser erschienen der Kronprinz, der König von Sachsen, die Großherzöge von Baden und Sachsen, sowie viele andere Fürsten. „Wo Deutschlands Wacht war, erhob sich nun Deutschlands Ehrendenkmal", und ein Fest reinster Dankbarkeit und tiefster, innigster vaterländischer Freude vereinigte Herrscher und Volk; die „Wacht am Rhein" tönte den herrlichen Strom auf und nieder, und ohne Ahnung waren die Feiernden, daß der Boden, auf dem sie standen und Gott priesen, von der Hölle unterwühlt war. — — — Still von dieser Schmach! — Gott hielt seine Hand über unserm teuern Herrn und seinen Getreuen! —

Am 3. Januar 1884 wohnte der Kaiser mit dem ganzen Königlichen Hause der Einweihung der Dankeskirche bei, welche zum Andenken an seine Errettung aus den Mordanschlägen des Jahres 1878 zu Berlin errichtet worden war. — Am 26. Februar waren 70 Jahre seit der Schlacht bei Bar sur Aube verflossen, und um das Gedächtnis dieses Tages zu ehren, sandte der Zar den Großfürsten Michael und eine Deputation der St. Georgsritter, zu welcher auch General Gurko gehörte, um den Kaiser Wilhelm zu begrüßen. — Das Jahr 1884 brachte wieder eine nationale Feier, die Se. Majestät vollzog: die Grundsteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes am 9. Juni. „Möge Friede nach Außen und Innen den Bau dieses Hauses beschirmen! Auf immerdar sei das Haus ein Wahrzeichen der unauflöslichen Bande, welche in großen und herrlichen Tagen die Deutschen Länder und Stämme zu dem Deutschen Reiche vereinigt haben!" — so hieß es in der Urkunde. — Von besonderer Bedeutung wurde endlich dies Jahr durch die Drei-Kaiser-Zusammenkunft zu Skierniewice (15. bis 17. September), welche die sehr gefährdete Einigung der drei Ostmächte in wichtigen Fragen der großen Politik herstellte und damit zu-

gleich einen Herzenswunsch Kaiser Wilhelms erfüllte. Denn diese Einigung verbürgte vor der Hand den Frieden, und die Erhaltung des Weltfriedens war seit der Begründung des deutschen Reiches stets der leitende Gedanke der Politik Sr. Majestät.

Das Jahr 1885 stand wesentlich unter dem Zeichen der Kolonisationsbewegung, und am 2. Januar 1886 feierte Kaiser Wilhelm sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum als König von Preußen unter tiefer treuer Teilnahme des ganzen deutschen Volkes, ja der gesamten Welt, die in Kaiser Wilhelm den Friedenshort verehrte. Und wie wundersam hatte der Himmel auf dieses verehrte Haupt seine seltensten Gaben vereint. „Des Menschen Leben währet siebzig Jahr, und wenn es hoch kommt, achtzig, und wenn es köstlich war, so ist es Arbeit und Mühe gewesen." Und nun stand Kaiser Wilhelm bereits in seinem neunundachtzigsten Jahre; er war als König der älteste Monarch, der jemals diese Würde in Deutschland bekleidet; keiner seiner regierenden Zeitgenossen hat ein ähnlich hohes Alter erreicht. — „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin!" Diesen demutsvollen Predigttext hatte der Kaiser-König für das Regierungsjubiläum bestimmt; und wir alle fühlen es tief und innig: „Gottes Gnade war es, daß er uns so lange erhalten blieb!"

Wie in früheren Jahren widmete sich Se. Majestät dem Dienst; er sah am 1. Mai das 1. Garde-Regiment zu Fuß, hielt am 21. Mai die Frühjahrsparade bei Berlin ab und brachte am 1. Juni, nach der Besichtigung des Lehrbataillons, in Anwesenheit seines Urenkels, des Prinzen Friedrich Wilhelm, beim Mahl der Mannschaft ein Hurra auf das Heer aus. In demselben Monat besichtigte er die Garde-Kavallerie und Garde-Feldartillerie und enthüllte das Denkmal seines Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., vor der Nationalgallerie. Dann ging der hohe Herr, langjähriger Gewohnheit gemäß, nach Ems, auf die Mainau und nach Gastein, wo er am 8. August den Besuch Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph

empfing. Vier Tage ſpäter kehrte er nach Babelsberg zurück, um am 17. Auguſt den hundertjährigen Todestag Friedrichs des Großen zu feiern. Nach dem Gottesdienſte legten er und der Kronprinz Kränze auf den Sarg ihres erlauchten Vorfahren; bei der Parade im Luſtgarten übernahm Se. Majeſtät perſönlich das Kommando und ſalutierte beim Präſentieren mit dem Degen nach des großen Königs Gruft. — Wie in früheren Jahren beteiligte ſich der gnädige Regimentschef auch an dem Adlerſchießen der Offiziere ſeines 1. Garde-Regiments im Katharinenholze, nahm am 1. September die Parade über das Gardekorps ab und wohnte tags darauf dem Exerzieren der Garde-Kavalleriediviſion bei. Am 8. September trat er eine Reiſe in die Reichslande an, wo „Kaiſermanöver" ſtattfand, und Se. Majeſtät bei Straßburg Heerſchau hielt über das XV. Armeekorps. Dann folgten einige ruhige Tage in Baden-Baden; aber der Herbſt ſah den erlauchten, wunderbar rüſtigen Greis auf Jagden in Blankenburg, Hubertusburg und Letzlingen. Der Schluß des Jahres brachte den ſehr erfreulichen Beſuch Sr. Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern in Berlin.

Am 1. Januar 1887 feierte Kaiſer Wilhelm den Tag, an welchem er vor 80 Jahren Offizier geworden — ein Jubelfeſt, das wohl noch niemand vor ihm begangen hat. Er gab an dieſem Tage die bedeutungsvolle Parole „Königsberg-Berlin!" Nach dem Gottesdienſte verſammelten ſich im Palais: der Feldmarſchall Graf v. Moltke, die ſämtlichen kommandierenden Generale (unter ihnen Prinz Albrecht von Preußen und Prinz Georg von Sachſen), der Gouverneur von Berlin, die Generalinſpekteure des Militär-Erziehungs- und Bildungsweſens, der Artillerie und des Ingenieurkorps, der Kriegsminiſter und der Chef der Admiralität. Hinter ihnen ſtanden die Generale und die Oberſten vom Range der Brigadekommandeure, die Kommandeure der Leibregimenter und Chefs der Leibkompagnien ſowie die Kommandeure derjenigen Regimenter, deren Chef der Kaiſer war. Mitten im Saale erwartete der Kronprinz ſeinen

Vater und hielt „als rangälteſter Generalfeldmarſchall der Armee“ nach dem Eintritte Sr. Majeſtät folgende Anſprache:

„Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter Kaiſer, allergnädigſter Kaiſer, König und Kriegsherr! Mit Eurer Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtät begeht heute das Heer die Erinnerung an den Tag, da Allerhöchſt dieſelben vor achtzig Jahren durch König Friedrich Wilhelm III. in die Reihen der Preußiſchen Armee aufgenommen wurden. Wiederholt ſchon durfte ich, wie im gegenwärtigen Augenblick, mit Vertretern des Heeres vor unſern Kriegsherrn treten und ihm dafür danken, daß er uns in gewaltigen Kämpfen zu herrlichen Siegen geführt hatte. Bei der heutigen Feier aber blicken Eure Majeſtät auf ſechzehn vom Frieden reichgeſegnete Jahre zurück, welche vor allem der ungeſtörten Entwickelung und der Kräftigung des nach Harren und Kampf wieder aufgerichteten Reiches gewidmet waren. Solche friedliche Arbeit konnte indes nur gedeihen, weil gleichzeitig Eurer Majeſtät ſachkundige und raſtloſe Leitung die Schlagfertigkeit des Heeres zu der Vollkommenheit förderte, deren jeder deutſche Soldat ſich mit Stolz bewußt iſt. Der preußiſche Grundſatz, daß es keinen Unterſchied gibt zwiſchen Volk und Heer, weil beide eins und zu des Vaterlandes Verteidigung jederzeit bereit ſind, iſt durch Eurer Majeſtät Fürſorge Gemeingut der ganzen Nation geworden. In dieſer Wehrhaftigkeit unſeres geſamten Volkes liegt die gewichtigſte Bürgſchaft für die Wahrung unſeres Friedens. So möge es mir heute, wie vordem geſtattet ſein, auszuſprechen, daß unſer wehrhaftes einiges Volk in dankbarer Liebe und opferwilliger Treue ſeinem Kaiſer und Kriegsherrn vertraut, mit freudiger Zuverſicht auf ihn als den Wahrer des

Friedens blickt und den einmütigen Wunsch hegt, daß Gottes Segen in Fülle auch ferner auf Eurer Majestät ruhen möge."

Nach diesen Worten reichten sich Vater und Sohn die Hände, hielten sich lange in innigster Umarmung umschlungen, bis der Kronprinz sich zum Handkuß neigte. Da bemerkte Se. Majestät die Kaiserin-Königin Augusta, welche bei Beginn der Rede am Arme des Prinzen Wilhelm leise eingetreten und neben dem Grafen Moltke ihren Platz genommen hatte. Der Kaiser wandte sich zu seiner Gemahlin, umarmte und küßte auch diese innigst bewegt und richtete dann das Wort an seine Generale und Offiziere. Er gedachte des Tages, an welchem sein Königlicher Vater ihn einkleiden ließ, zum Offizier ernannte und hinzufügte: „Es ist eine traurige Zeit; aber hoffen wir, daß ihr wieder eine glückliche folgen werde." — „Wie herrlich", fuhr Se. Majestät fort, „hat sich diese Hoffnung erfüllt. Nachdem es Meinem hochseligen Bruder nicht vergönnt war, an der Spitze der Armee vor den Feind zu treten, wurde Mir dieses Glück zu teil. Durch Ihren Rat und Ihre Beihilfe haben wir die siegreichen Erfolge errungen, und weiter, dem freiwilligen Erbieten der Deutschen Fürsten verdanken Wir die Stellung, die Wir jetzt einnehmen. In der Armee ist unsere Stärke, durch ihre Wahrung des Ehrgefühls, durch ihre Ausbildung, durch ihre Bravour. Und so nehmen Sie denn Meine letzten Dankesgrüße, die Ich Ihnen bieten werde. — Vielleicht sehen Wir uns noch einmal wieder! Aber hoffen darf man es nicht." Der Kaiser umarmte den Grafen Moltke und reichte all den anderen Herren die Hand.

Näher noch führte der Kaiser sein Danken und Denken in dem Erlasse aus, den er an des Kronprinzen Kaiserliche und Königliche Hoheit richtete, und in dem es heißt: „Die Armee weiß, wie nahe sie Meinem Herzen immer gestanden hat, und sie wird verstehen, welche Empfindungen Mich heute in dem Gedanken bewegen, ihr nun 80 volle Jahre angehört zu haben.

. . . Und welchen Wechsel hat die Armee in diesen 80 Jahren mit Mir erlebt! Sie stand, als Ich in dieselbe eintrat, nach dem schwersten Schlage, der Preußen jemals getroffen, zurückgedrängt an die äußersten Grenzen des Reichs; aber der Soldatensinn, den Meine glorreichen Vorfahren in sie gepflanzt, blieb ungebrochen und trieb bald neue Keime. . . . Ich habe viele Veränderungen mit der Armee erlebt: in ihrer äußeren Form, in ihrer Truppenzahl; Ich habe die Vereinigung mit den deutschen Kontingenten sich vollziehen und die Marine entstehen sehen — es sind unter Meinen Augen Generationen durch die Armee gegangen, aber innerlich in den Herzen und dem Empfinden der Armee gibt es keine Veränderung! Den Sinn für Ehre und für Pflicht über alles hoch zu halten und jederzeit bereit zu sein, das Leben dafür zu lassen — das ist das Band, welches alle Deutschen Stämme eng umschließt, welches Enkel und Urenkel jetzt ebenso fest wie früher die Vorfahren vereinigt und welches Meine Regierung mit Siegen geschmückt hat. . . Es ist wahrlich eine hohe Freude für Mich, an dem heutigen Tage in solcher Weise zur Armee sprechen zu dürfen und über diese 80 Jahre sagen zu dürfen, daß wir sicherlich voll und ganz fest zu einander gehört haben: Ich mit Meinem ganzen Herzen und Denken, die Armee mit vollster Treue, Hingebung und Pflichterfüllung, für welche mein Dank und Meine Anerkennung die lebendigste Empfindung Meines Herzens bis zu Meinem letzten Atemzuge bleiben wird."

Wie denn aber nichts vollkommen auf Erden ist, so sollte es auch dieser reinen Begeisterung nicht an einem Rückschlage fehlen. Am 25. November 1886 hatten die Regierungen dem Reichstage einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher, wie schon zweimal geschehen, die Friedenspräsenzstärke des Heeres wieder auf 7 Jahre und auf 1 pCt. der Bevölkerung feststellte. Damit war denn auch eine dem Wachstum der Bevölkerung entsprechende Heeresverstärkung verbunden, welche um so

notwendiger erſchien, als durch die großen Anſtrengungen Frankreichs und Rußlands die militäriſche Lage mehr und mehr zu Ungunſten Deutſchlands verſchoben wurde. Denn wenn Rußland von ſeiner ungeheuren Volksmaſſe auch nur 0,92 pCt. unter den Fahnen hielt, ſo bildete dafür Frankreich ſein Friedensheer aus 1,22 pCt. der Bevölkerung. Natürlich bedurfte das Reich zur Heeresverſtärkung neuer Mittel, und hatte um ſo begründeteren Anlaß, dieſelben zu fordern, als die finanziellen Leiſtungen Deutſchlands gegen diejenigen der Nachbarſtaaten weit zurückſtanden. Verwendete es doch für Heer und Flotte auf den Kopf der Bevölkerung nur 9,53 Mark, während Frankreich für denſelben Zweck 21,57 Mark verbrauchte. — Als Se. Majeſtät am 29. November das Präſidium des Reichstages empfangen, hatte er ihm die Militärvorlage dringend ans Herz gelegt, aber der Reichstag trat die Weihnachtsferien an, ohne daß ſeine Militärkommiſſion zuvor Bericht über die Vorlage erſtattet hätte. Das erregte tiefen Unwillen in der Nation, der ſich ſteigerte, als man zu Anfang des neuen Jahres aus den Kommiſſionsverhandlungen erſah, welche ſtarke und leidenſchaftliche Gegnerſchaft die Majorität dem Geſetzentwurf entgegentrug. Angeſichts der beſtändig wachſenden Entrüſtung im Volke wagte die Mehrheit der Kommiſſion freilich keine unbedingte und völlige Ablehnung; ſie bewilligte in ihrer Sitzung vom 5. Januar die geforderten neuen Cadres, die 16 Infanteriebataillone jedoch nur auf ein Jahr. Der Reichstag ſelbſt zeigte ſich zu einem Proviſorium von drei Jahren bereit. Damit konnte aber dem Reiche nicht gedient ſein. Fürſt Bismarck und der Kriegsminiſter verharrten auf ihrer Forderung, einer Bewilligung für ſieben Jahre. Der Reichskanzler erklärte, daß die Armee, die vornehmſte aller Einrichtungen in einem jeden Lande, welche das Beſtehen aller anderen erſt ermögliche, niemals ein Proviſorium ſein könne; er beſtritt, daß die Verſtärkung der Armee gefordert werde, um andere als rein militäriſche Zwecke zu verfolgen, oder daß es geſchehe, um demnächſt den Krieg zu erklären; er wies darauf

hin, wie friedliebend die Politik des Kaisers seit 16 Jahren gewesen, wie er aber überzeugt sei, daß, wenn die Forderung der Regierungen abgelehnt würde, Deutschland den Krieg ganz sicher haben werde. Allerdings bestimme der Artikel 60 der Reichsverfassung, daß die Friedenspräsenzstärke des Heeres im Wege der Reichsgesetzgebung festzustellen sei; käme jedoch kein solches Gesetz zustande, so trete einfach der Artikel 59 in Kraft, welcher bestimme: „Jeder wehrpflichtige Deutsche hat drei Jahre bei der Fahne zu dienen." Das sei allerdings eine finanzielle Unmöglichkeit und eine militärische Unbequemlichkeit, und deshalb habe die Verfassung in ihrem Artikel 63 das Moderamen gegeben, daß der Kaiser den Präsenzstand des Reichsheeres bestimmen solle. Gelänge also die Vereinbarung mit dem Reichstage nicht, so trete ganz einfach die größere Kaiserliche Machtvollkommenheit wieder in Kraft. Der Versuch, den Bestand des Heeres von den wechselnden Majoritäten und Beschlüssen des Reichstages abhängig zu machen, bedeute nichts anderes, als aus dem Kaiserlichen Heere ein Parlamentsheer zu machen. Dies liege aber auch ganz außer aller Möglichkeit und das habe die Verfassung nicht gewollt. — Trotz dieser Darlegungen und trotz der dringenden Aufforderung des Feldmarschalls Grafen v. Moltke, die Forderungen der Regierungen zu bewilligen, verharrte die Reichstagsmehrheit bei ihrem Beschluß und verschanzte sich hinter die Behauptung, sie bewillige ja „jeden Mann und jeden Groschen," obwohl es auf der Hand lag, daß dies unrichtig war; denn, ganz abgesehen von dem provisorischen Charakter der Zustimmung, hat militärisch genommen eine Bewilligung auf 3 Jahre durchaus andere Ergebnisse als eine solche auf 7 Jahre. Die Regierungen verlangten eine Heeresvermehrung von 7 mal 13 500 Mann, das sind 94 500 Mann; der Reichstag wollte bewilligen 3 mal 13 500 d. h. 40 500 Mann, somit 54 000 Mann weniger als verlangt war. — Unter diesen Umständen durfte nicht weiter verhandelt werden. Se. Majestät aber stellte sich doch nicht einseitig auf

den Artikel 63 der Verfassung, sondern zog es vor, Berufung einzulegen an das Volk. Der Reichstag wurde am 14. Januar 1887 aufgelöst, die Neuwahl ausgeschrieben.

Zwei Tage später empfing Se. Majestät das Präsidium des Herrenhauses und zeigte sich aufs schmerzlichste erregt durch die Vorgänge im Reichstage. Er gab seinem Kummer über dieselben beredten Ausdruck und ließ keinen Zweifel darüber, wie tiefernst ihm die Lage erscheine. Daß man seinen „Friedensantrag" abgelehnt habe, sei ihm nach so vielen glücklichen Tagen, besonders nach den Erlebnissen des Neujahrstages, äußerst schmerzlich gewesen. Eine Bewilligung auf 3 Jahre hätte vom militärischen Standpunkte als ausreichend nicht erachtet werden können. Zugleich gab aber der Kaiser der Hoffnung späterer Bewilligung der Vorlage Raum, und darin sollte er sich nicht getäuscht haben. Sein Volk bekannte sich zu ihm. Der neue Reichstag, welcher am 3. März zusammentrat, bewilligte am 11. März das „Septennat" und die gesamte Vorlage, wonach vom 1. April 1887 an die Infanterie in 534 Bataillone, die Kavallerie in 465 Eskadrons, die Feldartillerie in 364 Batterien, die Fußartillerie in 31, die Pioniere in 19, die Eisenbahntruppen in 5, der Train in 18 Bataillone formiert werden sollten. So konnte Kaiser Wilhelm mit freiem Herzen seinen neunzigsten Geburtstag feiern, an dem zugleich die Verlobung seines Enkels, des Prinzen Heinrich mit der Prinzessin Irene von Hessen, bekannt gemacht wurde.

War das achtzigjährige Dienstjubiläum des greisen Herrschers wesentlich mit und von dem Heere gefeiert worden, so war dieser 90. Geburtstag ein ganz allgemeines Fest der deutschen Nation, an dem sich namentlich auch die Universitäten in mächtiger, tief aus der Seele quellenden Begeisterung beteiligten; denn mit Recht sagte Heinrich v. Treitschke: „Kaiser Wilhelm ist mit jedem Jahre seines Alters der Jugend näher getreten." Bei der Feier der Albertina in Königsberg leitete Felix Dahn seine Festrede mit folgenden Worten ein: „Der Kaiser ist in sein

91. Lebensjahr eingetreten, eine Altersstufe, welche beinahe niemals die Geschichte, fast nur die Sage für ihre Helden kennt, für jene dem Menschenmaß nahezu entrückten, grauer Vorzeit angehörigen Nordlandskönige, welche nach ruhmvollen Jahren unfehlbar sieghafter Kriegführung ihrem dankbaren Volk eine Zeit glücklichen Friedens gewähren, bis sie zu den Göttern entrückt werden." Wahrlich, an eine solche Sagengestalt mahnte der Kaiser, und wohl durfte mit ihm sein ganzes Volk „den Göttern danken, daß sie durch ihn so viel getan".

Wenn sie dem Menschen frohe Tat bescheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er sein Reich vermehrt, die Grenzen sichert,
Und alte Feinde fallen oder flieh'n:
Dann mag er danken; denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erste, letzte Lust gegönnt.

Und zu einem Dankfeste gestaltete sich Kaisers Geburtstag. Eine große Schar Deutscher und fremder Fürsten versammelte sich um den erhabenen Jubilar. Es ist unmöglich, auch nur anzudeuten, wie aus allen Landen und von allen Enden der Erde über die fernsten Meere her ein unermeßliches „Heil dem Kaiser!" zusammenklang; ein Wort nur sei erwähnt, weil es ein Wort aus Feindesmund ist; die zu Paris erscheinende „Liberté" schrieb damals: „Ganz Europa schließt sich ohne Vorbehalt den Gefühlen an, welche das Deutsche Volk gegenüber dem Kaiser hegt; denn alle Regierungen haben besondere Abgesandten beauftragt, dem hohen Greise den Ausdruck ihrer Sympathien darzubringen. . . . Er ist schon bei Lebzeiten in die reine Majestät der Geschichte eingetreten, in welcher der Geist sich von den Eindrücken der Gegenwart frei macht und Menschen und Dinge von oben herab beurteilt. Seitdem seine Größe übrigens durch die Niederlage Frankreichs besiegelt worden, hat er seine gewaltige Macht stets zu Gunsten des Friedens angewendet. . . . Möge er die Jahre, welche ihm noch beschieden

ſind, dazu verwenden, das von ihm geſchaffene Friedenswerk derart zu befeſtigen, daß ſein Gedanke ihn überlebe!"

Wenn ſo die Gegner empfanden — was mußten deutſche Herzen fühlen! — Wir faſſen es zuſammen in die Schlußworte des Feſtgedichtes, mit dem Ernſt v. Wildenbruch die Feier der Berliner Akademie krönte:

Wir grüßen, wir ehren, wir ſegnen das Haupt,
Dem das Neunzigſte Jahr heut den Scheitel umwebt;
Wir glauben an Dich, an den wir geglaubt,
Seit der Zollern-Aar über Deutſchland ſchwebt. -
Wir bringen Dir heute zum heiligen Tag
Nicht zitternder Sklaven demüt'gen Tribut,
Unſ'res lodernden Herzens tief heiligſten Schlag,
Unſ'rer liebenden Seele tief innigſte Glut!
Wir heben die Hände, geloben und ſchwören,
Mit Leib und Seele Dir anzugehören,
Den Feind nicht zu fürchten, nicht Tod noch Verderben,
Für Dich und für Deutſchland zu leben, zu ſterben,
Du Kaiſer des Lands, unſer Rat, unſer Schwert,
Wilhelm, Du geliebter, den Gott uns beſchert!

Auf Grund der Bewilligung des Reichstages begann nun eine rege Fortentwicklung der Armee. Schon am 3. Februar war eine Kaiſerliche Ordre erlaſſen worden, durch welche, infolge der Einführung des ſogenannten Magazingewehrs, das Exerzierreglement der Infanterie von 1847 ſowohl hinſichtlich der Ladeweiſe als der Gefechtstätigkeit des Bataillons geändert wurde. Am 30. März erging ein Kabinettsbefehl, welcher die Generalinſpektion der Artillerie in eine Generalinſpektion der Feld-Artillerie und eine der Fuß-Artillerie auseinanderlegte, die 3. Landwehrinſpektion etatsmäßig machte und den Beſtand des Generalſtabes erhöhte. Am 1. April wurde die Neuformation des deutſchen Heeres befohlen. Die Geſamt-Mannſchaftsziffer des Reichsheeres erhöhte ſich um 41 135 Mann. Der jährliche Rekrutenbedarf ſtellte ſich um 15 233 Mann höher, was in 12 Jahren eine Steigerung der Kriegsſtärke um 160 000

Mann ergibt. Die Vermehrung des Friedensstandes wurde teils zu Neuformationen, teils zur Erhöhung des Etats der Truppen verwendet, deren Solidität dadurch wesentlich wuchs. Am 23. Mai genehmigte ein Erlaß des Kaisers die neue Felddienstordnung.

Trotz seines hohen Alters versagte der Kaiser sich auch im Frühjahr 1887 keineswegs die Gegenwart bei den Übungen der Truppen. Am Großgörschen-Tage besichtigte er im Potsdamer Lustgarten das 1. Garderegiment zu Fuß; am 10. und 11. Mai sah er die Berliner Garderegimenter; am 17. das Lehr-Infanteriebataillon, vom 23. bis 25. die Berliner Infanteriebrigaden. Am 26. und 27. Mai nahm er Paraden über die Truppen des Gardekorps ab, und feierte am 30. das Stiftungsfest des Lehr-Infanteriebataillons. — Am 3. Juni endlich legte Se. Majestät unter großen Festlichkeiten, an denen auch die Prinzen Wilhelm, Heinrich und Friedrich Leopold teilnahmen, den Grundstein zum Nordostseekanal. Leider erkältete sich der greise Herr dabei sehr stark, so daß er am 6. Juni seinem 70jährigen Jubiläum als Chef des Königs-Grenadierregiments in Liegnitz nicht beizuwohnen vermochte.

Inzwischen waren neue schwere Sorgen an den hohen Herrn herangetreten. Ende Mai teilte der Reichsanzeiger mit, daß eine mehrwöchentliche Kur Sr. Kaiserlichen Hoheit des Kronprinzen in Ems das Halsleiden desselben, welches seit Januar hervorgetreten, nicht zu heben vermocht hätte. Ein neuerdings hinzugezogener englischer Spezialarzt, Dr. Morell Mackenzie, habe indes nach wiederholter Untersuchung den Zustand des Thronfolgers „nicht so besorgniserregend gefunden, daß er nicht hoffte, durch zweckentsprechende Behandlung das Übel in nicht langer Zeit beseitigen zu können". — Offenbar handelte es sich also hier um ein sehr ernstes Leiden, zu dessen Bekämpfung Se. Kaiserliche Hoheit sich am 13. Juni nach England begab.

War damit eine dunkle Wolke am Horizonte des Königlichen Hauses aufgestiegen, so umzog sich auch der politische Himmel immer drohender; in West und Ost lagerten unheimliche

Dünſte, die ſich ſchnell zu Wetterwolken zuſammenzuballen vermochten. Da konnte der greiſe Heldenkönig den Sommer, der ſein letzter ſein ſollte, nicht leichten Herzens genießen. Er reiſte am 4. Juli nach Ems, begab ſich am 11. von da über Coblenz nach der Mainau, wo er den Beſuch des Königs von Württemberg empfing, während der Prinz-Regent von Bayern ihn vor Bregenz auf dem Bodenſee begrüßte. Wie ſonſt, reiſte Se. Majeſtät dann nach Gaſtein, wo er die Freude hatte, am 6. Auguſt noch einmal ſeinen hohen Verbündeten, den Kaiſer von Öſterreich, zu umarmen; am 12. traf er wieder auf Babelsberg ein. Die Herbſtparade über die Berliner und Potsdamer Garniſon hielt Se. Majeſtät am 1. September auf dem Tempelhofer Felde ab; doch die Hoffnung, das I. Armeekorps bei ſeinen Manövern in Preußen zu inſpizieren, mußte der greiſe Herr, eines ſtörenden Unfalls wegen, zu ſeinem großen Schmerze aufgeben; dagegen ward es ihm möglich, am 13. September die Parade des II. Armeekorps bei Stettin entgegenzunehmen. Vom 26. September bis zum 21. Oktober verweilte er in Baden-Baden; dann kehrte er nach Berlin zurück, unternahm noch einen Jagdausflug nach Wernigerode, zog ſich jedoch abermals eine Erkältung zu, die ſein Volk mit banger Sorge erfüllte. Sein Wiedererſcheinen an dem „hiſtoriſchen Eckfenſter“ ſeines Arbeitszimmers wurde mit Jubel begrüßt, und ſeitdem verging kein Tag, an dem nicht Hunderte, ja Tauſende erwartungsvoll harrten, bis die Wache am Palais vorüberzog und ihnen Gelegenheit gegeben wurde, das Antlitz ihres lieben gütigen Kaiſers zu ſehen.

Am 18. November verweilte der Kaiſer von Rußland mit ſeiner Familie am Berliner Hoflager, wo er jene berühmte Unterredung mit dem Fürſten Bismarck hatte, in der ſich ergab, daß dem Zaren eine ganze Reihe von Briefen und Depeſchen über die Bulgariſche Angelegenheit vorgelegt worden, die von Anfang bis zu Ende gefälſcht waren, um die Aufrichtigkeit der deutſchen Politik zu verdächtigen. Aber die Hoffnung, daß dieſe Entdeckung eine gründliche Beſſerung der allgemeinen

politiſchen Lage herbeiführen werde, erwies ſich doch leider als unzutreffend. Immer dichter zogen ſich die Heere Rußlands an der Weſtgrenze dieſes Reiches zuſammen; immer leidenſchaftlicher wurde die Sprache der ruſſiſchen Preſſe; ſie deutete an, daß „die Sonne“ eines Krieges gegen Öſterreich-Ungarn, Deutſchlands Verbündeten, „am Morgenhimmel ſtehe“, und ernſte Sorge ergriff jedes Herz, obwohl man ſich ſagte, daß das Bündnis mit Öſterreich, dem ſich ſeit dem Beſuche des Miniſterpräſidenten Crispi beim Reichskanzler im Oktober auch Italien offenbar angeſchloſſen hatte, wohl imſtande ſein werde, dem vereinten Anſturm Frankreichs und Rußlands ſiegreich zu widerſtehen.

Am 24. November wurde der Reichstag eröffnet. Zu Schluß der Thronrede hieß es: „Die auswärtige Politik Sr. Majeſtät des Kaiſers iſt mit Erfolg bemüht, den Frieden Europas, deſſen Erhaltung ihre Aufgabe iſt, durch Pflege der freundſchaftlichen Beziehungen zu allen Mächten und durch Verträge und durch Bündniſſe zu befeſtigen, welche den Zweck haben, den Kriegsgefahren vorzubeugen und ungerechten Angriffen gemeinſam entgegenzutreten. Das deutſche Reich hat keine aggreſſiven Tendenzen und keine Bedürfniſſe, die durch ſiegreiche Kriege befriedigt werden könnten. Die unchriſtliche Neigung zu Überfällen benachbarter Völker iſt dem deutſchen Charakter fremd, und die Verfaſſung ſowohl als die Heereseinrichtungen des Reichs ſind nicht darauf berechnet, den Frieden unſerer Nachbarn durch willkürliche Angriffe zu ſtören. Aber in der Abwehr ſolcher und in der Verteidigung unſerer Unabhängigkeit ſind wir ſtark und wollen wir, mit Gottes Hilfe, ſo ſtark werden, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegenſehen können.“ — Als Se. Majeſtät drei Tage ſpäter das Präſidium des Reichstags empfing, ſprach er ſein Bedauern aus, nicht ſelbſt die Eröffnung haben vornehmen zu können. „Ich hätte gern namentlich die Schlußworte der Thronrede zu Ihnen geſprochen! Ich hätte Ihnen gern perſönlich geſagt, daß Ich den Frieden will; aber wenn Ich angegriffen werde, dann ....!“

Wir wollen mit Gottes Hilfe so stark werden, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegensehen können. Diese Schlußworte der Thronrede enthielten die Ankündigung einer abermaligen Heeresverstärkung, diesmal keiner solchen, die schon im Frieden zum Ausdruck gekommen wäre, sondern einer solchen, die für den Kriegsfall den Kreis der zur Verteidigung des Vaterlandes berufenen Wehrmänner in großartiger Weise zu erweitern bestimmt war. Am 10. Dezember wurde dem Reichstage der Entwurf eines Landsturmgesetzes vorgelegt, dessen Hauptzüge die allgemeine Begründung desselben vollständig kennzeichnet:

„Nachdem die allgemeine Wehrpflicht bei allen großen Europäischen Kontinentalmächten eingeführt worden ist, haben sich die Kriegsstärken der einzelnen Armeen im Verhältnis zu einander wesentlich verschoben. Entscheidend für dieselben ist die grundlegende Bestimmung, wie viele Jahrgänge waffenfähiger Männer zum Kriegsdienst aufgeboten werden sollen; und so ist jeder Staat in dem Maße im Nachteil, als er die Zahl dieser Jahrgänge beschränkt. Das deutsche Heer auf Kriegsstärke setzt sich aus 12 Jahresklassen dienstpflichtiger Männer zusammen, während z. B. in Rußland 15 und in Frankreich 20 Jahrgänge hierfür verfügbar sind. Zwar kam in Deutschland auf den Landsturm — d. i. auf alle Wehrfähigen vom vollendeten siebzehnten bis zum vollendeten zweiundvierzigsten Lebensjahre — zurückgegriffen werden, aber diese unorganisierte Masse kommt für die Zeit der ersten entscheidenden Operationen nicht in Betracht; und auch später bleiben diese losen Verbände festgegliederten Truppen gegenüber minderwertig. Im Hinblick auf die außerhalb Deutschlands geschaffenen Verhältnisse wird sich das deutsche Volk der Überzeugung nicht verschließen können, daß seine Kriegsmacht der Größe des Reichs und der Zahl seiner Bevölkerung nicht mehr entspricht. Hierzu kommt, daß das Reich nach seiner geographischen Lage dem gleichzeitigen Angriff starker Heere auf zwei Fronten ausgesetzt ist. Dieser Bedrohung gegen-

über fehlt das feste Fundament für die Existenz und die Fortentwicklung Deutschlands; seine Sicherheit hängt von seiner Stärke ab und diese muß größer sein, als sie es zur Zeit ist. Solchem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen, ist der Zweck des vorliegenden Gesetzentwurfs; es bedarf zu seiner Verwirklichung wohl nur des Appells an den Patriotismus des deutschen Volkes, welches das Vaterland, nachdem es geeint, auch ungeschmälert erhalten wissen will. In Anlehnung an die frühere Wehrverfassung Preußens, wie sie aus der Opferfreudigkeit der Bevölkerung heraus sich entwickelt hatte, beabsichtigt der Gesetzentwurf, für die Landwehr ein zweites Aufgebot wieder herzustellen und damit die Dienstpflicht bis zum 39. Lebensjahre zu verlängern. Hiermit werden sechs bisher dem Landsturm angehörige Jahrgänge für die Zeit großer Gefahr sofort bereitgestellt, eine Anstrengung, welche keinem Beteiligten zu groß erscheinen wird, wenn es gilt, in den Kampf für unsere Unabhängigkeit einzutreten. Das Kriegsheer besteht hiernach künftig aus dem stehenden Heer (aktiver Dienststand und Reserve) und der Landwehr ersten und zweiten Aufgebots und erhält seine Ergänzung und Verstärkung aus der Ersatzreserve und dem Landsturm. Von diesen beiden soll die erstere durch anderweitige Regelung ihrer Dienstverhältnisse, der letztere durch Teilung in zwei Aufgebote und Zuweisung weiterer Jahrgänge für die ihnen zufallenden Aufgaben mehr befähigt werden. Für den Landsturm ist hierbei die Altersgrenze vom vollendeten 42. bis zum vollendeten 45. Lebensjahre hinausgeschoben und damit dem festen Entschluß Ausdruck gegeben worden, daß zur Verteidigung des Vaterlandes jeder noch rüstige deutsche Mann berufen und verfügbar ist. Die Lasten, welche dem Einzelnen aus der Neuregelung der Wehrpflicht erwachsen, sind im Frieden gering; es tritt zwar für die Landwehr zweiten Aufgebots eine militärische Kontrolle ein, aber Übungen und Kontrollversammlungen finden nicht statt."

Für die Ausrüstung der neu verfügbaren Mannschaften,

welche ein Heer von 700 000 Mann darstellen, verlangten die Regierungen eine Anleihe von 280 Millionen Mark, und Fürst Bismarck begründete diese Forderung in einer weltgeschichtlichen Rede am 6. Februar. Mit nie erhörter Einmütigkeit und Größe der Gesinnung folgte der ganze Reichstag dem Kanzler auf den erhabenen Standpunkt, welchen er einnahm, und die Wehrvorlage wie die Anleihevorlage wurden in einem vom Herzen kommenden, mächtigen Aufschwunge deutschen Nationalgefühls nach kurzer, ernster Befürwortung seitens der Parteiführer durch Gesamtannahme zum Gesetz erhoben. Es war einer der ernstesten und wichtigsten und zugleich einer der schönsten Tage, welche die Vertretung des deutschen Volkes jemals erlebt! Angesichts solcher Gesinnung und solcher Machterweiterung der nationalen Wehrkraft durfte der Fürst wohl das stolze Wort hinausrufen in alle Lande: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst Nichts in der Welt!“ — Mit der Annahme dieses Gesetzes konnte Kaiser Wilhelm eine der vornehmsten Aufgaben seines Lebens: die Begründung und Ausgestaltung des deutschen Wehrtums zur erhabensten Macht der Erde, im wesentlichen für gelöst erachten. Es war die letzte große Freude seines Lebens: doppelt tief und innig, weil seinem Willen der seines Volkes so frei und schön begegnet war.

Das uralte Weisheitswort, daß man niemandem vor seinem Tode glücklich preisen solle, hat sich auch unserem teuren Kaiser gegenüber schmerzlich bewährt. Auf welcher Höhe des Glückes stand er an seinem neunzigsten Geburtstage! Ach, nun zuletzt barg der tiefe Kelch, aus dem er solange stärkenden Lebenswein geschlürft, die Hefe. —

Die Nachrichten von Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen, welcher sich im Auslande, erst in England, dann im Pustertale, dann am Lago Maggiore und zuletzt zu San Remo in ärztlicher Behandlung befand, lauteten immer ernster, immer trauriger. Es mußte endlich am 9. Februar 1888 der Luftröhrenschnitt geschehen, um dem erlauchten Kranken das

Atmen zu ermöglichen. Wie bangte ſich der Vater nach dem Sohn; wie klagte der Kaiſer um das Leiden des herrlichen Fürſten, von dem er gehofft, daß er mit friſcher Manneskraft, mit dem königlichen Hochſinn, den er ſo oft bewieſen, die Zügel der Regierung faſſen werde, wenn ſie dereinſt der Todesengel aus ſeinen eigenen greiſen Händen nehmen würde. Und nun trifft ihn ein neuer Schlag! Ein geliebter Enkel, der erſt zweiundzwanzigjährige Prinz Ludwig Wilhelm von Baden, erliegt plötzlich einer jäh hereingebrochenen Krankheit, während ſein älterer Bruder, der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm, krank im Süden weilt. — Der Kaiſer iſt von all dem Leid im Innerſten erſchüttert; er richtet ſich des Nachts weinend auf ſeinem Lager auf; ſeine Schwäche nimmt täglich, ſtündlich zu. Beim Aufziehen der Wache am 3. März erſcheint er zum letzten Male am Fenſter. Die geliebte Tochter, die Großherzogin Luiſe von Baden, welche den leidenden Sohn in Cannes und den kranken Bruder, den Kaiſerſohn, in San Remo beſucht hatte, dann, ach, ſchon zur Leiche ihres jüngeren Sohnes nach Freiburg geeilt war, ſie wird nun von ihrem treuen Kindesherzen zu dem Bette des greiſen Vaters, zur Unterſtützung der ſchwergeprüften Mutter gerufen. In ergreifender Weiſe verkörpert ſich das ſchwere, ſchwere Unglück, welches Kaiſer und Volk heimgeſucht, in dieſer edlen Fürſtin, die vom Dulderlager ihres Bruders zum Totenbette ihres Kindes und von da zu ihrem Vater eilt — um ihn ſterben zu ſehen! — Aber er iſt groß geſtorben, wie er gelebt. Der letzte Gedanke ſeines klaren Geiſtes, der letzte Schlag ſeines Herzens galten dem deutſchen Reiche, das durch ſeine Kraft geſchaffen, durch ſeine Weisheit gefeſtigt worden iſt. Seit dem 7. März konnte das Ende jeden Augenblick befürchtet werden. Während das koſtbare Leben ſich im Fieber verzehrte, ſchien das Bewußtſein zu ruhen; doch von Zeit zu Zeit wich das Dunkel, und dann waren es ſtets Fragen der Staatsleitung, der neuen Heereseinrichtung, welche den Kaiſer beſchäftigten. In einem ſolchen Augenblicke erfreute er ſich der Troſtesſtrahlen,

die seine letzten Stunden erhellten: der Teilnahme Alldeutschlands, ja der ganzen Welt an den Leiden seines Sohnes, und der einmütigen Haltung des gegenwärtigen Reichstages, der so viel beigetragen habe zur Stärkung der Einheit und Macht des deutschen Volkes, der er sein ganzes langes Leben geweiht. In einem solchen Augenblicke unterzeichnete Se. Majestät noch die ihm vom Fürsten-Reichskanzler vorgelegte Verfügung über den Schluß des Reichstages, nicht nur mit einem W., wie es der Kanzler erbat, sondern mit seinem ganzen Namen. Schon hatte der Eishauch des Todes diese liebe Königshand gestreift und halb erstarrt; aber pflichtgewohnt hielt sie, wenn auch zitternd, die Feder fest und schrieb den Kaisernamen voll und ganz. — Am 8. März nachmittags um 5 Uhr schien der Tod die Flügel über den Kaiser zu breiten; doch noch einmal raffte sich das Leben auf; noch einmal sprach er mit vollster Klarheit über das, was ihm zumeist am Herzen lag, über Deutschland und dessen Stellung in der Welt und über seine wahre Friedensliebe. Die Kaiserin Augusta saß neben ihm am Lager, an jenem alten schmalen Feldbette, das ihn auf all seinen Reisen und Heerzügen begleitete. Die erlauchte, selbst schwer leidende Frau, die bis zum letzten Augenblicke treu des Gatten Hand in ihrer hielt, bat ihn, sich zu schonen, zu ruhen. Doch der Kaiser entgegnete: „Ich habe keine Zeit mehr, zu ruhen auf der Erde!“ — So ging unter Gebeten und Tränen die Nacht dahin. Um 4 Uhr morgens sprach D. Kögel den Gesangbuchvers: „Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod!“ Das darauf folgende Vaterunser betete Ihre Majestät die Kaiserin laut mit. Als dann der Geistliche den 27. Psalm begann: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?“ da richtete die Frau Großherzogin die Frage an den erlauchten Vater, ob er es verstanden habe. „Es war schön!“ erwiderte er, und dies waren seine letzten Worte. Die Großherzogin fragte darauf: „Weißt Du, daß Mama an Deinem Bette sitzt und Dir

die Hand hält?“ Da schlug er sein Auge auf und sah die Kaiserin lange klar an. Dann schloß er die Lider, um sie nicht mehr zu öffnen. Der letzte Blick galt seiner Gemahlin. — Am Morgen des 9. März, um 8 Uhr 35 Minuten, hauchte unser geliebter Herr die edle große Seele aus.

Die deutsche Kaiserwürde wie das Königtum in Preußen sind unsterblich; sie gingen in jener heiligen Stunde über auf unseres jetzt regierenden Herrn Majestät, der, seines schweren Leidens ungeachtet, die unermeßliche Bürde gottergeben und mutvoll auf sich nahm und augenblicklich zum Antritt seiner Herrschaft in die winterliche Heimat eilte. — O möge das geliebte Haupt gnädig geschirmt werden von Gott! Möge die ritterliche Seele, welche sonst ja allen Glanz des heiteren Himmels funkelnd wiederstrahlte wie ein blanker Schild, emportauchen in neues helles Licht! Möge der königliche Dulder, welcher sein und der Seinen Weh gelassen mit erhabener Würde trug, zu neuer frischer Kraft erstehen! — Der Sieger von Wörth, der älteste Feldmarschall des deutschen Heeres, König Friedrich III. von Preußen, ist nun der Deutsche Kaiser und unser Kriegsherr.

„Die heldenmütige Tapferkeit, die treue arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil sein unserer Nation! — Das hoffe ich zu Gott!“ So schloß Fürst Bismarck die Rede, mit welcher er dem Reichstage des Kaisers Tod verkündete. Ja wohl! Heldenmut, Pflichttreue und Vaterlandsliebe, das waren die drei Kardinaltugenden Kaiser Wilhelms. Sie treten auch in der bescheidenen Umrißzeichnung, welche hier von seinem Leben geboten wurde, unverkennbar und deutlich hervor. — Und doch, welchen großen Teil der Tätigkeit und der Lebensäußerungen des Entschlafenen mußte diese Skizze beiseite lassen. Ihre Aufgabe und Absicht war es ja nur, in großen Zügen ein Bild des militärischen Wirkens Kaiser Wilhelms zu entwerfen. Allerdings hat er diesem Wirken

die meiſte Zeit ſeines Lebens gewidmet; aber nicht minder groß wie als Heerbildner und Heerführer war er als Staatsmann, und welch eine Fülle von Schönheit, Güte, Liebenswürdigkeit und Würde war ſeiner menſchlichen Perſönlichkeit gegeben. — Nicht nur dem Range, auch dem Weſen nach war er zur Krone geboren. Wohl ſtand ſein Gemüt heiterer Lebensfreude offen: ritterliche Geſelligkeit, die Luſt der Jagd, die wechſelnden Bilder des Schauſpiels galten ihm als willkommene Würze des Lebens, niemals aber, auch nicht vorübergehend, als des Lebens wahrer Inhalt, und je älter er ward, um ſo mehr wurden ihm auch die Formen der Luſtbarkeiten zu Trägern von Pflichten der Repräſentation und der Gnadenerweiſung. Das nimmt im Fürſtenleben viel Zeit und Freiheit hin und gehört doch weſentlich mit zu ſeiner Vollerſcheinung. Dies wußte unſer Kaiſer, und ſein nimmer müdes Erſcheinen bei allen großen Feierlichkeiten, ſein herzliches Teilnehmen an allen Gedenk- und Weihetagen von Volk und Heer hielt ihn mit der Nation im innigſten Zuſammenhange. Denn nicht nur die Säulen großer Taten tragen das Gebälk edler Bauten: auch auf den Häuptern anmutiger Kranzjungfrauen, auf den Körben der Karyatiden lagert es, und ſolche Trägerinnen ſind der Menſchen Feſte. Wie eine Jugendliebe aber, in alter Treue immer neu, ſo war des hohen Herrn Verhältnis zu ſeinem Heere. Hier war er nicht nur in ſteter Pflichterfüllung zu jeder Anſtrengung bereit, hier öffnete ſich ihm im Fördern und Geſtalten ein reiner ethiſcher und äſthetiſcher Genuß. Denn hier trat ihm in glanzvoller Erſcheinung verkörpert das entgegen, was er am höchſten ſchätzte auf Erden: Manneswert, Tapferkeit, Ehre, Zucht, Hingebung und Treue bis zum Tode. — Kriegeriſcher Ruhm, Feldherrngröße waren Kaiſer Wilhelm von früheſter Kindheit her als das Höchſte erſchienen, und von ihm gilt das Wort: „Was man ſich in der Jugend wünſcht, das hat man im Alter die Fülle!“ Aber wie ihm die Feldherrngröße niemals im Bilde Napoleons vorgeſchwebt, ſondern in dem des Großen Kurfürſten und Fried-

richs des Großen, so war ihm auch das Heer, mit dem ihn eine so tiefe freudige Liebe verband, nicht an und für sich der Gegenstand treuester Sorge, sondern weil er in ihm die herrlichste Hervorbringung des preußischen Wesens und zugleich den Träger der nationalen Zukunft Deutschlands sah. Denn Deutschland hat Kaiser Wilhelm mit der ganzen Fülle seiner großen Seele geliebt; Deutschlands Größe war der Traum seiner Jugend, die Schöpfung seiner reifsten Mannesjahre, die hingebende Sorge seines Greisenalters.

Kaiser Wilhelm war von echter Frömmigkeit erfüllt, aber nichts weniger als ein Freund jener Orthodoxie, von der er in der Ansprache an das Ministerium Hohenzollern sagte, daß sie „mit der Grundanschauung der evangelischen Kirche nicht verträglich ist und sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat". Um so tiefer war die Religiosität seines Herzens. Alle Ideale seines Lebens betrachtete er unter dem Gesichtspunkte ihres Verhältnisses zu Gott, vor dem er sich in Andacht neigte. Für alle entscheidenden Entschlüsse seines Lebens hat er sich im Gebet gesammelt, sich im Gebet durchgerungen zu einer tiefinnerlichen sittlichen Selbstbestätigung, die ihm die Überzeugung göttlicher Billigung seines aufrichtig geprüften Willens gab. Und wenn das Ziel der Arbeit erreicht, der Kranz erkämpft war: wie pries und lobte er dann in Demut und kindlicher Inbrunst den Herrn, den mächtigen König der Ehren, der Alles so herrlich regieret, der wie auf Flügeln des Adlers ihn sicher geführet.

Engverbunden mit dieser echten Religiosität war die lautere Loyalität seines Wesens, die sich in nichts schöner und reiner offenbart als in seiner vollkommenen Neidlosigkeit. Das sollte ja eigentlich eine selbstverständliche Eigenschaft der Könige sein; aber wie oft hat uns die Geschichte neidische Völker und Fürsten gezeigt! — Ist es schon eine seltene Königstugend, die Männer, welche das höchste Vertrauen verdienen, richtig zu wählen, ist es eine weitere große Herrscherkunst, sich völlig mit ihrem Rate, sie dagegen ganz mit dem eigenen Willen zu durchdringen, so

bleibt es doch das Höchſte und Schönſte: nach großartigen Erfolgen, welche den leitenden Staatsmann, den leitenden Feldherrn zu unermeßlicher Volkstümlichkeit emporgehoben, ſo königlich zu denken, daß die Seele auch nicht vom leiſeſten Anhauch geheimer Scheelſucht berührt wird. So aber war's bei Kaiſer Wilhelm, und wie durch alle Jahre, in denen er unter ſeiner Siege Lorbeern lebte, ſo hatte er noch auf ſeinem Sterbebette für die großen Männer, die ihm zur Seite geſtanden, nur Dank und nichts als Dank.

Ein Leben von 91 Jahren! — Kein deutſcher König, kein römiſcher Kaiſer ſeit Karl dem Großen hat auch nur das 80. Jahr erreicht; der Älteſte von ihnen, Kaiſer Friedrich III. (IV.) ſtarb mit 77 Jahren. — Wie fernliegende Zeiten verknüpft die Perſönlichkeit des nun Dahingeſchiedenen! Die Hände der Oberhofmeiſterin Gräfin Voß, die ihn am 22. März 1797 zuerſt aus denen der Mutter empfingen, hatten noch die Hände Friedrich Wilhelm I. berührt, der 1740 ſtarb. Der Kaiſer hat eine ſeiner Urgroßmütter, die treffliche Landgräfin Luiſe von Heſſen (1729—1818), gar wohl gekannt, und wenn Friedrich Wilhelm II. ſchon neun Monate nach ſeiner Geburt ſtarb, ſo lebte doch ſein Großvater mütterlicher Seite, der Großherzog Karl von Mecklenburg (geb. 1741), bis zum Jahre 1818. Ihm ſelbſt aber wurde im Mai 1879 von der Erbprinzeſſin Charlotte das erſte Urenkelkind, Prinzeß Feodora, geboren, und zuletzt ſchaute er auf 4 Urenkelſöhne: Wilhelm, Friedrich, Adalbert und Auguſt Wilhelm, unſeres jetzigen Kronprinzen blühende Sproſſen, hinab. So hat denn der Kaiſer (ſeine eigene hohe Perſon eingerechnet) ſieben Generationen gekannt, was kaum erhört iſt. Und der erhabene Greis war ſich dieſes Vorzugs wohl bewußt, entſprach es doch dem tiefen Zug von Treue, der durch ſein ganzes Weſen ging, ſich immer in Zuſammenhang zu halten mit den Seinen wie mit den eigenen Erinnerungen. An jedem einzelnen Tage vergegenwärtigte er ſich auf Grund ſorgfältig und liebevoll ausgearbeiteter Überſichten die wichtigeren Er-

eigniſſe der Vergangenheit, welche auf dies Datum gefallen und ließ ſo gewiſſermaßen jährlich ſein ganzes Leben wieder an ſich vorübergleiten. Und mit welchen Menſchen hatte ihn dies Leben in Beziehung geſetzt! Es gibt kaum eine hervorragende Perſönlichkeit ſeit der Wende des vorigen Jahrhunderts, mit der er nicht einmal eine Berührung gehabt: von Schiller an, der 1805 ſtarb, durch all die Mächtigen der Napoleoniſchen Ära, durch all die Helden der Befreiungskriege, die Epigonen der Folgezeit bis zu den Größen unſerer eigenen Tage. — Es war Kaiſer Wilhelm beſchieden, vier Feldzüge mitzumachen, und man hat berechnet, daß er 723 Tage ſeines tatenreichen Lebens im Felde zubrachte. Davon entfallen 337 Tage, alſo nahezu die Hälfte, auf die Befreiungskriege, 126 Tage auf den Badiſchen Feldzug, nur 35 Tage auf den Krieg in Böhmen und 225 Tage auf den franzöſiſchen Krieg. Alles in allem ſtand der hohe Herr alſo kaum zwei Jahre lang im Felde, eine verſchwindend kurze Zeit ſeines Lebens, wenn man die entſprechenden Verhältniszahlen der Lebensläufe Alexanders, Cäſars, Karls des Großen, Friedrichs und Napoleons damit vergleicht. Wieviel Tage und Nächte er aber für das preußiſche, das deutſche Heer gearbeitet hat, das entzieht ſich jeder, auch nur annähernden Berechnung. Ja es war ein Leben voll Mühe und Arbeit, das nun zur Rüſte ging; aber eben deshalb war es reich und es bleibt beſonders wunderbar dadurch, daß der Herrſcher, der es lebte und der dem Zeitalter ſeinen Namen aufprägte, erſt mit 64 Jahren den Thron beſtieg, dann noch 27 Jahre lang regierte und in dem erſten Jahrzehnt ſeiner Herrſchaft den Staat von 5100 Quadratmeilen auf deren 6393 vergrößerte. Der Zuwachs der Bevölkerung des preußiſchen Staates während ſeiner Regierung beläuft ſich auf 10 Millionen (28 gegen 18). Die Krone ſeines Lebenswerkes aber iſt doch die Herſtellung des deutſchen Reichs. — Wenn einſt Jahrhunderte vorübergerollt ſein werden und das Auge ferner Geſchlechter zurückblicken wird auf dieſen König — dann erſt werden die Verhältniſſe ſeiner erhabenen

Perſönlichkeit in ihrer Vereinigung von gewaltiger Macht und ſchlichter Würde vollkommen deutlich ſein; Sage und Dichtung werden ſie erfaſſen und Kaiſer Wilhelm wird unſterblich leben im Volksmunde und im Liede. — Wie aber auch die kommenden Geſchlechter ihn preiſen mögen: als Wilhelm den Siegreichen oder Wilhelm den Großen — wir nennen ihn aus dem Kern ſeines Weſens heraus

Kaiſer Wilhelm den Getreuen!

7. Walther von der Vogelweide.*)

Ludwig Uhland: „Walther von der Vogelweide“ 1822.
Heinrich Kurz: „Walther von der Vogelweide“ in der Geschichte der deutschen Literatur 1853.
Max Rieger: „Leben Walthers von der Vogelweide“ 1863.
Franz Pfeiffer: Einleitung zur Ausgabe Walthers von der Vogelweide 1864.
Rudolf Menzel: „Das Leben Walthers von der Vogelweide“ 1865.

Walther von der Vogelweide ist mutmaßlich um das Jahr 1170 geboren. Wie in Griechenland sieben Städte um die Ehre rangen, die Geburtsstätte des Homer mit ihren Mauern zu umschließen, so wetteifern die Gelehrten von sieben deutschen Landschaften, Walthern als ihren Stammgenossen anzuerkennen. Die Schweiz und Schwaben, Bayern und Böhmen, Österreich, Franken und Tirol, jedes Land nennte ihn gern den seinen, und es ist nicht ohne Humor, daß die namhaftesten Gelehrten immer die plausibelsten Gründe dafür fanden, den großen Dichter für ihren Landsmann zu erklären. Den schweizerisch-schwäbischen Thurgau führen die ältesten Traditionen als Walthers Heimat auf, und bereitwillig nehmen der Schwabe Uhland, der Schweizer Heinrich Kurz die willkommene Verwandtschaft an. Auf ein Wort Walthers gestützt: „ze Osterrîche lernte ich singen unde sagen,“ welches freilich nur beweist, daß er sich in diesem sangesfrohen Lande zum Meister bildete, stempelte man ihn gleich zum Sohn des Donaulandes, und der Österreicher Karajan frohlockt, daß „Walther sich nicht schämte, den heimatlichen Unter-

*) Aus den „Preußischen Jahrbüchern“. Bd. XX. (1867) Heft 3.

richt offen zu bekennen.“ Indeſſen drang, zuerſt vom Franken Obenthür behauptet und dann von den gewichtigſten Autoritäten, namentlich von Wackernagel, Jacob Grimm und Franz Pfeiffer begründet, allgemein die Anſicht durch, Walther wäre ein Franke geweſen, bis ganz neuerdings endlich durch denſelben Pfeiffer in glänzendſter Weiſe und nunmehr wohl ſtichhaltig nachgewieſen wurde, die Heimat unſeres Dichters ſei in Tirol gefunden. Viele, hier nicht näher zu erläuternde Momente laſſen kaum einen Zweifel, daß ein in Handſchriften des dreizehnten Jahrhunderts aufgeführtes „Vogelweide“ im oberen Eiſacktal, nach welchem noch heute Waldſtrecken „Vorder- und Hinter-Vogelweide“ heißen, Walthers Heimat war, daß er hier zwiſchen den großartigſten Bergrieſen des Brenners und des Stilfſer Joches zuerſt das Licht dieſer ſchönen Welt erblickte, die er in ſeinen Liedern mit ſo innigem poetiſchen Glanze verklärt hat.

Es war wohl ein kleines beſcheidenes Heimweſen! Eine Vogelweide, ein Vogelhof, der ſeinem Vater, einem Miniſterialen des fürſtlichen Hauſes von Tirol, angewieſen war, um dort herrſchaftliche Jagdfalken zu hegen, und für den Genuß des zugehörigen Grund und Bodens, während faſt alle benachbarten Höfe ſechzehn, ja zwanzig Pfund jährlicher Abgabe zahlten, einen Herbſtzins von nur drei Pfunden zu entrichten. Im kleinen Lehmhauſe, auf dem geſtampften Eſtrich der ebenen Erde und doch zugleich unter dem Dache, das ſich kümmerlich aus Schindeln und Moos zuſammenſetzte, im Rauch des kaminloſen Herdfeuers, krächzende Falken äßend, Bolzen ſchnitzend, Fanggarne bereitend, ſo werden in Walthers Kinderjahren die Winter dahin gegangen ſein. Da lauſchte er den ſeltenen Erzählungen des wetterharten Alten, ſeines Vaters, der wohl mit dem Kaiſer Rotbart über die Alpen gezogen und Mailands Mauern mit geſtürmt, und der, wenn auch arm, doch ſtolz war, daß er ein Edler ſei und mit am Schild der Ritterbürtigen hebe. — Da ſchwoll des Knaben Bruſt von Tatendrang und farbenreichen Bildern, und wenn dann der Frühling kam, geſchmolzener Schnee-

maſſen voll, die Eiſack donnernd durch die roten Porphyrtore ſtürzte und der Lenz mit ſeinem grünen Siegesbanner aus den Tälern hinaufſtieg auf die Berge und es höher und höher pflanzte, bis endlich nur noch des Brenners und des Ötztaler Ferners Eispanzer weiß überragte, dann ſtieg wohl auch Walther um die Wette mit Lenz und mit Gemſen und jubelte hinaus in die weite, weite Welt und ſang jene erſten ſüßeſten Lieder, deren ſich der Knabe ſchämt, wie das Mädchen ſeiner eigenen Schönheit, und die man niemandem vertrauen will als dem einſamen Wald, dem man ſie ſo oftmals wiederholt, daß die Vögel ſie in Muſik ſetzen und daß das Echo ſie auswendig lernt. — Und ſo kam denn einſt ein Frühling, da blieb es nicht dabei, daß Walther hineinſah und hineinſang in die Welt, da kam ein Tag, an dem er Abſchied nahm von Vater und Mutter und leichgegürtet hinauszog, hinaus in die Fremde, um ſein Glück zu verſuchen. Der aufgehenden Sonne zog er entgegen, nach Oſten, nach Öſterreich, nach Wien. Damals gab es da noch keine Habsburger. Das Haus der Babenberger, deren alte Stammburg noch heut bei Bamberg in das heitere rebengrüne Maintal grüßt, war zu Walthers Zeiten im Beſitz der deutſchen Oſtmark und hatte ihr eine Reihe edler Fürſten gegeben, unter denen das Donauland wie wenig andere Gaue des Reiches herrlich emporgeblüht war. Handel und Wohlſtand erfreuten ſich kräftigen Schutzes; die einſt ſo furchtbaren Ungarkämpfe waren verſtummt oder doch zu unbedeutenderen Grenzgefechten herabgeſunken, und Wien, unter kräftiger Geltendmachung bürgerlichen Rechts und ſtädtiſcher Freiheit und begünſtigt durch den glänzenden Hofhalt der Babenberger, war zu einem Anſehen und einer Entwicklung gelangt, die es mit Köln am Rhein vergleichen ließ. Denn die feinſinnige und prachtliebende Art der öſterreichiſchen Fürſten verſammelte an ihrem Hofe jeden Gewerbefleiß und jede Kunſt, vor allem aber ſchuf ſie ihn zum glänzendſten Brennpunkte des damals ſo reich bewegten Lebens der deutſchen Dichtung.

Wir müſſen einen Blick auf dieſes Leben werfen.

Wenn man absieht von den Nachklängen der altgermanischen Heldensage, muß man als innerstes Prinzip der mittelalterlichen Dichtung die Romantik anerkennen. Was ist diese Romantik? Jedermann kennt ihren eigentümlichen Reiz, der darin besteht, daß die romantische Poesie Dissonanzen anschlägt und dem Hörer aufs Lebendigste die Empfindung des auflösenden Akkordes erweckt, ohne diesen selbst zu geben. In diesem Sinne aber ist das ganze Mittelalter Romantik. Herausgerissen aus innigstem Zusammenhange mit der alten Mutter Natur, war der Mensch in die Schule des Christentums geführt, das mit unerbittlicher Strenge forderte, den natürlichen Menschen, den alten Adam, abzulegen und einen neuen Menschen anzuziehen, gering zu achten alles, was ihm bisher am höchsten stand, und Tugenden der Entsagung und Erniedrigung zu üben, die er bisher verachtet hatte. Wohl war das eine tief ergreifende Dissonanz, und doch hörte die Menschheit in ihren heiligsten Ahnungen, wie der auflösende Akkord sie geheimnisvoll umklang, und ihre Dichtung, die unaufhörlich den Kampf zwischen den Anforderungen des natürlichen Selbstgefühls und der christlichen Selbstverleugnung widerspiegelt, gewinnt ihren höchsten Zauber durch den Lichtschimmer jener Ahnung, der sich wie ein Regenbogen hinüberwölbt über die ungeheure Kluft. Aber wer nicht zu fliegen vermag, den trägt keine Regenbogenbrücke, und so schreitet denn die Poesie des Mittelalters nicht den stolzen Stahlschritt urväterlicher Heldensage, schlingt nicht den hellenischen Reigen alten olympischen Tanzes, sondern sie schwebt; sie hebt sich aufwärts

und berührt mit dem Scheitel die Sterne,
aber nirgends haften
die unsich'ren Sohlen.
Und mit ihr spielen
Wolken und Winde.

Die Sehnsucht, das Langen und Bangen in schwebender Pein, ist ein Hauptmoment aller Romantik, und wenn Goethe ganz dasselbe als innerste Bewegung der Seele bezeichnet, die liebt,

ſo iſt aus der Gleichartigkeit dieſer tiefſten Grundſtimmung von ſelbſt deutlich, daß die glänzendſte, bedeutungsvollſte und allgemeinſte Äußerung der romantiſchen Poeſie die Minnedichtung werden mußte.

Es lag ſchon im deutſchen Heidentum ein Zug zur Vergöttlichung des Weibes; die chriſtliche Religion der Demut, der die Abſicht innewohnt, das Unterworfene, geringer Geſchätzte zu erhöhen, ſie mußte jener Neigung, getreu dem Spruch: „Die Letzten werden die Erſten ſein“ breiteſten Spielraum und eine bis dahin unerhörte Entfaltung geben. Im Gegenſatze zur natürlichen Auffaſſung der antiken Welt, die den Träger der Tatkraft, den Mann, als Mittelpunkt des Lebens ehrte, hob die Romantik das gefühlsinnige Weib auf den Thron, und die Minne zu ihm wurde, — wie es Scherr mit ſeinem Ausdruck bezeichnet — „eine geiſtige Vollkommenheit, ein myſtiſcher Akt, der ſich abwandte von der natürlichen Liebe der Geſchlechter, oder ihr doch erſt die höhere Weihe gab.“ — Zuerſt ausgebildet ward dieſe Auffaſſung bei den Völkern, die der Romantik den Namen gaben, bei den Romanen; bald aber kam ſie, namentlich auch durch die Kreuzzüge vermittelt, zu uns herüber und wandelte unſere heimiſche Dichtung um. Denn in älteren früheren Minneliedern finden wir noch das natürliche Verhältnis der Geſchlechter bewahrt: Das Weib iſt dem Manne noch in treuer Liebe untertan; gerade im deutſchen Oſten, in Öſterreich und Bayern klangen volkstümliche Lieder dieſes Sinnes, die ſich vorteilhaft auszeichnen vor ſpäterem Minneſang durch natürliche Friſche und unmittelbare Empfindung. Bald aber änderte ſich der Ton. Vom Niederrhein, der den franzöſiſchen Einflüſſen offen war, dringt der Minnekultus ein; gerade die höchſten Kreiſe des Volkes bekennen ſich zu ihm; die Sprache, damals noch in einer uns jetzt leider längſt verlorenen biegſamen Fülle ſchwelgend, ſpendet dieſem Kultus ihre ſüßeſten Schätze, und in ernſten Sängerſchulen lernt der Jünger vom Meiſter den höfiſchen gefügen Ton, in dem er ſingen ſoll und ſingen muß.

Denn nicht vergeſſen darf es werden: Art und Form des Minneſangs, ja ſelbſt kein geringer Teil ſeines Inhalts war doch etwas von außenher Überkommenes und behielt unleugbar während der ganzen Zeit ſeines Beſtehens einen gewiſſen Schablonencharakter, welchen der Deutſche zwar, wie die ja ebenfalls aus Frankreich übernommene ſogenannte gotiſche Baukunſt, genial behandeln und gemütlich vertiefen konnte, der aber niemals ſein ureigenſtes Weſen vollgültig auszudrücken und zwanglos darzuſtellen imſtande war. Umſomehr bedurfte eine ſolche Kunſt höfiſchen Schutzes und höfiſcher Schule. Namentlich die Schule, die mündliche Überlieferung war höchſt notwendig. Denn wohl nur wenige der ritterlichen Dichter konnten leſen und ſchreiben; ſie mußten, wenn ſie recht ſingen wollten, zu allgemein anerkannten Sängern in die Lehre gehen und die Mannigfaltigkeit der Töne, die feinen Geſetze, die für Reim, Rhythmus und namentlich Strophenbau in allgemeiner Geltung waren, von Mund zu Mund erlernen, ſie mußten die Kunſt erwerben, ihrer Dichtung eine neue Weiſe, die Melodie, anzuſchmiegen, ſie mußten Stimme und Vortrag üben, das tonbeflügelte Lied zu ſingen und mußten Herr der Geige werden, um ihren Geſang zu begleiten und durch Zwiſchenſpiele anmutig zu unterbrechen. Man ſieht, dieſe Anforderungen waren nicht gering, und es dürfte heut wenige lyriſche Dichter geben, die ihnen Genüge leiſten könnten.

Die Hauptſchule höfiſchen Geſanges beſtand in Öſterreich. Ein junger Tyroler, der Sänger werden wollte, wohin konnte er ſich beſſer wenden, als nach Wien, das ja bis auf die Gegenwart herab ſo hohen muſikaliſchen Ruhm behauptet, und wo damals die Nachtigall von Hagenow, Herr Reinmar der Alte, als des deutſchen Minneſangs König thronte. In ſeine Schule trat Walther der Knabe vom Berge, vielleicht zugleich als Jagdpage dienend am Hof der Babenberger, die ihn gütig aufgenommen haben und zu deren jüngeren Prinzen Friedrich und Leupold, den Söhnen Leopolds VI., ſich ihm ſogar ein näheres

persönliches Verhältnis entwickelte. Reinmar wurde ihm ein eifriger Lehrer und wohlwollender Freund, bis später des Schülers leuchtender Ruhm die Eifersucht des Alten weckte. Aber davon war anfangs natürlich noch keine Spur. Ob Walther außer Reinmars Unterweisung im Minnesang noch anderen gelehrten Unterricht genoß, ist zweifelhaft, ja fast unwahrscheinlich. Höfische Ritterſitte, Menſchenkenntnis, klaren Blick in die Zeitgeſchichte, alles das gab ihm die Schule des Lebens unmittelbar. Immerhin aber fallen in dieſen Jugendaufenthalt am Hof der Babenberger des Meiſters Lehrjahre, und zugleich wohl die glücklichſten in Walthers ganzem Leben. „Hievor war die Welt ſo ſchön!“ ruft er ſpäter einmal klagend aus.

Und Walther war der Mann, das heitere Leben heiter zu genießen. In das reiche, glänzend bewegte Treiben des fürſtlichen Sängerhofes brachte er einen kräftigen Körper, ein friſches Herz, einen frohen Sinn. Überall erwarb ſich ein ſo gearteter Jüngling Zuneigung und Liebe. Bald kann Walther dreier Fürſten Höfe nennen, ſo lange die blühen, braucht er nie fern um Herberge zu ſtreichen: ſein Wein iſt geleſen, ſeine Pfanne ſauſet. Die drei Fürſten ſind Herzog Leopold zu Öſterreich, Herzog Bernhard und Berthold von Kärnthen, der biderbe Patriarch von Aquileja. So von fürſtlicher Milde ausgeſtattet und doch eigentlich wenig bedürfend, beglückt und ermutigt durch den Beifall, der ſehr bald ſeinen Liedern in den weiteſten Kreiſen fern und nah zu Teil geworden zu ſein ſcheint, ließ Walther ſich in ſeliger Sorgloſigkeit vom glücklichen Augenblicke wiegen. War er auch in der Schule: der Schulſtaub trübte ihm die Augen nicht; lernte er auch höfiſch ſingen und ſagen: die Tiefe ſeines jugendlichen Herzens quoll doch über von volksmäßig naivem Sang, und ſicherlich iſt der größte Teil der ſchönſten und friſcheſten Lieder, die er von Lenz und Liebe ſang, in dieſer Zeit entſtanden; denn die Unmittelbarkeit der Empfindung, der ſchalkhafte, mutwillige Ton, der dieſe Weiſen, wie ſchneller

Herzschlag jugendlich beflügelt, bürgt für Zeit und Art ihrer Entstehung. — Man höre z. B. ein kleines Winterlied:*)

Schlimm hat der Winter gehaust überall;
Haide und Wald, die sind beide nun fahl,
Vogelgesang ist verstummet im Tal.
Spielten am Wege die Mädchen erst Ball
Käm er wohl wieder der liebliche Schall.

Könnt ich im Winter verschlafen die Zeit!
Wach ich, so nagt mich beständig das Leid,
Wie er uns knechtet, so weit und so breit. —
Mut! Unterliegt er dem Lenze im Streit,
Pflück ich wohl Blumen, wo Reif er gestreut.

Und er pflückte die Blumen. Wie preist er sich glücklich, da er die schönste geschaut hat.

Wohl mir der Stunde, da ich sie erblickte,
Die mir den Leib und die Seele bezwungen,
Die mir die Sinne benahm und entzückte.
Daß mich ein seliges Leben durchdrungen,
Daß ich nun nie von ihr scheiden mehr kann,
Das hat die Huld und die Güte gemacht
Und ihr roter Mund, der so minniglich lacht.

Ich hab den Mut und die Sinne gewendet
An die viel Gute, die Liebe, die Reine:
Mag es uns beiden bald werden vollendet,
Was ich von ihr zu empfangen noch meine.
Das Schönste, was je ich auf Erden gewann,
Das hat ihre Huld dann und Güte gebracht
Und ihr roter Mund, der so inniglich lacht.

Aber wird er sie erringen? In holdem Liebesweh versunken fragt er — echt volkstümlich und echt kindlich — das Halmorakel, das ganz ebenso, wie wir jetzt flatternde Kronenblätter der Sternblume, die Schößlingsknoten schlanker Halme zählt und sich

*) Ich gebe hier und in den noch folgenden Übertragungen Waltherscher Gedichte meine eigenen Umwandlungen in das Neuhochdeutsche, wobei ich freudig anerkenne, wieviel ich den mir vorangegangenen Übersetzern schulde.

von ihnen „ja“ und „nein“, „Heil“ und „Unheil“ prophezeien läßt. Er erzählt:

In einem zweifelhaften Wahn
Saß ich und sann, und ich gedachte
Zu lassen ihren Dienst fortan
Als mich ein Trost ihr wiederbrachte.
Trost mag es zwar nicht heißen, wehe drum;
Es ist ja kaum ein kleines Tröstelein,
So klein, daß wenn ich's nenne euch, ihr spottet mein;
Doch freut sich selten jemand, der nicht weiß warum.
Ein Halm hat mich gemacht so froh;
Er sagt: „mir solle Gnade kommen!“
Ich maß das kleine schlanke Stroh,
Wie ich's bei Kindern wahrgenommen.
Nun lauschet auf, ob sie den Willen wohl mir tu;
„Sie tut's, tut's nicht, sie tut's, tut's nicht, sie tut's“.
So oft ich maß, stets war das End ein gut's.
Das tröstet mich! Doch freilich Glauben braucht's dazu!

Aber das Halmorakel hat ihm wirklich Wort gehalten. Ganz reizend ist die liebliche Liederbeichte, die er dem holden Mädchen in den Mund legt.

Unter der Linden
An der Haide,
Da unser zweier Bette war,
Da möget ihr finden
Duftend beide
Zerdrücktes Gras und Blumen klar.
Vor dem Wald in einem Tal
Tandaradei!
Lieblich sang die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue:
Da harrte schon mein Schatz auf mich.
Nun ward ich empfangen
Heil'ge Fraue!
Daß ich bin selig inniglich.
Küßte er mich? wohl tausend Stund':
Tandaradei!
Seht nur, wie rot mir ist der Mund

Wie hat er gemacht doch
Unter Scherzen
Von Blumen schön die Lagerstatt.
Deß wird wohl gelacht noch
Recht von Herzen.
Kommt einer her denselben Pfad,
Bei den Rosen er wohl mag
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Daß wir beide da lagen,
Wüßte es jemand
(Verhüte es Gott), so schämte ich mich.
Sein wonniges Wagen
Niemals, niemand
Erfahre das als er und ich
Und ein kleines Vögelein
Tandaradei!
Das mag wohl verschwiegen sein. —

Wer empfände nicht, wie solche Lieder in fröhlicher Werdelust aus dem Herzen, aus dem Leben selbst hervorgesprudelt, wie sie nichts zu tun haben mit dem starren Kanon modegerechten Minnesangs. Und wohl ward Walther getadelt, daß er seine Augen und sein Lied nicht höher erhöbe; aber er will davon nichts wissen: die Anmut und Treue seiner wahren Geliebten gilt ihm mehr als ferne Schönheit einer glänzenden Herrin und er meint, der kleine gläserne Fingerring seines Mädchens sei ihm lieber als das fremde Gold der Krone einer Königin.

So ragt denn Walther durch die Frische dieser Jugendlieder weit hinaus über die Menge der meisten anderen Minnesänger, die vornehmlich gemachte Verhältnisse auf vorgeschriebene Weise schildern, denen es kaum je gelang, eine wirklich abgeschlossene dichterische Persönlichkeit zu bewahren, sondern die in der Mehrzahl untergingen im Strome der allgemeinsten Empfindungen und die über die Verfeinerung der Kunstform, über die Steigerung der Technik jede Bereicherung des Inhalts, jede Entwickelung neuer Gedanken, jede Vertiefung der Empfin-

dungen verſäumten. Denn nicht nur die Darſtellungsweiſe, auch der Stoff wurde nach Überlieferung und Herkommen beſchränkt: Freude am Mai, Liebeshändel, Liebesſeufzer wiederholen ſich in ermüdender Gleichmäßigkeit, ſo daß die Minnelieder ſich untereinander bald ſo ähnlich wurden, daß auch die gelehrteſte Kritik, wenn die Namen der Meiſter nicht überliefert wären, ſie nur in den ſeltenſten Fällen von einander zu ſondern vermöchte.

Aber wenngleich Walther dieſer Eintönigkeit nicht verfiel, wenn er ſich auch im Minneſang die volle freie Perſönlichkeit wohl wahrte, der Kreis der Liebesdichtung an ſich mußte ihm doch bald zu enge werden, und wenn er auch ſehr hoch von Frauenminne dachte, ja ſogar meinte, daß ohne dieſe niemand Gottes Huld erwerben könne, ſo empfand er doch als echter Dichter das Leben viel zu ſehr als großes Ganze, um auf lange Zeit hinaus einer einzigen Seelenrichtung ausſchließlich zugewendet bleiben zu können. — Und wenn er von Betrachtung und dichteriſcher Verklärung der Einzelperſönlichkeit zu der des Volks vorwärts ſchritt, wenn er ſein Lied dem Vaterlande widmete, welches Schauſpiel bot ſich da dem Jünglingsblick! Wahrlich ein großes, ein ſo herrliches, wie es ſeitdem Deutſchland nie wiederſah, wie es aber bis heut das Ziel der Sehnſucht aller Herzen war und iſt.

Das deutſche Reich ſtand im Zenithe ſeiner Macht, und Hand in Hand mit dieſer gingen Wohlſtand, Leben und Frohſinn. Der Hohenſtaufen Königsgewalt, der Glanz des Rittertums, die Begeiſterung für die Kreuzzüge, der Kirche wunderbarer Prieſterbau — alles das gab dem Daſein eine Geſtalten- und Farbenfülle, wie ſie unſerem Grau in Grau malenden Zeitalter nicht mehr geläufig iſt. Zwar hatte nach glanzvollem tatenreichem Leben Barbaroſſa eben in des Kalykadnos Fluten ſeinen Tod gefunden. Aber der ihm nachfolgte auf dem Kaiſerthron, Heinrich VI., behauptete nicht nur was der Vater errungen, ſondern er ſchickte ſich an, das Begonnene zu Ende zu führen.

„Aufgewachsen in den idealen Vorstellungen Friedrich Rotbarts von der weltbeherrschenden Bedeutung des Kaisertums, als Jüngling schon im Besitze einer Macht, wie sie seit Karl dem Großen kein Fürst mehr innegehabt, durfte er es mit mehr Recht wie je ein anderer unternehmen, die Herrlichkeit und Hoheit der alten Cäsaren, als deren Erbe und Nachfolger er sich fühlte, zu erneuern und alle Fürsten zurückzuführen in das Verhältnis kaiserlicher Vasallen.“ Und den Riesenplänen gesellte sich die Riesenenergie; dem hochfliegenden Ehrgeize vermählten sich in zartem Körper ein durchdringender Verstand und eine rücksichtslose Folgerichtigkeit. Aber neben die harten Seiten des Charakters traten auch zartere Züge: freigebige Milde, feiner Sinn für Kunst und Poesie*), und so vereinigten sich in Heinrich alle Eigenschaften, um die Blüte Deutschlands zu ihrer herrlichsten glorreichsten Entfaltung zu zeitigen. — Eine glänzende Errungenschaft folgte der anderen. Richard Löwenherz mußte England vom deutschen Kaiser zu Lehen nehmen und sich verbinden, auch Frankreich zu beugen unter Heinrichs Willen. Diesem wurde ein Sohn geboren, der noch ungetauft von den deutschen Fürsten zum König gewählt wurde; und zu gleicher Zeit starb des Staufischen Hauses Erbfeind, der alte Welf, Heinrich der Löwe. Ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeeres gehorchten Heinrichs Winken, der König von Cypern selbst nahm seine Krone aus des Bischofs von Hildesheim Händen als kaiserliches Lehen, ein Teil Nordafrikas, Antiochien und das asiatische Armenien huldigte dem Erben der Cäsaren, und Heinrich im Besitze aller Schlüssel des Orients, Herr einer großen Flotte im adriatischen Meer, bereitete einen Kreuzzug vor, der, hinschreitend über den

*) Wenn es auch zweifelhaft geworden ist, ob ein dem Kaiser zugeschriebenes deutsches Minnelied wirklich von ihm herrührt, so war Heinrich VI. doch von deutschen Dichtern tatsächlich umgeben: Friedrich v. Hausen, der Sänger, der am feinsten und leichtesten den zierlichen französischen Stil wiedergab; Bligger v. Steinach, dessen Wappenschild mit der Harfe noch heut den Reisenden im waldumkränzten Neckartal grüßt, waren in seinem persönlichen Gefolge.

wankenden Thron von Byzanz, für alle Zeit das heilige Land mit dem römiſchen Kaiſertum deutſcher Nation verbinden ſollte. 1196 ſteht das Kreuzheer gerüſtet und gehorſam in Italien, der Glockenhammer hebt ſchon aus, um die glorreichſte Stunde des Reiches zu ſchlagen — da zerſpringt die Glocke: Plötzlich, wie von eines feindlichen Gottes Hand berührt, ſtirbt Heinrich zu Meſſina. Mit ihm ging alles zu Grabe! Die widerwillig gehorchenden Mächte erhoben gewaltſam das Haupt, die Hierarchie vor allen, bisher in atemloſem Schrecken ſcheu gehorchend, warf die Maske ab und trat hervor, Unfrieden ſinnend und im Trüben fiſchend, und der Deutſchen unglückſelige Neigung, jedem Einzelwillen, jeder Einzelmeinung zuchtlos Spielraum und Geltung zu verſchaffen, ſtürzte auch die Heimat in blutigen Bürgerkrieg und Anarchie.

Wie mußte ſolch jäher Rückſchlag ein Herz ergreifen, das gleich Walthers warm und hoch für Deutſchland ſchlug!? Und zur Teilnahme am allgemeinen Weh geſellte ſich für ihn ſogleich auch noch perſönliches Mißgeſchick. — Sein alter Gönner Herzog Leopold VI. war ſchon lange zu ſeinen Vätern verſammelt. Die gleiche Gunſt indes wie er hatte ſein Sohn Friedrich dem liebenswürdigen Dichter gewidmet. Als Kaiſer Heinrich aber die Heerfahrt zum gelobten Lande vorbereitete, war der junge Fürſt zum Heer geſtoßen und hatte Öſterreich in Leopolds, ſeines Bruders, Obhut zurückgelaſſen. Das Verhältnis Walthers zu dieſem Fürſten ſcheint ſich früh getrübt zu haben, vielleicht, daß er mit ſeinem Urteil nicht vorſichtig genug geweſen, daß er ſeine Dienſte zu ausſchließlich dem edlen Friedrich gewidmet. — Genug, als die Nachricht von dem während des Kreuzzuges erfolgten Tode des jungen Herzogs nach Wien kam und Leopold nun den Fürſtenſtuhl beſtieg, da ſah ſich Walther plötzlich vom Hofe verwieſen, hinausgeſtoßen aus all den liebgewordenen nahen Beziehungen, verbannt, verwaiſt.

Ein harter Schlag! Aber ſicherlich leichter zu verwinden, wenn der quälende Schmerz um des Vaterlandes Not nicht die

Seele festgehalten hätte. Er selber sagt: „Ließen mich Gedanken frei, so wüßte ich nicht um Ungemach!“

Aber die Gedanken konnten ihn nicht frei lassen! Es sah furchtbar aus in der Welt. Des kaiserlichen Stammes echter Erbe war ein Kind, der gewaltige Geist des Kaisers aber stand auf in einem Manne, der alles das bekämpfen mußte und wollte, was Barbarossa, was Heinrich Großes geschaffen. Innocenz III., ein geborener Weltherrscher im rüstigsten Mannesalter, hatte unmittelbar nach des Kaisers Tode den Stuhl Petri bestiegen, und der Schwerpunkt der Welt war verlegt. Für nichtig erklärte der Papst das Kronrecht Friedrichs, des Kindes, da es noch nicht getauft gewesen, als die Wahl erfolgt. Viele Deutsche, die entweder selbst ehrgeizig nach der Krone strebten, oder denen mit einem Kinde als König nicht gedient war, pflichteten des Papstes Ausspruch bei. Des verstorbenen Kaisers Bruder, Philipp von Schwaben, suchte anfangs dem jungen Neffen die Krone zu erhalten, bald mußte er, um nur überhaupt der Hohenstaufen Recht zu wahren, selbst Anspruch erheben auf die Krone. Aber auch ihm trat Innocenz, wenn auch zunächst nur mit geschlossenem Visier, ränkeschmiedend und versteckt entgegen, und es gelang dem Klugen eine mächtige Partei in Deutschland zu vermögen, einen Gegenkönig aufzustellen, Otto von Braunschweig, den Welfen. Die Kriegslust der Deutschen, bisher nach außen gewandt, schlug nun sich selbst die tiefsten Wunden, Hungersnot und Faustrecht wüteten; es schien der jüngste Tag zu nahen, und jener leuchtende Edelstein der deutschen Kaiserkrone, den man den „Waisen“ nannte, weil er, nie und nirgends seines gleichen findend, wie „verwaist“ erschien, er verdunkelte sich und war nun auch für alle Zeit getrübt.

Wie mochten in Walthers Geist die Gedanken toben. Wie mochte er sinnen, mit seinem Liede zu helfen. Er stellt sich uns in einem seiner Gedichte dar, wie er auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, nachdenkt über die Welt. Es ist diese äußerliche Stellung

ſymboliſch; denn es iſt dieſelbe, welche vielerorts ausdrücklich dem Richter vorgeſchrieben war, wenn er das Urteil finden ſollte; aber ſie bezeichnet damit auch trefflich das Weſen von Walthers nachdenklicher, über die Zeit zu Gericht ſitzender Dichtung und zwei alte Handſchriften bilden ihn vor ſeinen Liedern in dieſer Stellung ab.

Hören wir ſein Lied:

Ich ſaß auf einem Steine
Und kreuzte Bein mit Beine,
Darauf ſetzt ich den Ellenbogen;
Zur Hand hatt ich hinabgebogen
Das Kinn und eine Wange. —
So dacht ich noch viel lange,
Wie man auf Erden ſolle leben!
Doch keinen Rat wußt ich zu geben,
Wie man drei Ding erwürbe,
Daß keins davon verdürbe.
Von zweien: Ehr und ird'ſchem Gut,
Meiſt ein dem andren ſchaden tut.
Das dritte, Gottes Milde,
Wird beiden erſt zum Schilde.
Die wollt ich gern in einem Schrein.
Doch leider kann's jetzt nicht mehr ſein,
Daß Ehr und Gut der Welt,
Mit Gottesfurcht geſellt,
In einer Bruſt zuſammenkommen,
Da ihnen Weg und Steg genommen.
Auf off'ner Straße herrſcht Gewalt,
Die Falſchheit liegt im Hinterhalt,
Friede und Recht ſind todeswund:
Nicht frei Geleit wird jenen dreien,
Die beiden würden erſt geſund! —

Wenn dieſes Spruches Inhalt allgemeine Beziehungen auf die Gefährdung der höchſten Güter des Menſchen bilden, ſo tritt ein gleichzeitiges Gedicht unmittelbar dem Wahlſtreit nah. Und da muß es uns modernen Menſchen einen ganz wunderbaren Eindruck machen, mit welcher Energie Walther davor warnt, die

Macht der kleinen Fürſtenkronen zu vermehren, um nicht die unſelige Sondertümelei der Deutſchen zu verſtärken, wie er vielmehr darauf dringt, ſich der einheitlichen Königsmacht ohne Zögern unterzuordnen.

Ich lauſchte einem Bach
Und ſah den Fiſchen nach;
Ich ſah, was ringsum bot die Welt,
Laub, Rohr und Gras und Wald und Feld,
Was kriechet und was flieget
Und Bein zur Erde bieget;
Ich ſah es und ich ſag euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß;
Das Wild und das Gewürme,
Die ſtreiten ſtarke Stürme;
So tobt auch bei den Vögeln Streit.
Doch eins tun ſie in Einigkeit:
Sie glaubten ſich verloren,
Wenn kein Gericht erkoren;
Sie kieſen Kön'ge, ordnen Recht,
Sie unterſcheiden Herrn und Knecht. —
So weh dir, deutſcher Zunge,
Wie ſteht dein Ordenunge!?
Die Mücke ſelbſt hat ihren König,
Doch deiner Ehren denkſt du wenig!
Bekehre dich! Nicht mehre
Der Landeskronen Ehre.
Die kleinen Herren drängen dich!
Philippen ſetz den Waiſen auf und heiß ſie treten hinter ſich!

Es ſcheint dies Gedicht mittelbar auch an Philipp ſelbſt gerichtet zu ſein, um den Zögernden aufzufordern, dem Drängen ſeiner Partei nachzugeben und die bevorſtehende Wahl anzunehmen. Daß Walther auf Philipps Seite getreten, verſtand ſich von ſelbſt. Er hätte nicht der ſcharfblickende klare Geiſt ſein müſſen, um zu verkennen, in welchem Lager das wahre Recht, vor allem aber die wirkliche Vertretung der deutſchen Intereſſen zu ſuchen ſei. Er wie alle, welche deutſch dachten und fühlten und die eigenen Abſichten gern opferten, wo es des

Vaterlandes Wohl und Größe galt, er mußte die erbliche Befestigung und Sicherstellung der Königsmacht dringend wünschen und schon deshalb ein Anhänger der Hohenstaufen sein, auch wenn Philipp nicht, wie alle Fürsten dieses Hauses, ein Gönner und Kenner deutschen Minnesangs, durch seines Wesens Anmut, seine leutselige Milde und durch den Zauber seines Namens einen Dichter wie Walther hätte fesseln müssen. Und auf der anderen Seite stand Otto von Braunschweig, dem stets meuterischen Welfenhause entsprossen, nur halb deutsch, da er groß geworden im wüsten Treiben der normannischen Ritterschaft Englands und Frankreichs, riesig und roh, und in Deutschland auf den Schild gehoben von den Pfaffen. —

Philipp von Schwaben nahm die Wahl zum Könige an. Aber gleich darauf zog Otto mit französischen Rittern in Cöln ein, eroberte Aachen, ließ sich zum Könige krönen. Philipp jedoch war im Besitz der Reichskleinodien, was damals viel bedeutete; er zog nach Mainz und empfing hier nebst seiner holden griechischen Gemahlin aus des Trierer Bischofs Hand die so heiß umworbene Krone Karls des Großen. Walther war zugegen bei dieser Krönung. Jubelnd sieht er seinen Wunsch erfüllt und freut sich, wie trefflich die alte Krone dem jungen Könige paßt.

Längst war die Krone ehe Philipp war.
Doch alle mögt ihr schaun, wie wunderbar
Der Schmied ihr einst das rechte Maß gegeben.
Sein kaiserliches Haupt ziemt ihr so wohl,
Daß sie mit Recht nun niemand scheiden soll,
Da sie sich wechselseitig strahlend heben.
Sie leuchten beid einander an
Das Edelgestein und der junge süße Mann.
Die Augenweide sehn die Fürsten gerne!
Wer nun im Reich noch irre geht,
Der schaue, wem der Waisen hoch über dem Nacken steht
Und folg dem Stein, der Fürsten Leitesterne.

Mit diesen Liedern betrat Walthers Poesie das politische Gebiet und der Dichter selbst einen dornenvollen, aber glorreichen

Weg, von dem er bis zu seinem Tode um keines Haares Breite abgewichen.

Lieder, wie die eben mitgeteilten, wurden im Gegensatz zum Frauendienst des Minnesangs dem Herrendienste zugerechnet, gerade so wie die provenzalischen Dienstgedichte, jene Sirventes, die aber freilich in ihrer Mehrzahl nichts weniger waren, als Lieder zum Preise irgend eines Herrn und seines Dienstes, vielmehr Gesänge glühender Opposition, lodernden Zornes und gewaltigen Volkssturms, die sich in erster Reihe gegen Rom, gegen die Priesterherrschaft richteten. Der Troubadour Bertrand de Born und Peire Cardinals feurige Lieder, sie waren es, die den freien kühnen Mut der provenzalischen Ketzer geschürt, sie waren es, die gegen denselben Innocenz III., der Deutschlands Blüte knickte, jenen Geist emporgeführt, der leider unter der Zeiten Mißgunst, wie eine zu früh durch den Schnee hindurchgebrochene Blume, in den Albingenserkriegen so beispiellos entsetzlich zertreten ward. Peire Cardinal singt von den Pfaffen:

Sie heißen Hirten sich;
Doch morden fürchterlich;
Sie sind voll Heiligkeit,
Betrachtet man ihr Kleid. —
Stets kommt es mir zu Sinn,
Wie einstmals Isegrin
In eine Hürde schlich,
Doch ob der Hunde sich
Ein Lammfell überzog,
Damit er sie betrog.
Nun hat er freien Lauf
Und fraß auch alles auf.

Wenn aber in so glühenden Hasses Tönen der Provenzale den Ingrimm seines Volkes sang, so fehlte es an verwandten Klängen auch in Deutschland damals nicht. War doch die Geistlichkeit tatsächlich in einem Zustande, der den Hohn und die Verachtung der Nation erregen mußte. Bezeichnend für die Stimmungen der großen Menge sind die Lieder fahrender Schüler. Da heißt

es z. B.: „Kein Geiſtlicher gibt die Gnade der Kirche umſonſt. Jegliche Pforte öffnet Geld! Judas verfiel der Hölle, weil er Chriſtum einmal verkaufte. Ihr aber, die Ihr täglich ſiebenmal des Herren Leib verkauft, welche Strafe bleibt für euch? Die Nacht hindurch buhlt der Prieſter, und mit befleckten Händen feiert er dann die heilige Meſſe, ſegnet er Chriſti Leib. Die Biſchöfe ſchweigen dazu ſtill und ſpähen nach Beute, ſtatt des Stabes führen ſie die Lanze, ſtatt der Inful den Helm, den Panzer ſtatt der Alba und ſtatt der Stola den Schild!“ —

Da ſolche Lieder in des Volkes unteren Schichten gang und gebe waren, ſo konnte natürlich gleicher Sinn auch in den höheren Kreiſen nicht fehlen und mußte Ausdruck finden. Der Mann aber, der da die rechte Sprache traf, der einzige Sänger, den wir Deutſche der großen Reihe provenzaliſcher Rügedichter ebenbürtig an die Seite ſtellen können, ein Patriot voll feſten Freimuts, ein Vorläufer der reformatoriſchen Helden, die drei Jahrhunderte nach ihm kämpfen ſollten, iſt Walther von der Vogelweide. Und Walther war fromm, auch im Sinne ſeiner Zeit durch und durch fromm, voll tiefer Achtung vor den Satzungen der Kirche, ein eifriger Verteidiger der Kreuzzugsidee, voll inniger Verehrung auch gegen die Königin der Engel, deren keuſcher Leib den umfing, den aller Welten Höhe, Breite und Tiefe nicht umgreifen mögen. Aber je wahrer und wärmer Walther im religiöſen Boden ſeiner Zeit wurzelt, um ſo gewaltiger iſt ſein Haß gegen den Mißbrauch der Prieſtermacht und gegen das den Sinn gefangen nehmende trügeriſche Gleißen und die Aalglätte der Kleriſei.

Nie war ſo ſchwer wie jetzt die Chriſtenheit verwirret,
Denn ihre Lehrer ſelbſt ſind tief im Wahn verirret.
Es wär zuviel, geſchäh von dummen Laien das!
Sie ſünd'gen ohne Scham. Drum trifft ſie Gottes Haß!
Zum Himmel weiſen ſie und fahren ſelbſt zur Hölle
Und pred'gen: wer nur ihren Worten folgen wölle,
Nicht ihren Werken, der werd einſt vor Gott gedeih'n.
Die Pfaffen ſollten keuſcher als die Laien ſein.

Welch frommes Buch gab denn die Künste ein,
Wie man der schönen Frauen Tugend fälle!?

Man hört, es ist hier ganz derselbe Ton wie bei Peire Kardinal und wie bei den fahrenden Sängern, und eine so tief sittlich angelegte Natur, wie die unseres Walther, mußte sich so aussprechen. Aber es kam noch ein anderes Moment hinzu, um ihn festzuhalten auf dem Kampfplatz gegen die Hierarchie. Politischer Zorn ist's, der ihm die gewaltigsten Lieder in diesem Sinne diktiert und der ihn auch sofort sich gegen die höchste Stelle, gegen Innocenz selber, richten heißt.

Denn hervorgetreten war der Papst, seit Philipp die Krone genommen, aus seinem lauernden Hinterhalt, und mit dem strahlenden Waisen zugleich war über des Hohenstaufen königliches Haupt der Bannstrahl gekommen, und zwar in der wunderbarsten versteckteſten Art. Denn nicht Innocenz sprach den Bann aus, sondern er erdichtete einen Bannspruch seines Vorgängers Cöleſtin, dessen Ablösuug er unter demütigenden Bedingungen anbot. Diesem niederträchtigen Gaukelspiel gegenüber schwillt des deutschen Walthers Brust und er singt:

Ich sah mit meinen Augen
Der Menschen Tun und Taugen;
Und prüfend ich vernahm und sah,
Was jeder sprach und was geschah.
Da hört zu Rom mit Lügen
Zwei Kön'ge ich betrügen;
Davon hub an der größte Streit,
Der jemals ward in aller Zeit,
Weil Pfaffen sich und Laien
Begannen zu entzweien.
Das war eine Not vor aller Not,
So Leib als Seele lagen tot.
Die Pfaffen wurden Krieger,
Die Laien blieben Sieger.
Das Schwert da legten jene nieder,
Und griffen zu der Stola wieder
Und bannten, wen sie wollten,

Nicht den sie bannen sollten.
Der Friede starb in Gottes Haus:
Ich hörte fern in einer Klaus
Wohl Jammern ohne Maßen,
Ein Klausner saß verlassen,
Der klagte Gott sein bitt'res Leid:
„O weh, der Papst ist allzujung, Herr Gott,
hilf deiner Christenheit."

Aber es ist Walthers Blick auch nicht verborgen, wo eine Hauptquelle dieses Unheils zu suchen sei. Die priesterliche Herrschsucht und jene Prätension, daß der Papst die Sonne der Welt sei, von welcher der Kaiser und alle Fürsten erst ihr Licht zu empfangen hätten, sie haben einen ganz bestimmten Boden, in dem ihre breitesten Wurzeln ruhen und immer wieder neue Nahrung saugen: die weltliche Herrschaft des Papsttums, die angebliche Schenkung Kaiser Constantins, deren Bekämpfung der arme Arnold von Brescia schon zu Barbarossas Tagen mit dem Feuertode bezahlte. Walther, wie alle seine Zeitgenossen, an Constantins Schenkung glaubend, spricht dennoch mit Entschiedenheit seine tiefe Überzeugung von dem unheilvollen Charakter dieser Herrschaft aus:

Es hat der König Constantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verlieh'n:
Speer, Kreuz und Kron, so daß er Macht empfangen.
Da schrie der Engel laut: „O weh,
Und aber weh, zum dritten weh!
Wie stand die Christenheit in Zucht und Prangen!
Nun ist ein Gift herabgefallen,
Ihr Honig ward zu bitt'rer Gallen,
Die einst am Mark der Erde nagt.
Drum leben Fürsten jetzt mit Ehren,
Indeß der Kaiser Schmach erduldet! —
Das hat der Pfaffen Wahl verschuldet,
Das sei Dir, süßer Gott, geklagt!
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren:
Der Engel hat uns wahr gesagt!

Und mehr und mehr sollte diese Wahrsagung sich erfüllen.

Der Kampf zwiſchen den Gegenkönigen ſchwankte zweifelhaft und mit wechſelndem Glück hin und her. Und Walther beteiligte ſich daran mit dem regſten Streben. Meiſt ſcheint er ſich an Philipps Hofe ſelbſt aufgehalten zu haben; denn er ſagt: „Mich hat das Reich und die Krone an ſich genommen,“ häufig aber dürfte er auch zu politiſchen Sendungen gebraucht worden ſein, denen der ebenſo ſprachgewandte als charakterfeſte Dichter gewiß in hohem Maße gewachſen war. In ſolchen Aufträgen ſehen wir ihn vorübergehend am thüringiſchen und öſterreichiſchen Hofe, ja zu Paris bei dem Philipp befreundeten Franzoſenkönige tätig, und es iſt wahrſcheinlich bei der Heimkehr aus Frankreich, daß er jenes berühmte Lied ſang, welches unter dem Namen „Deutſchland über Alles“ bekannt iſt und welches ſeinen Zeitgenoſſen ſchon ſo teuer, wert und mundgerecht war, daß es die Boten auf der Straße ſangen:

Ihr ſollt ſprechen: „Sei willkommen!“
Der euch Mähre bringet, das bin ich.
Alles was ihr ſonſt vernommen,
S'iſt eitel Wind: jetzt fraget mich!
Doch ich hoff auf Güte,
Lohnt ihr mir es gut,
Sing ich euch wohl manches, das euch ſänftlich tut.
Seht, wie man mir Ehren biete.

Deutſchen Frauen will ich ſagen
Solche Mähre, daß die Holden traun
Aller Welt noch mehr behagen:
Ohne Sold auch ſäng ich ſo die Frau'n.
Dürft an Lohn ich denken?
Sie ſind mir zu hehr:
Drum beſcheid ich mich, und nichts erbitt ich mehr,
Als mir holden Gruß zu ſchenken.

Ich hab Lande viel geſehen;
Nahm der Beſten überall in Acht:
Übel müſſe mir geſchehen,
Hätt ich's jemals übers Herz gebracht,

Daß mir wohl gefallen
Wollte fremde Sitte.
Nun, was hilf es mir, wenn ich im Unrecht stritte?
Deutsche Art geht doch vor allen.

Und von der Elbe bis zum Rhein
Und herüber bis zum Ungarland
Mögen wohl die Besten sein,
So ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Anmut, Leibeszier,
Nun bei Gott so schwör ich, daß die Weiber hier
Besser sind, denn and're Frauen

Deutsche Männer — wohl gezogen,
Recht wie Engel sind die Frau'n getan,
Wer sie schilt, der ward betrogen,
Anders nicht verstünd ich seinen Wahn.
Tugend und reines Minnen,
Wer die suchen will,
Komme der in unser Land, da ist Wonne viel!
Mög ich leben lang darinnen! —

Von seinen diplomatischen Reisen scheint Walther immer wieder an den Staufischen Hof zurückgekehrt zu sein und an allen Begebnissen desselben teilgenommen zu haben. Vor ihm hat er wohl jenes Lied zu Deutschlands und seiner Frauen Preise zuerst gesungen, und Walthers herzliche und warme Beziehungen zu Philipp und den Seinen schildert auch sehr anmutig ein Spruch auf das Weihnachtsfest von 1199, welches der Hof zu Magdeburg feierte. Die Schilderung der Kaiserin als einer Rose ohne Dornen und einer Taube ohne Gallen atmet eine so friedliche und frohe Stimmung, wie sie wohl schon bald darauf am Hofe selten genug geworden sein mag. Denn der Stern Philipps wurde ernstlich bedroht und schien auf immer erbleichen zu sollen.

Im Lenz 1201 trat nämlich Innocenz offenkundig und ohne Rückhalt auf des Welfen Seite, und sprach selbst und in feier-

lichſter Form über Philipp den Kirchenbann. Otto hatte dem Papſt unbedingten Gehorſam geſchworen, wurde er Herr, ſo herrſchte Innocenz; kein Wunder, daß dieſer jedes Mittel verſuchte, des Welfen Schale ſinken zu machen. Ein unerhörter Abfall der Fürſten war die unmittelbare Folge von Philipps Verfluchung. Böhmen, Meißen ſagten ſich ſofort von ihm los, der Krieg ſchlug aufs neue in lodernden Flammen auf, und es begann in Deutſchland ein Zuſtand der Unſicherheit des öffentlichen Lebens wie des Rechtsbewußtſeins, den die Zeitgenoſſen ſchon mit grauenerregenden Farben ſchildern. Der Abt von Urſperg ſagt: „Damals fingen die Übel an, ſich auf der Erde zu vervielfältigen; denn es entſtand unter den Menſchen Feindſchaft, Trug, Untreue und Verrat. Gegenſeitig ſtürzten ſie ſich in Tod und Untergang, Raub, Plünderung, Verheerung, Brand, Aufruhr und Krieg. Jedermann iſt jetzt meineidig und in Frevel verſtrickt; und wie das Volk, ſo die Prieſter. Die Verfolgung iſt ſo groß, daß niemand ſeinen Wohnſitz verlaſſen mag, um auch nur zum nächſten Ort zu gehen!“ — Wie mußte Walther ſolchen Zuſtänden gegenüber fühlen! — Mit Trauer und Entſetzen klagt er um die alte Ehre und Sitte. „Leer ſtehen die Stühle, auf denen ehedem Weisheit, Adel und Alter ſaßen. Das Recht hinkt, die Zucht trauert, die Scham iſt todeskrank. Verkehrt iſt der Sonne Schein, Untreue hat ihren Samen geſtreut und den Vater betrügt das Kind, Bruder den Bruder, Geiſtliche die Laien.“ Schaudernd erkennt der Dichter hierin die Zeichen des nahenden Weltgerichts und tiefbekümmert hält er der zerrütteten Gegenwart des alten Glanzes Bild entgegen.

Ich ſah hiervor einmal den Tag,
Da klang unſer Preis von jeglicher Zungen
Und wo nur ein Land in der Nähe uns lag,
Da bat es um Frieden, ſonſt ward es bezwungen.
Wie haben wir damals nach Ehren gerungen.

Aber die Zeit war vorüber, und Walther, der ſo klar ſieht und ſo tief entrüſtet iſt, er wäre wohl noch unglücklicher geweſen,

hätte er ahnen können, auf wie lange Jahrhunderte hinaus die Trümmer der damals begonnenen Untergrabung des deutschen Reiches sogar den Neubau hindern sollten.

Mit dem Jahre 1204 nahmen die Angelegenheiten eine günstigere Wendung für König Philipp, es gelang ihm, den Gegner in offener Schlacht aus dem Felde zu schlagen. Adolf von Köln, bisher Ottos mächtige Stütze, trat nebst dem Brabanter Herzog auf Philipps Seite, und dieser entschloß sich zu einer zweiten Krönung an der gesetzlich vorgeschriebenen Stätte, er bestieg zu Aachen den Thron Karls des Großen. — 1206 erfocht er dann einen neuen Sieg im Limburgischen. Auch die Stadt Köln, der Mittelpunkt der Welfischen Macht, wurde erobert, und Otto, von allen Bundesgenossen verlassen, zog sich in seine Stammlande nach Braunschweig zurück. In demselben Jahre aber war Liefland dem Reiche gewonnen und der Bischof von Riga zum deutschen Reichsfürsten erklärt; Konstantinopel, stets das ersehnte Ziel Hohenstaufischer Politik, war in den Händen der Abendländer, und der Mainzer Erzbischof Luitpold drang mit einem starken Heer in Italien ein und setzte auch hier dem päpstlichen Einfluß eine mächtige Grenze.

Jetzt schien der Zeitpunkt gekommen, an welchem Philipp die große Politik seiner Vorgänger aufnehmen und die gewonnene Machtstellung in Deutschland, ja in Europa benutzen mußte, um die kaiserliche Hoheit der päpstlichen siegreich, frei und weltbeherrschend gegenüber zu führen, es war der Augenblick eingetreten, in welchem Barbarossa oder Heinrich VI. unbedingt die Alpen überstiegen und den feindlichen Innocenz in den Staub geworfen hätte. — Daß Walther ein solches Vorgehen erwartete, versteht sich bei seinen Anschauungen von selbst. Gewiß sah er schon im Geiste das deutsche Heer einziehen in Rom, einen neuen Papst gewählt und von Philipp eingesetzt, diesen aber auf dem Wege nach Sizilien, nach Messina, um von hier, von der Todesstätte seines Bruders Heinrich aus, einen Kreuzzug zu rüsten, der zum Abendlande auch den Osten unter die Hoheit des deut-

ſchen Kaiſers zwingen mußte. — Da tat Philipp den unerwarteten Schritt: er reichte Innocenz die Hand zur Verſöhnung, er rief den Erzbiſchof Luitpold mitten aus ſeinem Siegeszuge ab, er empfing feierlich des Papſtes Legaten, er ſchwur in allen Dingen, um die er gebannt worden, zu gehorchen und wurde feierlich zu Worms vom Banne gelöſt.

Das mußte ihm Walthers Liebe koſten. Unterwerfung unter den Willen des Papſtes? Jetzt im Augenblicke des Sieges? Es ſchwindelt dem feurigen Sänger. War das der König, für den er ununterbrochen gerungen und geſungen? Und trotzig, wie er war, ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen, verließ des Königs Hof und zog wieder hinaus in die Welt als fahrender Sänger, um von der Kunſt und für die Kunſt zu leben, da ſich die große Welt ſo wenig wert zeigen wollte der begeiſterten Liebe und des glühenden Eifers, die der Dichter ihr gewidmet hatte.

So wird denn Walther wieder Minneſänger, aber freilich ein anderer als vordem. Ein elegiſcher Ton zieht durch alles, was er ſingt; und auch da, wo dieſer einmal leiſer klingt, iſt alles, was der nun vierzigjährige Mann von Minne ſingt, ſo gedankenhaft durchklärt, ſo frei von den gärenden Fluten der Leidenſchaft, daß wir vor allem immer hören: es iſt der Künſtler, der Dichter von Beruf, der ſingt. Wie weit eigene Empfindungen und Erfahrungen auch bei dieſen Liedern die Grundlage bilden, dies zu entſcheiden, iſt wohl trotz aller Verſuche vergeblich.

Hören wir als Beiſpiel eins ſolcher Lieder.

Wird denn niemand wieder froh,
Daß wir nicht immerdar in Sorgen leben?
Weh, wie tun die Jungen ſo,
Die vor Luſt in Lüften ſollten ſchweben!
Manche zwar ſind Leides voll,
Doch bei Reichen tad'l ich's und bei Jungen,
Die ſind unbezwungen,
Der Gram ſteht ihnen ſchlecht, die Freude ſtünde wohl.
. . . . . .

Wer verholen Sorge trage,
Der gedenk an gute Frau'n: er wird erlöst!
Der gedenke lichter Tage,
Immer hat das Trost mir eingeflößt. —
Drückt mich oft der dunklen Tage Not,
Nehm ich mir ein Beispiel an der Haide,
Die sich schämt im Leide:
So sie den Wald sieht grünen, wird sie immer rot!

Frau, wenn ich gedenk an dich,
Wie in reinstem Leib so holde Tugend wohnet,
O laß ab! Du rührest mich
Mitten an das Herz, wo meine Liebe thronet,
Lieb und lieber nur, das mein ich nicht;
Nein, du bist das Liebste, das ich meine:
Du bist mir alleine
Auf aller Welt noch lieb, mein Trost, mein Licht!

Während Walther so dem Minnesange und der Beschaulichkeit lebte, waren plötzliche große Weltbegebenheiten hereingebrochen, welche die Lage des Vaterlandes abermals umwälzten und alles bisher Erworbene aufs neue in Frage stellten. — König Philipp, der in Franken zum letzten entscheidenden Schlage gegen Otto von Braunschweig ein Heer sammelte und seiner Nichte Beatrix von Burgund Hochzeit auf der Burg zu Bamberg feierte, fiel hier am 21. Juni 1208 unter dem mörderischen Schwerte des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, eines Mannes, den er mit Wohltaten überhäuft. — Mit Philipp schien der Staufen Sache in Deutschland für immer verloren zu sein! Denn ihr einziger Stammhalter war jener Sohn Heinrichs VI., Friedrich von Sizilien, der, in Italien unter des Papstes unmittelbarem Einfluß aufgewachsen, noch niemals Deutschland gesehen hatte und der, dieser Erziehung wie auch seiner Jugend wegen, unfähig scheinen mußte, in so kritischem Augenblick die Leitung Deutschlands in die Hand zu nehmen. Dieser Sachlage gegenüber entschlossen sich die meisten Reichsfürsten zu augenblicklicher Anerkennung des nun tatsächlich alleinigen Königs Otto IV.

und sofort fiel auch der Welfe in die Staufischen Stammlande, und Parteiung und Verheerung toben aufs neue durch die allzuschwer heimgesuchten Gaue Deutschlands. Von der Notwendigkeit zu Ottos, als des nunmehr wirklich rechtmäßigen Königs, Fahne überzutreten, war auch Walther von Anfang an überzeugt. Kam es ihm doch nie auf irgend welche dynastischen Interessen, sondern ausschließlich auf des Vaterlandes Größe an. Wenn er trotzdem zunächst in der Ferne blieb und sein Lied sich noch zu keiner Huldigung verstand, so war daran gewiß weniger die Abneigung gegen Ottos rohe und gewalttätige Persönlichkeit als vielmehr die tiefe Mißstimmung Schuld, welche Walther die weitgehenden, ja schimpflichen Zugeständnisse bereiten mußten, zu denen sich König Otto der Kurie gegenüber mit schmachvoller Bereitwilligkeit herbeiließ, Zugeständnisse, welche nicht nur die Kaisermacht wesentlicher Attribute entkleideten, sondern auch eine fürchterliche Bedrohung des freien Geistes in sich schlossen, da sie den König verpflichteten, jede abweichende Glaubensmeinung mit dem Schwerte auszurotten. Mochte darum auch Walther den König anerkennen: er konnte ihn weder lieben noch achten, und so blieb er ihm fern.

Vornehmlich in Thüringen dürfte sich der Dichter während dieser Frist aufgehalten haben, in Eisenach, wo auf der Wartburg damals Landgraf Hermann Hof hielt, und wo auch die Sage unseren Dichter gerade um diese Zeit mit den berühmtesten seiner Kunstgenossen: Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen, im Sängerkriege streiten läßt.

Das Leben an Hermanns Hof scheint ungemein lebendig, ja ungestüm lärmend gewesen zu sein. Walther selbst sagt:

Wer in den Ohren siech ist, oder krank im Haupt,
Der meide ja Thüringens Hof, wenn er nur glaubt:
Käm er dahin: er würde ganz betöret.
Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
Ein Zug fährt ein, der andre aus, so Nacht als Tag:
Ein Wunder ist's, daß da noch jemand höret:
Der Landgraf hat so milden Mut,

Daß er mit ſtolzen Helden, was er hat, vertut,
Davon ein jeder wohl als Kämpe ſtände.
Mir iſt ſein hohes Tun wohl kund:
Und gelt ein Fuder guten Weines tauſend Pfund,
Doch Niemand leer der Ritter Becher fände! —

Die urteilsloſe Freigebigkeit Hermanns führte eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft an ſeinen Hof. Auch Wolfram von Eſchenbach tadelt im Parzival Ton und Treiben zu Eiſenach, und verweiſt auf einen uns verlorenen Spruch Walthers, der die dortige Geſellſchaft mit „Guten Tag, Böſ' und Gut'!" anredet. Und bis zu geſellſchaftlichen, ja rechtlichen Unzuträglichkeiten ſcheint man oft fortgeriſſen worden zu ſein. Zwei Spottlieder Walthers gegen einen Eiſenacher Hofgenoſſen, Gerhard Atze, ſchildern höchſt ergötzlich, wie ihm dieſer Mann ein Pferd erſchoſſen, jedoch nicht dahin zu bringen war, Schadenerſatz zu leiſten. Wo aber ſo ungefüges äußeres Leben hauſte, da iſt kaum zu erwarten, daß eine übergroße Feinſinnigkeit in künſtleriſcher Beziehung geherrſcht haben werde, und wenn Walther in mehreren Sprüchen dem Landgrafen rät, als guter Gärtner das Unkraut auszuraufen, auf daß es nicht edle Pflanzen überwuchere, und die Schwätzer und Kläffer vom Hofe zu ſenden, die jeden Anderen überſchrieen, ſo ſind in ſolchen dichteriſchen Überbleibſeln wohl Andeutungen feindlicher Strömungen am thüringiſchen Dichterhofe zu erkennen, deren geſchichtlich nicht mehr nachweisbarer Zuſammenſtoß vermutlich den Anlaß gab zur Sage vom Sängerkriege.

Walthern mußte derartiges Treiben mißbehagen; ſeine beſtändige, wiederholt auch in den Liedern ausgeſprochene Sehnſucht zieht ihn immerdar nach Öſterreich; er beſucht auch wirklich einmal den Babenberger Hof; indeß die Zeiten waren auch dort andere und mit ihnen die Verhältniſſe fremder und kälter geworden, und ſelbſt wenn Walther noch volles Behagen gefunden, er hätte trotzdem nicht bleiben können in Wien, denn die politiſche Lage nahm eine Geſtaltung an, welche ihn ſofort

wieder auf den Kampfplatz und somit nach dem Norden Deutschlands rufen mußte.

Eine ganz andere Entwicklung nämlich, als ursprünglich der Anschein war, hatte das Verhältnis König Ottos zum Papste erfahren. Zwar empfing der König noch aus den Händen Innocenz' in Rom die Kaiserkrone, aber bald darauf zeigten sich schon die ersten Anzeichen des Bruches. Otto fühlte mit jedem Tage mehr die Unmöglichkeit, den gegebenen schimpflichen Versprechungen treu zu bleiben, die er vielleicht schon mit der Absicht gab, sie nicht zu halten; und nun in Italien, im Vollbesitz der Macht und Würde, mußten jene Fesseln so drückend, mußte der Gegensatz zwischen der Hoheit des Kaiserlichen Amtes und der Niedrigkeit dem Papste gegenüber so empfindlich werden, daß Otto sich kurz entschloß und in Unteritalien, auf das er feierlich Verzicht geleistet, mit Waffengewalt einrückte, um diese altstaufischen Länder dem deutschen Kaisertum wieder zu gewinnen. Aber acht Tage nach dem Einmarsch traf ihn auch schon der Bannfluch Innocenz', und bald wurde der Kaiser genötigt, nach Deutschland heimzukehren, wo ihm infolge des Bannes von vielen Fürsten der Gehorsam gekündigt ward und wo im Herbst des Jahres 1211 sogar der offene Abfall des böhmischen Königs, des Mainzer und Magdeburger Erzbischofs, wie der Meißener und Thüringer Fürsten erfolgt war, während zu Nürnberg, unter der Ägide des Papstes, Heinrichs VI. Sohn, der jugendliche Friedrich von Sizilien, zum Könige der Deutschen erwählt worden war.

Jetzt, angesichts des Kampfes, der wieder auf Tod und Leben zwischen deutschem Königtum und päpstlicher Priesterherrschaft ausgebrochen, jetzt tritt auch Walther ohne Zögern wieder auf die politische Bühne, und obgleich er Otto keineswegs liebt und schlecht genug von ihm behandelt wurde — er hält treu bei ihm aus und singt in seinem Dienste die Reihe seiner kühnsten nnd gewaltigsten Lieder, Lieder, die alles übertreffen, was jemals vor Luther gegen die Macht der Hierarchie

gesagt und gesungen, und die um so mehr Bewunderung verdienen, als ja damals das Papsttum auf dem Höhepunkt seiner Macht und Herrlichkeit stand und die ganze Welt sich seinen Herrscherwinken zagend beugte.

Wenn Walther außerdem dem gebannten Kaiser auch diplomatisch wichtige Dienste geleistet und namentlich die abgefallenen Fürsten von Bayern und Meißen wieder zur Treue zurückgeführt zu haben scheint, so ist doch das, was er mit jenen Liedern tat, unendlich viel größer und folgereicher gewesen, und wie alles, was echt ist, der Nachwelt unverloren bleibt, so finden heut noch seine Worte volltönenden Widerhall auch in unseren Herzen, im Herzen des neunzehnten Jahrhunderts.

Gleich nach der Rückkehr Ottos, als dieser dem Papste und dem Gegenkönige zum Trotz Hoftag hielt zu Nürnberg, bringt ihm Walther seinen Liedergruß entgegen und beginnt:

Herr Kaiser, seid uns hochwillkommen!
Des Königs Nam' ist Euch benommen
Und Eure Krone strahlt vor allen Kronen!
Eure Hand ist Kraft, und Schatzes voll.
Ihr tut nun übel oder wohl,
Die Hand kann beides, strafen oder lohnen.

Man hört, zutrauen tut Walther dem Könige auch das Übeltun. Er liebt ihn nicht. Aber er hält ihn für den rechtmäßigen Herrn; er glaubt, daß nur durch treues Festhalten an dem Erwählten und Gekrönten Deutschlands Friede und Größe herzustellen seien, und so scheuet er selbst den Bann nicht, der mit Otto ja alle seine Anhänger und also auch das fromme Haupt unseres Dichters traf. Großartig und mächtig wendet er sich gegen den doppelzüngigen Innocenz:

Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht;
Denn ich gehorch Euch, wie es Pflicht! —
Wir hörten Euch der Christenheit gebieten:
Dem Kaiser untertan zu sein.
Ihr selbst gabt ihm die heil'gen Weihn,
Daß wir ihn hießen „Herr" und vor ihm knieten.

Auch dürft Ihr nicht vergessen,
Ihr sprachet: „Wer dich segnet, sei
Gesegnet, wer dir flucht, der sei geschlagen
Mit Fluche vollgemessen.“
Um Gott! wie wird sich jetzt dabei
Mit Eurem Fluch der Kirche Heil vertragen!?

Und nun reiht sich Spruch an Spruch: und wie Luther beruft sich Walther, um die Geistlichkeit in ihre Schranken zurückzuweisen, unmittelbar auf die heilige Schrift:

Als Gottes Sohn hinieden war,
Versuchte ihn der Juden Schar,
Und heuchlerisch schlich sie ihn an von hinten
Mit schlauer Frage: ob ihr freies Leben
Dem Kaiser Zins und Steuer solle geben:
Er aber schlug durch ihre schlauen Finten:
Ein Geldstück fordert er
Und frug: „Weß Bildnis seht Ihr hier?“
„„Des Kaisers Bild,““ rief der Versucher Rotte.
Und also sprach der Herr:
„So gebt dem Kaiser denn auch Ihr
Sein Kaiserrecht: was Gottes ist, gebt Gotte!“

Unterdes gingen die öffentlichen Dinge einen schnellen Gang. Friedrich von Hohenstaufen war im April 1212, nachdem er seinen einjährigen Sohn zum Könige von Sizilien gekrönt, gen Deutschland aufgebrochen, hatte nach kurzem Kampfe, unterstützt von den schweizerischen Bischöfen und den ihm zujubelnden Schwaben, seinen Gegner aus ganz Süddeutschland verdrängt; anfangs Dezember war er zum drittenmal in Frankfurt zum deutschen Könige gewählt, und alle jene Fürsten, die sich schon vor Ottos Rückkunft nach Deutschland schwankend gezeigt, und nur ungern und lau in seinem Dienst verblieben, sie traten jetzt mit Entschiedenheit auf des jugendlichen Hohenstaufen Seite, dessen glänzende Freigebigkeit, dessen erlauchter Stamm, wie seine leutselige Freundlichkeit und königliche Anmut freilich anders wirken mußten als die starre und wüste Natur des Welfenkaisers Otto. Am Schluß des Jahres 1212 empfing Friedrich vom

Mainzer Erzbiſchof die Krone, während Otto auf dem ſpärlich beſuchten Hoftage von Aachen nur wenige Getreue zuſammenhielt. Zu dieſen Getreuen gehörte Walther, ſo ſehr ihn auch das wilde und rohe Treiben abſtoßen mußte, welches am Hof des Welfen herrſchte. Denn nichts ſcheint Otto fremder geweſen zu ſein, als der Begriff edlen Maßes, den die Griechen mit Recht als die Grundlage der Sittlichkeit betrachteten, und den auch Walther unter dem Namen „Frau Maße“ in ſeinen Liedern feierte. Wahrer König iſt ihm nur der, der vor allem ſich ſelbſt beherrſcht:

Wer ſchlägt den Leun? Wer ſchlägt den Rieſen?
Wer überwindet den und dieſen?
Der tut es, der ſich ſelbſt bezwingt
Und alle ſeine Glieder bringt
Aus wildem Sturm in ſteter Tugend Port.

Otto von Braunſchweig war aber ganz und gar nicht der Mann, der ſich ſelbſt zu bezwingen vermochte. In Köln, wo der Kaiſer bald nur noch von der Bürger Gnade lebte, herrſchte eine abſcheuliche Völlerei, und mehrere Sprüche Walthers warnen namentlich vor dem unmäßigen Trinken:

Der hat nicht wohl getrunken, der ſich übertrinket:
Ziemt's einem hohen Mann, daß ihm die Zunge hinket
Von Wein? Wer alſo zechet, Sünd und Schande zu ſich winket.

Solche Rügelieder halfen indeſſen natürlich nichts, ebenſowenig, wie andere perſönlicher gehaltene Mahnſprüche, in denen Walther auf die Erfüllungen von Verſprechungen dringt, die der Kaiſer ihm gemacht und die ihm, da ſie auf Erteilung eines Lehens hinausgingen, möglich machen ſollten, entfernt vom Hofe und ungeſtört von ſeiner wüſten Lüderlichkeit nur der Sache des Königs, nicht ſeiner Perſon zu dienen.

Jene Sache hatte noch immer ſeine volle Teilnahme, umſomehr als Friedrich, der bei Ottos Anhängern nur der „Pfaffenkönig“ hieß, dem Papſte eine Reihe neuer ſehr weitgehender Zugeſtändniſſe machte und ſomit Welfen und Waiblingen ihre

Rollen völlig gewechſelt zu haben ſchienen. Der gebannte Guelfe Otto vertrat die Staufiſche Kaiſeridee, der Ghibelline Friedrich, Heinrich VI. Sohn und Erbe, ſchien für das Panier der päpſtlichen Macht zu fechten. Das hielt Walther natürlich feſt in Ottos Lager; und was ihn aufs neue mit tiefſtem Grimm gegen die päpſtliche Partei erfüllte, das war die Sendung des Kirchenſtocks nach Deutſchland, d. h. die Aufſtellung und Umherſendung von Schreinen, um gegen Austeilung päpſtlichen Segens Gaben zu ſammeln, angeblich zur Wiedereroberung des heiligen Landes, in Wahrheit aber wohl zu Nutz und Frommen der päpſtlichen Parteiintereſſen. Hiergegen empört ſich Walther, und es iſt höchſt intereſſant zu ſehen, daß er gerade, wie ſpäter Luther durch die Schnödigkeit des Ablaßkrames, zu den heftigſten Angriffen entflammt wird gegen den Mißbrauch der päpſtlichen Macht

Ahi, wie chriſtlich mag der Papſt wohl unſrer lachen,
Wenn er zu ſeinen Wälſchen ſpricht: Seht, alſo muß man's machen!
(Was er da ſpricht, er hätt es beſſer nie gedacht!)
Zwei Alemanen hab ich unter eine Kron gebracht,
Die müſſen nun das Reich zerſtören und belaſten.
Ich füll inzwiſchen meine Kaſten;
Zu meinem Stocke treib ich ſie; ihr Gut wird alles mein!
Ihr deutſches Silber fährt in meinen wälſchen Schrein.
Ihr Pfaffen, ſchmauſet Hühner, trinket Wein
Und laßt die dummen Deutſchen ..... faſten! —

Ein anderer Spruch redet den Kirchenſtock ſelbſt an:

Sagt an, Herr Stock, hat Euch der Papſt hieher geſendet,
Daß Ihr ihn reicher macht, uns Deutſche aber pfändet?
Wenn's ihm nun golden ſtrömt zum Lateran,
So lacht er ſeiner Liſt, wie er ſchon oft getan,
Und klagt uns doch, wie Not und Sorgen ihn umſtarren,
Daß neuen Zins ihm ſenden alle Pfarren.
Wohl wenig von dem Schatz gelangt ins heilge Land;
Denn großen Hort verteilt nicht gern der Pfaffen Hand.
Herr Stock, Ihr ſeid zum Schaden hergeſandt
Und ſucht im deutſchen Reich nach Törinnen und Narren!

Wie groß die Wirkung dieſer Sprüche war, geht daraus hervor, daß Thomaſin von Zerkläre, ein päpſtlich geſinnter Zeitgenoſſe Walthers, dieſen anklagt, tauſende mit ſeinen Sprüchen betört zu haben, daß ſie Gottes und des Papſtes Gebot nicht befolgt. Walther aber wendet ſich noch viel ſchärfer gegen dieſen Innocenz, gegen den neuen Judas, wie er ihn heißt. Er iſt es, der den Papſt zuerſt den „Zauberer von Rom“ nennt, indem er ihn mit Sylveſter II. vergleicht, der damals allgemein für einen Schwarzkünſtler galt. Aber Walther hält den Innocenz für ſchlimmer:

Denn jener hat ſich ſelbſt doch nur der Höll' ergeben;
Du gibſt dich ſelbſt ihr preis und alle Chriſtenheit daneben!

Eifrig ruft er die Geiſtlichkeit auf, dem Ablaßhandel und der Simonie, dem Verkauf der geiſtlichen Ämter und Würden an den Meiſtbietenden Einhalt zu tun:

Ihr Biſchöf und ihr edlen Pfaffen ſeid verleitet:
Seht, wie der Papſt euch Teufelsſchlingen breitet!
Und ſagt ihr uns, daß er St. Peters Schlüſſel habe,
So ſprecht, warum er deſſen Lehr aus ſeinen Büchern ſchabe!?

Daß man das Sakrament verkaufe,
Ward uns verboten bei der Taufe.
Ihm lehrt's ſein Zauberbuch, das ihm der Höllenmohr
Gegeben hat; der pfeift ihm daraus vor.
Ihr Kardinäle, hütet euren Chor!
Der Hochaltar ſteht unter übler Traufe.

Die Glut dieſer Streitweiſe erinnert unmittelbar an Luther: es iſt der Simſon, der, von heiligem Zorn bewegt, an den Säulen des Philiſterpalaſtes rüttelt, gleichgültig, ob er ſelbſt mit den Stürzenden zerſchmettert werde.

Und in der Tat ſcheint es, als wenn wenigſtens die Körperkraft des Dichters dem Erliegen nahe geweſen ſei; die Sorge um das Vaterland, der leidenſchaftliche Zorn gegen Rom, die Anſtrengungen des ihm verhaßten und doch unvermeidlichen

Rollen völlig gewechſelt zu haben ſchienen. Der gebannte Guelfe Otto vertrat die Staufiſche Kaiſeridee, der Ghibelline Friedrich, Heinrich VI. Sohn und Erbe, ſchien für das Panier der päpſtlichen Macht zu fechten. Das hielt Walther natürlich feſt in Ottos Lager; und was ihn aufs neue mit tiefſtem Grimm gegen die päpſtliche Partei erfüllte, das war die Sendung des Kirchenſtocks nach Deutſchland, d. h. die Aufſtellung und Umherſendung von Schreinen, um gegen Austeilung päpſtlichen Segens Gaben zu ſammeln, angeblich zur Wiedereroberung des heiligen Landes, in Wahrheit aber wohl zu Nutz und Frommen der päpſtlichen Parteiintereſſen. Hiergegen empört ſich Walther, und es iſt höchſt intereſſant zu ſehen, daß er gerade, wie ſpäter Luther durch die Schnödigkeit des Ablaßkrames, zu den heftigſten Angriffen entflammt wird gegen den Mißbrauch der päpſtlichen Macht

Ahi, wie chriſtlich mag der Papſt wohl unſrer lachen,
Wenn er zu ſeinen Wälſchen ſpricht: Seht, alſo muß man's machen!
(Was er da ſpricht, er hätt es beſſer nie gedacht!)
Zwei Alemanen hab ich unter eine Kron gebracht,
Die müſſen nun das Reich zerſtören und belaſten.
Ich füll inzwiſchen meine Kaſten;
Zu meinem Stocke treib ich ſie; ihr Gut wird alles mein!
Ihr deutſches Silber fährt in meinen wälſchen Schrein.
Ihr Pfaffen, ſchmauſet Hühner, trinket Wein
Und laßt die dummen Deutſchen ..... faſten! —

Ein anderer Spruch redet den Kirchenſtock ſelbſt an:

Sagt an, Herr Stock, hat Euch der Papſt hieher geſendet,
Daß Ihr ihn reicher macht, uns Deutſche aber pfändet?
Wenn's ihm nun golden ſtrömt zum Lateran,
So lacht er ſeiner Liſt, wie er ſchon oft getan,
Und klagt uns doch, wie Not und Sorgen ihn umſtarren,
Daß neuen Zins ihm ſenden alle Pfarren.
Wohl wenig von dem Schatz gelangt ins heilge Land;
Denn großen Hort verteilt nicht gern der Pfaffen Hand.
Herr Stock, Ihr ſeid zum Schaden hergeſandt
Und ſucht im deutſchen Reich nach Törinnen und Narren!

Wie groß die Wirkung dieſer Sprüche war, geht daraus hervor, daß Thomaſin von Zerkläre, ein päpſtlich geſinnter Zeitgenoſſe Walthers, dieſen anklagt, tauſende mit ſeinen Sprüchen betört zu haben, daß ſie Gottes und des Papſtes Gebot nicht befolgt. Walther aber wendet ſich noch viel ſchärfer gegen dieſen Innocenz, gegen den neuen Judas, wie er ihn heißt. Er iſt es, der den Papſt zuerſt den „Zauberer von Rom“ nennt, indem er ihn mit Sylveſter II. vergleicht, der damals allgemein für einen Schwarzkünſtler galt. Aber Walther hält den Innocenz für ſchlimmer:

Denn jener hat ſich ſelbſt doch nur der Höll' ergeben;
Du gibſt dich ſelbſt ihr preis und alle Chriſtenheit daneben!

Eifrig ruft er die Geiſtlichkeit auf, dem Ablaßhandel und der Simonie, dem Verkauf der geiſtlichen Ämter und Würden an den Meiſtbietenden Einhalt zu tun:

Ihr Biſchöf und ihr edlen Pfaffen ſeid verleitet:
Seht, wie der Papſt euch Teufelsſchlingen breitet!
Und ſagt ihr uns, daß er St. Peters Schlüſſel habe,
So ſprecht, warum er deſſen Lehr aus ſeinen Büchern ſchabe!?

Daß man das Sakrament verkaufe,
Ward uns verboten bei der Taufe.
Ihm lehrt's ſein Zauberbuch, das ihm der Höllenmohr
Gegeben hat; der pfeift ihm daraus vor.
Ihr Kardinäle, hütet euren Chor!
Der Hochaltar ſteht unter übler Traufe.

Die Glut dieſer Streitweiſe erinnert unmittelbar an Luther: es iſt der Simſon, der, von heiligem Zorn bewegt, an den Säulen des Philiſterpalaſtes rüttelt, gleichgültig, ob er ſelbſt mit den Stürzenden zerſchmettert werde.

Und in der Tat ſcheint es, als wenn wenigſtens die Körperkraft des Dichters dem Erliegen nahe geweſen ſei; die Sorge um das Vaterland, der leidenſchaftliche Zorn gegen Rom, die Anſtrengungen des ihm verhaßten und doch unvermeidlichen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

blickenden Sänger die durch Friedrichs Erfolge abermals möglich gewordene erbliche Befestigung der deutschen Königsmacht als unter allen Umständen erstrebenswert erschienen sein — genug: kurz nach Ottos Vermählung entschied Walther sich, die verlorene Sache des von ihm persönlich verachteten Kaisers aufzugeben und zu Friedrich von Hohenstaufen überzutreten, fest überzeugt, daß Deutschlands Interessen nicht mehr in dem herabgekommenen, immer machtloser und charakterloser zusammensinkenden Otto ihre Vertretung fanden, und daher auch schnell entschlossen, mit seinem für große Kreise bedeutungsvollen Übertritt zu Friedrich der nationalen Sache durch Beschleunigung des doch unvermeidlichen Prozesses einen Dienst zu leisten.

Und er hatte die Verhältnisse richtig angeschaut: wenige Wochen nach seiner Entscheidung für Friedrich schlug die Schlacht von Bouvines des Welfen letzte Macht endgültig zu Boden; er war kein wirklicher Kaiser mehr, und nur ein raubritterartiges Fehdetreiben füllte noch die letzten Jahre bis zu seinem Tode, während Friedrich abermals, und zwar an der rechten Stelle, nämlich zu Aachen, das jugendliche Haupt mit Deutschlands Krone schmückte.

Wohl bei dieser Feier im Juli 1215 war es, daß Walther, der der Sitte der Zeit gemäß vorher darum in aller Form gebeten hatte, ein Reichslehen empfing, über welches sich der nun bald fünfzigjährige Mann wahrhaft kindlich freute. „Ich hab ein Lehen, all die Welt, ich hab ein Lehen!“ ruft er jubelnd aus; nun braucht er nicht mehr ruhelos als Gast unstet umherzuziehen; er ist selbst Wirt; er weiß, wo er im Lenze Maienfrische auf eigenem Grunde atmen, im Winter Glut mit eigenen Scheiten zünden kann. Das Lehen lag jedenfalls in unmittelbarer Nähe von Würzburg, und hier im schönen Maintal hat denn auch Walther einen großen Teil seiner späteren Lebensjahre zugebracht. Allerdings aber nicht alle, denn abgesehen davon, daß trotz der lebhaft empfundenen Ruhebedürftigkeit seine Wanderlust und Wandergewohnheit doch zu stark war, um ihn

dauernd daheim zu lassen, abgesehen davon, daß ihn mannigfache liebgewordene oder nicht leicht zu lösende Verbindungen mehrfach wieder an die Höfe von Österreich und Thüringen führten; auch seine Stellung zu König Friedrich gestaltete sich derart, daß sie ihn zu längerem Aufenthalt an seinem Hoflager nötigte.

Poetisch war Walther zwar nicht für den König tätig, wenigstens was die politisch-kirchliche Seite seiner Dichtung betrifft. Noch war ja Friedrich viel zu fest mit der hierarchischen Partei verbunden, um die Kaiserpolitik seines Vaters und Großvaters offen aufnehmen und einem an seinem Hofe lebenden Sänger gestatten zu können, jenen Ton anzuschlagen, der den Päpstlichen so furchtbar und verhaßt geworden. Und auch nach dem im Jahre 1213 erfolgten Tode des gewaltigen Innocenz und der Thronbesteigung Honorius III. Savelli war das Ränkespiel, welches sich zwischen dem römischen Stuhl und der deutschen Krone um die alten Machtfragen entspann, in seiner zugespitzten Schlauheit und seinem staatsmännischen Leisetreten nicht dazu angetan, sich von den Posaunenstößen Waltherscher Kernsprüche und Rügelieder begleiten zu lassen.

Endlich im Jahre 1220 hatte Friedrich den Papst dahin gebracht, in seine Krönung zum Kaiser einzuwilligen und trat den Römerzug an. An die Spitze der Reichsverwaltung von Deutschland während seiner Abwesenheit stellte er den großen Engelbert von Berg, Erzbischof von Köln, und vertraute ihm zugleich die Oberleitung der Erziehung seines etwa zehnjährigen Sohnes Heinrich an. Als eigentlichen Erzieher aber, oder wenigstens zum vornehmsten Beirat desselben ernannte er Walthern von der Vogelweide, dessen Trefflichkeit er wohl erkannt.

Denn der tiefe Ernst, mit dem der gefeierte Dichter Welt und Leben maß, die freimütige Kühnheit, mit der er in den großen Fragen der Zeit gesungen und gehandelt, die erhabene Vorstellung von deutscher Kaisermacht, die sein innerstes Wesen füllte, alles das mußte dem königlichen Staufen einen Mann

wert und ehrwürdig erſcheinen laſſen, der überdies damals auf der Höhe des Dichterruhmes ſtand und deſſen Name in allen deutſchen Gauen mit Bewunderung von Mund zu Munde ging. — Wie ernſt Walther das ihm übertragene Ehrenamt nahm, zeigt ein ſchönes Gedicht, welches den Kern ſeiner Jugendlehren in ſchlagender Form knapp zuſammenfaßt:

Niemand wird's gelingen
Zucht mit Ruten zwingen;
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort ſoviel als Schlag!
Dem gilt Wort ſoviel als Schlag.
Wer zu Ehren kommen mag;
Zucht mit Ruten zwingen,
Niemand wird's gelingen!

Hütet eurer Zungen!
Das geziemt den Jungen;
Stoßt den Riegel vor die Tür,
Laßt kein böſes Wort herfür!
Laßt kein böſes Wort herfür,
Stoßt den Riegel vor die Tür,
Das geziemt den Jungen,
Hütet eurer Zungen!

Hütet eurer Augen!
Die zu Muſtern taugen,
Solche Sitten laßt ſie ſpähn,
Alle böſen überſehn.

Alles Böſe überſehn
Laßt ſie ſolche Sitten ſpähn,
Die zu Muſtern taugen!
Hütet eurer Augen!

Hütet eurer Ohren!
Oder ihr ſeid Toren,
Iſt das böſe Wort erſt drin,
So beſchmutzt es euren Sinn.
Es beſchmutzt euch euren Sinn,
Iſt das böſe Wort erſt drin.
Werdet nicht zu Toren,
Hütet eurer Ohren!

Hütet wohl der Dreien
Leider allzufreien!
Zungen, Augen, Ohren ſind
Schelme oft, für Ehre blind. —
Schelme oft, für Ehre blind,
Zungen, Augen, Ohren ſind:
Der nur allzufreien
Hütet wohl der Dreien.

Leider traf die hochſinnige, tief ernſte Natur des erziehenden Dichters in Heinrich auf einen durchaus verwahrloſten und verzogenen Knabencharakter, der ſtörriſch und ſtolz ſchon in ſo zartem Alter kaum lenkbar ſchien. Ein Spruch Walthers klagt dem edlen Engelbert, daß er nicht wiſſe, welchen Ton er gegenüber dem Königsknaben anſchlagen ſolle, und wenn er in dem eben mitgeteilten Gedichte die Rute als Erziehungsmittel verwirft, ſo hat ſein Amt bei König Heinrich ihn bald genug dahin gebracht, aufrichtig zu bedauern, ſie ihm gegenüber nicht zur An-

wendung bringen zu können. Dies findet sich deutlich und rund heraus in einem Spruch gesagt, mit dem der Dichter die undankbare Stellung, zu der ihn auch vielleicht seine persönliche, mehr streitbare als erzieherische Anlage weniger geeignet machte, noch vor des Königs Rückkehr aufgegeben zu haben scheint. Der Spruch beginnt:

Verwahrlost Kind, du bist zu krumm,
Grabbiegen kann dich niemand mehr,
Bist für die Rute leider schon zu groß
Und für das Schwert zu klein!
Schlaf denn in Ruh vor mir.
Ich schelte mich nun selber dumm,
Warum auch schätzt ich dich so sehr!
Ich barg dein Ungeschick in meinen Schoß,
Ich band mein Leid ans Bein
Und neigte mich vor dir.
Nun laß ich deine Schule meisterlos . . . .

So zog sich denn Walther, den Hofdienst hinter sich lassend, im Sommer 1223 wieder in die Stille seines fränkischen Lehens zurück, um dort bald durch die Nachricht von der Ermordung des so hoch von ihm verehrten Erzbischofs Engelbert tief gekränkt zu werden. Er widmete dem Toten einen gegen die Mörder zornsprühenden Nachruf, und schmerzbewegt sah er aus seiner Abgeschiedenheit, wie infolge des Mordes und in Abwesenheit des Kaisers Deutschlands innerer Friede abermals aufs heftigste erschüttert ward.

Friedrich von Hohenstaufen hatte unterdessen ganz Italien siegreich seinem Szepter unterworfen, die Kaiserkrone auf sein Haupt, auf das seines Sohnes die römische Königskrone gesetzt, und dadurch, wie es schien, die Verbindung Siziliens mit dem Deutschen Reiche dauernd gesichert. Dann war er ruhig in Apulien stehen geblieben, unter dem Himmel Groß-Griechenlands festlich heiterem Leben huldigend, dessen sonniger Glanz fast heidnisch-hellenische Blüten zeitigte. Aber schon Innocenz dem Dritten hatte Friedrich einen Kreuzzug versprochen; Honorius

mahnte ihn wieder und wieder daran, und endlich legte ihm der Vertrag von San Germano 1225 die Pflicht auf, binnen zwei Jahren die heilige Heerfahrt bei Strafe des Bannes auszuführen. 1227 ſtarb Papſt Honorius und den Stuhl Petri beſtieg alt an Jahren, aber jugendlich energiſch an Willen Gregor IV. Die Zeit des Kreuzzuges war da; Italien füllten fremde Kriegsvölker, und obgleich Seuchen ihre Reihen lichteten, ſchiffte ſich der Kaiſer, welcher Jolantha, die Erbin des Königreichs Jeruſalem, zur Gemahlin genommen, wirklich ein. Aber ſchon nach drei Tagen mußte er, von ſchwerer Krankheit befallen, heimkehren und in den Bädern von Puzzuoli Geneſung ſuchen. Sofort ſchleuderte Gregor, ſchon längſt bereit, dem übermächtigen Kaiſertum in die Ferſe zu ſtechen, gegen Friedrich den Bann und wiederholte und ſteigerte ihn, des Unglücks ſchamlos ſpottend, von Monat zu Monat. Der Kaiſer aber faßte den ebenſo unerwarteten als hochherzig-kühnen Entſchluß, dem Bann zum Trotze, ſobald er irgend hergeſtellt, dennoch die Kreuzfahrt anzutreten.

Nun aber zeigte ſich die Hinterliſt Roms, das Gaukelſpiel, welches es mit den Kreuzzugsideen und der heiligen Einfalt der Völker trieb, in abſchreckender Nacktheit. Gregor erklärte alles für ungültig, was für die Kreuzfahrt vorbereitet; alle, die das Kreuz genommen, entband er von ihrem Gelübde und bedrohte mit dem Bannfluche jedermann, der dem excommunicierten Kaiſer folgen werde nach Jeruſalem. — Je leidenſchaftlicher der Papſt, deſto maßvoller Friedrich. In gemeſſener Ruhe legten ſeine diplomatiſchen Schreiben den Sachverhalt dar, und in edel ſchwungvollem Aufruf wendet er ſich an Deutſchlands Fürſten und Völker und fordert ſie auf, ihm zu folgen und unbeirrt durch den verirrten Glaubenshirten die große Chriſtenpflicht zu üben und ihr Gelübde am heiligen Grabe zu löſen.

Wie mußten Walthern ſolche Donnerworte treffen. Obgleich ſechzigjährig und in ſeiner Körperkraft durch ein ſo wechſelreiches, aufreibendes Leben erſchüttert, hält ihn doch nichts da-

heim; er kennt kein Ruhebedürfnis mehr, und er zieht südwärts, um zu seines Königs Fahnen zu stoßen, um mit seinem Liede, seinem Schwerte mitzukämpfen für des Kaisers, für des Heilands Sache. Er zieht südwärts — welche Straße? Die Alpen tauchen auf am Horizont; aus blauem Duft erheben sich riesige Häupter: es ist der Ötzthaler Ferner, der ihn grüßt; die Brenner-Straße ist es, die er zieht; da rauscht die Eisack; da ist seine Heimat; da ist das Land, das er nicht wiedersah seit seiner Jugend Tagen, und da singt er eins der schönsten Heimatlieder, das wohl je von deutscher Lippe floß. Es beginnt:

O weh, wohin verschwanden alle meine Jahr'?
Träumt ich denn nur mein Leben, oder ist es wahr?
Was mich so wirklich däuchte, war das nur Traumgesicht —
Ich habe wohl lange geschlafen — ich weiß es nicht!
Doch jetzt bin ich erwachet und mir ist unbekannt,
Was mir vertraut gewesen wie eine der anderen Hand.
Und Land und Leute, die einst doch meine Kindheit sahn,
Sie sind mir fremd geworden, als wär es Lug und Wahn.
Die meine Gespielen waren, sind träge nun, sind alt,
Das Feld ist ausgebreitet, verhauen ist der Wald;
Nur noch das Wasser flutet die alten Bahnen hin.
Mir tritt die Thrän ins Auge, mir trübt der Schmerz den Sinn!
Gleichgültig grüßt mich mancher, der sonst mich wohl gekannt.
Die Welt hat überall sich vom Holden abgewandt.
Gedenk ich an so manchen vielwonniglichen Tag —
Entfallen sind sie mir, wie in das Meer ein Schlag.
Immer, immer o weh!

Das Lied klagt dann über den bedrückten Sinn der Jugend und über jene Freudlosigkeit der Männer wie der Frauen, die ihren Grund habe in der schweren Gewissensbeängstigung, deren der Papst sich schuldig gemacht.

O weh, wie hat man uns mit süßem Gift vergeben!
Ich seh die Galle wohl im Honigbecher schweben.
Schön ist die Welt von außen, lichtweiß und grün und rot,
Nur innen schwarzer Farbe und finster wie der Tod.

Mutig aber fordert Walthers Lied auf, diese Qualen und Skrupel abzutun und zwar durch rückhaltlose Teilnahme an der

Kreuzfahrt, die ja doch unter allen Umſtänden das ewige Heil erwerben laſſe und ſelbſt dem gemeinſten Söldner geſtatte, um eine Himmelskrone zu kämpfen, die herrlicher ſei, als alle irdiſchen.

Daran gedenkt, ihr Ritter; denn euch iſt es geſagt,
Die ihr die lichten Helme, die ſtarken Panzer tragt
Und feſte Schilde ſchüttelt und das geweihte Schwert! —
Gott gebe, daß auch ich noch für ihn zu ſtreiten wert! —
. . . . . .
Wenn mir die liebe Reiſe gelänge über See,
Wollt ich nur Jubel ſingen und nimmer wieder Weh —
Nimmer, nimmer o Weh.

Und der Wunſch ſeines Herzens wird ihm erfüllt. Er erreichte das Heer des Kaiſers, der im Mai 1228 in einer großen Verſammlung zu Baroli in Italien unter freiem Himmel ſein Teſtament verlas und dann allerdings nur mit 40 Galeeren nach dem Morgenlande ſegelte.

Während der nach Perugia geflüchtete Papſt jedem, der auch nur die Kreuzzugsſteuer entrichtete, mit dem Banne drohte, hatte Friedrich, hoch und vorurteilsfrei über dem fanatiſchen Glaubenshaſſe ſeiner Zeit ſtehend, durch Verträge mit dem Sultan von Ägypten ſeinen Zug geſichert, und mit dieſer Hilfe gelang es ihm denn auch, trotzdem daß der Papſt durch ſeine Legaten, Franziskanermönche, ſogar noch im heiligen Lande allen Chriſten: den Tempelherren, den Johannitern, dem Patriarchen jeden Verkehr mit Friedrich bei Strafe des Bannes verbot, wirklich das heilige Land wiederzugewinnen und das Königreich Jeruſalem herzuſtellen.

Walther war Zeuge dieſes wunderbaren kaiſerlichen Doppelkampfes mit den Heiden und mit dem Papſt, und war unendlich glücklich, die heiligen vielerſehnten Stätten mit Augen zu ſchauen. Da ſingt er — ganz im Tone des Chorals:

Nun erſt leb ich ohne Fährde,
Seit ſich meinen Augen weiſt,
Heil'gen Landes heil'ge Erde,

Die da jede Zunge preist.
Mein ist, was ich je erbat,
Da ich schauen darf den Pfad,
Den des Menschen Sohn betrat.

Eine Stelle dieses Liedes ist auch ein merkwürdiges Zeugnis von Walthers Duldung, von jenem unbefangenen Sinn in Glaubenssachen; denn er singt:

Juden sagen's, Christen, Heiden,
Daß dies Land ihr Erbe sei.
Gott wird wohl den Streit entscheiden,
Führt ja selbst der Namen drei.

Dieser hohe freie Sinn, der an die Fabel der drei Ringe in Lessings Nathan mahnt, und der seinen mächtigsten Vertreter in Kaiser Friedrich selber fand, der wird noch gekräftigt worden sein durch des alternden Dichters Aufenthalt im Morgenlande. Wie lange dieser gedauert hat, wann Walther heimgekehrt ist — wir wissen es nicht. König Friedrich landete schon im Mai 1229 in Apulien und verjagte das in seine Erblande eingefallene päpstliche Schlüsselheer. Die Nachricht davon wird Walthers alte Tage erheitert haben; und da es in der Tat dem Kaiser gelang, durch vollständige Demütigung des Papstes seine Herrschaft in Italien neu zu befestigen und sich vom Banne zu lösen, so wird der alte Dichter mit dem frohen Bewußtsein vom Leben geschieden sein, daß der Sieg der Kaiseridee, das hohe nie aufgegebene Ziel seines Lebens, glücklich errungen und — so durfte er damals wohl hoffen — auch dauernd gesichert sei.

Wann der Tod Walthern berührte, vermögen wir nicht genau anzugeben. Mit dem Kreuzzug verstummt sein Gesang, und so wird es etwa zu Anfang der dreißiger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts gewesen sein, daß der streitbare Sänger auf dem stillen, vom Kreuzgange umschlossenen Grashofe des Neumünsters zu Würzburg unter breitästiger weitschattender Linde bestattet ward.

Unter der Linden
Hold beschattet,

Vom Münſterkreuzgang eng umhegt,
Da magſt du finden
Fromme beſtattet,
Ein Herz, das einſt die Welt bewegt.
Dort ruht aus von Luſt und Leide,
Träumeriſch tief
Walther von der Vogelweide.

Eine holde Sage umſpielt die traute Stätte. Sie erzählt: Walther habe in ſeinem letzten Willen ein Legat ausgeſetzt und verfügt, daß täglich auf ſeinem Grabſtein die Vögel gefüttert und getränkt werden ſollten, ſpäter aber habe das Kapitel dies Vermächtnis für die fliegenden Sänger in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestag den Chorherren gegeben werden ſollten, nicht mehr den Vögeln. — Freilich hatten die Pfaffen Grund, ſich an Walthern und an allen freien Sängern zu rächen, aber ſie gaben damit doch nur eine neue Illuſtration ihrer ſo oft von unſerem Dichter verſpotteten Habſucht.

Die Zeitgenoſſen wußten, was ſie an Walther verloren. Einer der größten von ihnen, Gottfried v. Straßburg, hat ihm noch bei Lebzeiten das ſchönſte Denkmal geſetzt. In ſeinem Triſtan — nachdem er den Tod Reimars, der Nachtigall von Hagenau, beklagt, fährt er alſo fort:

Wer leitet nun die liebe Schar?
Wer weiſet dies Geſinde?
Ich wähne, daß ich ſie finde,
Die nun das Banner führen ſoll:
Ihre Meiſterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide.
Hei, was die über die Heide
Mit hoher Stimme klinget!
Was Wunder ſie uns bringet!
Wie fein ſie organieret,
Ihr Singen modulieret!
Ich meine aber in dem Ton,
Der klinget von jenem Berg und Thron,
Da wo die Göttin Minne
Gebietet drauf und drinne.

Die weiſet ſie nach Wunſche wohl,
Die weiß wohl, wo ſie ſuchen ſoll
Der Minnen Melodien.
Sie und die mit ihr ziehen,
Die mögen alſo ſingen,
Daß ſie zu Freuden bringen
Ihr Trauern und ihr ſehnendes Klagen:
Und das geſcheh noch in meinen Tagen!

Daß es geſchah, haben wir geſehen; und da nun Walther verſtummt, klagen ihm andere Sänger nach; vor allem der Truchſeß von St. Gallen, Ulrich von Singenberg:

Uns zog unſ'res Sanges Meiſter auf die Fahrt,
Den man ſonſt von der Vogelweide nannte,
Die keinem wird von uns nach ihm erſpart.

Wenn aber die Mitlebenden in Walther vor allem den höfiſchen kunſtreichen Minneſänger rühmten, ſo müſſen wir ſeiner immer und immer wieder gedenken als des unerſchütterlichen großen Patrioten, als des erſten und kühnſten politiſchen Sängers der Nation, der ein Träger war ihrer erhabenſten Tendenzen, ein Anwalt ihrer Sehnſucht und heißeſten Wünſche und ein Vorkämpfer in ganz ähnlichen Schlachten wie die, in denen wir ſelbſt jüngſt ſo heiß gefochten und in denen wir noch heute ringend ſtehen. Zu gedenken haben wir ſeiner als eines der früheſten und energiſchſten Vertreter jenes proteſtantiſchen Geiſtes, der der Geiſt freien Denkens, der antirömiſche Geiſt, ja im Grunde genommen der deutſche Geiſt ſelber iſt. Und wenn heute das Tirol, unſeres Dichters Heimat, die feſte Burg des Ultramontanismus heißt — ein Blick auf Walther lehrt, wie alt auch in jenen Gegenden das proteſtantiſche Selbſtbewußtſein deutſcher Männer iſt; und wenn uns aus dieſer Erkenntnis Hoffnung für die Zukunft keimt, dann ziemt auch uns wohl jenes herzliche Wort, das ſchon einer von Walthers Zeitgenoſſen, Hugo v. Trimberg, in ſeinem „Renner“ ſpricht:

„Herr Walther von der Vogelweide,
Wer deß vergäße, der tät mir leide!“ —

Inhalt.

Seite

Vorwort 5

Max Jähns. Eine biographiſche Skizze von Karl Koetſchau 7

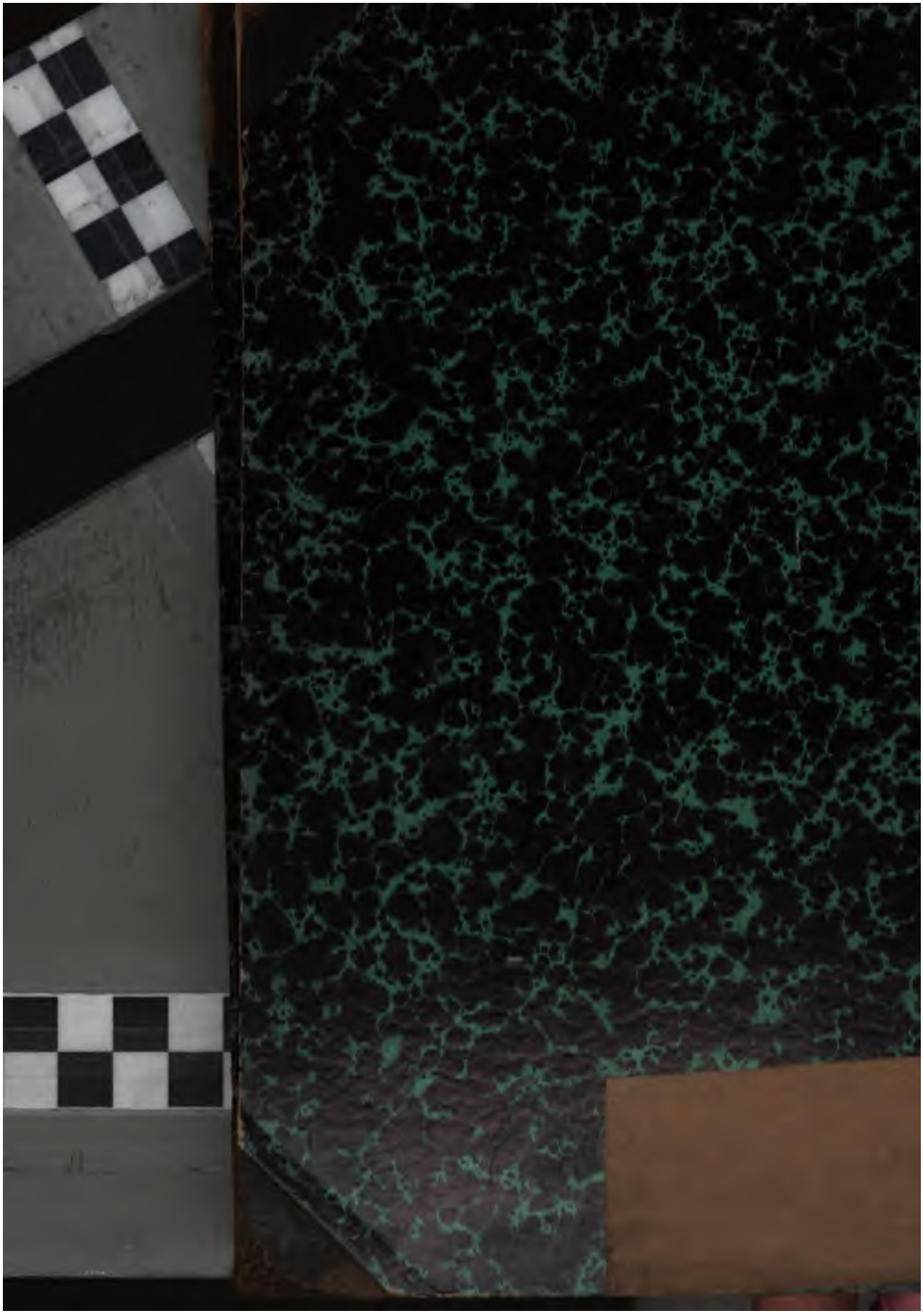
Max Jähns als militäriſcher Schriftſteller von Alfred Meyer . 77

Geſchichtliche Aufſätze von Max Jähns.

1. Die Kriegskunſt als Kunſt. (Aus den „Grenzboten“ 1874) 97
2. Die Trilogie Karls des Kühnen. (Aus den „Grenzboten“ 1876) 131
3. Die Schlacht von Pavia am 24. Febr. 1525, das „Sedan“ des 16. Jahrhunderts. (Aus den „Grenzboten“ 1874) . . 224
4. Der Große Kurfürſt bei Fehrbellin, Wolgaſt und Stettin 1675—1677. (Aus dem „Hohenzollern-Jahrbuch“ 1897) . 301
5. Der Große Kurfürſt auf Rügen und vor Stralſund 1678 und der Winterfeldzug in Preußen 1679. (Aus dem „Hohenzollern-Jahrbuch“ 1899) 367
6. Kaiſer Wilhelm. Ein Umriß ſeines militäriſchen Lebens. (Aus den Beiheften zum „Mil.-Wochenblatt“ 1888) . . . 422
7. Walther von der Vogelweide. (Aus den „Preußiſchen Jahrbüchern“. Bd. XX. Heft 3, 1867.) 495

Druck von G. Bernstein in Berlin

DD 93 .J34 1903 C.1
Geschichtliche Aufsatze /
Stanford University Libraries
3 6105 039 817 973

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305